Die sexuelle Frage

Auguste Forel


LANE
MEDICAL
LIBRARY
SEAL OF THE LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
1885

Die sexuelle Frage.

Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete

von

AUGUST FOREL,
Dr. med., phil. et jur., ehemaliger Prof. der Psychiatrie
und Direktor der Irrenanstalt in Zürich.



1.—4. Tausend.



ÜNC 5
ER IAR uchhandlung

Universitätsbuchdruckerei Friedrich Reinhardt, Basel.

Meiner Frau

Emma geborene Steinheil

in Liebe und Verehrung

gewidmet.

Der Verfasser.

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist die Frucht langjähriger Erfahrungen und Ueberlegungen. Eine Wurzel desselben stammt aus der Naturforschung, und eine zweite aus einer langen Beschäftigung mit der Psychologie kranker und gesunder Menschen. Die Sehnsucht des menschlichen Gemütes und die Erfahrungen der Soziologie der verschiedenen Menschenrassen und geschichtlichen Zeitperioden mit den Ergebnissen der Naturforschung und den durch dieselben ans Licht geförderten Gesetzen der psychischen und sexuellen Evolution in harmonischen Einklang zu bringen — das ist ein Problem, das sich unserem Zeitalter aufdrängt. Sein Scherflein zur bestmöglichen Lösung jenes Problems beizutragen, ist eine Pflicht, die wir unseren Nachkommen gegenüber zu erfüllen haben. Wir müssen für sie ein glücklicheres Dasein vorbereiten als das unsrige, und wäre es nur aus Dankbarkeit für die ungeheuren Kulturfortschritte, die wir dem Schweiss, dem Blut und vielfach dem Martyrium unserer Vorgänger verdanken.

Ich bin mir der Grösse meiner Aufgabe und der Mängel meines Buches völlig bewusst. Es war mir namentlich nicht möglich, die vorhandene Literatur genügend zu berücksichtigen. Ich habe mich vor allem bemüht, die sexuelle Frage von allen Seiten in einer Art zu behandeln und zu beleuchten, wie es meines Wissens noch nicht geschehen ist. Andere werden dann die Mängel und Lücken später verbessern.

Meinem lieben Freunde und Kollegen Herrn Dr. W. Bach schulde ich für seine wertvollen Ratschläge und seine vortreffliche Hülfe bei der Revision meiner Arbeit grossen Dank. Ich habe auch Herrn Prof. Boveri zu danken, der die Güte hatte die Ausführung der Tafeln I und II zu überwachen.

Chigny près Morges, im Oktober 1904.
(Waadt, Schweiz)

Dr. A. Forel.

Inhalt.

Einleitung.

Die sexuelle Frage gehört zu denjenigen, bei deren Behandlung man den meisten Entgleisungen ausgesetzt ist. Ihrer Natur nach reizt sie die menschlichen Leidenschaften sowie die menschliche Neugierde, und ihr Gegenstand lässt sich zu aller Art Ausbeutung missbrauchen. Je nachdem erscheint sie mit der Religion, der Moral, der Kunst, der Politik, dem Recht, der Medizin verwoben, oder Handel und Gewinnsucht bemächtigen sich ihrer, sodass sie einseitig und tendenziös dargestellt zu werden pflegt. So finden wir sie z. B. behandelt wie folgt:

1. Erotisch und pornographisch, um durch systematische Reizung eines Naturtriebes bei andern Geld zu gewinnen. Mädchenhandel, Kuppelei, Prostitution und pornographische Literatur sind die Folgen jener Gewinnsucht.

2. Um den eigenen Erotismus zum Ausdruck zu bringen und dadurch in gewisser Weise zu befriedigen.

Diese beiden Motive finden wir aber meistens mehr oder weniger auch mit den folgenden Arten der Behandlung unseres Gegenstandes verquickt:

3. Religiös-metaphysische Art, bald in der ekstatisch-erotischen, bald in der ascetischen Form der Mystik.

4. Politisch-soziale Art, die zum Ausdruck bringt, wie im Lauf der Geschichte das Recht des Stärkeren, das heisst des Mannes gegenüber dem Weibe, getrieben durch Gewinnsucht und Erotismus, sich cynisch seine Geltung verschafft hat. Glücklicherweise fängt man ernstlich an, die Gleichberechtigung der Frau allmählich anzuerkennen.

5. Die spezieller juridische Art erscheint in der Form von Gesetzesparagraphen, deren Zweck es ist, die Rechte beider Geschlechter und ihrer Sprösslinge in Hinsicht auf den sexuellen Verkehr und seine Folgen zu regeln. Diese Gesetze verraten jedoch überall mehr oder weniger ihren Ursprung aus dem eben

erwähnten Recht des Stärkeren, sowie aus mystischen und barbarischen Gebräuchen.

6. Die ärztliche Behandlung der sexuellen Frage zerfällt einerseits in die wissenschaftliche Untersuchung der sexuellen Physiologie und Pathologie, anderseits in die Therapie der sexuellen Abnormitäten und Krankheiten und in die Hygiene des Geschlechtslebens. Erstere leidet unter der mangelhaften psychologischen Bildung der Aerzte und beide letztere insbesondere unter ihrer zu grossen Hochachtung vor den Juristen, den Theologen und der Tradition. Die ärztliche Behandlung der Frage sollte, richtig genommen, psychologisch, physiologisch, anatomisch und pathologisch sein. Hiezu kommt noch das Studium der Entwicklung (Embryologie) und der Evolution (Phylogenie) des Geschlechtstriebes und der Geschlechtsorgane.

7. Die ethnographische und historische Art ist ausserordentlich lehrreich, nicht nur als Schilderung der tatsächlichen normalen sexuellen Verhältnisse in der Weltgeschichte, sondern auch zahlloser menschlicher Verirrungen. Sie ist jedoch nicht immer objektiv und oft oberflächlich, sowie auch von den beiden erstgenannten Faktoren vielfach recht subjektiv beeinflusst. Sie hat aber grosse Fortschritte gemacht.

8. Die künstlerische Behandlung der sexuellen Frage nimmt einen gewaltigen, ja den grössten Raum ein, denn sexuelle Gefühle und Leidenschaften spielen in allen Gebieten der Kunst eine überwältigende Rolle. Das gleiche gilt von der Belletristik. Beide sind von der sexuellen Frage durchwoben, belebt, aber leider auch vielfach infolge der Gewinnsucht und des Erotismus durch dieselbe verunstaltet. Sie reagieren ihrerseits gewaltig auf die ganze menschliche Auffassung der sexuellen Frage im Guten wie im Bösen.

9. Ich erwähne ferner die ethische oder moralische Art der Behandlung. Diese artet leider zu oft in eine moralisierende Phraseologie oder in einen mystischen Ascetismus mit Heuchelei, oder auch in eine der Ethik direkt zuwiderlaufende Reaktion aus. Sie bedeutet eine sehr wesentliche Seite der Frage, die mit ihrer sozialhygienischen Seite zusammenfallen muss. Ehrenwerte ethische Bestrebungen riskieren vielfach, durch extreme Strenge ihren Zweck zu verfehlen. Und doch ist dieses schwierige Gebiet von grundlegender Wichtigkeit.

10. Endlich spielt die sexuelle Frage in der Pädagogik eine wichtige Rolle, die aber vielfach recht verkehrt aufgefasst wird.

In allen jenen Behandlungsarten der sexuellen Frage spielt das persönliche, meistens erotische Empfinden des Autors eine bedeutende Rolle, die er nie ganz verleugnen kann, obwohl es Pflicht der wissenschaftlichen Selbstkritik wäre, dasselbe möglichst auszumerzen, um gerecht, neutral und objektiv zu bleiben.

Und wie wichtig ist doch die sexuelle Frage für die Menschheit, deren zukünftiges Glück und Wohlergehen zu einem bedeutenden Teil von ihrer besten Lösung abhängt! Indem ich hier versuchen will, diesen heiklen Gegenstand zu behandeln, werde ich mich redlich bemühen, sowohl die Klippe der Engherzigkeit als diejenige des Erotismus nach Möglichkeit zu vermeiden und auf der andern Seite nicht in Kompilation und in schwerfällige gelehrte Ausdrucksweise zu verfallen. Meine Anschauungen beruhen einerseits auf wissenschaftlichen Studien und Forschungen in verschiedenen Gebieten, anderseits auf reichlichen persönlichen Erfahrungen, sowohl bei pathologischen Fällen, wie bei normalen Menschen. Immerhin musste ich für das mir fremde Gebiet der Ethnographie mich auf das grundlegende Werk Westermark's stützen, resp. dessen Inhalt resümieren. Für die sexuelle Psychopathologie bin ich der Hauptsache nach der Einteilung v. Krafft-Ebing's gefolgt.

Die sexuelle Frage ist so ausserordentlich komplex, dass keine Rede davon sein kann, für sie eine einfache Lösung, wie für die Alkoholfrage zu finden. Letztere löst sich in dem kurzen Wort: „Weg mit dem Alkohol als Genussmittel!“, wie die Frage der Leibeigenschaft mit der Forderung: „Weg mit der Sklaverei!“ zu lösen ist. Alkoholgenuss, Sklaverei, Folter sind künstlich erzeugte Geschwüre des Menschengeschlechtes, die einfach auszuschneiden sind. Ihre völlige Beseitigung zieht nur Vorteile nach sich, da sie nicht zur Menschennatur gehören. Die sexuelle Frage dagegen betrifft die Wurzel des Lebens selbst; sie ist mit der Menschheit aufs innigste verwoben und erfordert daher eine total andere Behandlung. Sie ist aber mannigfach auf falsche, gefährliche und verderbliche Bahnen geführt worden und es tut dringend not, sie aus diesen zu reissen und sie in ein richtigeres und ruhigeres Fahrwasser zu leiten mittelst der nötigen Dämme auf der einen und Kanalisationen auf der andern Seite.

Der Fundamentalsatz in der sexuellen Frage ist der folgende:

Beim Menschen, wie bei jedem Lebewesen, ist der immanente Zweck einer jeden sexuellen Funktion, somit auch der sexuellen Liebe, die Fortpflanzung der Art. Somit muss sie vor allem naturwissenschaftlich,

psychologisch-physiologisch und soziologisch behandelt werden. Dieses ist zwar schon oft, aber meist in gelehrten Abhandlungen oder in einseitiger Weise geschehen.

Infolge des eben Gesagten muss die Menschheit für ihr Glück wünschen, dass ihre Fortpflanzung in einer Art geschehe, die ihre sämtlichen physischen und psychischen (geistigen) Eigenschaften, sowohl mit Bezug auf Kraft und körperliche Gesundheit, als mit Bezug auf Gemüt, Verstand, Wille, schöpferische Phantasie, optimistische Liebe zur Arbeit, Lebenslust und soziales Solidaritätsgefühl fortschreitend erhöhe. Somit muss sich jeder Lösungsversuch der sexuellen Frage auf die Zukunft und auf das Glück unserer Nachkommen richten.

Die Arbeit an der sexuellen Frage erfordert einen hohen Grad individueller Uneigennützigkeit. Da jedoch das menschliche Wesen ausserordentlich schwach und kurzsichtig ist, besonders leider in der vorliegenden Materie, ist es durchaus erforderlich, um nicht in utopistische Bestrebungen zu verfallen, die genannte, fundamentale und allgemeine Richtschnur dem unmittelbaren Glück und Vorteil, ja sogar den natürlichen Schwächen des menschlichen Individuums anzupassen. In dieser zu erstrebenden Vereinigung liegt die Schwierigkeit der Lösung des Problems und sie erfordert, dass mit dem Vorurteil, den Überlieferungen und der Prüderie Tabula rasa gemacht wird. Das ist es, was wir versuchen wollen.

Von einem höheren Standpunkte aus betrachtet ist die sexuelle Frage ebenso schön als gut. Schmachvoll oder beschämend sind nur der Schmutz und die Niedertracht, welche brutale, egoistische Leidenschaften und die mit erotischer Neugierde und mystischem Aberglauben gepaarte Dummheit und Unwissenheit, oft verbunden mit Gehirnvergiftungen und -Abnormitäten, hineingelegt haben.

Wir werden unser Thema in 19 Kapitel einteilen.

Die Kapitel I bis VII behandeln die Naturgeschichte, die Geschichte und die Psychologie des Sexuallebens, das Kapitel VIII seine Pathologie und die Kapitel IX bis XVIII seine soziologische Seite, das heisst seine Verhältnisse zu den verschiedenen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens der Menschen.

Kapitel I.

Die Fortpflanzung der Lebewesen. Keimgeschichte.

(Teilung, Jungfernzeugung, Konjunktion, Entwicklung, Geschlechtsunterschiede, Kastration, Hermaphroditismus, Vererbung, Blastophthorie.)

Es ist ein allgemeines Gesetz des organischen Lebens, dass jedes Einzelwesen eine Art Turnus durchmacht, den man Einzel- oder Individualleben nennt und der mit dem Tod, d. h. mit der Zerstörung des grössten Teiles des bezüglichen individuellen Lebewesens endigt, das alsdann wieder in leblose Materie zerfällt. Nur kleine Teile desselben, die Keimzellen, setzen unter bestimmten Bedingungen das Leben fort.

Als einfachstes der Lebensäusserung fähiges Formelement kennen wir seit Schwann die Zelle, die zugleich bei den niedrigsten Organismen das ganze Einzelwesen bildet. Zweifellos ist die Zelle etwas bereits Hochorganisiertes. Sie besteht aus unendlich kleinen verschiedenartigen und verschiedenwertigen Elementen, die das sogenannte Protoplasma oder die Zellensubstanz bilden. Jene unendlich kleinen Elemente sind aber noch völlig unbekannt. In ihnen muss der Uebergang zwischen lebloser Materie und Leben gesucht werden, ein Uebergang, den man früher im Protoplasma selbst, dessen Komplikationen noch nicht bekannt waren, suchen zu dürfen glaubte. Diese ungelöste Frage hat uns hier nicht zu beschäftigen. Für das einmal gegebene Leben bleibt die Zelle das konstante Formelement. Sie besteht aus dem Zellprotoplasma und aus einem darin eingebetteten rundlichen Kern, dessen Substanz Nucleoplasma genannt wird. Der Kern ist der wichtigere Teil der Zelle und regiert sozusagen ihr Leben.

Die niedrigsten einzelligen Lebewesen vermehren sich durch Teilung, wie die einzelnen Zellen eines höher organisierten vielzelligen Lebewesens. Jede Zelle stammt aus einer anderen Zelle. Eine Zelle kerbt sich mitsamt ihrem Kern in der Mitte ein und teilt sich so in zwei Zellen, die allmählich durch Aufsaugung von Nahrungssäften aus der sie umgebenden Substanz sich wiederum vergrössern. Der Tod oder die Zerstörung der einzelnen Zelle be-

deutet natürlich hier den Tod des ganzen Einzelwesens, das sich aber meistens vorher vermehrt hat. Dennoch finden wir schon hier die eigentümliche Tatsache der Konjunktion oder Konjugation, d. h. die Erscheinung, dass ab und zu eine Zelle in eine andere dringt, und, dass aus deren Verschmelzung kräftigere, fortpflanzungsfähigere Zellen entstehen. Aus dieser Tatsache, die wir bei sämtlichen Lebewesen, den Menschen inbegriffen, finden, ergibt sich, dass das Leben nur fortgesetzt werden kann, wenn dann und wann zwei verschiedene Elemente, die verschiedenen Einflüssen ausgesetzt worden sind, sich miteinander verschmelzen. Verhindert man dieses und lässt man gewisse Lebewesen in einemfort durch Teilung oder Knospung (siehe unten) sich vermehren, so erfolgt allmählich eine Entartung und Abschwächung bis zum Aussterben der ganzen Sippe.

Es ist hier notwendig, dass wir die neueren wissenschaftlichen Forschungen über die intimeren Vorgänge der Zellteilung erklären, soweit man sie erkannt hat, weil ihre intime Verwandtschaft mit den Befruchtungsvorgängen auf der Hand liegt. Der Kern einer gewöhnlichen Zelle erscheint wie ein mehr oder weniger rundliches Bläschen im Inneren derselben. Sorgfältige Färbungsmethoden der neueren Zeit haben gezeigt, dass im Kern mehrere rundliche Kernkörperchen liegen und dass ausserdem die Kernmembran oder -Haut mit einem sehr feinen Netzwerk zusammenhängt, das den ganzen Inhalt des Kernes durchsetzt. Die saftige Kernsubstanz liegt in den Maschen dieses Gewebes, das sich besonders gern mit Farbstoffen färbt und daher Chromatin genannt wird. Den Teilungsvorgang solcher höheren kernhaltigen Zellen hat man Mitose genannt. Der Prozess beginnt beim Kern (siehe Tafel 1). Figur 1 zeigt die Zelle, die sich noch nicht teilt. Im Protoplasma bildet sich neben dem Kern, bei *c*, ein kleines Körperchen, das man Centrosom (Zentralkörperchen) nennt. Bei *b* ist der Kern selbst abgebildet. Wenn die Zelle sich nun zu teilen beginnen soll, ziehen sich die Maschen des Chromatins zusammen und das Centrosom teilt sich in zwei Hälften (Figur 2). Im nächsten Moment vereinigen sich die Teile des Chromatingerüstes in gewundenen Strängen (Chromosomen), deren Zahl (Figur 3 und 4) je nach den verschiedenen Lebewesen wechselt, aber für jede Pflanzen- oder Tierart die gleiche bleibt. Zugleich rücken die zwei Centrosomen auseinander auf beide Seiten des Kernes. Dann verkürzen und verdicken sich die Chromosomen, während sich der Zellkern vollständig auflöst, seine Membran verschwindet und sein Inhalt sich mit dem Protoplasma der Zelle

vermischt (Figur 4). Nun ordnen sich die Chromosomen, regelmässig wie preussische Soldaten, in einem der grössten Durchmesser der Zelle, die beiden Centrosomen je auf einer Seite lassend (Figur 5). Jetzt aber spaltet sich jedes Chromosom in zwei parallele Hälften, die ganz genau gleich gross sind (Figur 6). Wie man bereits in den Figuren 3 und 4 sieht, hatten sich die beiden Centrosomen mit linienartigen Strahlen umgeben. Einige derselben verlängern sich nun gegen die Chromosomen zu, heften sich an dieselben an und ziehen dann jede Hälfte eines jeden der jetzt gespaltenen Chromosomen zu seinem bezüglichen Centrosom hin (Figur 7). Auf diese Weise sammeln sich in der Nähe eines jeden Centrosoms soviel Chromosomen, als die Mutterzelle ursprünglich gebildet hatte (Figur 8). Zugleich wächst die Zelle in die Breite und ihr Protoplasma fängt an, an beiden Enden der vorher sichtbaren zentralen Chromosomenlinie je eine Einkerbung zu bekommen. Dann aber sammelt sich wieder Kernflüssigkeit um jede Chromosomgruppe herum: die Strahlen, welche die Centrosomen umgaben, verschwinden, und zwischen den beiden Chromosomengruppen vollzieht sich die Teilung der Zelle in zwei (Fig. 9), indem sich eine Scheidewand quer durch das Protoplasma hindurchbildet. Nun lösen sich die Chromosomen (vier an der Zahl in unserer, Boveri entnommenen Figur) wieder in das ursprüngliche Chromatin-Netzwerk des Kernes auf und wir haben für jede der jetzt sich völlig trennenden Hälften wiederum einen Kern und ein Centrosom, genau wie bei der Mutterzelle.

So geht es bei sämtlichen Zellenvermehrungen der Tier- und Pflanzenwelt zu. Bei den einfachsten Wesen, die wir kennen (einzelligen Wesen) geht so die Teilung immerwährend als einzige Art der Fortpflanzung vor sich (freilich bei gewissen Zellen, wie bei den Bakterien, sind die inneren Vorgänge noch wenig klar). Die Zellen der komplizierten Organismen, der höheren Pflanzen und Tiere, teilen sich genau in der geschilderten Weise, um, während des embryonalen und auch oft des späteren Wachstums, die einzelnen Körperorgane zu bilden. Diese Tatsache zeigt deutlich genug die innige Verwandtschaft aller lebenden Wesen. Am auffälligsten ist bei diesem Vorgang die sozusagen mathematische Teilung der Chromosomen in zwei gleiche Hälften. Darin zeigt sich der Zweck, die Chromosom-Substanz gleichmässig im ganzen Organismus zu verteilen. Wir kommen noch darauf zurück.

In der Stufenleiter der Pflanzen und Tiere komplizieren sich bekanntlich die Einzelwesen immer mehr, indem sie sich nicht mehr

aus einer einzigen, sondern aus einer grossen Zahl von Zellen bilden, die zu einem Ganzen zusammengewachsen sind, und indem jene Zellen je nach dem Zweck, dem sie angepasst werden, verschiedene Formen und chemische Beschaffenheiten bekommen. So bilden sich bei den Pflanzen Blätter, Blumen, Knospen, Zweige, Stämme, Rinde etc. und bei den Tieren Haut, Darm, Drüsen, Blut, Muskeln, Nerven, Gehirn, Sinnesorgane u.s.f. Trotz der hohen Komplikation verschiedener Organismen finden wir bei ihnen vielfach noch die Fähigkeit, sich durch Teilung, oder vielmehr Knospung fortzupflanzen. Bei gewissen Tieren und Pflanzen wuchern Zellengruppen zu einer sogenannten Knospe, die sich später vom Körper ablöst und ein neues Lebewesen bildet (Polypen, Zwiebeln). So z. B. kann man bekanntlich aus einem Ableger einen Baum entstehen lassen. Ferner sind z. B. unbefruchtete Ameisen und Bienen imstande, Eier zu legen, aus welchen sich vollständige, lebende und wohlgebildete Nachkommen durch sogenannte Jungfernzeugung (Parthenogenese) entwickeln. Doch auch diese entarten und gehen zu Grunde, wenn die geschlechtslose Fortpflanzung durch Knospung oder Jungfernzeugung während mehreren Generationen fortgesetzt wird. Bei den höheren Tieren, das heisst bei den Wirbeltieren und dem Menschen, gibt es überhaupt keine Zeugung ohne Konjunktion, somit auch keine Jungfernzeugung mehr. Soweit erforscht, sehen wir aber überall die geschlechtliche Fortpflanzung oder Konjunktion als Bedingung einer dauernden Fortsetzung des Lebens. Worin besteht nun die Konjunktion?

Zunächst muss bemerkt werden, dass, so kompliziert ein geschlechtlich sich fortpflanzendes Einzelwesen auch sein mag, es immer ein Organ oder Gewebe besitzt, dessen gleichmässig geformte Zellen für die Fortpflanzung der Art und noch spezieller für die Konjunktion reserviert sind. Dieses Organ nennt man Geschlechtsdrüse und seine Zellen haben die Eigenschaft, durch die Konjunktion (aber auch manchmal zeitweilig ohne Konjunktion), wenn sie aus dem Körper hinaus unter bestimmten Bedingungen befördert werden, sich in der Weise zu vermehren, dass sie das Lebewesen, aus dem sie stammen, in nahezu genau gleicher Form (Arttypus) wieder bilden. Man kann daher, wie Weismann, vom philosophischen Standpunkt aus annehmen, dass jene Zellen das Leben ihrer Eltern fortsetzen, sodass der Tod in Wirklichkeit nur einen Teil des Individuums zerstört, nämlich denjenigen, der zu speziellen Individualzwecken angepasst worden ist und aufgebraucht wird. Jedes Individuum lebt in seinen Nachkommen weiter.

Bevor die Geschlechts- oder Keimzelle zum Individuum wird, teilt sie sich in viele sogenannte Embryonalzellen, welche sich in den Anlagen der verschiedenen Körperorgane differenzieren. Den Übergang der Keimzelle zum fertigen Individuum nennt man Embryonalperiode. In dieser macht das Einzelwesen die wunderbarsten Formwandlungen durch. Ja, in gewissen Fällen bildet sich ein bestimmtes, scheinbar fertiges Lebewesen mit eigener Form und Lebensweise aus, lebt zuweilen manche Jahre und wandelt sich schliesslich in die definitive Geschlechtsform um. So wird aus dem Ei eines Schmetterlings zuerst die Raupe, dann die Puppe und dann erst der Schmetterling. Raupe und Puppe gehören zur Embryonalperiode. In der Embryonalperiode macht jedes Tier einigermassen und summarisch Formwandlungen durch, die seinen Ahnenformen mehr oder weniger ähneln; die Raupe ähnelt z. B. dem Wurm, dem Ahn der Insekten etc. (Häckel's biogenetisches Grundgesetz). Es ist hier nicht der Platz, Zoologie zu treiben und ich begnüge mich mit dieser Andeutung.

Wir kommen nun zur Konjunktion. Bald im gleichen Individualkörper, bald in verschiedenen Individuen, bilden sich bei mehrzelligen Tieren je die beiden verschiedenen Gruppen von Keimzellen, nämlich die männlichen und die weiblichen, in verschiedenen Keimdrüsen. Um nicht zu komplizieren, lassen wir die Pflanzen, für das, was sie spezieller betrifft, beiseite und sprechen nur von den Tieren. Bilden sich beiderlei Keimdrüsen im gleichen Körper, so nennt man das Tier Hermaphrodit. Bilden sie sich dagegen in zwei verschiedenen Individuen so spricht man von Tieren mit getrennten Geschlechtern. Hermaphrodit sind z.B. die Schnecken. Es gibt aber ausserdem noch mehrzellige niedere Tiere, die sich gewöhnlich durch Knospung vermehren und deren Konjunktionen mehr gelegentlich stattfinden. Auch diese Tiere lassen wir alle beiseite, da sie vom Menschen zuweit abliegen. Bei allen höheren Tieren (auch bei den Hermaphroditen) unterscheiden sich die männlichen Keimzellen durch ihre Beweglichkeit. Sie haben ein zusammenziehbares Protoplasma und sind je nach den Arten ungemein verschieden geformt. Beim Menschen und den Säugetieren sehen sie aus wie unendlich kleine Kaulquappen, deren Schwanz ebenso beweglich ist, wie derjenige der bekannten Froschlarven in unsern Teichen. Die weibliche Keimzelle dagegen ist in der Regel unbeweglich und sehr viel grösser als die männliche. Die Konjunktion besteht nun darin, dass auf irgend einem mechanischen

Weg — und deren gibt es in der Natur eine unendliche Mannigfaltigkeit — die männliche Keimzelle, das Spermatozoon oder der Samenfaden, mittelst seiner Bewegungen zur weiblichen Keimzelle, die man Ei nennt, gelangt, und in das Protoplasma derselben eindringt. In diesem Moment entsteht eine Gerinnung der Oberfläche des Eies, welche anderen nachkommenden Spermatozoen den Eintritt verwehrt.

Das Ei oder die weibliche und das Spermatozoon oder die männliche Keimzelle bestehen beide aus Protoplasma und Kern. Während aber die Samenzelle nur einen kleinen Kern und sehr wenig Protoplasma besitzt, hat das Ei einen grossen Kern und unendlich viel mehr Protoplasma als jene. Bei gewissen Arten wächst dieses Protoplasma (Eidotter) ungeheuerlich, als einziger Futtervorrat für ein langes Embryonalleben, so z. B. bei den Eiern der Vögel. — Van Beneden und O. Hertwig haben zuerst die Vorgänge der Konjunktion klargestellt.

Der Vorgang der Konjunktion oder Konjugation beginnt bereits, wie wir sahen, bei einzelligen Wesen. Dort fällt er nicht mit der Vermehrung zusammen. Er bildet nur die Verstärkung einzelner Individuen. Die Sache geschieht hier je nach den Fällen etwas verschieden.

Einmal legt sich ein einzelliges Tier einfach an das andere an. Nun spalten sich beide Kerne je in zwei Hälften. Das Protoplasma beider Zellen verschmilzt an der Berührungsstelle und dann wandert die eine Hälfte des Kernes der ersten Zelle in die zweite Zelle und die Hälfte des Kernes der zweiten Zelle auf der umgekehrten Seite in die erste Zelle ein. Dann trennen sich die Zellen wieder von einander und die nun ausgetauschten Kernhälften verschmelzen jede mit der zurückgebliebenen Hälfte des Kernes der Zelle, in welche sie eingewandert sind. Dann fängt jede Zelle an, sich wieder durch Teilung zu vermehren, wie oben geschildert worden ist.

Ein anderes Mal geraten ebenso zwei Zellen an einander, verschmelzen aber zusammen. Ihre beiden Kerne legen sich dann an einander. Wiederum aber geschieht die fernere Teilung der nun aus zweien neuentstandenen einen Zelle so, dass die beiden nächsten Tochterzellen genau je eine Hälfte des Kernes der beiden ursprünglichen Zellen erhalten. Das Endresultat ist somit gleich.

Bei allen höheren Tieren jedoch, wo sich die Keimzellen in zwei Arten, männliche Zellen und weibliche Zellen, teilen, ist der

Vorgang der Konjunktion etwas anders. Bei diesen Tieren sind nur ausnahmsweise die weiblichen oder Eizellen imstande, sich ohne Konjunktion durch Jungfernzeugung so zu vermehren, dass sie ein neues Wesen hervorbringen. Sie enthalten zu wenig Chromatin oder kein Centrosom und gehen zu Grunde, wenn keine Konjunktion stattfindet. Die bewegliche, kleine, protoplasmaarme männliche Samenzelle schwimmt gegen die weibliche Eizelle mit ihrem Kaulquappenschwanz. Im Moment, wo sie die Eizelle berührt und in dieselbe eindringt, entsteht, wie schon erwähnt, eine Gerinnung an der Oberfläche der Eizelle. Diese Gerinnung bildet die sogenannte Dotterhaut und verhindert, dass eine zweite Samenzelle eindringen kann, was (nach den Erfahrungen Fol's), falls es unter pathologischen Umständen ausnahmsweise geschieht, monströse Missbildungen zur Folge hat (siehe Tafel 2, Figur 11). In dieser Figur 11 sehen wir die Eizelle mit ihrer Dotterhaut und mit ihrem ruhenden Kern, dessen Chromatin bei *c* blau gezeichnet ist. *b*. ist das Protoplasma der Eizelle oder das Eidotter, *a*. die Dotterhaut, *d*. das soeben eingedrungene Spermatozoon oder die männliche Samenzelle, deren hauptsächlich aus Chromatin bestehende Kernsubstanz rot gezeichnet ist, während ihr Protoplasmaschwanz seine Rolle ausgespielt hat und bald verschwindet. Bei *e*, *f* und *g* zeigt sich ein zweites, zu spät kommendes Spermatozoon (in *g* dessen Schwanz). Dieses zweite Spermatozoon ist natürlich verloren. Nun erscheint vor dem Kopf des eingedrungenen Spermatozoons ein von ihm, aus seinem kleinen Protoplasmavorrat, mit in das Eiprotoplasma hineingebrachtes Centrosom (Figur 12), und um dasselbe bilden sich Strahlen, wie bei der Zellteilung. Zugleich zeigt sich deutlich eine aus dem Eiprotoplasma sickernde Kernflüssigkeit um das Chromatin des Spermatozoons herum. Der Eikern bleibt still und unverändert. Dagegen fängt der Kern der Samenzelle rasch zu wachsen an. Er teilt sich zuerst in Chromosomen, besitzt jedoch deren nur halb soviel, als die Zelle der betreffenden Tierart enthält. Sein lebendiges Gewebe vergrössert sich auf Kosten des Eidotters; man kann sagen, dass es Eidotter verzehrt. Unterdessen teilt sich das Centrosom in zwei Hälften und dieselben wandern langsam gegen die Peripherie des Eies zu, genau, wie sie es bei der sich teilenden Zelle (siehe Tafel 1) tun. Zu gleicher Zeit fängt das Chromatin der Chromosomen des Spermatozoons an, sich zu zerteilen und ein Netzwerk zu bilden, während der Kern sich immer mehr vergrössert (Figur 13, 14).

Der Samenzellenkern hört nicht auf zu wachsen, bis er genau die Grösse und das Aussehen des Eikernes gewonnen hat, wie man es in Figur 15 sieht. Sein Chromatin-Netzwerk ist in dieser Figur nur deshalb rot gezeichnet, damit es der Leser vom Eikern unterscheiden kann. Unterdessen sind beide Centrosomen rechts und links auf die Seiten der Mittellinie zwischen beiden Kernen gerückt. Jetzt erst setzt sich auch der Eikern und zwar gleichmässig mit dem Samenkern in Tätigkeit. Vorher hat er jedoch einen Teil seines Chromatins in der Form des auf der Figur nicht gezeichneten sogenannten Polarkörperchens hinausgeworfen, und so besitzt er nun, wie der Spermakern, nur halb so viel Chromatin als die übrigen Zellen der betreffenden Tierart, und ebensoviel wie der Spermakern. Jetzt fangen Spermakern und Eikern zugleich an, ihr Chromatin zusammenzuziehen und Chromosomen zu bilden (Figur 16). Dieselben ordnen sich nun, genau wie bei der Zellteilung auf Tafel 1 in einer Mittellinie regelmässig zusammen, und teilen sich weiterhin der Länge nach genau in zwei Hälften, indem sie von den zugesandten Strahlenfäden der Centrosomen je nach rechts und links zu einer Hälfte gezogen werden (Figur 17). Man sieht, dass die Figur 17 der Tafel 2 ganz genau der Figur 6 der Tafel 1 entspricht. In der Tat hat das Wachstum des Kernes der Samenzelle seine lebendige Substanz genau zur gleichen Stärke entwickelt, wie diejenige des Eikernes. Beide treten vollständig gleichberechtigt einander gegenüber auf (ein Sinnbild der sozialen Gleichberechtigung beider Geschlechter!). Der tiefere Sinn der Sache liegt darin, dass nun, sobald sich im weiteren Verlauf die konjugierten Kerne in zwei Zellen teilen, wie auf Tafel 1, Figur 7 bis 10, jede dieser zwei Zellen ziemlich genau soviel männliche, wie weibliche Substanz erhält. Wir wollen nicht sagen „ganz genau“, denn der mütterliche und der väterliche Einfluss verteilen sich doch nicht ganz genau gleich in ihren Nachkommen. Da jedoch im weiteren Verlauf des embryonalen Lebens die Zellteilung im gleichen Schema weiter vor sich geht, ergibt sich daraus die Tatsache, dass jede Zelle oder wenigstens jeder Kern des zukünftigen Organismus des Kindes ungefähr eine Hälfte mütterlicher und eine Hälfte väterlicher Substanz resp. Energie bekommt.

In dem eben beschriebenen Vorgang liegt versteckt das Geheimnis der Vererbung. Die ererbten Energien behalten ihre ganze ursprüngliche Kraft und ihre ganze ursprüngliche Qualität in den wachsenden und sich teilenden Chromosomen, während die Dotter-

substanz, die von diesen Chromosomen verzehrt und durch Lebenschemie in ihre eigene Lebenssubstanz umgewandelt wird, ihre spezifische plastische Lebensenergie so vollständig verliert, wie diejenige der von uns Erwachsenen gegessenen Speisen für die qualitative Beschaffenheit unserer Organstruktur verloren geht. Wir mögen auch noch soviel Beefsteaks essen, wir bekommen deshalb nicht die Eigenschaften eines Ochsen. So kann der Samenzellenkern auch noch soviel Dotter-Protoplasma fressen, er behält doch seine erblichen, nun aber vermehrten und verstärkten ursprünglichen väterlichen Energien. Auf diese Weise bildet die Kernsubstanz unserer Keimzellen die Vererbungssubstanz und ist sie der Träger sämtlicher vererbter, qualitativer Energien der Art. Die Gleichartigkeit der Vorgänge innerhalb der Zelle, bei der Zellteilung und bei der Konjunktion beweisen, dass hinter der ganzen Sache ein tiefes, noch unergründetes Gesetz des Lebens steht, dessen Aufklärung der Zukunft vorbehalten bleibt.

Damit ist selbstverständlich nicht gesagt, dass nur der Keimzellenkern an und für sich die Energien aller Artmerkmale des Individuums besitzt. Es wird im Gegenteil nach neueren Forschungen immer zweifelloser, dass jede Körperzelle in sich sozusagen alle jene Energien trägt, wie wir es ja so deutlich bei den Pflanzen sehen. Für alle Zellen, die nicht keimen können, bleiben jedoch jene Energien unfähig sich zu entfalten. So haben derartige rein virtuell bleibende Energien keine praktische, aktuelle Bedeutung. Im ähnlichen Sinne kann man jede Körperzelle, wie jede Keimzelle, hermaphroditisch nennen, weil sie die noch undifferenzierten Energien beider Geschlechter in sich trägt. Es trägt ferner eine Samenzelle sowohl die Energien der weiblichen als der männlichen Ascendenz des Mannes und umgekehrt eine Eizelle diejenigen der männlichen wie der weiblichen Ascendenz des Weibes. M ä n n c h e n u n d W e i b c h e n s i n d e b e n n u r c o r r e l a t i v d i f f e r e n z i e r t e T r ä g e r der einen der beiden Sorten Keimzellen, die zur Konjunktion nötig sind. Jede weitere Spekulation über diesen Gegenstand scheint mir müssig zu sein.

Wenn eine weibliche Zelle, ein Ei, sich ohne Befruchtung (durch Jungfernzeugung) entwickelt (Bienen z. B.), wächst ihr Kern in ganz ähnlicher Weise wie die beiden eben erwähnten konjungierten Kerne. Wir müssen ferner noch erwähnen, dass es in neuerer Zeit gelungen ist, durch künstliche Spaltung (experimentelle Blastotomie) einer Eizelle zwei vollständige Tiere zu erhalten und

sogar aus Eizellenprotoplasma ohne Kern Embryonen zu züchten. Dadurch ist erwiesen, dass unter Umständen das sonst als Futter dienende Eiprotoplasma für das Nucleoplasma vicariieren kann.

Von ebenso allgemeinem Interesse ist endlich die spezifische Polyembryonie gewisser schmarotzender Insekten (Hymenopteren, wie Encyrtus etc.), deren Eier nach Marchal wachsen und sich dann in eine grössere Anzahl sekundärer Eier spalten, aus welchen je ein Embryo, resp. je ein Insekt wird. Experimentell hat man durch Schütteln der Eier gewisser Seetiere ebenfalls ihre Teilung in mehrere Eier, resp. Embryonen bewirkt. Alle aus der Spaltung eines Encyrtuseies hervorgegangenen Tiere gehören zum gleichen Geschlecht.

Es ist nicht nötig, hier die verschiedenen Formwandlungen zu besprechen, welche die beiden konjungierten Zellen durchmachen, bis sie zu einem fertigen Menschen werden, und welche den Gegenstand der Embryologie oder Entwicklungsgeschichte im weiteren Sinn ausmachen. Wir kommen im Kapitel III darauf zurück. Es genügt, mit kurzen Worten an die allgemeinen Tatsachen zu erinnern.

Die Eierstöcke des menschlichen Weibes (Fig. 18 Eierst.) enthalten eine grössere (wenn auch der Zahl der Spermatozoen in den Hoden gegenüber winzige) Zahl Eizellen, von welchen je einige sich zu gewissen Zeiten vergrössern (Fig. 18 Ei) und sich mit einem hellen Hof (Blase flüssigen Inhaltes) umgeben, den man nach dem Entdecker Graaf'schen Follikel nennt (Fig. 18 Ei). Gewöhnlich zur Zeit der Menstruation reifen ein, manchmal zwei Eier in den Graaf'schen Follikeln des einen oder des anderen Eierstockes und werden dann nach aussen vom Eierstock ausgestossen. Diesen Vorgang nennt man Ovulation. Dann bleibt der leere Graaf'sche Follikel und vernarbt im Eierstock (Fig. 18 Graaf). Man nennt ihn alsdann gelber Körper. Das eben ausgestossene Ei (Fig. 18 wandernd Ei) pflegt in die erweiterte Bauchöffnung der sogenannten Tube oder Muttertrompete zu gelangen (Fig. 18 Bauchöffn. Tromp.), die direkt in die Bauchhöhle mündet. Manche Autoren nehmen an, dass die trompetenartige Erweiterung, welche die genannte Bauchöffnung bildet, sich aktiv durch Muskelbewegungen an den Eierstock anlegt und das ausgestossene Ei sozusagen einsaugt (Fig. 19), während andere meinen, dass die Flimmerbewegungen der sogenannten Flimmerzellen des Epithels der Muttertrompete genügen, um das Ei in die Muttertrompete zu befördern. Unsere Figur 18 veran-

schaulicht diesen Vorgang. Die Eihüllen (Chorion) werden später zottig. Ist das Ei einmal in der Muttertrompete angelangt, so wandert es sehr langsam durch deren fast haarfeine Höhlung (Fig. 18 Hohlr. Tromp.) mittelst der genannten Flimmerbewegungen in die Höhle der Gebärmutter hinein. Die Befruchtung (Konjunktion) geschieht wahrscheinlich meistens in der Bauchöffnung der Muttertrompete oder im weiteren Verlauf der Tube, vielleicht sogar manchmal erst in der Gebärmutterhöhle. Gelegenheiten hierzu giebt es ja genug bei der gegenseitigen Wanderung der Eier nach unten und der Spermatozoen nach oben. Letztere werden sehr häufig in der Tube, auch in ihrer Bauchöffnung gefunden. Das einmal befruchtete Ei setzt sich dann an der Schleimhaut der Gebärmutterhöhle fest, indem diese zu wuchern beginnt, sich als Membrane (membrana decidua, Fig. 18 Decid.) ablöst, und das Ei umhüllt (siehe Fig. 18 Ovul.). So kann sich das einmal fixierte befruchtete Ei während der ersten Schwangerschaftsmonate festhalten und vergrössern, indem seine Zotten sich noch in der Gebärmutterwand festsetzen.

Die Gebärmutter ist von der Grösse einer grossen Zwetschge und verlängert sich nach unten in einen sogenannten Cervix oder Hals (Fig. 18 Cervix), der zapfenförmig in die Scheide hineinragt. Den letztgenannten Zapfen nennt man Vaginal-Portion der Gebärmutter (Fig. 18 Vaginalp.). Die Höhlung der Gebärmutter setzt sich in dem Cervix und in der Vaginal-Portion fort (Cervixh.) und öffnet sich nach unten in die Scheide durch eine bei Jungfrauen rundliche Oeffnung, die man Muttermund nennt (Fig. 18 Mutterm.). Die Wandung der Gebärmutter (Fig. 18 Gebm. W.) besteht aus einer dicken glatten Muskulatur. Nach erfolgten Geburten wird infolge der erlittenen Risse der Muttermund zackig. Beim Begattungsakt legt sich die Oeffnung des männlichen Gliedes fast dicht an den Muttermund (Fig. 18 Mutterm., Oeffn. d. m. Harnr.) an, was das Eindringen der Spermatozoen begünstigt.

Mit dem Embryo vergrössert sich dann der Eidotter samt Eihäuten und nimmt durch Endosmose (Durchsickern) die nötige Nahrung aus dem mütterlichen Blut auf. Mit der Vergrösserung des Embryo geht diejenige der Gebärmutter Hand in Hand. Der Embryo hatte sich an einer Stelle des aus der Eifurchung hervorgegangenen Blastodermes (zellige Eiwand), in der Form eines gefurchten Bisquits mit Kopf und Schwanzende gebildet. Aus seiner Wand löst sich eine Blase (Fig. 20), Amnion (Schafhaut) genannt, und nach vorn wächst die Nabelblase (Dottersack, Fig. 20), die

bei Vögeln zum Kreislauf dient, beim Menschen jedoch unwichtig bleibt. Beim Menschen bildet sich der Kreislauf durch die aus der Wand des Darmes des Embryos herauswachsende sogenannte Allantois (nachmals Nabelschnur), welche an der Wand der Gebärmutter einen dicken, aus vergrösserten und gewucherten Blutgefässen bestehenden scheibenförmigen Kuchen, die Placenta (Mutterkuchen), bildet. In dieser treten die Blutgefässe des Embryo mit denjenigen der stark vergrösserten Gebärmutter in dichte Berührung und ernähren durch Endosmose den werdenden Menschen. Bekanntlich dauert die Schwangerschaft von der Konjunktion (welche mit der Empfängnis gleichbedeutend ist) bis zur Geburt ungefähr neun Monate. Alsdann ist der Embryo bereit, vom Mutterkörper getrennt zu leben (Fig. 22). Gewaltsam wird er durch den Geburtsakt ausgestossen, Nabelschnur und Placenta mit sich reissend (Fig. 23). Gleich nachher zieht sich die entleerte Gebärmutter vollends zusammen, um im weitern Verlauf allmählich auf ihre ursprüngliche Grösse sich zurückzubilden. Die rasche Unterbrechung der Verbindung mit dem mütterlichen Blutkreislauf entzieht dem Embryo, der jetzt zum Kind geworden, zugleich die bisherige Zufuhr von Nahrung und Sauerstoff aus dem Mutterblut. Um nicht zu ersticken, muss der Neugeborne sofort Luft einatmen, denn sein Blut wird dunkelblau, mit Kohlensäure überfüllt, was die Atmungszentren reizt (Erstickung). Sein erster Akt der Selbständigkeit ist ein Akt, der auf nervösem Reflexweg ausgelöst wird und mit dem ersten Schrei des Kindes sich verbindet. Bald darauf muss dieses aber auch Milch saugen, um nicht zu verhungern, während die jetzt überflüssig gewordene Nabelschnur schrumpft und die Placenta begraben (von manchen Tiermüttern verzehrt) wird. Tatsächlich unterscheidet sich das neugeborene Kind vom Embryo kurz vor der Geburt nur durch die eintretende Atmung und das mitverbundene Schreien. Und so kann man sagen, dass vor allem die erste Kindheit nur eine Fortsetzung des Embryonallebens sei. Die Wandlungen, die das Kind von der Geburt bis zum allmählig eintretenden erwachsenen Alter durchmacht, sind allbekannt. Wir erwähnen nur noch, dass zu einer bestimmten, sehr frühen Embryonalperiode gewisse Zellengruppen als Geschlechtszellen eine bestimmte Anlage des Embryo zu bilden beginnen. Diese Anlage ist anfangs weder weiblich noch männlich, sondern indifferent; erst etwas später differenziert sie sich bei den einen Individuen als männliche, bei den andern als weibliche Geschlechts-

drüse. Von dieser Differenzierung hängt es also ab, ob das Individuum männlich oder weiblich wird, und je nachdem entwickelt sich auch der ganze übrige Körper mit den entsprechenden, wie man sich ausdrückt correlativen Geschlechtsunterschieden (z. B. den äusseren Geschlechtsorganen, und dem Bart beim Manne, den Milchdrüsen etc. beim Weibe).

Man nennt Kastration die Entfernung der Geschlechtsdrüsen und Eunuchen oder Kastraten die Personen, welche diese Operation durchgemacht haben. Eigentümlicherweise bewirkt dieselbe, wenn sie beim unentwickelten Kinde gemacht wird, eine bedeutende Aenderung der ganzen späteren Entwicklung des Körpers, besonders beim männlichen Individuum, aber auch beim weiblichen. Ersterer wird schlanker, behält seine kindliche Stimme, indem kein Stimmbruch erfolgt, und die korrelativen Geschlechtsunterschiede des Erwachsenen entwickeln sich bei ihm nicht oder nur unvollständig. Die Ochsen, die Wallache sind kastrierte männliche Stiere und Hengste und unterscheiden sich von letzteren beim ersten Anblick. Kastrierte weibliche Individuen werden fetter. Die männlichen Eunuchen des Menschen behalten eine hohe Fistelstimme, werden engbrüstig, bekommen keinen Bart oder nur sehr wenig und sind von einem weibischen, oft intriguensüchtigen Charakter. Eunuchen beider Geschlechter neigen zur Nervosität und Entartung. Man würde jedoch irren, wenn man die Eigenschaften der männlichen Kastraten ohne weiteres als weiblich bezeichnete; es handelt sich nur um eine relative Aehnlichkeit. Ein Ochs ist keine Kuh und ein Eunuch kein Weib. Es muss ferner betont werden, dass genannte Eigenschaften einzig und allein die Folge der Entfernung der Geschlechtsdrüse selbst, d. h. des Hodens beim Manne und des Eierstocks beim Weibe sind. Verstümmelung der äusseren oder der anderen inneren Geschlechtsteile üben keinen derartigen Einfluss aus. Es scheint sogar, nach neueren Untersuchungen zu schliessen, dass die Wiedereinpflanzung einer Geschlechtsdrüse in irgend einen anderen Körperteil der Bildung der Kastraten-Eigenschaften Einhalt tun kann.

Wenn man dagegen die Geschlechtsdrüsen eines Erwachsenen entfernt, so ändert sich sein Körper nicht wesentlich. Die Geschlechtsfunktionen hören sogar nicht einmal ganz auf, obwohl sie selbstverständlich nicht mehr zur Befruchtung führen können. Als erwachsen kastrierte Männer können noch den Beischlaf ausüben, nur wird dann statt des Samens der Saft von Nebendrüsen (Pro-

stata etc.) ausgespritzt. Kastrierte Frauen behalten die Libido sexualis (siehe später) und sogar oft längere Zeit ihre Menstruationen. Dagegen treten gewöhnlich Fettsucht, nervöse Störungen und nicht selten Charakteränderungen auf. Alle jene sekundären Einwirkungen der Kastration beim Kind und beim Erwachsenen sind noch ausserordentlich rätselhaft; man hat nur zweifelhafte Hypothesen zu ihrer Erklärung.

Die oben kurz erwähnten korrelativen Geschlechtsunterschiede sind je nach den Tierarten ungemein wechselnd, manchmal ganz unbedeutend, manchmal kolossal. Während man eine männliche Schwalbe von einer weiblichen kaum unterscheidet, sind Hahn und Henne, Pfau und Pfauin, Hirschbock und Hirschkuh sehr verschieden. Beim Menschen sind die Geschlechtsunterschiede deutlich genug, sogar schon äusserlich. Diese Unterschiede können sich auf alle Körperteile erstrecken, somit auch auf das Gehirn und auf die geistigen Eigenschaften. Geradezu unglaublich von einander verschieden sind die Geschlechter bei gewissen niederen Tieren, wie z. B. bei den Ameisen, bei welchen Männchen und Weibchen zu ganz verschiedenen Insektenfamilien zu gehören scheinen. Die Augen, die Kopfform, die Farbe, der ganze Körper sind so völlig verschieden, dass, wenn der Fall des pathologischen Hermaphroditismus eintritt, d. h. wenn die Geschlechtsdrüsen auf der einen Seite männlich und auf der anderen weiblich oder überhaupt teils männlich und teils weiblich sich entwickeln, man die bezüglichen korrelativen Eigenschaften eines jeden auch kleinen Körperteiles genau verfolgen kann. So gibt es hermaphroditische Ameisen mit einer männlichen und einer weiblichen Körperhälfte, genau durch die Mittellinie geteilt, rechts schwarz und links rot, mit einem kolossalen Auge auf einer Seite und einem ganz kleinen auf der andern, mit 13 Gliedern am rechten Fühlhorn und nur 12 oder 11 am linken u. s. f. Es gibt aber auch solche, deren Kopf ganz weiblich und deren Hinterleib ganz männlich ist; dann sind auch die geistigen Eigenschaften weiblich. Ich habe Hermaphroditen gesehen, bei deren Bruststücken ein gekreuzter Hermaphroditismus vorhanden war, vorne rechts männlich und links weiblich, hinten rechts weiblich und links männlich. Aber mehr. Bei den gesellig lebenden Ameisen bildet sich allmählig phylogenetisch (d. h. durch die allmählige Umwandlung der Arten) ein drittes Geschlecht, als Abkömmling des Weibchens: der Arbeiter; manchmal sogar ein viertes: der Soldat. Bei diesen fehlen die Flügel und entwickeln

sich dafür umsomehr der Kopf und das Gehirn; die Geschlechtsorgane bleiben weiblich, aber sehr verkümmert. Während nun beim Ameisenmännchen das Grosshirn ungeheuer reduziert, fast ganz rudimentär ist, ist es beim Weibchen stark entwickelt und beim Arbeiter und Soldaten am stärksten. Bei diesen sonderbaren Tieren gibt es nun pathologische, d. h. abnorme Hermaphroditen nicht nur zwischen Weibchen und Männchen, sondern auch zwischen Männchen und Arbeitern, und nicht nur solche, bei welchen die korrelativen Eigenschaften scharf nach Körperteilen (oft nach der Körperseite) getrennt sind, sondern auch solche mit allgemein gemischtem, halb weiblichem, halb männlichem Geschlechtstypus. Ich sah einen Hermaphroditen, dessen Hinterleib und Geschlechtsorgane fast ganz männlich waren, alle die kompliziertesten instinktiven Handlungen der Arbeiter seiner Art (Puppenraub zu Sklavenzwecken) verrichten, weil Kopf und Gehirn bei ihm „ganz Arbeiter“ waren. Zu solchen Handlungen ist selbst das normale Weibchen unfähig! Ich erwähne diese Tatsache hier nur als Material, weil man viel zu leicht geneigt ist, in diesem Gebiet übereilte Schlüsse und Verallgemeinerungen zum besten zu geben, während noch ein weites unerforschtes Feld vor uns liegt, das Zurückhaltung vorschreibt.

Es gibt Tiere, die, wie wir sahen, physiologisch, d. h. normal Hermaphroditen sind, indem sie weibliche und männliche Geschlechtsdrüsen im Normalzustand besitzen und entweder sich selbst befruchten, wie die Bandwürmer, oder sich gekreuzt befruchten, wie die Schnecken. In letzterem Falle gibt es eine Begattung, bei welcher jedes Tier zu gleicher Zeit die weibliche und die männliche Rolle dem andern gegenüber spielt.

Bei den Wirbeltieren und beim Menschen ist der Hermaphroditismus stets abnorm, beim Menschen äusserst selten und dann meistens sehr unvollständig, mehr auf die äusseren Geschlechtsmerkmale beschränkt.

Vererbung. Aus dem bisher Gesagten geht klar genug hervor, dass jedes Lebewesen zugleich die in groben Zügen (Artmerkmalen) identische Wiederholung des ganzen Lebens seiner Eltern (resp. Vorfahren) und die Fortsetzung eines Teilchens derselben ist. Ein sogenannter Entwicklungszyklus des Individuums wiederholt sich in jedem Einzelleben. Hiebei müssen drei Grundtatsachen festgehalten werden:

1. In den Hauptzügen ist jedes Individuum die Kopie seiner Eltern oder direkten Vorfahren, natürlich mit den oben erwähnten

Geschlechtsunterschieden und mit den hauptsächlich von den Mischungen durch die Konjunktion abhängenden individuellen Variationen.

2. Kein Individuum ist dem andern genau gleich.

3. Im ganzen und grossen ist das Individuum seinen direktesten und nächsten Vorfahren (Aszendenz) und Verwandten am ähnlichsten und unterscheidet sich von ihnen um so mehr, je entfernter sie sind.

Wir werden weiter unten sehen, dass die Stammverwandtschaft der verschiedenen Tiergruppen, -Arten und -Varietäten heute feststeht, und wir können bereits sagen, dass dieses dritte Gesetz sich auch im weiteren Sinne bewahrheitet, indem verwandte Tierarten und -Varietäten ähnlich, entferntere Gattungen, Familien und Klassen, je weiter sie auseinanderstehen, desto unähnlicher werden. Wir brauchen hier die Worte Aehnlichkeit und Verschiedenheit in einem tieferen und allgemeineren Sinne. Aeusserliche Uebereinstimmungen oder sogenannte Konvergenzerscheinungen nennen wir nicht ähnlich im erblichen Sinne. Wir nennen somit eine Fledermaus nicht einem Vogel und einen Walfisch nicht einem Fisch im naturwissenschaftlichen Sinne ähnlich, d. h. näher stammverwandt.

Bleiben wir nun beim Menschen und bei den direktesten Folgen der Zeugung, so finden wir, dass die Geschwister zwar einander ähnlich sind und doch jedes vom andern sich unterscheidet. Nehmen wir kinderreiche Familien, so beobachten wir, dass die Geschwister sich umsomehr zu gleichen pflegen, je ähnlicher die Eltern einander sind und je mehr sie von einem gleichen einförmigen Stamm herrühren, während umgekehrt die Kreuzung verschiedener Menschenrassen und -Varietäten von einander ausserordentlich abweichende Geschwister zu erzeugen pflegt.

Treten wir der Sache noch näher, so finden wir also, dass die Merkmale der einzelnen Geschwister nicht die einfache Wiederholung oder gleichmässige Mischung der Merkmale ihrer Eltern, sondern ganz ungleichartige Mischungen verschiedener Vorfahren darstellen. Wir sehen Kinder, die einem väterlichen Grossvater, einer mütterlichen Grosstante oder einer mütterlichen Urgrossmutter auffallend ähnlich sind. Letztere Tatsache nennt man Atavismus. Andere Kinder gleichen mehr ihrem Vater, andere mehr ihrer Mutter, noch andere einem Gemisch von beiden.

Bei genauer Beobachtung zeigen sich noch sonderbarere Dinge. Gewisse Kinder gleichen in ihrer Kindheit auffallend dem

Vater, später dagegen mehr der Mutter oder umgekehrt. Manche Eigenschaften gewisser Vorfahren entwickeln sich oder besser gesagt erscheinen auf einmal in einem späteren Alter. Dass die erblichen Merkmale des Bartes selbstverständlich erst dann zu Tage treten, wenn der Bart wächst, braucht eigentlich nicht gesagt zu werden, ist aber doch bezeichnend für dasjenige, was man erbliche Anlage nennt. Es vererbt sich alles bis auf die feinsten Nuancen des Gemütes, der Intelligenz und des Willens, bis auf kleine Details in den Nägeln, den Haaren, der Knochenform etc. Aber die Mischung der Eigenschaften der Vorfahren ist bei der Vererbung eine so mannigfaltige und so ungleiche, dass es ausserordentlich schwer fällt, sich darin auszukennen. Die erblichen Anlagen entfalten sich aus den Energien der konjugierten Keime das ganze Leben hindurch bis zum Tode. Sogar Greise entfalten oft noch am Abend ihres Lebens Eigentümlichkeiten, die man als ererbte Anlagen daran erkennt, dass einer oder mehrere ihrer Vorfahren im hohen Alter ganz Aehnliches zeigten.

Im ganzen und grossen erbt jedes Individuum im Durchschnitt ebenso viel von der väterlichen wie von der mütterlichen Seite, obwohl, wie wir sahen, der winzige Spermakern allein ihm väterliche Eigenschaften beibringen konnte, während die Mutter das viel grössere Ei und die Ernährung während der ganzen Embryonalzeit liefert. Daraus geht klar hervor, dass auch im Ei der mit dem männlichen Kern konjugierte Kernteil in der Regel allein die erblichen mütterlichen Eigenschaften überträgt und dass für gewöhnlich alles andere nur als Futterstoff dient. Aus diesen Tatsachen ergibt sich die ungeheure Wichtigkeit der Konjunktion und der Substanz der konjugierten Kerne, des sogenannten Nucleoplasmas, mit seinem besonders wesentlichen Chromatin. Neuere Forschungen haben zwar, wie wir sahen, erwiesen, dass bei Entfernung des Kernes das Eiprotoplasma selbst, ohne Kern, bei niederen Tieren ein Individuum reproduzieren kann. Dieses Ausnahmsvicariat ändert aber nichts an den eben erwähnten, für die Norm und den Menschen allein massgebenden Grundtatsachen, denn es tritt selbstverständlich nur ein, wenn das Eiplasma nicht von den konjugierten Kernen absorbiert (gefressen) wird. Auch die Entstehung der Jungfernzeugung ist eine hochinteressante Erscheinung in der Geschichte unserer tierischen Ahnen, ist aber für die Menschheit aus ähnlichen Gründen gleichgültig geworden.

Wenn wir nun alle die erwähnten einfachen und unwider-

leglichen Beobachtungstatsachen zusammenfassen, so können wir uns dieselben kaum anders als durch folgende Annahme erklären:

Sowohl in jeder männlichen, als in jeder weiblichen Geschlechtsdrüse sind die aus der Teilung der im Embryo ursprünglich reservierten Geschlechtsanlage hervorgegangenen Keimzellen von einander qualitativ recht verschieden und enthalten ausserordentlich ungleichmässig verteilte Energien in den unendlich kleinen Atomen, die sie von ihren verschiedenen Vorfahren geerbt haben. Die eine enthält mehr väterliche, die andere mehr mütterliche Energien und von denjenigen; die z. B. mehr väterliche Energien aufweisen, enthalten wiederum die einen mehr solche von dem väterlichen Grossvater, andere mehr von der väterlichen Grossmutter u. s. f bis ins Unendliche hinauf, wo sich die Sache allmählich unserer Beobachtung bei den später entfalteten Anlagen des Individuums entzieht. Ganz das Gleiche gilt also für die Vorratskeimzellen des Weibes wie für diejenigen des Mannes. Wenn somit eine Konjunktion stattfindet, hängen die späteren Eigenschaften des Kindes davon ab, welche Mischung der Eigenschaften der Vorfahren der befruchtete Eikern und das ihn befruchtende Spermatozoon besitzt. Aber nicht nur das. Bei der Kernkonjunktion sind die beiden Kerne offenbar ungleich stark, obwohl gleich gross Die Energien des einen oder des anderen überwiegen später beim Embryo und beim fertigen Menschen. Je nachdem wird dann derselbe mehr seiner väterlichen oder mehr seiner mütterlichen Aszendenz gleichen.

Damit ist aber nicht alles gesagt, denn die verschiedenen Körperorgane können ihre Energien von verschiedenen Teilen der zeugenden Keime in verschiedenem Grade enthalten. Man kann die Nase seines Vaters und die Augen seiner Mutter haben, den Humor seiner väterlichen Grossmutter und die Intelligenzrichtung seines mütterlichen Grossvaters besitzen — das alles natürlich mit Variationen und Nuancen, denn diese Ausführungen geben nur grobe Durchschnittsverhältnisse wieder. Ich selbst habe zwei verschiedene Gesichtshälften, von welchen die eine mehr meiner mütterlichen und die andere, wenn auch weniger ausgesprochen, meiner väterlichen Aszendenz ähnlich sieht, was aus Profilphotographien deutlich hervorgeht. Man sieht, wie die Vererbungsfrage durch die Tatsache der Konjunktion zu unendlichen Variationen und Kombinationen führt, durch welche jedoch das Vererbungsgesetz sich überall wie ein roter Faden durchzieht.

Der berühmte Vererbungsforscher und Zoologe Weismann nimmt an, dass jede Keimzelle in ihrem Chromatin (der sich in eigenartiger Weise färbenden Substanz des Protoplasmas) eine grössere Anzahl von Teilchen enthalte, deren jedes einen ganzen kindlichen Organismus abgeben kann. Er nennt sie „Iden". Die einzelnen Iden enthalten dann als nächste Unterabteilung die „Determinanten", aus welchen die in ihnen potentiell vorausbestimmten Körperteile entstehen. In jedem Id sind männliche und weibliche Determinanten vorhanden. Je nach der Einwirkung eines noch unbekannten sie auslösenden Reizes, entwickeln sich, bei Tieren mit getrennten Geschlechtern, entweder die männlichen oder die weiblichen Determinanten allein. Wenn aber die Determinanten durch eine Art Entgleisung oder durch abnorme Variationen des Reizes in Unordnung geraten, so entstehen sogenannte monströse Hermaphroditen. Bei normalerweise hermaphroditischen Tieren (Schnecken) giebt es natürlich nur eine Art sexueller Determinanten, bei polymorphen Tieren (Ameisen) so viele als polymorphen Formen der Art. Diese Hypothese Weismanns trägt den bisher bekannten Tatsachen ziemlich gut Rechnung, ist aber natürlich nur eine vorläufige Annahme.

Man hat vielfach behauptet, tüchtige Eigenschaften erschöpften sich in wenigen Generationen und es erzeugten sich dafür plötzlich wieder hervorragende Qualitäten aus der Masse der Mittelmässigkeit. Die Tatsache, dass die Nachkommen hervorragender Menschen oft unbedeutend sind und dass bedeutende Menschen oft plötzlich aus dem Volk entstehen, scheinen beim ersten Blick diese oberflächliche Behauptung zu stützen. Man vergisst aber dabei, dass in einem Volke, dessen mittelmässige Masse sich auf Millionen beläuft, während dessen hervorragende Menschen nur nach wenigen Hunderten zählen, eine solche Rechnung durch die Ungleichheit der Zahlen ad absurdum geführt wird, sobald man das Vererbungsgesetz nur einigermassen verstanden hat. Um richtig zu rechnen, sollte man feststellen können, wie viele tüchtige Menschen aus den Nachkommen der einigen Hundert hervorragendsten Familien und wie viele aus den Millionen des übrigen Volkes stammen und dann das Resultat prozentual vergleichen. Freilich müssten dann auch die zur Erziehung angewendeten Mittel in Betracht gezogen werden. In denjenigen Ländern, wo der Unterricht obligatorisch und unentgeltlich ist, wird jedoch dieser Faktor immer unwichtiger. Anderseits pflegt man dabei den Einfluss der weiblichen Linie zu ver-

gessen. Ein dummes Weib muss ja die Nachkommenschaft ihres tüchtigen Ehemannes qualitativ herabsetzen und umgekehrt. Alphonse de Candolle hat nun in seiner „Histoire de la science et des savants“ den unzweideutigen Beweis geliefert, dass die Nachkommenschaft bedeutender und tüchtiger Menschen eine unverhältnismässig grössere Zahl wiederum hervorragender und tüchtiger Menschen aufweist als diejenige der unbedeutenden, und hat somit dem eben erwähnten oberflächlichen Gerede den Garaus gemacht. Man sieht auch in der Tat nicht ein, warum gerade nur die geistige Tüchtigkeit beim Vererbungsgesetz eine Ausnahme machen sollte.

Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften. Ein heftiger Streit entspann sich unter den Gelehrten über die Frage, ob erworbene Eigenschaften sich vererben können oder nicht. Darwin und Haeckel sprachen unter anderem für, Weismann gegen deren Vererbbarkeit. Da die Frage schlecht gestellt war, gab es gewaltige Missverständnisse. Der Ausdruck „erworbene Eigenschaft“ ist zu einem zweideutigen Schlagwort geworden, da man versäumte vor allem festzustellen, was darunter zu verstehen ist. Eine wichtige, zuerst ganz verkannte Frage ist die weiter unten zu besprechende Frage der Blastophthorie, auf welche Weismann meines Wissens zuerst aufmerksam machte, ohne diesen Ausdruck jedoch zu gebrauchen.

Unter erworbenen Eigenschaften im engeren Sinne versteht Weismann in der Vererbungsfrage nur diejenigen, die das Keimplasma in keiner Weise berühren und daher nicht keimfähig sind, also schon deshalb das neue Lebewesen nicht treffen können. Kann eine Veränderung, die z. B. allein das Nervensystem oder die Haut oder die Knochen und Muskeln eines Individuums während seines Lebens trifft, auf seine Nachkommen vererbt werden? So stellt sich die Frage und nicht anders. Darwin, der diese Frage auf Grund von allerlei mehr oder weniger glaubwürdigen Tatsachen bejahen zu können glaubte, stellte, um sie zu erklären, die Theorie der Pangenesis auf. Die Pangenen wären nach ihm kleine Substanzteilchen, die aus allen Körperzellen sich zu den Geschlechtszellen begeben und ihnen ihre Eigenschaften übertragen würden. Die oben besprochenen Folgen der Kastration und der Wiedereinsetzung der Geschlechtsdrüsen, ferner Tatsachen, wie das Nachwachsen des abgeschnittenen Schwanzes der Eidechsen und der abgeschnittenen Zehen der Lurche geben dieser Theorie einen ge-

wissen Schein der Berechtigung, bilden aber keineswegs einen genügenden Beweis ihrer Richtigkeit, da sie auch auf anderem Wege erklärt werden können. Gewichtige Tatsachen sprechen vielmehr dagegen. Erstens haben sich bei näherer Prüfung fast alle die von Darwin zu Gunsten seiner Theorie angeführten Tatsachen mehr oder weniger als Autosuggestionen seiner Gewährsleute herausgestellt; er hatte sie nicht selbst beobachtet, sondern kannte sie nur vom Hörensagen. Umgekehrt besitzen wir direkt dagegen sprechende Experimente. Seit ca. 3600 Jahren (was ungefähr 108 Generationen entspricht) werden die Judenkinder beschnitten. Dennoch kommen bis auf den heutigen Tag die Judenknaben mit einer vollentwickelten Vorhaut zur Welt, und dieselbe bildet sich bei getauften (nicht beschnittenen) Juden auch im späteren Leben vollständig weiter. Nach Darwins Pangenenhypothese hätte doch das Fehlen der Vorhautpangenen bei über 100 einander folgenden Generationen eine Verkümmerung dieses Organs bei den Nachkommen erzeugen müssen. Ein plötzlich aus China entführtes neugeborenes Kind lernt in England die englische Sprache wie ein Engländer und zeigt keine besondere Anlage zur chinesischen Sprache, obwohl letztere seit vielleicht 5000 Jahren von seinen Ahnen gesprochen wurde; europäisch erzogene Japaner können ihre komplizierte japanesische Schriftsprache nicht mehr erlernen u. s. f. Die vom Gehirn wirklich erworbenen, d. h. individuell eingeübten Gewohnheiten erweisen sich nicht als vererbbar. Diejenigen geistigen Anlagen, Eigentümlichkeiten oder Störungen, welche sich unzweideutig vererben, sind nicht individuell erworbene Gehirnangewöhnungen, sondern beruhen offenbar, sei es auf Kombinationen der Mischungen des Keimplasmas durch die Konjunktion, verbunden mit noch unbekannten Evolutionsfaktoren (Mutationen, s. Kap. II), sei es auf blastophthorischen Erscheinungen (siehe weiter unten). Darwin selbst hat übrigens Zweifel gehabt und fühlte wohl, bei seiner grossen Vorsicht, dass die Pangenenhypothese unzureichend sei. So schreibt er in seinem Origin of Species, 6. Ed. p. 206: "The inheritance of habitual action does somtimes happen. But it would be a serious error to suppose that the greater number of instincts have been acquired by habit, and then transmitted by inheritance." Und in "Descent of Man" 2. Ed. Ch. 3: "But the greater number of the more complex instincts appear to have be gained in a wholly different manner, through the natural selection of variations of simples instinctive actions etc."

Durch diese Aussprüche beweist Darwin seine Einsicht, dass man mit Epigenese und Pangenen für die Erklärung der Entstehung neuer Eigenschaften, besonders der Nerventätigkeit, nicht auskommt.

Nichtsdestoweniger gibt es gewisse Einwirkungen auf das Einzelwesen, besonders in der Zeit seiner Entwicklung, die sich zweifellos vererben, weil sie Veränderungen, sei es der Keimzellen allein, sei es sämtlicher Körperzellen zugleich und in gleicher Richtung hervorrufen. So haben Merrifield und Standfuss durch fortgesetzte Einwirkung der Kälte oder umgekehrt der Wärme auf Schmetterlingsraupen und -Puppen bedeutende Veränderungen des Arttypus hervorgerufen und sogar nach einigen Generationen eine bleibende Vererbbarkeit jener Veränderungen ohne weitere individuelle Kälteeinwirkung auf die Nachkommen erzielt. Hier waren aber die Keimzellen mit den anderen zusammen der Kältewirkung ausgesetzt worden und letztere veränderte demnach auch entsprechend die Qualität ihrer Energien. Man findet einen Ausdruck dieses Gesetzes in der Weltfauna und -flora durch die sogenannten Konvergenzerscheinungen der Tier- und Pflanzenarten in den kalten und warmen Regionen. Ihre Farben werden düsterer und ihre Formen einfacher in den kalten Gegenden. Trotzdem aber sind die tieferen Merkmale ihrer Verwandtschaft vollständig andere in der Fauna und Flora der kalten Regionen der südlichen Hemisphäre und in der Fauna und Flora der kalten Regionen der nördlichen Hemisphäre, weil ihre Abstammung eine ganz verschiedene ist. Durch diese hochwichtige Erscheinung, in welche wir durch Vergleichung der antarktischen Fauna und Flora mit der gemässigt-kalten arktischen Einblick gewinnen, zeigt sich, wie tief verwickelt die Faktoren der Abstammung der heutigen Lebeformen sind.

Man darf sich nicht die Vererbung in der naiven Form der Einschachtelung in den Keimzellen vorstellen, wie dies unsere Vorfahren taten. Die Moleküle eines konjungierten Keimkernes enthalten als solche ganz gewiss nicht die ganze Komplikation des erwachsenen Individuums, das aus ihnen hervorgeht. Ihre sogenannten erblichen Energien oder Determinanten enthalten nur die freilich in unendlich feinen Nuancen abgezirkelte Fähigkeit oder Potenz, unter einer ganzen Reihe einander folgender sehr bestimmter mechanischer Umstände sich zum fertigen Individuum zu entwickeln. Wir sahen soeben, dass eine Veränderung der Temperatur gewisse Determinanten jener Entwicklung umändern können. Die Bienen können auch durch rechtzeitige

Veränderung des Futters ihrer noch jungen Larven aus denselben Königinnen oder Arbeiterinnen erziehen. Es geht daraus unzweideutig hervor, dass die chemischen, physikalischen und mechanischen Verhältnisse, unter welchen sich der Keim entwickelt, von grossem Einfluss auf seine spätere Form sind und sogar die Entstehung dieser Form mitbedingen. Aber die weitere Tatsache, dass unter vollständig gleichen Entwicklungsbedingungen zwei verschiedene Konjunktionen (z. B. sogar bei Geschwistern) verschiedene Atavismen reproduzieren, beweisen ebenso unzweideutig die Macht der keimplasmatischen erblichen Energien. Man kann wohl sagen, dass letztere den Grundstock der feineren individuellen Konstitution und der Persönlichkeit geben, während die äusseren Entwicklungsbedingungen mehr nur durch Störungen verderblich einwirken können oder gröbere äusserliche Merkmale beeinflussen.

Blastophthorie. Unter Blastophthorie (Keimverderbnis) verstehe ich etwas, was man auch falsche Vererbung nennen könnte, nämlich die Folgen aller abnormen und störenden Einwirkungen auf das Protoplasma der Keimzellen. Die Blastophthorie ändert in störendem, verderblichem Sinne die Entwicklung der Keimdeterminanten und infolge dessen des ganzen Individuums, das aus dem Keim hervorgeht. Sie lässt nicht durch Entwicklung ererbter Potenzen die Eigenschaften der Eltern oder der Vorfahren im Nachkommen wiedererscheinen, wie dies die echte Vererbung tut. Da jedoch auch der sich entwickelnde Vorrat an Keimzellen des blastophthorisch geschädigten Embryo von der Störung meistens mitgetroffen wird, vererben sich die einmal blastophthorisch acquirierten, pathologischen Eigenschaften durch echte Vererbung auf die weiteren Nachkommen. Die Blastophthorie setzt also den ersten Keim zu den meisten erblichen pathologischen Entartungen.

Das typischeste und häufigste Beispiel bildet die Alkoholvergiftung. Die Spermatozoen eines Alkoholisten leiden wie andere Gewebe unter den Giftwirkungen des Alkohols auf ihr Protoplasma. Die Folge dieser Erkrankung kann z. B. die sein, dass Kinder, die aus der Konjunktion solcher Spermatozoen entstehen, bald idiotisch, bald epileptisch, bald sonst körperlich verkrüppelt oder geistig abnorm werden (Missbildungen u. dgl. m.). Es ist also nicht der Alkoholismus oder die Trunksucht, die vererbt wird. Freilich kann auch die Resistenzunfähigkeit gegen den Alkohol vererbt werden, aber dann nur durch echte Vererbung; sie ist es nicht, die die entartenden Folgen des Alkoholismus auf die Rasse nach sich zieht.

sondern allein die Blastophthorie. Wenn aber ein Mensch infolge der Trunksucht seines Vaters idiot oder epileptisch geworden ist, behält er die Tendenz, seinen Idiotismus oder seine Epilepsie, selbst wenn er Alkoholabstinent bleibt, auf seine Nachkommen zu übertragen, denn jene pathologischen Anlagen sind nun bereits zu erblichen pathologischen Determinanten im Keimplasma seiner Geschlechtszellen geworden. Alle Vergiftungen, die das Keimprotoplasma in ähnlicher Weise alterieren, können blastophthorisch wirken und derartige entartende Folgen haben, die sich durch mehrere Generationen hindurch weiter fortpflanzen.

Es können aber auch andere Störungen in der Entwicklung der Keime in ähnlicher Weise wirken, wie die Blastophthorie. Wir haben weiter oben die Experimente von Merrifield und Standfuss über Kältewirkung bei Schmetterlingsraupen und -Puppen erwähnt. Wenn auch nicht gerade pathologisch, so erinnern doch diese Wirkungen und die Vererbbarkeit ihrer Folgen an die Blastophthorie. Auch mechanische Störungen in der Entwicklung des Embryo können verkrüppelte und pathologische Produkte erzeugen. So hat Wasmann die Bildung entarteter Individuen bei Ameisen infolge einer Art Gastverhältnis gewisser Käfer nachgewiesen, die samt ihren Larven von den Ameisen erzogen werden, während die Ameisen einen von den Haardrüsen des Käfers abgesonderten Saft sehr begehren und ablecken. Bei Menschen sind manche konstitutionelle Leiden und angeborene Abnormitäten die Folgen von solchen Erkrankungen ihrer Erzeuger, welche die Keimzellen oder den bereits gebildeten Embryo mitgetroffen haben. Hören die blastophthorischen Einwirkungen auf, so haben die unter normalen Verhältnissen lebenden Nachkommen offenbar die Tendenz, deren Folgen allmählig nach einigen Generationen wieder auszumerzen; doch fehlt darüber noch ein genügendes Tatsachenmaterial.

Kapitel II.

Die Evolution oder Descendenz (Stammgeschichte) der Lebewesen.

Wir müssen diese Frage hier in Betracht ziehen, weil in neuerer Zeit eine grosse Verwirrung, durch Verwechslung der Hypothesen mit den Tatsachen gestiftet worden ist, und weil wir unsere Ansichten nicht auf Hypothesen, sondern auf solide feststehende Tatsachen bauen wollen. Wir werden uns aber möglichst kurz fassen.

Man pflegt die Descendenzlehre mit dem Namen Darwins eng zu verbinden, weil er es war, der dieser Lehre zu allgemeiner Geltung verhalf. In Wirklichkeit ist aber die Lehre viel älter und wurde vor allem von Lamarck vor mehr als einem Jahrhundert aufgestellt. Die Descendenzlehre sagt kurz und einfach, dass die Pflanzen- und Tierarten nicht jede für sich aus dem Nichts oder aus totem Staub von Gott erschaffen worden, sondern dass sie mit Einschluss des Menschen durch eine tief und weitgreifende Stammverwandtschaft mit einander verknüpft sind, das heisst sich allmählig auseinander entwickelt haben, und zwar im allgemeinen so, dass aus einfacheren Lebewesen sich immer kompliziertere entwickelt haben. An diesem Grundpfeiler, an der Descendenzlehre lässt sich nicht mehr rütteln. Sie ist seit Darwin und, infolge der ungeheuren Anregung, die dieser Gelehrte den Naturwissenschaften gab, durch eine geradezu erdrückende Masse von Tatsachen allseitig bestätigt worden. Die vergleichende Anatomie und die vergleichende Geographie der Pflanzen und Tiere sowohl, als ihre vergleichende Entwicklungsgeschichte und das vertiefte Studium einer Unzahl neuentdeckter Pflanzen- und Tierformen haben die wahre Stammverwandtschaft (Phylogenie) der lebenden Wesen in ihren Grundzügen unwiderleglich klargelegt. Die Zahl der Varietäten und Rassen oder Unterarten wächst durch näheres Studium ins Unendliche. Auch das Studium der Petrefakten, d. h. der fossilen Ueberreste ausgestorbener Tier- und Pflanzenarten, hat dazu, wenn auch weniger, beigetragen, weil die Lücken bei diesen fragmentarischen Ueberresten viel zu gross sind. Wir wissen aber nicht

nur, dass die verschiedenen Formen der Lebewesen einander stammverwandt sind, sondern wir können heute immer tiefer in den Grad ihrer wirklichen Verwandtschaft eindringen; wir können herausbekommen, von welchen Tiergruppen gewisse andere Gruppen abstammen. Wir können an manchem Ort feststellen, zu welcher relativen Zeit die Fauna und Flora von zwei Kontinenten getrennt wurden und wie sie seitdem jede für sich zwar noch nahe verwandte, aber doch verschiedene Formen entwickelten. Innerhalb einer gleichen Fauna findet heute der Spezialist bald heraus, welche Tiere oder Pflanzen zur älteren, früher geographisch-differenzierten Fauna oder Flora des Landes gehören und welche später eingewandert sind. Ich deute das alles nur für diejenigen Personen an, die noch nicht begriffen haben, dass gegen die Tatsache der Descendenz nicht mehr aufzukommen ist, weil sie dieselbe mit den nun zu besprechenden Detailhypothesen über die bei den Formenumwandlungen wirksamen Faktoren verwechseln.

Wir haben die Vererbung besprochen. Im Licht der Descendenzlehre bekommt dieselbe ein ganz anderes Gesicht, als vom Standpunkt der Einzelschöpfung der Arten aus. Unter dem Namen „biogenetisches Grundgesetz“ hat Haeckel, wie wir sahen, in etwas dogmatisierender Form einen Satz in die Welt geworfen, der, wenn er auch nicht auf absolute Richtigkeit Anspruch machen kann, doch eine relative Gültigkeit besitzt und als leitender roter Faden durch die Stammgeschichte der Lebewesen dienen kann. „Die Ontogenie (die Geschichte der Embryonalentwicklung eines Lebewesens) ist immer eine abgekürzte summarische Wiederholung der Phylogenie oder Stammesgeschichte“; das will sagen, dass wir als Embryo in abgekürztem Entwicklungsgang die Formstadien unserer Tierahnenreihe durchmachen. Tatsächlich ist freilich dem nicht so, da ein grosser Teil der Ahneneigenschaften im Embryo spurlos verschwunden ist und anderseits viele, besonders frei lebende Embryonen eigenartige Lebensbedürfnisse haben, die zur Bildung besonderer, nur ihnen eigener Körperorgane führten. So die bereits erwähnten Raupen der Schmetterlinge, mit ihren eigenen spezifischen und generischen Eigentümlichkeiten, wie Hörner, Haarbüscheln u. dergl. m. Nichtsdestoweniger sind viele unzweideutige Ueberreste tierischer Ahnen in vielen Embryonen und zu verschiedenen Embryonalzeiten vorhanden. Es ist z. B. zweifellos, dass die Insekten von Würmern abstammen und ebenso fest steht es, dass das embryonale Larvenstadium der Insekten vielfach den

Würmern aufs Haar gleichkommt. Es ist sicher, dass die heutigen Walfische, obwohl sie keine Zähne, sondern Fischbeinplatten haben, von zahnbesitzenden anderen Cetaceen und diese von anderen zahnbesitzenden Säugetieren abstammen. In der Tat finden wir auch im Embryo der Walfische richtige Zähne, die sie ja nicht benutzen können und die noch in der Embryonalperiode abfallen. Auch finden wir in den Flossen der Walfische eben die Knochen, wie in den Beinen der Säugetiere und in den Flügeln und Beinen der Vögel. Das alles deutet mit Sicherheit auf Umwandlungen, die aus der Abstammung zu erklären sind, und wir können die Abstammung sogar ins Detail verfolgen. Bei gewissen Ameisen, deren Körper- und nächste Stammverwandtschaft mit sklavenhaltenden Ameisen unzweifelhaft ist, die aber zu schmarotzerartigen Gästen anderer Arten herabgesunken sind, finden wir nicht nur noch die für den Raub geformten Oberkiefer sondern auch absolut unzweideutige, sogar sehr ausgesprochene Zeichen eines Sklavenraubinstinktes, obwohl derselbe tatsächlich von ihnen, vielleicht seit Jahrtausenden, nicht mehr benutzt wird. Diese Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, dass die Lebewesen ihre Formen und ihre Funktionen, sowie ihre geistigen Fähigkeiten nicht nur von den direkten Ahnen ihrer eigenen Art, sondern viel weiter her von dem ganzen Stamm der Gattung, der Familie, der Klasse etc. geerbt haben. Unser Steissbein ist ein ererbter Rest des Tierschwanzes, unseren Zornaffekt und unsere Eifersucht haben wir ebenfalls von Tierahnen geerbt und das gleiche gilt vom Geschlechtstrieb, von der Angst, von der List etc. Sofern sie immer im Gebrauch bleiben, pflegen die ältesten erblichen Merkmale am zähesten sich zu erhalten; sind sie nicht mehr im Gebrauch oder wenigstens unnütz, so bilden sie vielfach noch lange Zeit hindurch merkwürdig haltbare Rudimente (wie z. B. der Wurmfortsatz des Darmes und die sogenannte Zirbeldrüse des Gehirnes), bis sie endlich verschwinden. Diese Rudimente bleiben oft im Embryo noch länger haften (Zähne des Walfischembryos). So giebt es eine Ameise (Anergates), deren erwachsene Männchen keine Flügel mehr, wie die anderer Gattungen, besitzen. Aber die Puppe des Männchens hat noch Flügelanlagen.

Infolge speziellerer Berücksichtigung der künstlichen Zuchtwahl, wie sie Gärtner und Tierzüchter bei Kulturpflanzen und Haustieren zu üben pflegen, kam Darwin zu seiner Hypothese der natürlichen Zuchtwahl, durch den Kampf ums Dasein, als Erklärung der Entstehung sämtlicher Lebewesen der Welt. Diese Hypothese nennt

man Darwinismus im engeren Sinne. Man hat aber auch die ganze Descendenzlehre als Darwinismus bezeichnet, wodurch eine grenzenlose Konfusion entstanden ist, die von Voreingenommenheit und Köhlerglauben natürlich gegen die Descendenzlehre tendenziös ausgebeutet wurde und noch wird.

Aber auch der Kampf ums Dasein und die natürliche Zuchtwahl sind unbedingt feststehende Tatsachen. Man braucht eigentlich in der Natur nur die Augen aufzumachen und genau zu beobachten, um sie allenthalben zu finden. Alles frisst einander oder wenigstens rauft mit einander in der Natur, sowohl die Pflanzen, wie die Tiere, und die Tiere selbst leben, abgesehen von Luft und Wasser, fast nur von Pflanzen und anderen Tieren. Dass dabei die am wenigsten Geeigneten aussterben und die für den Kampf am besten ausgerüsteten am ehesten am Leben bleiben, ist eigentlich selbstverständlich und ich kann die heutigen Verächter Darwins nicht begreifen, die auf einmal, durch neue Suggestionen blind gemacht, diese Tatsachen nicht mehr sehen. Hypothetisch dagegen war stets und bleibt die Lehre von der Entstehung aller Tier- und und Pflanzenformen durch die natürliche Zuchtwahl. Wir haben bereits die Frage der Vererbung oder Nichtvererbung erworbener Eigenschaften besprochen. Ebenso besprachen wir die Einwirkung von Kälte, Wärme und chemischer Beschaffenheit der Nahrung auf die Entwicklung der Tierformen. In neuester Zeit hat de Vries bei Pflanzen die seltene aber unerklärliche, plötzliche Entstehung von Variationen festgestellt, die auf natürliche Zuchtwahl nicht zurückgeführt werden können, und die übrigens auch schon Darwin erkannt hatte. Auf Grund dieser Erscheinungen hat er seine Mutationstheorie begründet, nach welcher bestimmte unbekannte innere Faktoren und nicht die Zuchtwahl die Entstehung der Arten bedingen soll. Er ist übrigens durchaus Evolutionist und leugnet weder den Kampf ums Dasein, noch die Zuchtwahl; er betrachtet sie aber nur als die Faktoren der Varietäten- und Rassenbildung, während er die Entstehung der tieferen, bleibenden Artmerkmale seinen Mutationen zuschreibt. Freilich hängt es doch vom Kampf ums Dasein und daher von der Zuchtwahl (besonders bei grossen Zerstörungsprozessen der Arten ab), ob sich eine Mutation erhält oder nicht, so dass der Unterschied nicht allzu gross ist.

Der Hauptunterschied zwischen de Vries und Darwin besteht darin, dass Darwin denjenigen Variationen, die, ähnlich wie die der künstlichen, bei der natürlichen Zuchtwahl entstehen, eine Haupt-

rolle bei der Artbildung zuschreibt, während de Vries den Nachweis liefert, dass sich dieselben viel weniger erhalten (vielleicht im Verhältnis von 2 oder 3 Prozent). Die Mutationen, die plötzlich ohne nachweisbaren Grund entstehen, sind dagegen erblich viel haltbarer (vielleicht im Verhältniss von 30—50 Prozent je nachdem). Mit Recht wendet aber Plater ein, dass diese Mutationen unendlich viel seltener sind, wie es de Vries selbst betont, und dass sie daher viel leichter als die Zuchtvariationen bei grossen Epidemien, Trockenheiten etc. mit der grössten Masse der Artindividuen zu Grunde gehen, sowie auch, dass ihr sporadisches Auftreten (vierblättriger Klee, linksgedrehte Schnecke) nicht selten an den Polymorphismus der Art mahnt, und dass sie dann keine progressive Vererbungs-Tendenz zeigen. Endlich fixieren sich die Züchtungsvariationen allmählig immer mehr, d. h. sie werden erblicher, sodass es dann keine deutliche Grenze mehr zwischen ihnen und den Mutationen giebt. Die Phylogenese der Arten zeigt ferner meistens eine bestimmte Tendenz in deren Evolution, und diese ist nur durch die Auswahl des Daseinkampfes zu erklären, möge diese unter Mutationen oder unter selectiven Züchtungsvariationen auswählen. Das letztere geht leichter. Schliesslich sind uns die tieferen Ursachen und Faktoren des Variierens überhaupt noch grösstenteils unbekannt und hilft das Aufstellen allumfassender Hypothesen wenig mehr. Wichtiger ist es, immer tiefer in die Veränderungs-Faktoren der Keimdeterminanten experimentell einzudringen.

Ausserdem zeigen die neueren Forschungen immer mehr, dass die Formverwandlungen der Lebewesen nicht regelmässig und allmählig stattfinden, wie Darwin ursprünglich glaubte, sondern, dass offenbar Perioden relativ rascher Formwandlungen mit Perioden eines relativen Stillstandes sowohl im Allgemeinen als je für die einzelnen Formen abwechseln. Wir können ja selbst heute feststellen, dass unter den lebenden Arten solche vorkommen, die sozusagen ganz stationär sind und sich nicht weiter umwandeln, sondern eher die Tendenz haben auszusterben, während andere umgekehrt ungeheuer variabel sind. Die Versetzung in eine vollständig neue Umgebung (z. B. in einen andern Kontinent) bewirkt auch erwiesenermassen eine relativ rasche Aenderung einer Art. Ferner aber zeigt es sich immer deutlicher, dass die heutige Fauna und Flora der Welt, mit Bezug auf Diversifikation (Bildung immer neuerer verschiedenerer Formen) im Rückgang begriffen ist; denn zur Tertiärzeit war die Fauna und Flora viel reicher als jetzt.

Wir können ausserdem feststellen, dass jetzt jedenfalls viel mehr Tier- und Pflanzenarten aussterben, als neue entstehen.

Wenn wir die für unsere Frage wichtigsten Tatsachen aus der Stammgeschichte der Menschheit ziehen wollen, so dürften es die folgenden sein:

1) Die Descendenzlehre steht fest.

2) Ueber die wichtigsten Faktoren der Umwandlung streiten die Gelehrten unter sich. Bei den Pflanzen, die direkt aus dem Boden leben, dürften chemische und physikalische Einwirkungen ganz besonders wichtig sein, bei den Tieren dagegen die Zuchtwahl im Vordergrund stehen. Bei allen wirken aber zweifellos eine Reihe verschiedener Einflüsse zusammen. Ausserdem bleibt immer ein unerforschliches oder metaphysisches Etwas, nämlich das Rätsel der Urenergie übrig, die das Weltall zur Formendifferenzierung treibt. Darwin sprach viel vom Zufall; Kölliker und Nägeli opponierten und wiesen darauf hin, dass ein Unbekanntes dahinter steckt. De Vries will die Sache mit seiner Mutationslehre erklären. Das soll uns hier nicht weiter stören. Uns genügt es, zu wissen, was die künstliche und die natürliche Zuchtwahl etc. uns beweisen, nämlich, dass wir imstande sind, sowohl durch direkte physikalische oder chemische Einwirkungen als durch die Zuchtwahl mindestens die leichten Variationen einer Art in ganz bedeutendem Grade positiv oder negativ zu beeinflussen, und zwar verbessernd auf sie einzuwirken durch eine die Art fördernde Zuchtwahl, vor allem aber sehr verschlimmernd, sowohl durch eine verkehrte Zuchtwahl, als durch die Blastophthorie (siehe oben) und besonders durch die Verbindung jener beiden letzten Einflüsse.

3) Dass die Stammverwandtschaft der Arten sich ebenso gut auf ihre geistigen (psychischen) Eigenschaften als auf die übrigen erstreckt, indem erstere nur die innere Seite des Hirnlebens bedeuten und das Gehirn den Naturgesetzen, genau wie die anderen Organe, gehorcht.

4) Dass infolge dieser Feststellungen Stammgeschichte und Zuchtwahl ebenso gut wie die richtig verstandene Vererbung eine hohe Bedeutung bei der sexuellen Frage zu beanspruchen haben, denn die durch jede Begattung zur Fortpflanzung kommenden Keime sind die Träger der zukünftigen Geschlechter und ihrer Schicksale, und enthalten zugleich die Potenzen oder Energien der vorhergehenden. Sie können aber im Guten oder im Schlechten durch das Tun oder das Lassen der Kulturmenschheit beeinflusst werden.

Da leider infolge religiöser und sonstiger Vorurteile die neueren Forschungen über die tierische und speziell menschliche Descendenz in den Schulen noch totgeschwiegen zu werden pflegen, erlangt ein grosser Teil der Menschen niemals davon Kenntnis und lernt überhaupt nicht naturwissenschaftlich denken, weshalb viele, für den Naturforscher und den Arzt selbstverständliche Dinge, das Publikum noch ganz fremd anmuten. Aus diesem Grunde muss ich den folgenden Punkt etwas näher erläutern.

Die sogenannten historischen Zeiten — wir wollen sagen etwa von der altægyptischen oder der assyrischen Geschichte an bis heute — die uns unendlich lang erscheinen, sind naturwissenschaftlich unendlich kurz. Jene alten Völker, soweit sie unserer heutigen europäischen Rasse nahe standen, waren uns daher, naturwissenschaftlich genommen, sehr eng verwandt. Die vielleicht 150 Generationen, die zwischen uns und ihnen liegen, und sogar die paar hundert Generationen, die sie von denjenigen ihrer direkten Ahnen trennen mochten, welche zugleich die Ahnen unserer direkten damals (d. h. gleichzeitig mit den alten Assyriern etc.) lebenden Vorfahren waren, sind für die ethnologische Geschichte der Menschheit als relativ jung (wenn man will relativ modern) zu bezeichnen. Wenn wir daneben die, besonders seit der Entdeckung Amerikas, von uns Europäern neugefundenen und zum grössten Teil noch jetzt lebenden wilden Völkerschaften Amerikas, Asiens, Afrikas und Australiens ins Auge fassen, so stellen wir zunächst fest, dass dieselben meistens von uns und den ebengenannten Ahnen ganz bedeutend mehr abweichen, als wir von unseren Ahnen vor 4000 Jahren und sogar z. B. von den alten Assyriern. Es giebt darunter Rassen, wie die Pygmäen Stanleys, (die Akkas), die Weddas, selbst die Australier und die Neger, deren ganzer Körperbau so tiefgehende und so auffällige Unterschiede von dem Körperbau unserer europäischen Rassen und Varietäten zeigt, dass er auf eine ganz besonders entfernte Verwandtschaft deutet.

Es gibt freilich nichts schwierigeres, als sich in dem menschlichen Rassengewirr auszukennen. Aber soviel kann man als feststehend annehmen, dass jene wilden Rassen und Varietäten, die von uns so sehr abweichen, und sogar uns näherstehende Rassen, wie die heutigen Mongolen und Malayen, uns ungleich weniger nahe verwandt sind, als es z. B. die alten Assyrier waren. Dies heisst aber soviel, dass diejenigen Ahnen, die wir mit heutigen wilden Völkern gemeinschaftlich gehabt haben, wahrscheinlich viele

3*

tausende von Generationen weiter zurück liegen, trotzdem, dass deren Nachkommen heute noch in anderen Erdteilen leben. Dieses „sich separat weiter entwickeln“ so verschiedenartiger und verschiedenwertiger Menschenrassen war, bei den ungeheuer von einander abweichenden Lebens- und Entwickelungsbedingungen der verschiedenen Kontinente und Klimate, solange ganz gut erklärlich, als die Menschen keine guten Verkehrsmittel hatten und nicht so arg verschieden von den anthropoiden Affen lebten als jetzt. Selbst die höheren Kulturen der früheren Zeiten konnten sich nur in relativ beschränktem Umkreis entwickeln, weil ihre Waffen und Verkehrsmittel ihnen doch noch nicht sehr weit vorzudringen erlaubten. Die Eroberung der ganzen Erde durch die moderne Kultur mittelst Kompass, Schiesswaffen und Dampf ist daher ein Ereignis, das erst seit 400 Jahren begonnen hat. Dasselbe hat die bisherige natürliche Entwicklung der Menschenrassen vollständig auf den Kopf zu stellen begonnen, indem dadurch die niederen Rassen überall von den Kulturrassen erreicht, kampfunfähig gemacht und vernichtet werden.

In der Tat werden die wilden Rassen, die seit sehr vielen Jahrtausenden, möglicherweise sogar seit Jahrhunderttausenden sich separat entwickelt und an bestimmte Inseln oder Regionen erfolgreich angepasst hatten, in denen sie sich behaupten konnten, rasch nacheinander auf immer vertilgt und durch die im Kampfe stärkeren und geistig höher entwickelten Kulturrassen ersetzt.

Die Geologie hat fossile Reste von Menschen (Neanderthalmenschen, Spyschädel und andere fast bis zur Tertiärzeit zurückreichende menschliche Ueberbleibsel) zu Tage gefördert, die noch viel niedriger, affenähnlicher sind, als die niedrigsten heute lebenden Menschenrassen, und deren Verwandtschaft mit uns noch viel entfernter (d. h. weiter in praehistorische oder geologische Zeiten zurückgreifend) sein muss. Wenn weitere Funde, wie der des Pithecanthropus erectus durch Dubois in Java gemacht werden, wird die Wissenschaft eine noch weiter zurückreichende verwandtschaftliche Kette definitiv aufdecken, die uns mit den heute lebenden Ueberresten noch älterer Ahnen verbinden wird, nämlich mit den anthropomorphen (oder anthropoiden) Affen.

Bevor ich dieses Kapitel schliesse, muss noch die Frage der Bastarde besprochen werden. Ein grosses Forschungsgebiet, in dessen Details wir hier nicht eingehen können, ist dasjenige der Beeinflussung der Fruchtbarkeit und der Nachkommen durch den näheren oder entfernteren Grad der Verwandtschaft der Erzeuger.

Wie wir sahen, beruht wohl die Allgemeinheit der Konjunktion in der Natur auf einem Bedürfnis nach Abwechslung zur Kräftigung eines jeden Stammes. Die fortgesetzte Inzucht wirkt verderblich, genau wie die fortgesetzte Jungfernzeugung oder die fortgesetzte Fortpflanzung durch Teilung oder Knospung. Alle diese Fortpflanzungsarten bewirken mit der Zeit eine allmählige Abschwächung und Entartung des bezüglichen Stammes. Unter Inzucht versteht man die fortgesetzte Paarung zwischen den allernächsten Verwandten (der Kinder mit den Eltern, der Geschwister etc.). Es ist leicht einzusehen, dass die Konjunktion von zwei Keimen, die aus den gleichen Eltern oder gar z. B. aus Vater und Tochter stammen, mit Bezug auf Mischung der Keimesenergien der Jungfernzeugung nahe kommt. Wir werden später sehen, dass bei fast allen menschlichen Völkern eine gewisse Abneigung gegen die Inzucht besteht. Bei den Tieren sorgt die Zuchtwahl für die Entfernung der Produkte einer starken Inzucht. Anderseits aber steht es ebenso fest, dass die Begattung zwischen entfernten Arten überhaupt kein Produkt gibt. Nahverwandte Arten können untereinander Bastarde erzeugen, die jedoch meistens unfruchtbar oder wenig fruchtbar sind und deren Typus sich nicht zu erhalten vermag; er fällt bald in die eine oder in die andere der Stammarten zurück. Man hat in neuerer Zeit nachgewiesen, dass die Unfähigkeit von zwei Tierarten, untereinander Bastarde zu erzeugen, mit der gegenseitigen Giftigkeit ihres Blutes einhergeht. Da, wo man ohne Gefahr das Blut der einen Art in die Adern der andern einspritzen kann, besteht, soweit bis jetzt festgestellt, die Möglichkeit einer Bastarderzeugung. Nebenbei gesagt ist merkwürdiger Weise das Blut der höchsten Affenarten (z. B. des Orang-Utang und der anderen anthropoiden Affen) für den Menschen nicht giftig, obwohl sie doch zu einer äusserlich recht verschiedenen Art gehören. Dies lässt auch begreifen, wie zwischen sämtlichen lebenden Menschenrassen eine ausgiebige Bastardierungsfähigkeit besteht, die nirgends zur Unfruchtbarkeit führt. Nichtsdestoweniger kann man ohne zu irren behaupten, dass sehr weit auseinandergehende Menschenrassen eine schlechte Bastardenqualität liefern, die wenig Aussicht und Fähigkeit besitzt, günstige Mischrassen zu bilden. Für die allerniedrigsten Menschen (Pygmäen Stanleys, Weddas aus Ceylon) besteht allerdings keine oder keine genügende Erfahrung über diese Frage. Dagegen sind bereits die Mulatten (Nachkommen der Verbindung zwischen Negern und Weissen) eine entschieden minderwertige und im Ganzen schwache,

kaum lebensfähige Rasse, während die Mestizen (Nachkommen der Verbindung zwischen Indianern und Weissen) viel haltbarer, resistenzfähiger und besser sind.

In dieser Frage liegt entschieden das Gute in der Mitte. Die Verbindungen zwischen nahestehenden Unterrassen oder Varietäten, oder wenigstens zwischen nicht zu nahe verwandten Abstammungscentren der gleichen Unterrasse sind entschieden die günstigsten. Allerdings hat die Homogeneität einer Rasse den Vorteil, ihre Eigentümlichkeiten bleibender und charakteristischer zu gestalten, aber diesem Vorteile stehen wieder viele Nachteile gegenüber. Wenn es einst gelingt, durch richtige Zuchtwahl und durch Entfernung der Hauptquellen der Blastophthorie eine gesündere Keimqualität zu erzielen, dürfte vielleicht in einer fernen Zukunft eine nicht allzu weitgehende Inzucht ihre Gefahr verlieren. Wir wollen jedoch diese Frage noch dahingestellt sein lassen.

Kapitel III.

Naturhistorische Bedingungen und Mechanismus der menschlichen Begattung. Schwangerschaft. Correlative Geschlechtsmerkmale.

Der tiefere Sinn und der höhere Zweck der Begattung können nicht ohne Kenntnis der in den vorhergehenden Kapiteln besprochenen Vorgänge der Konjunktion und der menschlichen Abstammung verstanden werden.

Bereits die Konjunktion erfordert die Annäherung von zwei Zellen, folglich die Bewegung wenigstens der einen derselben. Diese Zellenbewegung genügt noch für die niederen Formen der Begattung und konzentriert sich gewöhnlich auf die eine der beiden konjungierten Zellen, die man dann die männliche nennt. Durch diese Bewegung wird sie der aktive Teil, der den andern, den passiven aufsucht. So sehen wir bei den höheren Pflanzen, wie der Blütenstaub oder Pollen, d. h. die männlichen Zellen, durch den Wind oder durch Insekten zum Stempel geführt wird, von wo aus er durch einen mechanischen Anziehungsprozess zu den noch unbefruchteten Eizellen oder Samenzellen gelangt und sich mit denselben konjungiert. Aehnliche Prozesse finden sich bei niederen Tierformen. Sobald wir es jedoch mit komplizierteren, aus vielen zu Organen differenzierten Zellen bestehenden tierischen Individuen zu tun bekommen, die sich frei bewegen, bildet sich auch in der Stammgeschichte ein zweiter aktiver Bewegungsvorgang, nämlich derjenige des ganzen Trägers der männlichen Keimorgane gegen den Träger der weiblichen, was in der Regel nur durch die Bewegung des ganzen Individuums bewerkstelligt werden kann. Dieses bewirkt die Bildung der bereits früher besprochenen correlativen Geschlechtsunterschiede bei denjenigen Individuen, welche die Träger der männlichen und denjenigen, welche die Träger der weiblichen Keimzellen sind. Wir erhalten somit durch diese zwei in der Stammgeschichte einander folgenden Entwicklungen von Bewegungsvorgängen zum Zwecke der Konjunktion zwei Systeme abweichender Gestaltungen der Lebewesen je nach den Geschlechtern:

1) Dasjenige der Keimzellen selbst, deren weibliche Form grösser, Protoplasma- (resp. Dotter) reicher wird und unbeweglich bleibt, während deren männliche Form (Spermatozoon) klein und mit Bewegungsapparaten versehen wird. (Fig. 11 B, Tafel II).

2) Dasjenige der Geschlechtsindividuen mit ihren correlativen Unterschieden, des Männchens und des Weibchens, wobei das erste der angreifende, das zweite der passive oder duldende Teil ist.

Eine Zwischenstufe bildet jedoch der vollständige oder wechselseitige Hermaphroditismus. Hier ist jedes Individuum Träger beider Sorten von Geschlechtszellen und besitzt auch männliche und weibliche Kopulationsorgane. Somit gibt es hier nur eine Sorte von Individuen, die sich gegenseitig doppelt begatten, indem je das männliche Organ des einen in das weibliche Organ des andern dringt; so bei den Schnecken. Da gibt es natürlich keine correlativen Geschlechtsmerkmale und jedes Individuum ist zugleich aktiv und passiv.

Bei der Fortpflanzung mit getrennten Geschlechtern gibt es dagegen zwei Sorten von Individuen, männliche und weibliche, welche stets wenigstens durch die Geschlechtsorgane zu unterscheiden sind, aber in der Regel auch sonst körperlich und vielfach auch geistig differieren, indem die Unterschiede der Geschlechtsapparate und -Funktionen auch entsprechende Unterschiede in anderen Körperorganen, in den Instinkten und in der Gemütsart hervorrufen, welch letztere dann in verschiedener Gehirnentwicklung ihren materiellen Ausdruck finden. Wie wir schon sahen, können aber auch bei gewissen geselligen Tieren, wie bei den Ameisen, Termiten etc. bestimmte Funktionen in der Gesellschaft die Bildung oder Differenzierung einer dritten und einer vierten Form von Individuen (Polymorphismus) hervorrufen. Hier ist nicht die Geschlechtsfunktion die Ursache der Differenzierung innerhalb der Individuen einer und derselben Art, sondern die Teilung der Arbeit.

Beim Menschen hat nun der sexuelle Unterschied zur Bildung von zwei mässig verschiedenen Individuenformen geführt, von welchen jede Träger der einen Art von Keimzellen ist. Beim Begattungsmechanismus ist der Mann der aktive und das Weib der passive Teil. Wir bemerken gleich hier, dass die höhere oder individuelle Form der geschlechtlichen Aktivität im Tierreich, indem sie nicht mehr eine einzelne Zelle, sondern das ganze Individuum betrifft, eine viel kompliziertere und vom Zentralnervensystem geleitete sein muss. Sie bedeutet somit eine Mitbeteiligung anderer

Körperorgane und speziell der Zentralorgane der Reflexbewegungen, der Instinkte und der höheren plastischen Seelentätigkeit an dem Befruchtungsakt. Aus dieser einfachen Ueberlegung ergiebt sich bereits die Erklärung des tierischen Ursprunges der Kompliziertheit der sexuellen Liebe beim Menschen. Ausserdem bringt es die Natur der Sache mit sich, dass der aktive männliche Teil zunächst nur die Aufgabe hat, Spermatozoen an eine Stelle zu bringen, wo sie leicht zu den Eizellen gelangen können. Damit ist seine Haupttätigkeit vollendet. Beim passiven weiblichen Teil dagegen fängt eigentlich bei höheren Tieren das Fortpflanzungsgeschäft mit der Empfängnis oder Konjunktion erst an. Allerdings ist dem im Tierreich nicht notwendig immer so. Die Fische sind z. B. Tiere mit getrennten Geschlechtern. Bei ihnen legt aber das Weibchen meistens ihre Eier (Laich) unbefruchtet irgendwo an eine Stelle im Wasser und kümmert sich nicht mehr darum. Das Männchen kommt dann nachträglich und legt seine Spermazellen (Milch) darauf, begattet sich somit als Individuum nicht mit dem Weibchen, sondern befruchtet nur auf genannte Weise die Eier. Bei solchem System wäre eine Geschlechtsliebe gegenstandslos und besteht auch nicht, umso weniger, da die Jungen von Anfang an ihr Leben selbständig zu fristen vermögen. Es gibt freilich einzelne Abweichungen, von welchen die amüsanteste vielleicht diejenige einer Fischgattung ist, bei welcher der Vater allein die Eier ausbrütet, indem er sie nachträglich in seine Mundhöhle aufnimmt.

Es würde uns viel zu weit führen, wenn wir hier nur annähernd die Haupt-Variationen beschreiben wollten, in welchen sich allein bei den Wirbeltieren die Geschlechtsverhältnisse entwickeln. In den meisten Fällen besitzt das Männchen ein nach aussen vorspringendes Kopulationsorgan, das Weibchen dagegen eine scheidenförmige Einstülpung, in welche jenes Organ eindringen kann. Durch irgend einen Mechanismus wird dann eine Ladung Spermatozoen in die Nähe der reifen Eier (Fig. 18, wandernd Ei) des weiblichen Keimzellenorganes oder Eierstocks gebracht, wodurch die Konjunktion ermöglicht wird. Dank ihrem beweglichen Kaulquappenschwänzchen (Fig. 11, B.) gelangen dann die Spermatozoen zu den vom Eierstock ausgestossenen Eiern.

Ungemein wechselnd ist ferner die Art, wie die einmal befruchteten Eier sich weiter entwickeln. Bald werden sie als solche vom Weibchen gelegt. Dann entwickelt sich der Embryo ausserhalb des Weibchenkörpers, wie dies bei Insekten, Schnecken, Fischen,

Amphibien, Reptilien und Vögeln der Fall ist. Schon bei den niederen Säugetieren bildet sich aber ein Organ, die Gebärmutter, das ein längeres Verbleiben des Embryo im weiblichen Körper ermöglicht. Doch ist dieses Organ zuerst unvollständig, und eine besondere Bauchtasche dient dann dem Weibchen, ihre noch ganz embryonalen Jungen mit sich zu tragen, bis sie genügend entwickelt sind, um allein zu leben (Beuteltiere). Bei den höher ausgebildeten Säugetieren jedoch bildet sich die Gebärmutter in der Mittellinie des Bauches zwischen den Eierstöcken und der Geschlechtsöffnung als besonderer Behälter vollständiger aus, und erlaubt der Mutter ihre Jungen während der ganzen langen Embryonalperiode im Leibe zu behalten. Bei vielen Säugetieren kann die Gebärmutter viele Junge nebeneinander enthalten, bei Menschen gewöhnlich nur einen, selten zwei, drei oder mehr. Aus diesen Tatsachen ersieht man, wie viel wichtiger die Rolle des Weibchens bei der Fortpflanzung der Säugetiere ist, als diejenige des Männchens. Ob jedoch das Weibchen Eier legt oder bereits höher entwickelte Junge zur Welt bringt, so ist damit in den meisten Fällen seine sexuelle Rolle noch nicht beendet. Bald werden die Jungen lange Zeit vom Weibchen gefüttert, sei es mit dem Sekret seiner Milchdrüsen, wie bei den Säugetieren, sei es mit von aussen herbeigebrachter Nahrung, wie z. B. bei den Vögeln, oder auch nacheinander auf beide Art (wie z. B. bei den Katzen).

Wir finden aber schon bei vielen Tieren eine Beteiligung des Männchens an dem Aufziehen der Jungen. Darüber später mehr. Wir deuten diese komplizierten Tatsachen deshalb hier an, um zu zeigen, wie der eigentliche Begattungsakt nur ein Ring in der grossen Kette der Fortpflanzung bedeutet Nun müssen wir zu seiner eigentlichen Mechanik beim Menschen übergehen.

Die Natur verfährt, selbst bei ihren höchsten Geschäften, vielfach sehr sparsam und so hat sie die männliche Harnröhre mit dem männlichen Geschlechtsorgan vereinigt. Die männlichen Keimdrüsen sind die eiförmigen Hoden (mit Nebenhoden), deren Drüsenröhrchen tausende und abertausende von Samentierchen oder Spermatozoen enthalten und immer neu produzieren. Dieselben sammeln sich, wenn sie reif sind, am Ende des Ausführungsganges der Drüsen in je einem Behälter, Samenbläschen genannt, wo sie dicht beisammen in einer schleimigen Flüssigkeit schwimmen, die einen eigentümlichen Geruch besitzt. Von diesen Samenbläschen aus, die weiter oben, unterhalb der Harnblase liegen, führt ein

Ausführungsgang in den untersten Teil des Unterleibes, dicht unterhalb und vor der Harnblase in die Harnröhre hinein, wo einige andere Drüsen, die an jener Stelle liegen, vorab die sogenannte Prostata, ihr Sekret der durchpassierenden Samenflüssigkeit beimischen. Vor der Einmündungstelle vereinigt sich der rechte Samengang mit dem linken. Die Einmündungsstelle selbst bildet in der Harnröhre eine Erhabenheit, Hahnenkopf genannt. Von dieser Stelle aus verläuft die männliche Harnröhre ausserhalb des Unterleibes in den sehr eigentümlichen Vorsprung des Penis oder männlichen Begattungsgliedes. Für gewöhnlich scheint dasselbe nur der Entleerung des Urins zu dienen. Es hängt schlaff herunter und endigt mit einer rundlichen Anschwellung, Eichel genannt, an deren äusserstem Ende sich die Harnröhrenöffnung (Fig. 18, Oeffn. d. m. Harnr.) befindet, die jedoch zugleich als Geschlechtsöffnung dient.

Das sonderbarste an der ganzen Einrichtung ist der Mechanismus der sogenannten Erektion, d. h. der Eigentümlichkeit des Penis oder männlichen Gliedes, auf bestimmte Nervenreize hin anzuschwellen, d. h. breiter und länger und zugleich steif und hart zu werden. Dies wird durch die drei sogenannten Schwellkörper bewerkstelligt, die die Hauptmasse des Penis bilden. Der eine verläuft an dessen unterer Seite, in der Mitte, umgibt die Harnröhre und bildet in der Form der schon genannten Eichel einen erweiterten Endknopf; die zwei andern liegen rechts und links oben, haben einen ziemlich geraden Verlauf und eine halbcylindrische Form. Alle drei bestehen aus Höhlen oder Ausbuchtungen bildenden Blutgefässen, die für gewöhnlich ziemlich leer sind, weshalb das Glied schlaff hängt. Die erwähnten Nervenreize bewirken durch einen hier nicht näher zu beschreibenden Nervenmechanismus, auf Grund von Gefässlähmung durch sogenannte Nervenbahnungen und -Hemmungen, eine Blutstauung in den Höhlen der Schwellkörper, die sich allmählig immer straffer mit Blut füllen, schliesslich so straff, dass die drei Schwellkörper sich als harte und steife Massen darstellen. Dadurch wird das Volumen des Penis oder männlichen Begattungsgliedes gewaltig vergrössert, während die gleichzeitige Steifheit des Organs sein Eindringen in die weibliche Scheide ermöglicht. Zu gleicher Zeit und durch den gleichen Mechanismus der Schwellkörper wird der oben genannte Hahnenkopf derart gestellt, dass die Harnröhre gegen die Harnblase zu geschlossen wird, während umgekehrt der vereinigte Samengang

gegen den periferen Teil der Harnröhre hin sich öffnet. Damit ist das Geschlechtsorgan zu funktionieren bereit. Doch bedarf es noch weiterer, wiederholter Reize, um die Samenentleerung selbst zu bewirken. Letztere erfolgt schliesslich durch die Reizung eines besonderen Muskels, der die Samenbläschen zusammendrückt und die Samenflüssigkeit mittelst wiederholter Zusammenziehungen durch die Harnröhre hindurch nach aussen spritzt. Ist dieses erfolgt, so hört allmählig auch die Stauung der Schwellkörper auf und der ganze Penis wird wieder schlaff.

Dieser ganze Apparat ist somit recht kompliziert und wird durch verschiedene Nervenreizungen in Bewegung gesetzt, welche bei nervösen Abnormitäten leicht und auf mannigfaltige Art gestört werden können. Es sei hier gleich bemerkt, dass die Nervencentren der Erektion und der Samenentleerung ebenso gut direkt vom Gehirn aus als indirekt mittelst Hautreize erregbar sind.

Diejenigen periferischen Nerven, welche den männlichen Geschlechtsreiz von aussen bewirken, sind besonders die Nerven der oben genannten Eichel. Die Eichel besitzt eine ausserordentlich zarte Haut oder Schleimhaut, die durch eine sie umhüllende längere Hautfalte, die sogenannte Vorhaut gegen äussere Berührungen, Druck und Reibungen geschützt wird. Diese Falte ist aber oft zu eng, sodass sie sich nicht mehr über die Eichel zurückziehen lässt. Sie wird dann zu einer Unrattasche. Diese Abnormität wird durch die zum jüdischen religiösen Ritus gehörende Entfernung der Vorhaut, d. h. durch die Beschneidung stets beseitigt; eine ähnliche Operation muss aber auch sehr oft aus hygienischen Gründen bei Nichtjuden gemacht werden.

Dass die rein mechanische Reizung der Eichel nicht nur die Erektion des Penis, sondern auch schliesslich die Samenentleerung hervorrufen kann, beweist zur Genüge die bei Knaben so häufige üble Gewohnheit der Selbstbefleckung oder Onanie.

Wir sahen oben, dass die männliche und die weibliche Keimdrüse aus demselben Organ des Embryos hervorgehen. Wird der Embryo männlich, so entstehen daraus die oben beschriebenen Hoden oder Testikel, von denen jeder sich durch den Leistengang seiner Seite in den Hodensack hinuntersenkt; wird er dagegen weiblich, so bleibt jenes Organ in der Bauchhöhle und entwickelt sich zu den Eierstöcken.

Die im Kapitel II beschriebenen Organe (Fig. 18 und 19) bilden den inneren und wichtigsten Teil der weiblichen Geschlechts-

organe. Beim Weibe mündet die Harnröhre für sich allein nach aussen. Sie ist viel kürzer als beim Manne, auch weiter. Dennoch besitzt sie an ihrem äussern Ende einen kleinen Schwellkörper, den sogenannten Kitzler (Klitoris), welcher entwicklungsgeschichtlich dem männlichen Penis, besonders der Eichel entspricht und wie diese für den Geschlechtsreiz spezialisierte, sehr empfindliche Nerven besitzt. Die weibliche Harnröhrenöffnung befindet sich vorne, unterhalb des sogenannten Schambeins (os pubis) an der gleichen Stelle, wie die Wurzel des männlichen Gliedes. Von dieser Stelle aus erstrecken sich nach hinten zu beiden Seiten der Mittellinie je zwei längliche Falten (Schamfalten), die mit Haut bedeckten wulstartigen sogenannten äusseren oder grossen Schamlippen (Fig. 18 Gr. Schaml.) und unter diesen die zart schleimhäutigen inneren oder kleinen Schamlippen (Fig. 18 Kl. Schaml.). Zwischen den beiden inneren Schamlippen befindet sich die weibliche Geschlechtsöffnung, die, mit den Schamlippen zusammen, Vulva heisst. Sie ist von der Harnröhrenöffnung getrennt und führt in eine innere Röhre, die sogenannte Scheide oder Vagina (Fig. 18, Vag.). Die Scheide ist etwa 10—12 cm lang und endet oben blind um die in sie hineinragende Vaginalportion der Gebärmutter herum. Bei Jungfrauen ist, solang noch keine Begattung stattgefunden hat, der Scheideneingang mehr oder weniger abgeschlossen durch eine zarte quergestellte Haut, die sogenannte Jungfernhaut oder das Hymen, das nur eine ziemlich enge Oeffnung nach aussen besitzt, jedoch beim ersten Begattungsakt meistens unter Schmerzen und leichter Blutung zerreist. Ausserdem besitzen die Wandungen der noch ziemlich engen jungfräulichen Scheide Querfalten, die sie etwas rauh machen. Die Ueberreste der bei der ersten Begattung (Defloration) zerrissenen Jungfernhaut bilden dann am Scheideneingang die myrthenförmigen Karunkeln.

Im ersten Kapitel haben wir die Wandlungen besprochen, die das Ei durchmacht bis es zum Embryo und zum Kinde wird. Es erübrigt uns nun, den Mechanismus der Ausstossung des Eies und seiner Befruchtung, sowie die diesbezüglichen Umwandlungen der Gebärmutter zu besprechen. Alle vier Wochen reifen, wie wir sahen, ein oder zwei Eier (selten mehr) und werden in die Muttertrompeten ausgestossen, durch welche sie, dank der Flimmerbewegung sogenannter Flimmerzellen weiter bis zur Höhle der Gebärmutter oder des Uterus wandern, um dann, wenn sie befruchtet worden sind (Fig. 18 Ovul), sich an dessen Wand festzusetzen

(siehe oben), die um sie herum wuchert (Fig. 18 Decid). Die Befruchtung (Konjunktion) findet wohl meistens in der Muttertrompete oder erst in der Gebärmutter statt. Das Reifen und die Ausstossung des Eies wird gewöhnlich beim Weibe von einem Nervenvorgang begleitet, der mit dem bei der männlichen Erektion eine grosse Verwandschaft zeigt. Die Schleimhaut der Gebärmutterhöhle ist sehr gefässreich und ihre Blutgefässe haben die Fähigkeit, auf Nerveneinfluss, sich durch Blutstauung sehr stark zu erweitern. Da jedoch die Schleimhaut sehr dünn ist, ist der Erfolg ein anderer, als beim Mann; das Blut sickert durch und tritt aus, wodurch der bekannte Prozess der „Menstruation“ oder „Regel“ entsteht. Der Zweck derselben ist offenbar der, die Schleimhaut der Gebärmutter für das befruchtete Ei, das sich darauf setzen soll, günstig vorzubereiten. Jedermann weiss, dass durchschnittlich die Menstruation drei bis vier Tage dauern sollte, oft aber sehr unregelmässig ist. Wir müssen vor allem feststellen, dass sie nicht unbedingt von der Ovulation oder Eiausstossung abhängt. Beide Vorgänge können unabhängig von einander geschehen, indem die Menstruation an und für sich, allein von einem nervösen Reiz abhängt und z. B. durch Suggestion hervorgerufen oder aufgehalten werden kann. Umgekehrt kann nicht nur Eireifung, sondern sogar Befruchtung und Schwangerschaft bei Frauen vorkommen, die niemals menstruieren. Für gewöhnlich jedoch sind beide Vorgänge, man kann wohl sagen auf dem Wege der sogenannten zentralen Nervenreflexe miteinander zeitlich verbunden (associiert), und zwar so, dass zuerst die Menstruation stattfindet und dann das Ei seine langsame Wanderung nach unten beginnt und vollendet.

Der Begattungsakt vollzieht sich nun wie folgt:

Nachdem die nötige geistige und Gefühlsreizung beim Manne vorangegangen ist und das Weib eventuelle Widerstände aufgegeben hat oder selbst zum Begattungsakt neigt, führt der Mann sein erigiertes, d. h. erweitertes und hartgewordenes Glied in die weibliche Scheide ein. Rhythmische Bewegungen beider Personen, besonders aber des Mannes, fördern und erhöhen durch Reibung der beidseitigen Reizstellen an der Schleimhaut, resp. Haut des Anderen den angenehmen Geschlechtsreiz allmählig bis zur höchsten Wollust, die, von den besprochenen Hautstellen, besonders an der Eichel und an der Klitoris ausgehend, sich über das ganze Nervensystem und den ganzen Körper ausdehnt, bis schliesslich, wenn sie ihren höchsten Grad (orgasmus venericus) erreicht

hat, beim Manne sich der oben besprochene Vorgang der Samenentleerung einstellt. Die Reizstellen des Weibes sind mehrfache; die Brustwarzen, die Umgebung der Geschlechtsöffnung, selbst der unterste Teil der Gebärmutter gehören dazu. Auch beim Manne können, ausser der Eichel, die Umgebung des Afters etc. zu Reizstellen werden. Im höchsten Grade der Erection ist vor allem die Eichel sehr stark ausgedehnt und befindet sich direkt vor dem Muttermunde, d. h. vor der unteren Oeffnung der Gebärmutterhöhle (Fig. 18 Mutterm. und Oeffn. d. m. Harnr.). Auf diese Weise wird der Samen direkt gegen den Muttermund ausgespritzt. Nach der Entleerung tritt Ruhe und Erschlaffung beim Manne ein.

Beim Weibe findet ein ganz ähnlicher Vorgang insofern statt, als der Kitzler anschwillt, und von ihm, wie von den anderen Reizstellen aus durch die sanfte, schleimige Reibung ganz ähnliche Gefühle ausgelöst werden, wie beim Manne von der Eichel aus. Durch Nervenreizassociation ruft die fortgesetzte Reizung eine starke Absonderung gewisser Drüsen der Scheide hervor (Bartolinische Drüsen), deren Sekret die Geschlechtsöffnung befeuchtet. Im Moment der höchsten Wollust empfindet das Weib etwas ganz ähnliches wie der Mann, das ihr ganzes Wesen durchdringt. Bei beiden hört dann das Ganze rasch auf, und es tritt Erschlaffung, Sättigung und häufig Schlaf ein.

Auffällig ist die psychologische Kontrastwirkung, die nach erfolgter Begattung infolge alter instinktiver Nervenautomatismen eintritt. Im Beginn des Begattungstriebes wirken Gerüche, (besonders Gerüche der Geschlechtsorgane), Berührungen, Bewegungen, Anblicke, kurz alles, was den Körper des anderen Geschlechts betrifft, im höchsten Grade anziehend und begierdeerhöhend im Sinne einer wollüstigen Ekstase, die alles andere übertönt und augenblicklich fast wie das Endziel des Lebens erscheint. Ganz kurz nach Ablauf des Geschlechtsaktes verschwindet das alles, oder zerrinnt wie ein Traum. Was soeben Gegenstand höchster Begierde war, wird sogar nicht nur indifferent und ermüdend, sondern erregt jetzt nicht ganz selten ein gewisses leichtes Ekelgefühl, wenigstens was manche Geruchs-, Geschmacks- eventuell sogar Gefühls- und Gesichtsempfindungen betrifft. Man nennt L i b i d o s e x u a l i s die leidenschaftliche rein sinnliche sexuelle Begierde beider Geschlechter für einander. Dieselbe wechselt kolossal je nach den Menschen.

Nach Ferdy und anderen macht beim weiblichen Orgasmus der Muttermund schnappende und saugende Bewegungen nach der

begattenden Eichel hin. Ob dies regelmässig oder nicht vorkommt, so viel steht fest, dass der weibliche Orgasmus keineswegs zur Zeugung nötig ist. Völlig kalte Weiber, ohne jedwede Wollustempfindung, sind ebenso fruchtbar wie solche, die leicht starke Orgasmen haben; somit gelangen die Samenfäden oder Spermatozoen bei völliger Passivität der Gebärmutter ganz gut zu ihrem Ziel.

Während der Begattung wird die Wollust durch Liebkosungen und Berührungen aller möglichen Körperstellen, sowie auch durch Geruchs- und Gesichtsempfindungen und Wahrnehmungen erhöht. Bei der ungeheuren Breite der sexuellen Ungleicheit menschlicher Individuen kommen hier viele Missverhältnisse vor. Bald tritt beim Manne, bald beim Weibe (seltener bei letzterer) der Orgasmus viel früher ein, sodass er beim anderen Teil nicht zu stande kommt. Hier ist jedoch in der Regel nur das Weib im Nachteil, da der aktive Mann sich immer noch nach erfolgtem weiblichen Orgasmus befriedigen kann, falls kein aktiver Widerstand erfolgt, während das umgekehrte ohne künstliche Hilfsmittel nicht möglich ist. Ferner ist die Häufigkeit und die Intensität der Libido (bald beim Manne, bald beim Weibe) oft bei dem einen Teil viel stärker als beim anderen, wodurch beide leiden. Auch hier kommt das Weib eher zu kurz, da der Mann auch bei kalten Weibern sich befriedigen kann. Die sogenannte gute Sitte verhindert in der Regel, dass die Menschen vor der Ehe einander in dieser Hinsicht kennen, und dieses führt in vielen Fällen zu schweren Enttäuschungen, Misshelligkeiten, oft auch zur Ehescheidung. Ich verweise hier auf das Kapitel XIII (Hygiene der Ehe).

Die Wollustempfindungen sind nur das von der Natur durch Zuchtwahl und andere Evolutionsfaktoren hervorgebrachte Mittel, um die Geschlechter zum Zweck der Fortpflanzung der Art aneinander zu bringen. Für die Zeugung an sich haben sie keine Bedeutung. Man kann mit einer Glasspritze männlichen Samen in den Uterus einspritzen und damit ein Kind erzeugen. Ausserdem ist es eher die Ausnahme, wenn der Orgasmus venericus bei beiden Geschlechtern genau im gleichen Moment auftritt. Die Hauptsache ist und bleibt für die Befruchtung, dass der Samen in die Gebärmutter eindringen kann. Dieses Eindringen geschieht aber viel weniger durch das direkte Einspritzen, als durch die Schwimmbewegungen der Spermatozoen, welche vom Muttermund aus nicht nur in die ganze Uterushöhle, sondern bis in die Muttertrompeten und sogar weiter bis in die Bauchhöhle hinaufkrabbeln. Es findet,

wie schon erwähnt, ein förmliches sich entgegen wandern eines Eies nach unten und einer Schar Spermatozoen nach oben statt. Die natürliche Anpassung hat aber, wie wir im Kapitel I sahen, dafür gesorgt, dass ein Ei nicht zugleich von verschiedenen Spermatozoen befruchtet wird.

Schwangerschaft. Ungemein auffällig ist die Vergrösserung der Gebärmutter während der Schwangerschaft. Dieselbe wird mehr als kopfgross, ihre Höhle sehr bedeutend, und die Muskeln ihrer Wandung vermehren und verstärken sich gewaltig zum Zweck der späteren Austreibung des Kindes.

Indirekt mit diesem Kapitel zusammenhängend sind alle die bekannten Erscheinungen der Schwangerschaft, der Geburt, des Wochenbettes und der Stillung der Kinder. Als correlative Erscheinung besonders interessant ist die plötzlich auftretende Tätigkeit der Milchdrüsen nach der Geburt zum Zweck der Ernährung des Kindes. Es genügt, alle diese komplizierten, langdauernden und den ganzen Mechanismus des Weibes tief und hochgradig beeinflussenden Erscheinungen ins Auge zu fassen, um einzusehen. eine wie viel wichtigere und tiefer in die Existenz einschneidende Bedeutung das Geschlechtsleben für das Weib als für den Mann hat. Letzterer muss freilich einen besonders intensiven, ihn zum Weib anziehenden Trieb besitzen, weil er bei der Begattung die aktive Rolle spielt, aber mit dieser kurzen Tätigkeit ist seine Rolle bei der Fortpflanzung der Art zu Ende.

Wenn also mit der befruchtenden Begattung die männliche Tätigkeit bei der Fortpflanzung beendet ist, so beginnt erst damit diejenige des Weibes. In Kapitel I haben wir in grösster Kürze den naturwissenschaftlichen Vorgang der Schwangerschaft bis zur Geburt erwähnt. Derselbe ist aber von solcher Bedeutung für das weibliche Leben, dass wir hier einiges dem im Kapitel I Gesagten hinzufügen müssen. Während 9 Monaten entwickelt sich, wie wir früher sahen, der menschliche Embryo in der mit ihm wachsenden Gebärmutter vom Zustand einer stecknadelkopfgrossen Eizelle (Fig. 18 Wandernd. Ei) bis zu demjenigen eines neugeborenen Kindes. Wenn auch das menschliche Weib selten mehr als einen Embryo zu gleicher Zeit trägt (Zwillinge sind nicht besonders häufig, Drillinge und Vierlinge höchst selten), so hat es doch mehr Mühe und Beschwerden damit als sämtliche Tierweibchen. Dies kommt nicht allein daher, dass unsere Kultur eine unnatürliche, einseitige Verweichlichung der Frauen herbeigeführt hat, sondern hängt auch

mit der ungeheuren Entwickelung des menschlichen Gehirnes zusammen. Der Kopf des menschlichen Embryos ist von einer unverhältnismässigen Grösse, weil das Gehirn bereits, wie ich es mit H. Schiller 1889 gezeigt habe, bei der Geburt offenbar alle Ganglienzellen (Nervenzellen und Hauptfasern) enthält, die es für das ganze Leben besitzen wird. Eine solche ungeheure Entwickelung der freilich noch nicht funktionierenden, aber zur Funktion ganz vorbereiteten Embryonalanlage des Gehirns bedingt eine gewaltige Grösse des Schädels. Gehirn und Schädel müssen nicht nur vom Mutterblut ernährt werden, sondern noch bei der Geburt das Becken durchpassieren und es ist wohl bekannt, dass daraus die grösste Gefährdung der Mutter bei der Geburt entsteht. Eben deshalb, weil die Knaben durchschnittlich ein grösseres Gehirn und infolgedessen einen grösseren Schädel als die Mädchen haben, pflegt die Geburt der ersteren eine beschwerlichere zu sein.

Um nun alle diese Vorgänge zu ermöglichen, verändern sich die Geschlechtsorgane des Weibes in hohem Masse während der Schwangerschaft. Sie werden bedeutend grösser und saftiger, besonders die Gebärmutter (Fig. 22, Gebärmutterwand). Ihr Wachstum ist geradezu Staunen erregend. Aus einem weniger als Hühnerei grossen Organ mit ganz kleiner Höhlung wird allmählig eine mehr als Manneskopf grosse Masse, deren dicke Wand eine ungeheure Vermehrung glatter Muskeln entwickelt. In dieser Wand entstehen gewaltige Blutgefässe, die speziell im sogenannten Mutterkuchen (Placenta, Fig. 22 u. 23, Mutterkuchen, siehe auch Kap. I) mit dem Blutkreislauf des Embryos in innige Verbindung treten. Vom Bauch des Embryos aus wächst nämlich nach dem zweiten Schwangerschaftsmonat allmählig ein Organ (die Allantois), welches den Blutkreislauf des Embryos zum Mutterkuchen bringt, und zugleich die Bildung des letzteren ermöglicht. Im letzteren berühren sich die embryonalen Blutgefässe mit den mütterlichen Blutgefässen so innig durch so dünne Wandungen, dass die ernährenden Säfte des Mutterblutes direkt in das Venenblut des Embryos durchsickern und so das letztere ernähren können, nachdem die Nährstoffe des bisher durch Endosmose der Eihaut vergrösserten Eidotters für die Vergrösserung des neuen kleinen Wesens nicht mehr genügen. Während sich diese hochwichtigen Lebensvorgänge im Organismus des zukünftigen kleinen Menschen ereignen; während sich die Substanz der beiden ehemaligen konjungierten Keimzellen in den zahlreichen und komplizierten verschiedenen Anlagen der späteren Körper-

organe sondert (differenziert; s. Fig. 21), indem bestimmte Zellengruppen die Haut- und die Sinnesorgane, andere den Darmkanal, weitere die Muskel- und Blutgefässe und noch weitere (aus der Hautzellengruppe abgeschnürte) Gehirn, Rückenmark und Nerven bilden — während also das alles geschieht — kann freilich die Mutter ihr übriges gewöhnliches Menschenleben noch fristen. Sie erleidet jedoch dabei viele Störungen, die mit den genannten, in ihrem Körper vorgehenden, Umwandlungen zusammenhängen. Sonderbarerweise pflegt sie mehr Beschwerden im Beginn der Schwangerschaft, wo noch äusserlich wenig zu sehen ist, zu empfinden, als später. Es sind dies besonders nervöse Beschwerden, das heisst, Beschwerden der Hirnfunktionen, Störungen der Gefühle, sehr häufig hartnäckiges Erbrechen, allerlei sonderbare Gelüste und Empfindungen, die mit der Veränderung der Blutmischung und der Ernährung des ganzen Körpers einhergehen und dergl. mehr. Es muss sich eine ganze Anpassung des mütterlichen Körpers an die Entwicklung des Kindes in der Gebärmutter bilden. So schwerfällig auch eine Frau in den letzten Schwangerschaftsmonaten infolge der bedeutenden Vergrösserung der Gebärmutter und dadurch des Bauches aussieht (Fig. 22), so ist meistens die Anpassung bereits fertig und pflegen die Beschwerden geringer zu sein. Dass die Menstruation selbstverständlich während der Schwangerschaft aufhört, ist den Frauen natürlich nur angenehm. Der Geschlechtstrieb, resp. die Libido sexualis wechselt dabei sehr, ist bei vielen Frauen vermindert, bei anderen unverändert, seltener vermehrt. Es giebt noch viele andere Beschwerden, wie z. B. die so häufigen Krampfadern, die durch den Druck der Gebärmutter auf die Blutgefässe in den Beinen erzeugt werden etc. Wir wollen das alles hier nicht aufzählen; es würde uns zu weit führen.

Die genannten Beschwerden werden jedoch durch die helle Freude, durch die Sehnsucht nach dem Kinde aufgewogen, die ein normales Weib zu empfinden pflegt. Stolz und glücklich, einem neuen menschlichen Wesen das Leben zu geben, das sie bald in ihrem Schoss zu halten und an ihrer Brust zu stillen hofft, erträgt die normale Frau gern alle Beschwerden und Qualen der Schwangerschaft und der Geburt. Letztere (Fig. 23) pflegt freilich schmerzhaft zu sein, denn, so sehr auch die Natur für Lockerung des Beckens, Erweiterung des Muttermundes (Fig. 22, Muttermund, Fig. 23 orif. ext.) der Scheide und der Vulva gesorgt hat, so beschwerlich ist es doch, den mächtigen Kopf eines menschlichen

Kindes durch alle diese relativ engen Oeffnungen zu befördern (Fig. 23). Dies besorgen die kräftigen Zusammenziehungen der Gebärmuttermuskeln. Doch gelingt es ihnen bekanntlich häufig genug nicht, allein damit fertig zu werden. Da muss künstliche Hilfe, wie Geburtszange und dergleichen hinzukommen. Und wie oft passiert es nicht, dass Muttermund, Scheide oder Damm (Haut zwischen Scheideneingang und After) beim Geburtsakt zerreissen und arge, oft lebenslängliche Beschwerden, wie z. B. Gebärmuttervorfälle, hinterlassen.

Ist nun das Kind glücklich geboren, die Nabelschnur (Fig. 23 Nabelschnur) abgebunden und die Nachgeburt (Mutterkuchen) entfernt, so sind plötzlich und sozusagen brutal die Ernährungsbeziehungen des Kindes zur Mutter abgerissen. Das Kind, das bis jetzt durch den Mutterkuchen und die Nabelschnur sowohl seine Ernährungssäfte, als indirekt seinen Luftsauerstoff vermittelst des Mutterblutes erhielt, muss jetzt plötzlich, wie schon früher gesagt, selbst atmen und essen. Die bis jetzt untätige Lunge wird dadurch ausgedehnt und tritt in Funktion. Bald darauf tritt auch das Hungergefühl, auf Grund des Aufhörens der Ernährung durch das Mutterblut ein, und dieses Hungergefühl löst, ebenfalls auf nervösreflexem Wege, die Saugbewegungen aus. Während diese Vorgänge beim eben geborenen Kinde sich ereignen, zieht sich die nun leer gewordene Gebärmutter gewaltig zusammen und verkleinert sich in wenigen Tagen ganz enorm. Das überschüssige Blut, das bisher der mütterliche Organismus durch entsprechende Anpassung zur Ernährung des Embryos produziert hatte, dient nun zur Bildung einer grossen Quantität Milch in den bereits in der Schwangerschaft angeschwellten Brustdrüsen. Instinktiv treibt es die Mutter zur Stillung des Kindes, wie das Kind zum Saugen. Nach 4 bis 6 Wochen ist die Gebärmutter fast vollständig zum früheren Kaliber zurückgegangen, während die Stillung des Kindes an der Mutterbrust bei wilden Völkern 1 bis 2 Jahre und mehr dauert.

Ich brauche hier nicht zu sagen, wie sehr das Stillungsvermögen und die Milchproduktion unserer modernen Frauen der Kulturwelt abgenommen hat. Diese bedauernswerte Entartungserscheinung beruht zum grössten Teil, wie Bunge ziffermässig nachgewiesen hat, auf den Alkoholtrinksitten der Kulturmenschheit und geht mit anderen blastophthorischen Entartungen des erblichen Alkoholismus einher. Ob es ein Glück für die Menschheit war, dass die künstliche Ernährung mit Kuhmilch, besonders mit Hilfe des

Soxhlet'schen Apparates, trotzdem die Erhaltung der Kinder am Leben ermöglicht hat, muss erst die Zukunft lehren. Jedenfalls kann die Züchtung einer Entartung kaum von Vorteil für die Art sein und sollte, durch die soziale Abstinenz vom Alkohol, eine Rückkehr zur Norm und zur Natur unsere Hoffnung bilden.

Eine der traurigsten Erscheinungen der Entartung, ja der Korruption unserer raffinierten Kultursitten, bildet zweifelsohne das falsche Schamgefühl, das die Frauen mit der Schwangerschaft und der Geburt verbinden und gar der Spott, der nicht selten schwangeren Frauen gegenüber angewendet wird. Schwangere Frauen sollten ihre Schwangerschaft nicht verstecken und sich niemals darüber schämen. Sie sollten vielmehr stolz darüber sein. Sie hätten einen viel berechtigteren Grund dazu, als unsere glänzenden Offiziere mit ihrer Uniform zu prahlen. Die Kennzeichen des Bauwerkes der Menschheit dienen der Gesellschaft mehr zur Ehre als das Sinnbild ihrer Zerstörungswerke. Mögen die Frauen immer mehr dieser tiefen Wahrheit inne werden, aufhören ihre Schwangerschaften zu verbergen und sich darüber zu schämen, und bei vollem Bewusstsein der Grösse ihrer sozialen sexuellen Bedeutung, im Kampf für die Befreiung ihres Geschlechtes die Fahne des wahren zukünftigen Lebens der Menschen hochhalten, nämlich die Fahne der Nachkommenschaft! So betrachtet, gewinnt die sexuelle Rolle des Weibes eine bedeutend erhöhte Weihe und es wird dem anständig fühlenden Menschen nicht mehr möglich, die sozialen Missstände ruhig hinzunehmen, durch welche eine jahrtausendlange weibliche Sklaverei jene hohen Funktionen des weiblichen Geschlechtes entweiht und missbraucht hat. Die Hygiene der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes ist von höchster Bedeutung. Sie soll freilich nicht in einer verweichlichenden Verwöhnung und Nichtstuerei bestehen; aber die abscheuliche Art, mit welcher arme Frauen des Volkes in diesen Zuständen vielfach überbürdet, missachtet und vernachlässigt werden, ist einfach empörend und hier sind sozial-hygienische Reformen ein Gebot elementarster Menschlichkeit.

Die Bedeutung jener Vorgänge für die Frau, die dadurch an jedes Kind für Monate und Jahre gebunden wird, macht es nun begreiflich, dass ihre ganze Seele dementsprechend korrelativ an die Mutterschaft angepasst ist. Wenn auch das Kind bei der Geburt vom Mutterleibe getrennt wird, bleibt es nicht nur während der Stillungsperiode, sondern noch lange nachher, unter natürlichen

Verhältnissen, durch hundert Fäden an seine Mutter gebunden. Kleine Kinder pflegen innig an ihrer Mutter zu hängen und während der Vater sich über ihr Geschrei und über ihre Unarten ärgert, ergötzt sich eine natürliche Mutter daran. Folgen Schwangerschaften selbst in vernünftigen Intervallen von 1 bis 2 Jahren einander, so lebt die normale Frau viele Jahre hindurch zu ihrer Nachkommenschaft in einem innigen Verhältniss, das bei einer anständig und menschlich fühlenden Familie niemals ganz aufhört. Unter normalen Verhältnissen pflegen die eigenartigen Bande zwischen Mutter und Kindern lebenslänglich zu dauern, während der Vater im besten Falle für seine grösser werdenden Kinder einfach der beste Freund wird. Es wäre gut, die Väter würden endlich anfangen, diese Naturtatsachen anzuerkennen, statt immer noch so zähe an dem Nimbus der historisch künstlich gezüchteten Autorität eines veralteten und unnatürlichen Patriarchats festzuhalten. Die Tatsache, dass es viele pathologische, entartete Mütter gibt, bestätigt nur die Regel der Normalität, die wir eben erwähnt haben.

Die korrelativen Geschlechtsmerkmale (siehe oben für das Tierreich) sind beim Menschen wohl bekannt. Der Mann ist durchschnittlich grösser, breitschultriger, kräftiger gebaut; sein Knochengerüst ist fester, sein Becken jedoch enger. Im Alter der Geschlechtsreife (Pubertät), gegen 16 bis 20 Jahre, entwickelt sich im Gesicht ein Haarwuchs, der Bart, sowie, mit dem Weibe gemeinsam, am untersten Teil des Bauches, über dem Schambein, während gleichzeitig sowohl die Hoden als alle äusseren Geschlechtsteile sich bedeutend vergrössern. Man kann sagen, dass die Geschlechtsdrüse sowohl wie die äusseren Geschlechtsteile bis dahin in einem halben Embryonalzustand geblieben waren, obwohl schon beim kleinen Knaben der Mechanismus der Erektion zu funktionieren beginnt. Derselbe wird aber normaler Weise von keiner Wollustempfindung und von keinen Drüsenentleerungen begleitet. Eigentümlicherweise besitzt der Mann auch Rudimente von korrelativen sexuellen weiblichen Merkmalen, wie vor allem kleine Brustwarzen und dergleichen mehr, ohne dass darunter eine entsprechende funktionsfähige Milchdrüse sich befände. Ueberhaupt findet auch jeder einzelne Teil der äusseren Genitalorgane des einen Geschlechts sein entwicklungsgeschichtliches Analogon beim anderen, was sich aus der verschiedenartigen Umformung einer ursprünglich einheitlichen Embryonalanlage leicht erklärt: Der

männliche Penis entspricht der kleinen weiblichen Klitoris, der Hodensack den äusseren Schamlippen, u. s. f. Bei gewissen Individuen sind die genannten Rudimente stärker entwickelt, was bis zum abnormen Hermaphroditismus gehen kann (s. Kap. I), so z. B. bei den bärtigen Frauen, bei solchen mit sehr grosser Klitoris, oder umgekehrt, bei den bartlosen Männern, mit kleinen Sexualorganen und weiblichem Körperbau. Hier scheint die sexuelle Keimanlage sich etwas weniger scharf differenziert zu haben, obwohl die Keimzellen (ausser bei lateralen Hermaphroditen) alle zu einem Geschlecht gehören. Nur die korrelativen Geschlechtsmerkmale verraten einen Zug zum anderen Geschlecht. Wir können schon hier die Aenderung der Stimme beim Manne im Pubertätsalter, den sogenannten Stimmbruch, erwähnen; die Stimme wird tiefer. Uebrigens gehört diese korrelative Erscheinung schon halb zu denjenigen des Nervensystems, die bald zur Sprache kommen werden.

Der weibliche Körper ist umgekehrt kleiner, zarter gebaut, mit schwächeren Knochen, breiterem Becken, engerer Brust und anmutigerer Form. Normaler Weise fehlt der Bart am Gesicht, während die Behaarung der Umgebung der Geschlechtsteile die gleiche wird, wie beim Manne. Ausserdem neigt der weibliche Körper mehr zur Fettbildung. Ein Stimmbruch findet nicht statt. Dagegen entwickeln sich zur Zeit der Geschlechtsreife die Milchdrüsen an der Brust in der Form des Busens, mit stärkerer Brustwarze zur Säugung der Kinder. Die Geschlechtsreife erfolgt etwas früher als beim Manne. Mit derselben wachsen die inneren und äusseren Geschlechtsteile und beginnen die Menstruationen zugleich mit der Reifung von Eiern.

Weit wichtiger als die am Körper materiell sichtbaren korrelativen sexuellen Merkmale sind die geistigen. Die Psychologie des Mannes ist eine andere als die Psychologie des Weibes. Darüber sind ganze Bücher geschrieben worden, jedoch vielfach mit mehr Sentimentalität als Objektivität. Die Misogyne, wie Schopenhauer, setzen die Frau psychisch herunter, während sie von den Freunden des weiblichen Geschlechtes exaltativ verherrlicht wird. In neuerer Zeit finden wir auch ähnliche Sprünge in der Beurteilung des Mannes durch Schriftstellerinnen, je nachdem dieselben Männerfeindinnen oder Männerfreundinnen sind. Eine Hauptleistung der Neuzeit in der Beurteilung der weiblichen Psyche ist der von P. J. Mœbius behauptete physiologische Schwach-

sinn des Weibes. Es gehört schon ein bedenklicher Grad von Misogynie dazu, um zur Wertung des weiblichen Geistes den pathologischen Begriff des Schwachsinnes in die Physiologie, d. h. in die Normalität hinein zu tragen. In Wirklichkeit sind in psychologischer vielleicht noch mehr als in körperlicher Beziehung die individuellen Unterschiede so kolossal, dass sie die Führung der Durchschnittslinie ausserordentlich erschweren. Es gibt bekanntlich bärtige Weiber, Weiber von ziemlich athletischer Gestalt und es gibt zartgebaute Männlein, sowie solche, die fast keinen Bart besitzen. Und so gibt es erst recht in geistiger Beziehung Mannweiber und weibische Männer. Dummköpfe gibt es bei beiden Geschlechtern zur Genüge, aber kein verständiger Mensch wird leugnen, dass ein intelligentes Weib einem dummen Manne auch rein intellektuell weit überlegen ist. Trotz diesen Schwierigkeiten will ich auf Grund meiner eigenen Beobachtungen, sowie besonders der tatsächlichen psychischen Leistungen der beiden Geschlechter versuchen, wenigstens die prägnantesten Punkte hervorzuheben, welche im grossen und ganzen beide Geschlechter von einander psychisch unterscheiden.

Zunächst muss festgestellt werden, dass das Gehirn der Männer unserer Rasse, nach verschiedenen Wägungstatistiken im Durchschnitt 1350—1353 g., dasjenige der Weiber 1200—1225 g. wiegt. Das absolute Gewicht bedeutet aber nicht viel, da ein Teil der Hirnsubstanz bei grösseren Tieren nur wegen der grösseren Zahl der Körperelemente eine vermehrte Zahl von Neuronen aufweist. Um darüber ins Klare zu kommen, soll man das Gewicht des Grosshirns allein vom Gewicht des übrigen Zentralnervensystems, Kleinhirn, Streifenhügel, Mittel- und Zwischenhirn, Brücke, verlängertes Mark, Rückenmark etc., trennen, welch' letztere unbedingt niedrigere, stammgeschichtlich ältere (von älteren Tierahnen ererbte) Teile sind. Mit dem Grosshirn verglichen sind diese Hirnabteilungen auch entsprechend bei den meisten Säugetieren unverhältnismässig viel grösser als beim Menschen; sie halten viel mehr Schritt mit der Körpergrösse als das Grosshirn. Bei ungefähr gleicher Intelligenz sind somit jene Teile (Rückenmark, Kleinhirn und sog. Stammganglien) bei den grossen Tieren im Verhältnis zum Grosshirn grösser als bei kleinen Tieren. Ich habe mittelst des sogenannten Meynert'schen Schnittes bei der Sektion einer grösseren Zahl menschlicher Gehirne eine solche getrennte Wägung (freilich ohne das Rückenmark) vorgenommen und bekam im Durchschnitt:

	Grosshirn	übrige Zentren (ohne Rückenmark)
Männer	1060 g. (78,5 %)	290 g. (21,5 %)
Weiber	955 g. (77,9 %	270 g. (22,1 %)

Somit sind das Kleinhirn und die Stammganglien beim Manne im Verhältnis zum Grosshirn etwas kleiner als beim Weibe.

Diese Ziffern sagen noch nicht viel, scheinen aber doch anzudeuten, dass das Grosshirn des Weibes selbst im Verhältnis zur Körpergrösse im Durchschnitt etwas geringer ist, als dasjenige des Mannes. Es gibt aber Frauenhirne, die grösser sind als viele Männerhirne, und sowohl die relative als die absolute Grösse geben noch durchaus keinen vollständigen Masstab für die qualitative Leistungsfähigkeit eines Organes, am allerwenigsten für diejenige des Gehirns ab. Es hat bedeutende Männer mit ziemlich kleinem Gehirn und grosse Dummköpfe mit recht grossen Gehirnen gegeben. Man vergisst zu sehr die enorme Wichtigkeit der qualitativen Anlagen der Neuronen zu bestimmten Betätigungen, besonders aber zur Arbeit überhaupt, d. h. ihre Anlage zur Energieleistung, zum Willen.

Interessant ist es ferner, das Verhältnis des Stirnlappens zum übrigen Grosshirn festzustellen. Da der Stirnlappen zweifellos der Hauptsitz der intellektuellen Tätigkeit sein dürfte, hat die Sache Bedeutung. Nach Meynert überwiegt das Gewicht des Stirnlappens des Mannes dasjenige des Weibes nicht nur absolut, sondern auch relativ zum Gewicht des übrigen Grosshirnes. Mercier hat dies in seiner bezüglichen Zusammenstellung früherer Angaben, verbunden mit den Ergebnissen meines eigenen Materials (Hirnsektionen der Anstalt Burghölzli) bestätigt. Das Durchschnittsgewicht des Grosshirnes allein (vom Hirnstamm und Kleinhirn befreit) beträgt beim Manne 1019 Gramm (Stirnlappen 428, übriges Grosshirn 591), beim Weibe 930 Gramm (Stirnlappen 384, übriges Grosshirn 546). Somit überwiegt das übrige Grosshirn den Stirnlappen um 163 Gramm beim Manne und 162 Gramm beim Weibe. In Prozenten ausgedrückt ergibt sich also, dass der Stirnlappen beim Manne 42 % des ganzen Grosshirnes, beim Weibe dagegen kaum 41,3 % desselben ausmacht. Der Unterschied ist zwar nicht gross, aber in Anbetracht der grossen Zahl der Hirnwägungen wohl feststehend.

Der Hauptunterschied zwischen der Psychologie des Weibes und derjenigen des Mannes besteht in allen ihren vergeistigten, d. h. ins Grosshirn ausgestrahlten sexuellen Beziehungen. Diese

werden wir aber in den nächsten Kapiteln besprechen, weil sie zu unserer ganzen Frage im engsten Sinne gehören. Hier interessieren uns nur die korrelativen Unterschiede.

Wenn wir die Hauptgebiete der Psychologie ganz allgemein ins Auge fassen, so möchten wir folgendes behaupten. Rein intellektuell ragt der Mann im Durchschnitt durch seine schöpferische Phantasie, seine Kombinations- und Erfindungsgabe und seine tiefere kritische Fähigkeit bedeutend über das Weib empor. Man hat lange behaupten wollen, die Frauen hätten keine Gelegenheit gehabt, ihren Intellekt zu betätigen. Diese Behauptung wird aber bei der heutigen Frauenemanzipation je länger, desto unhaltbarer und ist es für die künstlerischen Schöpfungen bereits seit Jahrhunderten, da die Frauen in dieser Hinsicht sich von jeher zahlreich betätigten. Die weitere Behauptung, dass einige Generationen freier Betätigung (etwa durch Zuchtwahl? oder durch Vererbung erworbener Eigenschaften?) die intellektuelle Leistungsfähigkeit der Weiber erheblich erhöhen könnte, beruht auf einem vollständigen Missverstehen der Vererbung und der Stammgeschichte (siehe Kap. II). Gewiss werden die bisher vielfach in Fesseln gehaltenen psychischen Eigenschaften der Frau durch ihre Gleichberechtigung mit dem Mann und ihre absolut freie soziale Betätigung sich in voller Blüte entfalten und entwickeln können, aber was in der seit Jahrtausenden oder Jahresmillionen ererbten Keimanlage nicht ist, kann nicht in wenigen Generationen entstehen; die Artmerkmale und daher auch die Geschlechtsmerkmale haben doch eine ganz andere Beständigkeit, als dies von oberflächlichen Schwätzern täglich behauptet wird. Man darf sie nicht immer wieder mit den rein individuellen Produkten der Erziehung verwechseln, die, als während des Individuallebens erworbene Gewohnheiten des Gehirns, nicht vererbbar sind.

Dagegen besitzt das Weib auf intellektuellem Gebiet ein Aneignungs- und Auffassungsvermögen, sowie eine Fähigkeit, das Aufgefasste zu reproduzieren, die denjenigen des Mannes im grossen und ganzen ziemlich gleich kommen. In dieser Hinsicht zeigen die Weiber, z. B. bei den Hochschulstudien, wie ich sie in Zürich reichlich zu beobachten Gelegenheit hatte, einen gleichmässigeren mittleren Durchschnitt. Die tüchtigsten Männer sind reproduktiv tüchtiger und die dümmsten Männer sind reproduktiv dümmer als die entsprechenden weiblichen Extreme. Ich glaube nicht, dass man über das rein intellektuelle Gebiet viel mehr sagen kann. In

der Kunst finden wir die Sache bestätigt: in der selbständigen Produktion oder Schöpfung sind die Weiber durchschnittlich sehr minderwertig, denn ihren Erzeugnissen, selbst wenn sie recht tüchtig sind, mangelt es meistens an Originalität; sie schlagen kaum je neue Wege ein. Dagegen können sich in den reproduktiven Kunstleistungen, als Virtuosen, die Frauen mit den Männern durchaus messen. In denselben glänzen sie durch die weiblichen Vorzüge, die wir gleich bezeichnen werden. Immerhin gibt es ausnahmsweise auch originell schöpferische, selbständig produktive Weiber. J. Stuart Mills hebt noch mit Recht die Gabe der Frau hervor, von ihren individuellen Beobachtungen geleitet, intuitiv eine allgemeine Wahrheit zu finden und sie unbehindert von allem abstrakten Theoretisieren rasch und klar blickend in einem konkreten Fall anzuwenden. Das ist das unterbewusste oder intuitive Urteilen.

Im Gebiete des Gefühls sind die beiden Geschlechter stark verschieden, aber hier kann man nicht sagen, dass das eine das andere unbedingt überrage. Leidenschaftlich genug sind beide, jedes in seiner Art. Die Leidenschaften des Mannes sind aber brutaler, von kürzerer Dauer; höher insofern nur, als sie meistens mit originelleren und komplizierteren intellektuellen Zielen und Kombinationen assoziiert sind, niedriger dagegen, mit Bezug auf die Feinheit der Betonungen. Die Empfindung des Weibes ist entschieden zarter, rücksichtsvoller, ethisch und ästhetisch feiner nuanciert, auch dauerhafter, wenigstens im Durchschnitt, obwohl ihre Objekte oft kleinlich und alltäglich sind. Wenn der erst beste Mann sich in dieser Beziehung überhebt, so pflegt er sich gewöhnlich mehr oder minder unbewusst mit den berühmten obersten Spitzen, mit den grossen Dichtern und Kunstgenies zu identifizieren, und selbstgefällig die überall wimmelnden Böotier oder Idioten des Gefühls bei seinem eigenen Geschlechte zu übersehen. Dies ist ihm mit Recht entgegengehalten worden. Im Gefühlsleben ergänzen beide Geschlechter einander wunderbar: der Mann erhöht die Ziele und Ideale, während das Weib, seinem dabei oft zu ungestümen Streben und Drängen gegenüber, den geziemenden Takt zu wahren, den Ton zu mildern, zu verfeinern, sowie in seinen Nuancen der jeweiligen Lage anzupassen, naturgemäss beflissen ist. Dieser gegenseitige Einfluss kann und soll in einer glücklichen Ehe die höchst mögliche Harmonie der Gefühle erzielen.

Im Gebiet des Willens dagegen ist das Weib nach meiner Ansicht dem Manne im Durchschnitt entschieden überlegen. Hier

und in keinem andern psychologischen Gebiet kann und wird sie immer mehr ihre Triumphe feiern. Dies wird gemeiniglich verkannt, weil der Mann bis jetzt das Szepter der unumschränkten Gewalt, wenigstens äusserlich, allein geführt hat, weil infolge dessen die Menschheit von willenskräftigen Männern geleitet worden ist, und weil dadurch die willenskräftigen Frauen durch die Gesetze und die brutale Kraft unten gehalten wurden. Wer aber im Volke genauer beobachtet, muss bald bemerken, dass der leitende Wille in der Familie in der Regel nur äusserlich durch die muskelstärkeren männlichen Herren und Gebieter repräsentiert wird. Der Mann prahlt viel öfter mit seiner Autorität, als dass er sie wirklich zur Geltung zu bringen versteht, denn ihm fehlt die Ausdauer, die Zähigkeit, die Elastizität des Willens, die die wahre Stärke des letzteren ausmachen, und die dem Weibe eigen sind. Selbstverständlich spreche ich auch hier nur von Durchschnitten und gibt es willensschwache Weiber genug. Diese fallen aber sehr leicht der Prostitution anheim und gehen dadurch zu Grunde. Vielleicht liegt darin ein Grund, warum die Zuchtwahl die wahre Willensstärke des Weibes im Durchschnitt so begünstigt hat. Der Mann ist impulsiver, stürmischer in seinen Willensregungen, leicht wankelmütig jedoch und nachgebend, wenn es sich um die zähe Durchführung handelt. Ganz natürlich ergibt sich daraus, dass durchschnittlich in der Familie der Mann die Gedanken und die Impulse gibt, das Weib aber, mit feinem Taktgefühl, die schlechten von den guten instinktiv trennt, die ersteren bekämpft und die letzteren durchsetzt.

Es ist eine Abnormität und zugleich eine Ungerechtigkeit, das eine Geschlecht dem andern gegenüber herabwürdigen zu wollen. Da die bei niederen Tieren vorhandene Jungfernzeugung bei den Wirbeltieren aufgehört hat, ist bei denselben das eine Geschlecht nicht nur zur Artfortpflanzung, sondern zu jeder Zeugung so unentbehrlich wie das andere; beide sind æquivalent und gehören zu einander als die zwei Hälften eines Ganzen, von denen jede ohne die andere auf die Dauer existenzunfähig wäre. Die Förderung der einen Hälfte ist die Bedingung der Förderung der anderen; das sollte endlich begriffen und nicht mehr diskutiert werden. Würde durch einen Zauber die männliche und die weibliche Hälfte unserer heutigen Menschheit sich plötzlich jede, wie sie heute ist, für sich allein fortpflanzen können und müssen, so würden die Männer bald infolge ihrer Willensschwäche, verbunden mit ihren sinnlichen Leidenschaften und die Weiber infolge ihrer Unfähigkeit,

ihr geistiges Niveau durch neue schöpferische Ideen zu heben, sowie infolge ihres kleinlichen Routinenwesens rasch entarten.

Wir wollen hier lieber die zahlreichen psychologischen Eigentümlichkeiten des Weibes, die mit ihrem Mutterberuf und diejenigen des Mannes, die mit seiner Körperkraft und mit seiner Eigenschaft als Beschützer der Familie zusammenhängen, nicht weiter besprechen, weil sie als direkte Derivate aus den Geschlechtsunterschieden besser später ihren Platz finden werden. Ebenso verzichten wir auf die Besprechung unwichtiger korrelativer Unterschiede, die genugsam bekannt sind und sich grösstenteils aus den genannten, wie aus den direkt sexuellen ableiten lassen. In der männlichen Kneipe auf der einen und bei der weiblichen Kaffeegesellschaft auf der anderen Seite kann man sie weidlich beobachten. Das Weib ist z. B. durchschnittlich listiger und schamhafter, der Mann brutaler und cynischer etc. — Doch will ich noch erwähnen, dass nach positiven Erfahrungen in Vereinen, wo beide Geschlechter gleichberechtigt sind, die berüchtigte weibliche Klatschsucht sich kaum bestätigt hat, indem der Klatsch mindestens ebenso häufig durch die Männer als durch die Weiber entsteht.

Kapitel IV.

Der Geschlechtstrieb.

Fassen wir die 3 vorhergehenden Kapitel zusammen, so müssen wir zu der philosophischen Erkenntnis gelangen, dass die Fortpflanzung auf nichts anderem beruht als auf dem allgemeinen Naturtrieb alles Lebendigen, ins Ungemessene hinein zu wachsen. Teilung und geschlechtliche Fortpflanzung erfolgen deshalb, weil das Wachstum des einzelnen Individuums notwendig räumliche und zeitliche Grenzen hat. Die Fortdauer des Lebenden wird somit durch die Fortpflanzung gesichert: das Individuum stirbt, setzt sich aber in seinen Produkten fort. Warum die Kreuzung der Individuen durch den Vorgang der Konjunktion nötig ist, wissen wir nicht; wir können nur Hypothesen darüber bauen; dass sie aber nötig ist, beweist das Studium der Natur.

Und nun sehen wir, wie zum Zweck der Fortpflanzung, von Anbeginn des Lebens an, ein mächtiges Gesetz der Anziehung wirksam wird. Zunächst treibt es bei der Konjunktion einzelliger Lebewesen eine Zelle zum Durchdringen einer anderen Zelle. Innig vermengen beide ihre Substanz und lösen sich in einander auf. Innig gruppieren sich die Moleküle beider Kerne, um das neue Individuum zu frischerem, kräftigerem Wachsen zu treiben. Aehnlich sehen wir bei mehrzelligen Knospungstieren und bei Pflanzen die frische Knospe vom Leben des alten Stammes zehren, um neuen Stämmen das Leben zu geben, und die Samenzellen oder das Pollen die weibliche Zelle befruchten, damit wachstumsfähige Keime überall in die Welt zerstreut werden. Aehnlich verhält es sich noch bei Tierstöcken, die aus verschiedenen zusammengewachsenen Tieren (Parameren, Metameren) bestehen, z. B. Bandwürmern, Korallen etc., so lange kein Centralnervensystem die einzelnen Metameren (Ursprungstiere) genügend vereinheitlicht. Bei höheren Tieren nun organisieren sich die mehrzelligen, ja sogar die bereits aus mehreren zusammengewachsenen Tieren meistens bestehenden Individuen zu beweglichen Einheiten mit Hülfe eines grossartigen

Lebens-Apparates, des Nerven-Systems, das zum einheitlichen, geistigen Leiter des lebenden Organismus wird, und diesen erst zum richtigen Individuum stempelt. Doch kann diese, durch ihre Komplikationen und Wechselbeziehungen allein sich mehr vergeistigende Vereinheitlichung des Lebens, die man höheres tierisches Individuum, und spezieller Zentralnervensystem nennt, keineswegs des Triebes zur Fortpflanzung entbehren. Besonders sobald der Hermaphroditismus aufhört und jedes Individuum zum Träger der einen Sorte Geschlechtszellen allein wird, wäre sie sonst dem Untergang gewidmet, sobald nämlich die männlichen Keimzellen nicht mehr ohne aktive Bewegung des ganzen Individuums zu den weiblichen gelangen können. Somit ereignet sich das Wunderbare, dass der Wachstums- oder Fortpflanzungstrieb das ganze Nerven-System, das heisst das ganze geistige Leben, oder höhere Einheitsleben des Individuums, durchdringt. Ein mächtiges Sehnen und Treiben durchströmt das Nerven-System des geschlechtsreif gewordenen Individuums und zieht es zum anderen Geschlechte hin. In diesem Treiben verschwindet momentan die Sorge und die Lust zur Erhaltung des Ich. Der Zeugungstrieb übertönt alles. Nur eine Lust, nur ein Streben, nur ein Verlangen bleibt übrig, das ersehnte Wesen des anderen Geschlechtes zu erlangen, es zu umfassen und in innigster Berührung und Durchdringung Eins mit ihm zu werden. Es ist, wie wenn das ganze Individuum sich momentan als Keimzelle fühlte, so gross ist der Trieb und die Wollust, mit dem anderen Individuum zu verschmelzen. Schön hat Goethe den Zeugungstrieb und seine Siegeszuversicht im West-Oestlichen Divan, Buch 8 (Suleika): „Wiederfinden“ geschildert:

„Und mit eiligem Bestreben,
Sucht sich, was sich angehört,
Und zu ungemess'nem Leben,
Ist Gefühl und Blick gekehrt.
Sei's ergreifen, sei es raffen,
Wenn es nur sich fasst uud hält!
Allah braucht nicht mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt!“

Werfen wir einen kurzen Blick auf die uns umgebende Natur, so sehen wir überall die gleiche Sehnsucht, den gleichen Zug der Geschlechter zu einander. Bei den zwitschernden Vögeln, bei den brünstigen Säugetieren, bei den summenden Insekten, überall stellt das Männchen mit der grössten Konsequenz und unter Missachtung seines Lebens dem Weibchen nach, und verwendet abwechselnd

List und Geschwindigkeit, um seine Sehnsucht zu befriedigen. Nicht viel geringer ist oft das Sehnen des Weibchens. Doch kokettiert dasselbe in der Regel, widersteht zum Schein, flieht und heuchelt Abneigung. Je beweglicher, flinker und geschickter das Männchen ist, desto mehr wird das Weibchen zu diesem Scheinwiderstand und zu diesem kokettierenden Spiele getrieben. Man möge nur das Liebesspiel der Schmetterlinge und der Vögel verfolgen und sehen, welche Mühe und Anstrengungen es dem Männchen oft kostet, um zu seinem Ziel zu gelangen. Wo umgekehrt das Männchen schwerfällig und wenig beweglich ist, sieht man nicht selten, dass Weibchen ihm entgegenkommen oder mindestens durchaus keinen Widerstand leisten; so z. B. bei gewissen Ameisen, deren Männchen ungeflügelt, deren Weibchen aber geflügelt sind. Der Schluss ist immer die gleiche innige und wonnige Vereinigung der Körper und der Seelen für den Augenblick der Begattung.

Bei gewissen Tieren zeigt sich die Natur geradezu verschwenderisch in Aufbringung der Mittel für ihren grossen Zweck, die Fortpflanzung durch den Geschlechtstrieb. Hunderte starker grosser Männchen werden mühsam im Bienenstock erzogen und stürzen sich, sobald die wenigstens für ein Mal (für einen Schwarm) einzige Königin ihren Hochzeitsflug beginnt, ihr nach in einem tollen Himmelsflug. Ein einziger, gewöhnlich der Stärkste, erreicht sie. Im Taumel der Begattung lässt er seine sämtlichen Geschlechtsteile am Körper der Königin hängen und stirbt. Nutzlos geworden, werden die übrigen Männchen schliesslich im Herbst von den Arbeiterinnen getötet. Ebenso wunderbar ist die Hochzeit der Schmetterlinge der Sippe Bombyx. Monate-, gelegentlich jahrelang leben die prachtvollen Nacht-Pfauenaugen als Raupen auf Bäumen und als schlafende Puppen an irgend einer Rinde oder Mauerecke. Endlich schlüpft der kunstvoll geschmückte und gefärbte Schmetterling aus, besitzt jedoch nur Rudimente eines Darmkanals. Das kurze Leben, das ihm bevorsteht, erfordert keine Nahrungsaufnahme und ist einzig der Liebe gewidmet. Das Weibchen wartet irgendwo. Das Männchen, ausgestattet mit reich gefiederten und auf grösste Entfernung den Geruch des Weibchens witternden Fühlhörnern, fängt, sobald seine Flügel erstarkt sind, einen wilden Flug durch Wald und Flur an, der einzig der Erreichung eines Weibchens gilt. Auch hier wetteifern viele Konkurrenten. Der glückliche erste stürzt sich auf seine Geliebte und kurze Stunden eines wonnigen Flatterns und Flügelumarmungen besiegeln sein Glück. Erschöpft stirbt er

kurz darauf oder besser, haucht in stiller, natürlicher Ergebung sein nun erfülltes Leben aus. Ebenso sterben seine durch den Flug allein erschöpften Mitbewerber, ohne jedoch ihr Ziel erreicht zu haben. Nun fliegt das Weibchen ihrerseits, sucht sich die grünen Pflanzen aus, die ihrer Nachkommenschaft, der Frucht ihres kurzen Liebesglückes, ein langes Raupenleben sichern werden, legt darauf ihre ungeheuer zahlreichen, befruchteten Eier und stirbt dann ebenfalls, als leeres, erschöpftes Gefäss, das nun auch seinen Lebenszweck erfüllt hat. Der französische Naturforscher Fabre hat diese Verhältnisse in seinen "Souvenirs Entomologiques" lichtvoll und auf überzeugende Experimente gestützt dargetan. Meine eigenen Beobachtungen, wie auch die Anderer, stimmen völlig damit überein. Bei den Ameisen sterben auch sämtliche Männchen kurz nach einer tollen luftigen Hochzeitsfahrt, bei welcher eine meistens polyandrische Liebe förmlich rast. Hier besitzt aber das Weibchen einen Samenbehälter, der den Samen vieler Männchen enthält und ihr gestattet, jahrelang ihre Eier eines nach dem anderen zu befruchten und so als langlebige Mutter einer Ameisen-Kolonie zu funktionieren.

Der Sturm des Geschlechtstriebes bildet bei niederen Wesen die ganze Liebe. Sobald die Funktion erfüllt ist, hört die Liebe auf. Erst bei höheren Tieren kann sich eine dauernde Zuneigung bilden, wie wir es sehen werden. Dass aber auch dort, und beim Menschen selbst, die augenblickliche Berauschung aller Sinne und der ganzen Seele durch den Fortpflanzungstrieb noch vorkommt, beweisen die Beobachtungen jeden Tages. Wie von einem Zauber wird auch der Mensch von seiner Liebesbrunst oder besser gesagt Geschlechtsbrunst beherrscht. Er sieht die ganze Welt nur noch in diesem Zeichen. Der oder die Geliebte erscheint in Himmelsfarben, die alle Defekte und Miseren der Wirklichkeit übersehen lassen. Es flösst ihm jeder Augenblick der Liebeswonne Gefühle ein, die für ihn den Schein der ewigen Dauer besitzen. Er schwört unmögliche Dinge, er glaubt an ein ewiges Glück. Eine gegenseitige Täuschung verwandelt augenblicklich das Leben in die Fata morgana eines Paradieses. Das gewöhnlichste und sogar oft das sonst ekelhafteste wird, wie wir schon sahen, zum Gegenstand der höchsten Begierde . . . . . . Doch erscheint bald nach der Befriedigung des Triebes das Gefühl der Sättigung. Ein Vorhang fällt über die Szenerie, und, für den Augenblick wenigstens, kehren Ruhe und Ernüchterung wieder ein.

Dies ist in wenigen Zügen die allgemeine Erscheinung des Sexualtriebes bei der geschlechtlichen Fortpflanzung in der lebenden Natur. Wir müssen jedoch diesen Trieb näher analysieren.

Die Naturtriebe sind tiefererbte Instinkte, die weit in die Stammgeschichte unserer Tierahnen zurückreichen. Der Nahrungstrieb bildet die Grundlage für die Erhaltung des Individuums, der Geschlechtstrieb, wie wir eben sahen, die Basis für die Erhaltung der Art, sobald die Fortpflanzung durch getrennte Geschlechtsindividuen erfolgt. Jeder Trieb gehört zur Bewegungsseite der Nerventätigkeit; es ist ein inneres Etwas, das zu einer Handlung treibt. Folglich gehört zum Trieb ein ihn auslösendes Gefühl oder mehrere solcher Gefühle, sowie auch gewisse Sinnesreize, die die bezüglichen Gefühle und durch dieselben den betreffenden Trieb in Bewegung setzen. Ich selbst habe z. B. nachgewiesen, dass der Trieb zum Eierlegen bei den Aasfliegen direkt durch den Aasgeruch ausgelöst wird. Sobald man diese Fliegen ihres Geruchskolbens (Fühlhornes) beraubt, hören sie auf, Eier zu legen, selbst wenn sie auf dem besten Aase sitzen, während andere schwerere Verletzungen, oder die Beraubung eines Geruchskolbens allein, diese Folge keineswegs haben.

Der Mechanismus der Triebe ist somit als solcher ein niedriger und hat seinen Sitz in den untergeordneten Hirnzentren, die die Träger niederer Instinkte sind. Wie Yersin nachwies, kann eine Grille ohne Gehirn den Begattungsakt vollziehen, so lang der nötige auslösende Sinnesreiz zu den nervösen Geschlechtszentren gelangen kann.

Man kann also sagen, dass der Mechanismus der Triebe zu den tief phylogenetisch (stammgeschichtlich) ererbten Automatismen gehört, die bekanntlich, obwohl kompliziert und aus zeitlich getrennten, aufeinander folgenden, coordinierten Reflexbewegungen bestehend, durchaus nicht die aktuelle Plastizität der uns Menschen oberbewussten, rein vom Grosshirn abhängenden sogenannten Willkürhandlungen besitzen. Sie können sich neuen, unvorhergesehenen Umständen nicht anpassen und versagen bei Unterbrechung der sie auslösenden Kette. Wir müssen annehmen, dass die Instinkte oder Triebe von einer unterbewussten Introspektion (Unterbewusstsein) begleitet sind, die *als solche* zur Verbindung mit unserem Oberbewusstsein (unserem gewöhnlichen Bewusstsein im Wachzustand) kaum gelangen kann.

Nichtsdestoweniger gelangen bei wachsender Intensität Gefühle

und Triebe, durch Ueberwindung zentraler nervöser Widerstände in synthetischer (allgemein vereinheitlichter) Form zum Grosshirn und somit zum Inhalt des Oberbewusstseins, den sie dann in hohem Grade beeinflussen, indem sie sich mit allen Elementen dessen, was wir unsere „Seele“ im eigentlichen Sinn des Wortes nennen (Grosshirnseele), d. h. mit Gemüt, Intellekt und Willen verbinden. Unter diesem Gesichtspunkt muss man den Geschlechtstrieb betrachten, um ihn zu verstehen. Die geschlechtliche Liebe und alles, was mit ihr zusammenhängt, gehört als solche zur Grosshirnseele, beruht aber auf einer sekundären Ausstrahlung des tierischen Sexualtriebes, welch' letzterer uns jetzt allein zu beschäftigen hat. Erwähnt sei nur noch, dass die einmal durch den Sexualtrieb im Grosshirn geweckten, durch dieses verarbeiteten und mit anderen verknüpften sexuellen Vorstellungen, ihrerseits mächtig, fördernd oder hemmend, anziehend oder abstossend, sowie auch qualitativ verändernd auf den Sexualtrieb selbst einwirken. Die im vorigen Kapitel erwähnte Libido sexualis, die sexuelle Begierde, ist die Art, wie sich der Geschlechtstrieb des Menschen äussert.

I. Der Geschlechtstrieb des Mannes. Der Mann ist, wie wir sahen, der aktive Teil im Begattungsakt. Aus diesem Grunde ist bei ihm die direkte sexuelle Begierde, d. h. die Begierde zum Coitus zunächst am stärksten. Sie entwickelt sich auch bei ihm am spontansten, denn seine Rolle im Begattungsakt ist ja seine wichtigste sexuelle Betätigung. Auch strahlt dieselbe gewaltig in sein Seelenleben hinein, obwohl sie darin eine viel geringere Rolle spielt, als beim Weibe. Häufig wird der Geschlechtstrieb des Knaben frühzeitig durch schlechte Beispiele gereizt und auf unnatürliche Wege geführt. Ausserdem ist er bei den verschiedenen Personen ausserordentlich ungleich entwickelt. Auf diese Dinge kommen wir bei der Pathologie zurück. Wir wollen hier von allen unnatürlichen und abnormen Aeusserungen des Geschlechtstriebes absehen und die Sache in ihrer spontanen und möglichst normalen Form beschreiben. Je nach dem Individuum früher oder später wird der Knabe auf seine zuerst rein reflex (unwillkürlich) erfolgenden Erektionen aufmerksam. Die frühzeitige geistige Entwicklung und Reflektion des Menschen bringt es mit sich, dass er schon vor der Entwicklung des Sexualtriebes auf die Geschlechtsunterschiede aufmerksam gemacht wird. Doch wird erst durch die Entstehung des Triebes die Aufmerksamkeit mächtig auf jene Unterschiede gelenkt, während dieselben ohne Vorhandensein des

Triebes so gleichgültig zu bleiben pflegen, wie etwa der Unterschied zwischen einer geraden und einer krummen Nase. Der Mensch pflegt dasjenige leicht zu übersehen, was für ihn kein Interesse besitzt, und so stösst man bei Männern mit sehr spät oder schwach entwickeltem Geschlechtstrieb auf eine für andere fast unbegreifliche Gleichgültigkeit und Unwissenheit in solchen Dingen, während umgekehrt das sexuelle Interesse des geschlechtlich stark Erregbaren dem Gleichgültigen albern und abgeschmackt erscheint. Bei frühzeitiger starker sexueller Anlage weckt schon die Begattung der Tiere, sogar der Insekten, der Fliegen ein neugieriges Interesse, wird ziemlich bald richtig taxiert und führt dann zu Analogieschlüssen und zu entsprechenden sich damit assoziierenden sexuellen Empfindungen. Viel mächtiger wirkt jedoch normaler Weise der Anblick des weiblichen Geschlechtes. Doch zeigt sich hier eine eigentümliche Erscheinung. Dasjenige, was den Knaben hauptsächlich am weiblichen Geschlechte reizt, ist alles Ungewohnte: der Anblick von Hautstellen, die für gewöhnlich bedeckt sind, auffallende Kleider und Schmuck, seltsame Gerüche, solche weibliche Personen, die der Knabe für gewöhnlich nicht sieht. Aus diesem Grunde pflegen die Geschwister verschiedener Geschlechter einander sehr wenig oder gar nicht sexuell zu reizen, wenn nicht eine ungewöhnliche Entblössung stattfindet oder Abnormitäten bestehen. Aus dem gleichen Grunde werden die Knaben nackt lebender wilder Völker durch nackte Mädchen nicht oder wenig, viel eher aber durch solche, die sich ungewöhnlich schmücken, gereizt. Die Mohamedaner werden viel mehr durch das nackte Gesicht, die Europäer viel mehr durch die nackten Beine von Weibern sexuell gereizt, weil die Weiber bei Ersteren ihr Gesicht, bei den Letzteren ihre Beine zu verhüllen pflegen u. s. f. Das alles ist natürlich nur ein relativer Unterschied. Bei starkem und unbefriedigtem sexuellem Triebe reizt das weibliche Geschlecht überhaupt, wenn es nicht gar zu alt ist.

Ein weiterer, wichtiger und zur Normalität gehörender Punkt ist der, dass der Anblick und die Erscheinungen der Gesundheit und der Kraft beim Weibe den Mann besonders reizen. Gesunde, blühende Formen, normale Gerüche, normale Töne, eine normal und gesund sich anfühlende und ansehende Haut bilden ebenso viele Anreize des normalen Geschlechtstriebes, während alles ungesunde, und fahle, krankhafte Gerüche etc. sexuell direkt anwidernd wirkt.

Alles, was mit den eigentlichen Geschlechtsorganen zusammenhängt, ihr Anblick, ihre Berührung, ihr Geruch wirkt sexuell reizend, besonders stark freilich deshalb, wie eben gesagt, weil sie bedeckt zu werden pflegen; das Gleiche gilt auch von dem Busen.

Die ersten sexuellen Regungen sind ganz unbestimmter Natur; es sind halb unbewusste und unklare Empfindungen, die zum weiblichen Geschlecht hinziehen und es begehrenswert erscheinen lassen. So kann sich schon der Knabe in ein anmutiges weibliches Bild, in eine volle Brust, in zwei neckische Augen vergaffen und bei deren Anblick oder nur beim Gedanken daran Erektionen und eine nicht zu beschreibende Sehnsucht empfinden, die sich nicht so sehr wie beim sexuell Erfahrenen auf den Begattungsakt konzentriert, sondern viel allgemeiner und unbestimmter, obwohl sehr sinnlich zu sein pflegt. Lange Zeit bleibt dies ein immer wiederholtes Sehnen, Begehren und Treiben ohne Befriedigung. Je nach der Individualität bringt die Phantasie die verschiedensten Bilder mit solchen Triebausstrahlungen in Verbindung. Die Gegenstände der sexuellen Begierde bemächtigen sich der Träume und bewirken auch im Schlaf Erektionen. Der Knabe bemerkt bald eine sinnliche Lokalisation seiner Gefühle in seinen Geschlechtsteilen, spezieller in der Eichel, aber auch in deren Umgebung, und die Vorstellung der weiblichen Geschlechtsteile, die bei den allerersten sexuellen Regungen kaum in Betracht kam, fängt an, ihn mehr und mehr zu reizen. Bei Naturmenschen finden dann, ähnlich wie bei Tieren, direkte Begattungsversuche statt, die schliesslich zum Ziel führen, denn im Naturzustande des Menschen wird die Ehe selbstverständlich gleich beim Beginn der Geschlechtsreife vollzogen. Beim Kulturmenschen treten derartige Hindernisse der Sache entgegen, dass entweder die Prostitution oder mehr oder weniger unnatürliche Notbehelfe bei einigermassen starkem Geschlechtstrieb als Ersatz einzutreten pflegen. Gewöhnlich im Schlaf, in welchem die Wirkungen der Vorstellungen viel stärker sind, als im Wachzustande, führt der mit der Erektion verbundene Geschlechtsreiz zu Samenentleerungen im Bett, die man Pollutionen nennt, und die in der Regel mit den bereits erwähnten erotischen Träumen verbunden sind. Nackte weibliche Gestalten schmiegen sich dem Träumenden an, der an denselben in mehr oder minder unvollkommener Weise den Begattungsakt zu vollziehen glaubt, resp. träumend vollzieht, da die Träume bekanntlich die Intensität und Qualität von Trugwahrnehmungen besitzen. Aber auch im Wachzustand kann die durch

die unbefriedigte Libido sexualis hervorgerufene Aufregung so gross werden, dass der Knabe zu mechanischen Reibungen seines Gliedes Zuflucht nimmt, die ihm Wollustempfindungen verursachen. Hat er dieses entdeckt, so wiederholt er es und bewirkt dann ebenfalls Samenentleerungen. Auf diese Weise entsteht die üble Gewohnheit der Onanie oder **Masturbation**, die zugleich gemütlich deprimierend und körperlich erschöpfend wirkt, weil der Reiz durch Wiederholung immer unwiderstehlicher und seine Befriedigung durch keine äusseren oder gesellschaftlichen Schranken und durch keinen anderen Willen als den eigenen gehemmt wird. Die Onanie wirkt vor allem demütigend, beschämend und den immer wieder besiegten Willen schwächend. Obwohl sie mechanisch die Samenentleerung normaler durchzuführen pflegt, als die gewöhnlich in der Mitte durch Erwachen und sich Verflüchtigen der Traumszene unterbrochene spontane Pollution im Traume, hat sie dennoch eine schlimmere Wirkung, sowohl wegen ihrer Häufigkeit, als besonders wegen ihrer deprimierenden Wirkung auf Gemüt und Willen. Im Uebrigen wollen wir diese Frage und speziell diejenige der Onanie im Kapitel der Pathologie (VIII) behandeln.

Es ist nicht zu verkennen, dass beim Manne die Libido sexualis durch die Ansammlung von Samenflüssigkeit in den Samenbläschen stark angeregt, und durch deren Entleerung für den Augenblick beseitigt wird. Doch werden wir bald sehen, dass diese rein organisch-mechanische Anregung, die eigentlich in erster Linie als den Naturbedürfnissen angepasst erscheint, gegenwärtig beim Menschen keineswegs die Hauptrolle spielt. Es ist freilich auch begreiflich, dass sie nicht allein massgebend sein kann. Denn die Möglichkeit der Begattung hängt schliesslich bei allen Tieren nicht nur von der Ansammlung des Spermas (Samens), sondern auch von der Möglichkeit der Erreichung eines Weibchens ab. Folglich muss die Wahrnehmung des letzteren durch irgend einen Sinn als Anreger zum erstgenannten Vorgang hinzukommen.

Die Libido sexualis verrät sich durch die Physiognomie, genau, wie jede andere Begierde. Die Physiognomie bedeutet das Spiel der Gehirntätigkeit (Gedanken, Gefühle, Entschlüsse) auf die Muskeln vermittelst der Bewegungsnerven- und Zentren. Sie ist nicht auf das Gesicht beschränkt; sie ist ein Ausdruck besonders der Gemütsbewegungen durch die Muskulatur des ganzen Körpers; der Bauch, die Hände, selbst die Füsse haben ihre Physiognomie. Am lebhaftesten jedoch drückt sich dieselbe durch die Bewegungen

der Augen und der Gesichtsmuskeln aus. Die sexuelle Begehrlichkeit verrät sich durch Blicke, Gesichtsausdruck und Bewegungen in Gegenwart des weiblichen Geschlechtes. Uebrigens sind bekanntlich die Menschen im Verraten oder umgekehrt im Verbergen ihrer Gefühle und Gedanken durch die Mimik von einander ausserordentlich verschieden, so dass sich das Innere im Aeusseren durchaus nicht immer treu wiederspiegelt. Ausserdem können die in der Regel mehr oder weniger verhaltenen Aeusserungen der sexuellen Begierde durch physiognomische Bewegungen, mit dem Ausdruck anderer Gemütszustände verwechselt werden, so dass der Libidinöseste nicht immer derjenige ist, den man dafür hält.

Im normalen Zustand eines normalen Durchschnittsjünglings, der sowohl geistig, als besonders körperlich tüchtig arbeitet und sich der künstlichen Reize, vor allem aber künstlicher, den Willen und die Besonnenheit lähmender narkotischer Mittel, wie namentlich des Alkohols, enthält, ist die Kontinenz, d. h. die sexuelle Enthaltung durchaus nicht undurchführbar. Sie wird in der Regel allerdings erst bei ganz vollendeter Reife, oft nach dem 20. Lebensjahre, durch nächtliche Samenentleerungen mit entsprechenden Träumen erleichtert; die Gesundheit leidet keineswegs darunter. Immerhin kann dieser Zustand auf die Dauer nicht als normal bezeichnet werden, vor allem nicht, wenn keine Hoffnung vorliegt, dass er in absehbarer Zeit ein Ende erreiche. Viel abnormer sind dagegen die zahllosen künstlichen vorzeitigen Reizungen des Sexualtriebes, die die Kultur mit sich bringt. Wir sagten ferner, dass die Libido sexualis individuell ungeheuer schwankt, man kann wohl sagen, nahezu vom Nullpunkt aus bis zu einem Zustand beständiger sexueller Erregbarkeit, den man Satyriasis nennt. Unter sexueller Potenz versteht man die Fähigkeit zum Begattungsakt. Zu derselben gehören in erster Linie kräftige und vollständig feste Erektionen, sowie die Fähigkeit zu relativ häufigen ergiebigen Samenentleerungen. Die Impotenz oder Unfähigkeit zur Begattung gehört zur Pathologie und besteht meistens im Fehlen oder in der Unvollständigkeit der Erektionen. Potenz und Libido gehören zwar gewöhnlich, aber nicht immer zusammen, indem eine ordentliche Potenz mit geringer Libido und noch viel häufiger eine intensive Libido mit Impotenz einhergehen kann; letzteres ist bereits pathologisch. Die individuelle Potenz wechselt auch ungemein je nach den Personen, so dass die Grenzen der Pathologie kaum zu ziehen sind.

Libido und Potenz sind im Durchschnitt beim Manne am stärksten zwischen 20 und 40 Jahren, besonders zwischen 25 und 35. Während aber manche junge Leute mit 18 oder 20 und mehr Jahren sexuell noch ganz ruhig sind und noch keine Samenentleerungen hatten, findet man oft genug bei früher reifenden Völkerschaften Knaben von 12 bis 16 Jahren, die an spontaner Libido und Potenz nichts zu wünschen übrig lassen. Unter 14 Jahren gehört dies bei unserer arischen Rasse bereits ins Gebiet der pathologischen Frühreife. Späterer Eintritt der Libido und der Potenz sind eher Zeichen von Stärke und Gesundheit. Vom 40. Lebensjahre an pflegt die Potenz langsam abzunehmen und gegen 70, oft aber schon früher, gänzlich zu erlöschen. Ausnahmsweise findet man noch 80jährige potente Greise. Normaler Weise nimmt auch die Libido mit dem Alter ab; häufig genug jedoch, besonders bei künstlicher Reizung, dauert sie länger als die Potenz.

Bezüglich Potenz muss man noch zwischen derjenigen der Begattung und derjenigen der Befruchtung unterscheiden. Erstere kann ganz gut ohne letztere noch bestehen, indem die Keimdrüsen vollständig zu funktionieren aufgehört haben, aber andere Drüsen (besonders die Prostata) bei erhaltenen Erektionen den Orgasmus venericus noch durch die Absonderung ihres Sekretes unterstützen.

Wie sehr Libido und Potenz wechseln, geht daraus hervor, dass es Männer gibt, die jahrein jahraus täglich mehrmals den Begattungsakt vollführen. Die sexuelle Reizbarkeit und Begierde kann eine solche Höhe erreichen, dass sie schon sehr kurze Zeit (wenige Minuten) nach vollzogener Samenentleerung wieder eintritt. Fälle, wo in Prostitutionshäusern und auch sonst 10 bis 20 mal in einer Nacht der Begattungsakt von dem gleichen Manne vollzogen wird, gehören nicht einmal zu den grössten Seltenheiten, obwohl sie durch und durch zum Gebiet der pathologischen Abnormität gehören. Ich weiss von einem Fall, wo dies bis 30 mal geschah. Ich wurde einmal von einer 65jährigen ganz runzligen Bauernfrau konsultiert, die sich bei mir über die fortgesetzte Libido und Potenz ihres 73jährigen Ehemannes beschwerte, der sie täglich früh morgens um 3 Uhr vor seinem Gang zur Arbeit aus dem Schlaf weckte, um von ihr den Beischlaf zu fordern, damit aber nicht zufrieden, die Sache jeden Abend und oft sogar noch nach dem Mittagessen wiederholte. Umgekehrt habe ich gesunde Ehemänner im kräftigsten Alter gesehen, die einen Beischlaf im Monat, sogar noch weniger, als Exzess taxierten. Der praktische Luther

stellte als Normalregel für die Ehe die 2—3malige Ausübung des Beischlafes in der Woche auf; selbstverständlich im kräftigen Mannesalter. Ich muss sagen, dass meine vielen bezüglichen Nachfragen und Erfahrungen diese Regel durchschnittlich bestätigt haben und der Normalität, zu welcher der Mensch im Lauf der Jahrtausende angepasst worden ist, so ziemlich entsprechen dürfte. Es wäre aber ebenso unbillig als anmassend, wenn Ehemänner dies als ein unbedingtes Recht betrachten würden, denn eine längere Enthaltung ist jedem normalen Manne ganz gut möglich und ergibt sich von selbst, nicht nur bei Krankheiten der Frau, sondern auch während der Menstruation und während des Wochenbettes. Eine etwas schwierigere Frage bildet wegen ihrer langen Dauer die Schwangerschaft. Dieselbe erfordert zwar eine gewisse Schonung, jedoch nach meiner Ansicht durchaus nicht die völlige Enthaltung vom Beischlaf, sofern sie nur normal verläuft.

Eine für unsere Gesellschaft fatale Eigenschaft des männlichen Geschlechtstriebes, die sich zum Teil mit dem oben erwähnten Anreiz des Ungewohnten und der Reizlosigkeit des Gewohnten deckt, ist sein Verlangen nach Abwechslung, das nicht nur eine der Hauptursachen der Polygamie, sondern auch der Prostitution und dergleichen Einrichtungen mehr bildet. Im Durchschnitt ist das Weib entschieden viel monogamischer angelegt als der Mann. Durch die lange Gewohnheit an den Verkehr mit einer Frau verliert die bezügliche Begierde an Intensität, pflegt sich aber dafür, wenn auch nicht bei allen, so doch bei sehr vielen Männern, wohl bei den meisten, umso intensiver auf andere Frauen zu richten. Die Gesittung, edler geartete Liebe, Familien- und Pflichtgefühle pflegen vielfach diese Begierde zu unterdrücken; ihr Vorhandensein kann jedoch nicht geleugnet werden. Und sie ist es besonders, die zu den ärgsten Ausschweifungen und zu den leidenschaftlichsten Aufregungsszenen mit tragischem Ausgang führen. Doch darüber später mehr.

Ohne das Gebiet der Pathologie zu betreten, müssen wir hier noch die ungeheuren individuellen Verschiedenheiten in den Gegenständen der Libido sexualis erwähnen. In der Regel sind die stärksten Erreger derselben üppige, gesunde, blühende, junge, aber reife Frauengestalten, besonders der Anblick solcher Körperteile bei ihnen, die für gewöhnlich bedeckt getragen werden, ganz besonders der Geschlechtsteile, des Busens, sowie entsprechende Geruchswahrnehmungen. Aber auch die Stimme, der Gesichts-

ausdruck, die Kleidung und alle nur erdenklichen Details können individuell reizende Eigenschaften besitzen. Es gibt Männer, die sich eher an hageren, sogar an bleichsüchtigen Gestalten sexuell aufregen. Gewisse Dinge regen den einen und nicht den andern auf, z. B. die Haare und ihre Farbe, gewisse Gerüche, eine gewisse Kleidungsart, bestimmte Formen des Gesichts, besonders auch die Gestalt des Busens u. dgl. m. Meistens sind es solche Eigenschaften, die denjenigen Frauen abgehen, mit denen man von Jugend auf verkehrt hat, welche den grössten Reiz ausüben. Auch Kontraste reizen sich sexuell gegenseitig; hagere Leute verlieben sich gerne in dickleibige, langnasige in kurznasige etc., und umgekehrt. Doch lässt sich keine Regel aufstellen. Man sieht öfters ganz junge Männer sich an etwas älteren Frauen und alte Männer sich an sehr jungen Frauen, sogar an Kindern, sexuell aufregen. Alle diese Verschiedenheiten bilden den wichtigsten Ausgangspunkt der sexuellen Pathologie. Trotz allem gibt es noch ruhige Männer genug, die so ziemlich monogamisch angelegt sind und sehr wenig Begierde nach Abwechslung, resp. nach anderen als ihrer legitimen Frau empfinden.

Selbstverständlich wirken die geistigen und gemütlichen Eigenschaften ungeheuer auf die Libido zurück. Streitsucht, Kälte, Abneigung von seiten des Weibes erkältet auch die Begierde des Mannes, während umgekehrt heisses Verlangen, weibliche Libido, Liebe und Zärtlichkeit dieselbe zu erhöhen und zu unterhalten pflegen. Mit Bezug auf unser Kapitel, das den tierischen Instinkt allein behandelt, muss betont werden, dass die weibliche Libido in der Regel bedeutend erregend und fördernd auf die männliche wirkt und den Genuss des Mannes beim Beischlaf bedeutend erhöht. Wenn aber dies auch die Regel bildet, so gibt es Ausnahmen im entgegengesetzten Sinne, bei welchen Kälte und Ablehnung des Weibes die Libido des Mannes reizen und umgekehrt weibliche Libido die männliche abstösst. Es gibt darin ungemein feine Nuancen. Der beim sexuellen Akt aktive Mann wünscht und sucht zwar Liebe und Entgegenkommen, wird aber, wenn er normal empfindet, durch cynische weibliche Herausforderung, durch den Mangel an natürlicher weiblicher Reserve und an dem feineren zarteren weiblichen Empfinden wiederum abgestossen. Das normale Weib hat einen wunderbaren Instinkt dafür und weiss ihre Gefühle in einer Weise zu verraten, die fein und zart genug ist, um die bezüglichen Gefühle des Mannes nicht zu verletzen.

Eine Erscheinung, die wir bei der Pathologie (Kap. VIII, §§ III, 2) als psychische Impotenz kennen lernen werden, beruht auf der mächtigen störenden, interferierenden Tätigkeit des Vorstellungslebens auf den Ablauf der automatischen Tätigkeit des Geschlechtstriebes. Eine momentane psychische Impotenz braucht nicht pathologisch zu sein. Während wollüstige Gefühle beim Begattungsakt mit Begierde und entsprechenden Liebesvorstellungen abwechseln, kann plötzlich irgend eine Vorstellung der Lächerlichkeit der Situation oder eine unmutige Aeusserung des Weibes oder sonst irgend etwas Kontrastierendes die ganze Verkettung der Gefühle und Triebe zur Begattung derart unterbrechen, dass, wenigstens momentan, Wollustgefühle und Libido sexualis schwinden und die Erektion des Mannes aufhört. Durch bewusste Willensanstrengung kann die Kette nicht wieder erregt werden, sondern nur vermittelst solcher Vorstellungen, die mächtig mit der Libido sexualis assoziiert sind.

Leider hat unsere Kultur nicht nur die natürlichen sexuellen Verhältnisse verschoben und zum Teil durch ihre Sitten grob verletzt, sondern sie hat dieselben in hohem Grade künstlich ins Pathologische gezüchtet. Es ist dies so weit gekommen, dass man für unbedingt abnorme Verhältnisse sprachliche Ausdrücke braucht, die etwas normales bezeichnen wollen. Aehnlich wie man in der Alkoholfrage, resp. in der Alkoholpathologie von einem pathologischen Rausch spricht, als ob es einen normalen Rausch gäbe, behauptet man geläufig, dass die Prostitution den Männern einen normalen Beischlaf verschafft! Als ob die bezahlte Begattung mit einer feilen Dirne, die dabei nichts empfindet und sich nur bestrebt, durch künstlich gelernte Manieren ihre Klienten anzureizen, die sie überdies mit venerischen Krankheiten zu schmücken pflegt, zur normalen Sexualität gehörte! Den Naturzweck des Geschlechtstriebes vergessend hat die menschliche Kultur denselben als künstlichen Genuss gezüchtet und alle nur erdenklichen Mittel ersonnen, um die Libido zu erhöhen und ihr Abwechslung zu verschaffen. Soweit die Geschichte der Völkerkulturen zurückreicht, war dies freilich immer der Fall und wir sind an und für sich darin weder besser noch schlechter als unsere Ahnen. Dagegen besitzen wir dazu viel raffiniertere und mannigfachere Mittel als barbarische Völker und auch als unsere eigenen, einfacheren Zeiten angehörigen Vorfahren. Die moderne Kunst vor allem ist vielfach zu einem grossartigen Hilfsmittel der Anreizung des Erotismus, sagen wir es gerade

heraus, zu einem Bundesgenossen der Pornographie geworden. Mit erheuchelter Entrüstung gegen die Andersdenkenden werden häufig die unglaublichsten erotischen Reizmittel unter dem Deckmantel der Kunst verteidigt und bewundert. Die Photographie und alle andern so ungeheuer verfeinerten und verbesserten Methoden der bildlichen Vervielfältigung, die verbesserten Verkehrsmittel, die den heimlichen Geschlechtsverkehr erleichtern, das Kunstgewerbe, das unsere Wohnungen und Geräte schmückt und verziert, der ganze raffinierte Luxus unserer Zeit, der grössere Komfort der Wohnungen, der Betten etc. sind alle vielfach in die Dienste der erotischen Lüsternheit getreten. Die Prostitution oder der käufliche Beischlaf hat die ungeheuersten, bis tief ins Pathologische hineinreichenden Auswüchse getrieben. Mit einem Wort, die künstliche Züchtung der Libido sexualis des Mannes hat eine wahre Hochschule des Lasters entstehen lassen. Es ist keine Frage, dass die jetzt überall verbreiteten, zugleich kunstvollen und naturgetreuen Darstellungen erotischer Szenen sexuell viel mehr anzureizen vermögen als die groben, mangelhaften Darstellungen der „guten alten Zeit“, in welcher die erotischen Kunstwerke auf wenige Museen oder auf den Besitz reicher Leute beschränkt waren.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, dass durch immer wiederholte künstliche Reizung in aller nur erdenklicher Abwechslung, welche die Objekte der sexuellen Begehrlichkeit vermehrt und anziehender gestaltet, jene Begehrlichkeit gesteigert wird. Es ist ja doch eine ganz allgemeine Regel der Physiologie des Nervensystems, dass jede Art der Nerventätigkeit durch Uebung vermehrt und gestärkt wird: durch Angewöhnung an Vielessen und Gutessen wird man Schlemmer; durch Angewöhnung an schöne Kleider, an kalte Waschungen wird beides zum Bedürfnis; der Drang nach Bewegung steigert sich und die Muskeln stärken sich durch körperliche Tätigkeit; durch beständige Beschäftigung mit irgend etwas gewinnt man es lieb und wird man darin ein Virtuos; bei immerwährendem Denken an eine Krankheit glaubt man schliesslich davon befallen zu sein; eine oft wiederholte Melodie wird ganz automatisch immer von neuem wieder gepfiffen oder gesummt. Umgekehrt lässt die Untätigkeit in einem Gebiet die bezüglichen Reize sich abschwächen. Durch die Vernachlässigung von Empfindungen und Bewegungen nehmen beide und nimmt zugleich der Drang nach beiden ab. Untätigkeit in einem Gebiet macht träge in demselben, da sie die Widerstände im Gehirn vermehrt, und ist die

Trägheit einmal da, so erschwert sie die Erneuerung der Tätigkeit. Es ist daher nicht zu verwundern, dass dieses Gesetz auch bei der Libido sexualis zutrifft, und dass die Enthaltung den Trieb vermindert, seine Züchtung ihn dagegen stärkt. Immerhin kämpft hier, wie der leere Magen beim Nahrungstrieb, eine Kraft, die wir oben erwähnten, nämlich die volle Samenblase, verbunden mit der Macht eines alten Naturtriebes, häufig gegen das Uebungsgesetz oder Trainierungsgesetz des Nervensystems. Um in der Frage klar zu sehen, muss man dieses antagonistische Spiel zweier Kräfte recht gut verstehen, ein Spiel, das sich in ähnlicher Weise wie gesagt beim Nahrungstrieb und ferner beim Schlaf wiederholt. So gebieterisch auch der Nahrungstrieb ist und so sehr auch die Erhaltung des Lebens von seiner Befriedigung abhängt, so wahr bleibt anderseits doch der Spruch der Franzosen: L'appétit vient en mangeant. Bekanntlich wird man, wie eben erwähnt, zum Schlemmer, wenn man den Gaumenkitzel züchtet und erwirbt man dadurch die Gicht, die Fettsucht u. dgl. m. Die Schlafsucht fauler Menschen bedeutet etwas Ähnliches im entgegengesetzten Sinne: so sehr der genügende Schlaf die Bedingung eines gesunden und leistungsfähigen Gehirnlebens ist, kann doch auch ein übertriebenes Ruhebedürfnis des Gehirns gezüchtet werden. Diese Frage ist mit Bezug auf den Geschlechtstrieb von prinzipieller Bedeutung und Wichtigkeit. Hier gilt unbedingt der bekannte Mässigkeitssatz: abusus non tollit usum (der erlaubte Gebrauch rechtfertigt nicht den Missbrauch). Irrtümlicherweise hat ein englischer Kommentator den folgenden Satz dem Cicero zugeschrieben: „Die wahre Mässigkeit ist die unumschränkte Herrschaft der Vernunft über die Begierde und über alle unrechten Wünsche des Herzens. Sie bedeutet Enthaltung von allen Dingen, die nicht gut sind, nicht völlig unschädlich in ihrem Charakter." Diese Definition bleibt vorzüglich, auch ohne von Cicero zu stammen. Sie schliesst den an sich unnatürlichen und giftig wirkenden Alkoholgenuss, aber nicht die gemässigte Befriedigung der normal der Art angepassten sexuellen Begierde aus, denn letztere kann je nach dem Fall gut oder schlecht, unschuldig oder verbrecherisch sein. Im konkreten Fall ist jedoch die Anwendung des richtigen Masses und die Wahl des richtigen Objektes eine ebenso heikle als schwierige Frage. Mit Moralpredigten erreicht man dabei nichts.

Ich glaube, auf Grund recht vieler Erfahrungen bei den zahlreichen Personen, die mich in derartigen Dingen konsultiert haben,

behaupten zu können, dass, wenn ein Mann gegen sich selbst ehrlich sein will, er immerhin zwischen der künstlichen Reizung des Geschlechtstriebes und dem natürlichen Bedürfnis meistens unterscheiden kann. Es ist doch nicht gleich, ob ein Mann von sexuellen Begierden und Vorstellungen verfolgt und gequält wird, trotzdem er dagegen ankämpft, weil ihm die Gelegenheit fehlt sie legitim und normal zu befriedigen, oder ob er in einem fort, aus purer, gewöhnlich mit einem Faulenzerleben verbundener Genusssucht und Schwelgerei auf künstliche Reizungen sinnt und trachtet. Ich spreche hier vom normalen Menschen; es gibt freilich pathologische Naturen, bei welchen auch wider Willen der Geschlechtstrieb zur Zwangsvorstellung wird. In der Regel wird eine ernste fortgesetzte Arbeit, verbunden mit Ablenkung von allen künstlichen Reizmitteln, den Geschlechtsreiz in mässige Grenzen zurückdämmen und wird allein schon dies als Wohltat empfunden.

Wir haben schon die pornographische Kunst als eines der Mittel zur künstlichen Reizung der Libido bezeichnet. Für niedriger angelegte Menschen kommen aber vor allem ihre unkünstlerischen, rohen, auf Reizung des Geschlechtstriebes zu Gewinnzwecken hinzielenden Abarten in Betracht. Die Gewinnsucht! Dieses Wort bezeichnet die Hauptquelle des Uebels. Die gewinnsüchtige Ausbeutung des Geschlechtstriebes ist neben derjenigen der alkoholischen Trinkgewohnheiten ein Hauptfeld des sozialen Raubritterwesens. Die Hauptmittel zur künstlichen Reizung der sexuellen Schwäche der Männer sind neben den pornographischen Bildern:

Die pornographischen Romane, in welchen die sexuelle Begehrlichkeit durch alle Mittel der Darstellung künstlich gereizt wird und deren Illustrationen mit den vorhin erwähnten Bildern wetteifern, um die Kauflust des Publikums zu erhöhen.

Der Alkohol, der einerseits die Besonnenheit und die höheren sittlichen Hemmungen des Willens lähmt, während er die rohe Impulsivität und die Libido sexualis steigert. Dadurch wird der Mensch unternehmend und zur willfährigen Beute der Kuppelei, resp. der Prostitution, obwohl seine eigentliche sexuelle Potenz durch den Alkohol geschwächt wird.

Vor allem aber kommt hier das ganze Arsenal des modernen Prostitutionswesens in Betracht. Die Kuppelei ist hiebei das raffiniertere Gewerbe, dessen Hauptkunst darin besteht, einerseits die sexuelle Begehrlichkeit der Männer und anderseits die Käuflichkeit und Schwäche der Weiber auszubeuten. Die künstliche Reizung

der Libido sexualis der Männer auf alle erdenklichen Arten ist selbstverständlich ihr Hauptmittel und dazu werden die gekauften Objekte, d. h. die Prostituierten mit aller Raffiniertheit abgerichtet, besonders wenn es sich um pekuniär leistungsfähige Klienten handelt. Auf diesem Boden sind die schmutzigsten Künste zur Reizung der Libido der Männer, gelegentlich auch der Weiber, entstanden, wie der cunnilinguus und hundert andere bis tief in das Pathologische hineingehende Manipulationen, deren Beschreibung hier überflüssig ist.

Aber auch andere Ursachen, als die Gewinnsucht kommen hinzu oder sind indirekte Ableger derselben. Ein Schulknabe wird durch pornographische Bilder oder durch die Verleitung eines sexuell verdorbenen Menschen zur Onanie gereizt und verleitet dazu dann wieder seine Kameraden. Gewisse sexuell verdorbene Weiber haben z. B. auch schon Schulknaben und ganze Schulklassen zum Beischlaf verleitet und auf diese Weise eine frühzeitige ungesunde Erweckung des Geschlechtstriebes bei den Jungen zustande gebracht.

Derartige, den Sexualtrieb künstlich reizende und entartende Angewöhnungen züchten sekundär unter den Männern eine verderbliche Renommisterei, welche die allerschlimmsten Folgen hat. Wie der Schulbube, der gleich nach seiner Konfirmation, um zu zeigen, dass er ein Mann geworden ist, eine Zigarre in den Mund steckt, wenn sie ihm auch noch so schlecht schmeckt, glauben sich die Jungen verpflichtet, sich zu prostituieren, „da sie sonst keine richtigen Männer wären". Diese blödsinnige Vorstellung wird dadurch noch grösser gezogen, dass der in sexuellen Dingen Unwissende oder sich Schämende ausgelacht wird. Statt dass die Jungen von wohlwollender und verständiger Seite in liebevoller und ernster Weise rechtzeitig über die sexuelle Frage aufgeklärt werden, werden sie es somit in der verderblichsten Weise und von der schlimmsten Seite her.

Nicht nur wird auf solche Art die Libido sexualis künstlich gesteigert und auf unnatürliche Abwege bezüglich ihres Objektes geführt, sondern es wird die Jugend durch das ganze Heer der venerischen Krankheiten (vom Alkoholismus hier nicht zu sprechen) vergiftet und zu Grunde gerichtet; doch dies gehört bereits zur Pathologie.

Wir sprachen von der Schuljugend. Noch schlechter aber ergeht es den jungen Proletariern, die durch die Wohnungsnot und die Armut in der traurigsten Promiscuität aufwachsen, nicht selten

dem Begattungsakt ihrer Eltern zusehen und oft direkt und künstlich aus Gewinnzwecken zur Unzucht erzogen werden.

Man muss sich bei allem dem nur über eins wundern, nämlich darüber, dass die unheilvollen Folgen so unglaublicher Verirrungen der Libido sexualis nicht noch schlimmer ausfallen, als sie tatsächlich sind. Freilich führen diese Exzesse vielfach zur Lockerung der Ehe und der Familie, zu Impotenz und zu zahlreichen sonstigen Störungen der geschlechtlichen Funktionen; doch muss man gestehen, dass die venerischen Krankheiten einerseits und der Alkoholismus anderseits weitaus die grössten direkten Schädigungen der Gesundheit hervorrufen, viel grössere als die künstlichen Steigerungen und Verirrungen der Libido sexualis allein. Letztere vergiften dagegen vielfach das Seelenleben und die soziale Ethik, wie wir noch sehen werden.

Eine böse Folge der künstlichen sexuellen Reizung bei den Männern durch die moderne Prostitution und was drum und dran hängt, ist sexuelle Ungenügsamkeit, die sich dann in der Ehe nur schwer an die treue, lebenslängliche, idealisierte Liebe zu einem Weibe gewöhnen und auf sie beschränken kann. Man entgegnet freilich, dass viele ehemalige Roués und Bordellbesucher nachher gute und treue Ehemänner und Familienväter werden, besonders wenn sie glücklich venerischen Infektionen entgangen sind. Wer aber tiefer hinter die Kulissen sieht, muss bald die grosse Bedingtheit des Glückes der meisten dieser Ehen anerkennen. Die Katze lässt vom Mausen nicht und spurlos geht die Herabwürdigung des sexuellen Empfindens einer Persönlichkeit durch ein länger dauerndes gewohnheitsmässiges Leben mit Prostituierten an den Menschen in der Regel nicht vorbei. Wenn auch ein erblich gut angelegter Charakter, der nur den Verführungen unterlag, durch rechtzeitige wahre Liebe wieder gehoben werden kann, so hinterlassen die früheren Exzesse doch immer Spuren, die später leicht wieder auf Abwege leiten können, indem sie den Mann der Beschränkung auf den bloss ehelichen Verkehr bald satt werden lassen. Anderseits muss zugegeben werden, dass der sexuelle Verkehr an und für sich, auch in der Ehe, eine Gewohnheit schafft, so dass manche Ehemänner dadurch allein zum ausserehelichen Beischlaf gereizt werden.

Mit all den genannten künstlichen und abnormen Züchtungen des Geschlechtstriebes dürfen wir die zuletzt angedeuteten Streiche nicht verwechseln, die die Libido sexualis dem Manne, besonders

auf Grund seines polygamischen Triebes, sonst noch spielt. Körperliche wie geistige Eigenschaften und Reize eines Weibes können die sexuelle Begehrlichkeit von ihrem bisherigen Objekte vollständig ab- und mit einer furchtbaren Wucht auf ein neues Objekt zulenken. Hier mischen sich die Elemente der Libido mit denjenigen der höheren Liebe oft in unentwirrbarer Weise, und dieses Kapitel bildet das Hauptthema der Sensationsromane und der meisten wirklichen sensationellen Liebesgeschichten. In sehr vielen derartigen Fällen spielt eine pathologische Anlage entschieden eine grosse Rolle und hier lernt man einsehen, dass die leidenschaftlichen „Liebesehen" (wir sprechen nicht von den mit ruhiger Ueberlegung und gründlicher gegenseitiger Kenntnis geschlossenen Liebesehen) durchaus nicht immer haltbarer sind, als die Vernunfts- oder Konvenienzehen, da pathologisch leidenschaftliche Naturen bekanntlich sehr oft von einem Extrem ins andere fallen. Die Gewalt, die in solchen Fällen die Libido sexualis ausübt, ist eine furchtbare. Sie kann zu den gewaltigsten Affekten, zu Mord und Selbstmord führen. Bei Menschen, deren Vernunft nicht hoch und nicht auf selbständigen Füssen steht, verändert sie vielfach alle Ansichten und Anschauungen, wandelt Liebe in Hass und Hass in Liebe, Gerechtigkeitsgefühle in ihr Gegenteil um, macht den Ehrlichen zum Lügner und Intriganten etc., kurz, diese über das ganze Seelenleben wie ein Orkan hereinbrechende Libido sexualis hört auf, reine Libido zu sein. Man hat sie oft nicht mit Unrecht mit Trunkenkeit oder Geistesstörung verglichen. Schon in gelinderem Grade pflegt sie z. B. den Ehemann so weit zu bringen, dass er sich mit seiner Ehefrau nur noch dann zu begatten imstande ist, wenn er sich das Bild des andern, neuen Objektes seiner Begierde in ihr vorstellt und es in seine Arme zu schliessen sich einbildet (s. Gœthes Wahlverwandtschaften, de Musset u. a. m.). Wir haben diesen Punkt hier besprochen, obwohl er ebenso gut zum nächsten Kapitel gehört hätte, weil man hier nicht selten einen verzweifelten Kampf zwischen der Libido sexualis und der höheren Liebe beobachten kann. Ein Mann ist z. B. seiner Frau von Herzen zugetan, liebt sie, verehrt sie, vergöttert sie sogar und dennoch reizen ihr Anblick und ihre Berührung ihn sinnlich nicht mehr, rufen weder Libido noch Erektionen mehr bei ihm hervor, während irgend eine geistig und moralisch minderwertige Sirene ihn sinnlich furchtbar zu erregen vermag, ohne dass er die geringste Liebe oder Achtung für sie hegte. Kurz und gut, in solchen Fällen, die freilich in dieser ex-

tremen Form nicht ganz gewöhnlich, wenn auch nicht selten sind, steht die Libido sexualis in schroffem Gegensatz zu den höheren Liebesgefühlen. Den betreffenden Mann treibt es unwiderstehlich zur Begattung mit der Sirene, und doch möchte er sie keineswegs zur Frau haben und auch nicht Kinder mit ihr erzeugen, weil er sie innerlich, selbst bei der kürzesten Ueberlegung, verachtet und fürchtet. Ist dieser Fall, wie gesagt, in solch' extremer Form nicht gewöhnlich, so treten dagegen verwandte, unvollständigere Empfindungsgemische bei den meisten Männern auf. Die Libido stellt hiebei den alten tierischen Instinkt dar, der durch lüsterne Blicke, üppige Formen und sinnliche Manieren des Weibes mit Gewalt angezogen wird, während beim besseren, geistig höher stehenden Menschen die höheren, tiefassoziierten Sympathiegefühle der wahren Liebe mit allen Vorstellungen der Treue, der Dankbarkeit, der geistigen Zusammengehörigkeit ganz andere Wege gehen und sich der genannten tierischen Elementargewalt entgegenstemmen. Da gibt es eben „zwei Seelen in einer Brust" (in einem Zentralnervensystem), die mehr oder weniger von einander getrennt leben und einander entgegenwirken. Der Gott Amor ist nicht mehr eins mit sich selbst. Selbstverständlich sind hier die Fälle nicht gemeint, wo der neue Liebesrausch den Mann von seiner früheren Liebe (ev. Ehefrau) sowohl seelisch wie sinnlich abwendig macht.

Der Geschlechtstrieb des Mannes besteht nicht ganz ausschliesslich in einem Trieb nach Begattung. In vielen Fällen wenigstens mischt sich mit ihm, wenn auch meistens in dunklerer Weise und in geringerer Stärke, der Trieb nach Kindererzeugung und dieser spielt leider nicht nur mit bezug auf Kinderliebe und höhere Gefühle, sowie bei der bewussten Ueberlegung, sondern auch im tierischen Instinkt, im Trieb selbst, eine nicht unbeträchtliche Rolle. Dies sei hier nur angedeutet. Wir werden später sehen, dass dieser Trieb, als solcher, bei unseren heutigen Kulturverhältnissen eine recht unglückliche Rolle spielt.

II. Der Geschlechtstrieb des Weibes. Das Verhalten des Weibes beim Geschlechtsakt unterscheidet sich wesentlich von dem des Mannes, nicht nur durch die natürliche Passivität des Weibes bei der Begattung, sondern noch durch das Fehlen des Vorganges der Samenentleerung. Nichtsdestoweniger sind grosse Analogien vorhanden: die Erektion der Klitoris und die durch dieselbe bewirkte Wollustempfindung, die oben erwähnte, an die männliche Ejaculation erinnernde Absonderung der Bartolinischen

Drüsen, der Orgasmus venericus selbst, der, sobald vorhanden, an Intensität demjenigen des Mannes nicht nachsteht und ihn sogar oft genug übertrifft u. s. w. Obwohl ein der Anfüllung der Samenbläschen analoger Vorgang beim Weibe fehlt, findet sich, besonders nach alter Angewöhnung, auch bei ihr im Zentralnervensystem eine Art Ansammlung des libidinösen Triebes bei längerer Enthaltung. Eine rohe Ehefrau erklärte mir einmal rundweg, dass sie mindestens alle 14 Tage ihren Beischlaf brauche und, dass wenn ihr Mann nicht zu haben sei, sie einfach einen anderen dazu nehme. So unweiblich auch das psychische Empfinden dieses Weibes war, so relativ normal war dafür ihre Libido.

Aber die Extreme mit Bezug auf die rein sexuelle Begierde, auf den Geschlechtstrieb, sind beim Weibe viel grösser als beim Manne. Viel seltener als bei ihm stellt sich der Trieb als solcher spontan ein, und wenn er es tut, eher später. Die Wollustempfindungen pflegen erst durch den Beischlaf geweckt zu werden. Bei einer sehr grossen Zahl Weiber fehlt die Libido sexualis überhaupt ganz. Für dieselben ist der Begattungsakt ein unangenehmes, vielfach ekelhaftes, zum mindesten indifferentes Ereignis. Sonderbarer Weise, für die männliche Empfindung am wenigsten verständlich und am häufigsten zu Missverständnissen Anlass gebend, ist die Tatsache, dass derartige, mit Bezug auf sexuelle Empfindung kalte Frauen nichtsdestoweniger, sogar nicht so selten, ungemein kokett, für den Mann sexuell anreizend, liebkosungs- und liebebedürftig sein können. Normaler Weise nämlich ist das sexuelle Sehnen der Frau zunächst viel weniger auf den Begattungsakt und auf die damit verbundene wollüstige Reizung selbst, als auf den ganzen Komplex der für ihr Leben so wichtigen Folgen dieses Aktes gerichtet. Wenn der Anblick eines bestimmten Mannes in einem jungen Mädchen sehnsüchtige Sympathiegefühle erregt, nehmen sie die Form der Begierde nach Kindererzeugung durch eben diesen Mann, nach sich demselben (oft sklavisch) hingeben, nach Liebkosungen, nach dauernder Liebe, nach einer Stütze für das Leben an. Es ist ein unklares, allgemeines Empfinden, eine Sehnsucht nach Familiengründung und Familienglück, nach poetisch ritterlichen Idealen und nach Befriedigung einer im ganzen Körper verallgemeinerten Sinnlichkeit, die sich zunächst gar nicht besonders auf die Sexualorgane konzentriert oder nach Begattung verlangt. Es ist sowieso der Sexualreiz selbst beim Weibe weniger auf die Sexualorgane beschränkt. Die Brustwarzen bilden z. B. bei ihr

eine durch Streichelungen Wollust erregende, sogenannte erogene Stelle. Wenn man die einschneidende Bedeutung berücksichtigt, die der Schwangerschaft, der Kinderstillung und dem ganzen Kreise der mütterlichen Pflichten und Funktionen im Leben der Frau zukommt, muss man jene von derjenigen des Mannes so verschiedene Mischung der Empfindungen beim Weibe völlig begreifen. Ihre geringere Körperkraft und -Grösse, verbunden mit ihrer passiven Rolle bei der Begattung, macht die Sehnsucht nach einer kräftigen Stütze infolge einer natürlichen Anpassung durchaus erklärlich. Deshalb sehnt sich auch normaler Weise das junge Mädchen nach einem mutigen, kräftigen, unternehmenden, geistig ihr überlegenen Manne, an dem sie hinaufschauen und in dessen Schutz sie sich sicher fühlen kann. Das ungebildete Naturmädchen wird eher durch körperliche Vorzüge und Kraft, das gebildete Mädchen mehr durch geistige Gaben angezogen. Im allgemeinen sind die Frauen noch grössere Sklavinnen ihrer Instinkte und Gewohnheiten, als die Männer. Im Urzustand der Menschheit waren die Kühnheit und die Verwegenheit die Eigenschaften, die die Männer am weitesten brachten. Daraus ist wohl zu erklären, dass heute noch kühne und verwegene Don Juans die Libido der Weiber am meisten erwecken und mit relativer Leichtigkeit trotz der schlimmsten sonstigen Eigenschaften die meisten Mädchen betören können. Die Schüchternheit und Unbeholfenheit des Mannes wirkt beim Weibe in der Regel abstossend. Verständige Frauen begeistern sich wohl heute übrigens immer mehr für die geistige Ueberlegenheit beim Manne. Auch diese kann ihre Libido erregen. Relativ weniger reizend für die Frau wirkt die rein körperliche Schönheit des Mannes, obwohl sie ihr auch nicht gleichgültig ist. Es ist staunenswert zu sehen, in was für hässliche, ältere und sogar verbildete Männer Frauen sich verlieben können. Im Kapitel VI werden wir unter § 8 sehen, dass das normale Weib viel wählerischer ist als der Mann in Bezug auf das Objekt ihrer Liebe. Sie wird durchaus nicht zur Begattung mit fast jedem Manne angezogen, wie der normale Mann zu fast jedem Weibe sinnlich angezogen wird. Sie ist daher auch sexuell viel konstanter und kann selten zur gleichen Zeit sexuelle Begierde für mehrere Männer empfinden, sondern in der Regel nur für einen Geliebten.

Ausser dem Zeugungstrieb, der beim Weibe noch viel stärker als beim Manne entwickelt ist, bildet bei ihr die Sucht sich passiv zu geben, die Rolle der unterliegenden, bezwungenen, beherrschten

Dulderin zu spielen, ein Hauptbestandteil des normalen Sexualtriebes. Wir werden auf diese Frage im Kapitel V, sowie im Kapitel VIII (Masochismus) zurückkommen.

Eigentümlich für das weibliche Empfinden ist auch die Tatsache, dass eine pathologische Erscheinung, die bei Männern ungemein scharf absticht, beim Weibe viel weniger vom normalen Empfinden abgegrenzt ist; ich meine die auf das gleiche Geschlecht gerichtete Libido, die zur sogenannten homosexuellen Liebe führt. Der Mann wirkt normaler Weise auf einen andern seines Geschlechtes sexuell direkt abstossend; nur pathologische Männer werden durch andere Männer sexuell sinnlich erregt. Beim Weibe dagegen ist ein gewisser Grad sinnlicher Liebkosungssucht, die wohl auf allgemeinem, unbewusstem sexuellem Empfinden beruht oder wenigstens ein phylogenetischer Abkömmling davon ist, nicht so unbedingt scharf auf die Männer beschränkt, sondern richtet sich gerne, ohne zunächst zur pathologischen konträren Sexualempfindung zu gehören, auf andere Weiber, sowie auf kleine Kinder und sogar auf Tiere etc. Normale Mädchen schlafen z. B. gerne zusammen im gleichen Bett, einander küssend und kosend, was normale Männer nicht gerne tun. Beim Manne sind diese verallgemeinerten sinnlichen Liebkosungen fast immer mit der Libido sexualis allein verbunden und von ihr abhängig, beim Weibe dagegen nicht. Der Mann kann, wie wir sahen, die höhere Liebe vom Sexualtrieb so trennen, dass bei ihm in dieser Beziehung zwei total verschieden fühlende Individuen im gleichen Gehirn vorhanden sind; ein Mann kann sogar der liebevollste Gatte sein und daneben seine Sinnlichkeit mit feilen Dirnen befriedigen. Beim Weibe ist eine solche Trennung viel seltener und unnatürlich. Die höhere Liebe und die sinnlichen Liebkosungen sind bei ihr viel schwerer von einander trennbar.

Aus diesem Grunde erklärt sich die wunderbare Laune der eigentlichen Libido sexualis und des Orgasmus des Weibes. Beim normal empfindenden Weibe kommen dieselben nicht leicht ohne Liebe vor. Das gleiche Weib, das einen Mann liebt und einen andern nicht liebt, kann beim Beischlaf mit dem ersteren die intensivste Libido und die höchsten Wollustempfindungen haben, beim zweiten dagegen, sehr oft wenigstens, wenn nicht meistens, vollständig kalt und empfindungslos bleiben, und so erklärt es sich, wie bekanntlich sogar die schlimmsten öffentlichen Prostituierten, die unzählige male mit zahlenden Klienten, ohne jedwede sexuelle Empfindung den Beischlaf ausüben, irgend einen geliebten Zuhälter

besitzen, welchem sie ihre ganze Liebe und Wollust widmen, und von welchem sie sich ausplündern lassen.

Was das normale Weib vom Manne fordert, sind somit hauptsächlich Liebe, Zärtlichkeit, eine feste Lebensstütze, ein gewisses ritterliches Wesen und Kinder. Auf Lustgefühle der Begattung selbst verzichtet sie leicht, wenigstens unendlich viel leichter als auf jene ihre Haupterwartungen. Nichts kann ein Weib so empören, als die Gleichgültigkeit ihres Mannes, wenn derselbe sie z. B. wie eine Art Haushälterin behandelt. Einige haben behauptet, die Weiber seien im Durchschnitt sinnlicher als die Männer, Andere, sie seien es weniger. Beides ist unrichtig; sie sind es auf eine andere Weise.

Alle die Eigentümlichkeiten des Geschlechtstriebes der Frau sind somit der Hauptsache nach erstens aus dem tiefgehenden Einfluss der Geschlechtsfunktionen auf ihr ganzes Leben, zweitens aus ihrer sexuell passiven Rolle, drittens aus ihren besonderen seelischen Eigenschaften zu erklären.

Daraus und spezieller aus der passiven Rolle des Weibes erklärt sich die so hervorragende weibliche Koketterie oder Gefallsucht, dieser instinktive Trieb, sich zu putzen, zu schmücken, zu zieren, den Männern durch ihr Aeusseres, durch Blicke, Bewegung, Anmut etc. zu gefallen. Dadurch verrät sich zunächst der weibliche Sexualtrieb, was aber, wie schon gesagt, keineswegs ohne weiteres einer direkten Sehnsucht nach dem Begattungsakt entspricht.

Während in der Jugend noch jungfräulich gebliebene Mädchen in der geschilderten Weise empfinden, ändert sich die Sache vielfach im Eheleben oder überhaupt nach wiederholtem geschlechtlichem Verkehr. Freilich erregt der letztere bei einer ganzen Kategorie von Frauen niemals Wollustempfindungen, wohl aber bei anderen, und in diesem wohl normaleren Fall bildet sich mit der Angewöhnung ein wachsendes Bedürfnis nach den wollüstigen Gefühlen der Begattung, so dass es gar nicht so selten vorkommt, dass im Lauf einer langjährigen Ehe die Verhältnisse sich umkehren und die Frau begehrlicher wird als der Mann. Aus diesem Grunde, und da die Männer ungemein leicht der sexuellen Begierde der Weiber unterliegen, sobald sie vernehmlich sich äussert, erklärt es sich, warum die Witwen sich so gerne und leicht wieder verheiraten. Bei diesen kämpfen, je nach der Individualität mit verschiedenem Erfolg, zwei mächtige Gefühle gegeneinander: erstens die weibliche Ausdauer und Konstanz in der Liebe, die Vergötterung,

d. h. der Kultus des verstorbenen Gatten; zweitens die Angewöhnung an die sexuelle Liebe und Wollust und die Sehnsucht nach einem Ersatz. Bei höherer ethischer oder schwärmerischer Anlage pflegt der erste, bei niedrigerer, eventuell vernünftigerer der zweite Gefühlskomplex zu siegen, wenn die sexuelle Begehrlichkeit die gleiche ist. Bei solchen Kämpfen zeigen sich durchschnittlich deutlich das grössere Zartgefühl und der stärkere Wille des Weibes der eigenen Begierde gegenüber, im Vergleich mit dem Manne. Selbstverständlich spielt trotzdem die Höhe der sexuellen Begierde in diesem Kampfe eine ebenfalls hervorragende Rolle; wo eine solche fehlt, gibt es überhaupt keinen Kampf, d. h. gibt es höchstens ein weibliches Nachgeben einer etwaigen männlichen Liebeswerbung gegenüber.

Der Eintritt des Klimakteriums (das Aufhören der Menstruationen) pflegt keineswegs die sexuelle Begierde und die Wollustempfindung der Frau schon zu beseitigen, obwohl auch bei ihr das Alter normalerweise beruhigend einzuwirken pflegt. In dieser Beziehung herrscht ein ziemliches Missverhältnis: alte Weiber üben an und für sich auf die Männer keinen sexuellen Reiz mehr aus, pflegen aber ihrerseits nicht selten mehr direkte Libido sexualis zu empfinden als junge.

Wie schon gesagt, sind die individuellen Unterschiede des Sexualtriebes bei den Frauen noch grösser als bei den Männern. Es gibt sexuell ausserordentlich reizbare Weiber, die schon in sehr jugendlichem Alter eine unwiderstehliche Libido empfinden, zu onanieren beginnen oder sich den Männern an den Hals werfen. Diese sind auch entsprechend polyandrisch angelegt, in der Regel wenigstens, während doch der Sexualtrieb des Weibes für gewöhnlich viel monogamischer ist als derjenige des Mannes. Dieser extrem gesteigerte weibliche Sexualtrieb gestaltet sich gewöhnlich noch pathologischer als der extreme Sexualtrieb des Mannes und wird in der Psychopathologie mit dem Ausdruck Nymphomanie bezeichnet. Die sexuelle Unersättlichkeit solcher Individuen, die man in allen Klassen der Gesellschaft findet, grenzt ans Fabelhafte. Tag und Nacht sind die ärgsten unter ihnen mit relativ geringen Unterbrechungen für Schlaf und Essen zum Geschlechtsakt bereit; sie erschöpfen sich weniger als die Männer, da der Orgasmus bei ihnen nicht mit Samenverlust verbunden ist.

So sehr das Weib in sexueller Beziehung normalerweise Zart- und Schamgefühl besitzt, so leicht und vollständig verschwinden beide, wenn sie zur Unzucht abgerichtet wird. Hier wirken

das Routinenhafte, die Suggestibilität und die Willenskonsequenz der weiblichen Psychologie, sowie ihre Tendenz zur Modesklaverei mit. Dafür liefert die Prostitution traurige Belege. Die Psychologie der Prostituierten ist ein eigenes Ding. Die Bemühungen, solche Weiber wieder zur Sittsamkeit zu führen, ist eine der denkbar undankbarsten Aufgaben und ist ausserordentlich selten von dauerndem Erfolg gekrönt. Allerdings sind die meisten prostituierten Frauen von Hause aus von zugleich schlechtem und schwachem Charakter, verlogen, faul, libidinös; sie finden es dann am bequemsten, ihr Leben durch Prostitution zu verdienen und verlernen das Arbeiten vollständig. Armut, Trunkenheit und die Scham über eine erfolgte Verführung, allenfalls auch über eine erfolgte uneheliche Geburt führten manche Prostituierte zu ihrem traurigen Handwerk. Immerhin bilden zweifellos die angeborenen schlechten Eigenschaften solcher Weiber den Hauptantrieb dazu. Der Alkohol, die venerischen Krankheiten und die einmal angenommenen üblen Gewohnheiten, verbunden mit den beständigen sexuellen Reizungen, besorgen dann ihre fortschreitende Entartung. Einige bessere, durch Missgeschick der Prostitution mehr oder weniger gezwungen zugeführte und sich bei ihr unglücklich fühlende Wesen finden sich allerdings darunter. Ein Mittelding zwischen der Prostitution und den normalen Geschlechtsverhältnissen bildet das Grisetten- und Kokottenwesen, bei welchem Weiber sich von einem bestimmten Manne für eine gewisse Zeit unterhalten und bezahlen lassen, um seine sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen. Auch bei solchen Weibern spielt der Sexualtrieb als solcher nur bedingungsweise eine Rolle, indem es sich wiederum hauptsächlich um eine Charakter- oder Erwerbsfrage handelt.

Wenn wir also feststellen müssen, dass die sexuellen Exzesse des weiblichen Geschlechtes grösstenteils durch erbliche Prädisposition des Charakters, eventuell auch durch starke Libido bedingt sind, müssen wir doch anderseits auch anerkennen, dass bei der ungeheuren Rolle, welche die Geschlechtsverhältnisse im weiblichen Gehirn spielen, das einmal prostituierte oder sonst auf sexuelle Abwege geratene Weib, selbst dann, wenn ihre Qualität ursprünglich nicht so schlimm war, in der Regel viel schwerer auf den besseren Weg zurückzubringen ist, als der Mann, der sich im gleichen Falle befindet. Wir sahen eben, dass beim Manne der Geschlechtstrieb sich viel leichter vom übrigen geistigen und gemütlichen Wesen trennen lässt, als beim Weibe, und dass seine Betätigung, so heftig sie

auch ist, einen mehr vorübergehenden und nicht so dauernden Charakter besitzt, so dass sie viel weniger das ganze Seelenleben beherrscht. Man muss also die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern kennen und berücksichtigen, wenn man die sexuelle Frage sozial richtig beurteilen will. Beiden Geschlechtern kann und muss man wohl gleiche Rechte geben; deshalb werden sie jedoch niemals in ihrem Wesen gleich werden.

III. Der Flirt. Sucht man in einem englischen Wörterbuch nach dem Sinn des Wortes „Flirt", so findet man als Uebersetzung: Koketterie, Launenhaftigkeit, Ausgelassenheit, Hofmacherei u. dgl. Dieses englische Wort ist jedoch in einem bestimmten andern Sinn als Ausdruck für den uralten Begriff einer Reihe von Erscheinungen international modernisiert worden, die durchaus vom Begriff der Koketterie getrennt werden müssen. Die besonders weibliche Eigenschaft der Koketterie gehört nicht zum Geschlechtstrieb als solchen; sie ist eine indirekte, rein psychische Ausstrahlung desselben, die wir später besprechen werden. Der heutige Begriff des Flirtes dagegen gehört unbedingt zum direkten Geschlechtstrieb, als formenreiche Skala seines Ausdruckes beim Manne wie beim Weibe. Wenn ich mich kurz ausdrücken soll, so besteht der Flirt in allen Aeusserungen des Geschlechtstriebes eines Individuums den anderen Individuen gegenüber, die bei ihm jenen Trieb erregen, mit Ausnahme des eigentlichen Beischlafes. Der Flirt kann mehr oder weniger bewusst oder unbewusst geschehen. Er ist an und für sich keine psychische Eigentümlichkeit und ist auch nicht identisch mit der Libido, denn ein Mensch kann seine Libido so verbergen und zurückhalten, dass niemand sie merkt. Umgekehrt kann man, ohne eine Spur von Libido zu empfinden, eine solche mehr oder weniger simulieren oder wenigstens sich so benehmen, dass man alles tut, um die Libido anderer zu erregen. Der Flirt besteht also in irgend einer Betätigung, die geeignet ist, sowohl den eigenen Erotismus zu verraten, als denjenigen des andern oder der anderen anzuregen. Dass Koketten viel und gern Flirt treiben, liegt allerdings in der Natur ihres Charakters. Es gibt ein gutes, altes, populäres deutsches Wort für die gewöhnlichere Art des „Flirten", das ist das Wort „poussieren".

Der Flirt kann von einem leicht provozierenden, etwas verliebten Blick, von einer leisen, scheinbar unbeabsichtigten Berührung, durch alle möglichen Liebesspiele, Küsse, Liebkosungen und

Umarmungen bis zu sogenannten unzüchtigen Berührungen und Reizungen gehen, sofern man es nicht bis zum äussersten kommen lässt. Die Nüancen gehen hierbei unmerklich in einander über und je nach der Empfindlichkeit und Wärme der Temperamente kann es sich um langsame, nicht sehr weitgehende oder umgekehrt um rasche und heftige Reizungen des Geschlechtstriebes handeln. Die ungeheuer grossen individuellen Unterschiede der sexuellen Empfindlichkeit bringen es mit sich, dass die gleiche Wahrnehmung oder Handlung, die den einen noch ziemlich kühl lässt, den andern im höchsten Grade erregt. Im letzteren Falle kommt es beim Flirt vielfach, ohne Beischlaf oder Annäherung an denselben, zum Orgasmus venericus, besonders beim Manne, weniger beim Weibe. Ein erotisch wollüstig tanzendes, üppiges Weib kann sogar nicht selten während des Tanzes durch die leisen Reibungen der Kleider an dem erigierten Gliede ihres Tänzers bei demselben eine Samenentleerung produzieren. Aehnliches passiert vielfach bei heftigeren Liebkosungen, ohne dass irgend welche Entblössungen oder sonstige direkt gewollte Berührungen der Sexualorgane vorkommen. Das Weib ist darin relativ besser geschützt, kann aber, wenn sehr erregbar, bei innigeren Liebkosungen Orgasmen bekommen, die sie durch Pressen und Reiben der Beine an einander (eine Varietät der Onanie) in solchen Situationen sehr leicht hervorrufen kann.

So weit geht es aber in der Regel beim gewöhnlichen Flirt nicht. Derselbe bedient sich abwechselnd des Gesichts- und Tastsinnes. Der Blick spielt darin eine grosse Rolle, denn er kann sehr viel verraten und dadurch mächtig wirken. Der Händedruck, blosse Annäherung, ein Hauch, eine scheinbar unbeabsichtigte Bewegung, Streifen der Kleider und der Haut, provozierende Bewegungen sind die gewöhnlichen Mittel des Flirtes. In Situationen, wo Menschen dicht bei einander sitzen müssen oder sonst nahe an einander kommen (wie z. B. in Eisenbahn-Coupés, an dicht besetzten Tischen u. dgl.), spielen die Beine durch Andrücken der Kniee, der Füsse und dergleichen mehr ihre wohlbekannte Rolle beim Flirt.

Diese ganze stumme Sprache des Sexualtriebes pflegt zunächst in vorsichtiger, unverfänglicher Weise gesprochen zu werden, so dass der angreifende Teil nicht direkt der Unanständigkeit beschuldigt werden kann. Merkt aber dieser Flirt suchende, dass seine leisen Einladungen irgendwie beantwortet werden, so wird er dadurch ermutigt und dann, wenn beiderseits ein stummes Ein-

verständnis vorliegt, geht das Spiel weiter, ohne dass nur ein Wort die Gefühle beider Teile zu verraten braucht. Viele Flirtende hüten sich überhaupt, sich durch die Sprache zu verraten und amüsieren sich gegenseitig mit dieser, wenn auch unvollständigen Reizung ihrer sexuellen Empfindungen.

Je nach Bildung und Temperament nimmt aber der Flirt sehr verschiedene Formen an. In der vulgären Bierkneipe, wo die Kellnerin die Stammgäste poussiert und von ihnen poussiert wird, nimmt der Flirt eine entsprechend kommune Form an. Die Wirkungen der Alkoholnarkose auf das Gehirn pflegen überhaupt den Flirt in seiner gemeinsten und täppischsten Form zu fördern. Schwerfällig, langsam und roh sind die alkoholischen Liebkosungen und Flirtmanieren, die man leider in den meisten Ländern am Abend, an Sonn- und Feiertagen, sogar auf offener Strasse und in den Eisenbahnen fast immer von Seiten der Männer zu kosten bekommt. Selbst in feineren Gesellschaften wird der Flirt durch die alkoholische Begeisterung unfein.

Sonst pflegt der Flirt bei feinerer, formeller Bildung, besonders aber bei höherer geistiger Begabung, eine feinere und kompliziertere Gestalt anzunehmen, die ihm ein anmutiges Wesen verleiht.

Es gibt ferner eine geistige Varietät des Flirtes, die nicht durch Auge und Tastsinn, sondern durch die Sprache bewerkstelligt wird. Schlüpfrige, erotisch wirkende Redensarten und Andeutungen wirken ebenso erotisch reizend, wie Berührungen und Blicke. Sie können wiederum je nach Bildungsgrad und Individualität gröber und schmutziger oder umgekehrt fein und witzig, mehr oder weniger taktvoll oder taktlos etc. sein. Der natürliche feine Takt der Frauen spielt hierbei eine grosse Rolle. Taktlose Männer, deren Flirtversuche täppisch und unpassend sind, pflegen den Erotismus des Weibes zu löschen, statt ihn anzuregen. Dieselben pflegen dann Pech beim schönen Geschlecht zu haben. Das Weib wünscht den Flirt, will ihn aber nicht in unpassender Form haben; er muss in verbindliche, galante Form gekleidet sein, um ihr Gefallen zu erregen.

Man kann einem Weib alles sagen, es kommt nur darauf an, wie man es sagt. Ich sah sogar gelehrte Medizinerinnen, mit welchen man ganz ungeniert über die schlüpfrigsten Themata sprechen konnte, sich über taktlose, mit entsprechender Miene losgelassene Witze eines gewissen Professors deshalb tief sittlich empören, weil

derselbe sie plump, täppisch und in sichtbar den Anstand verletzender Absicht zum besten gab. An und für sich waren jene Witze für medizinische Ohren recht harmlos. Dies mussten mir auch schliesslich meine sonst gescheidten Kolleginnen lachend zugeben, als ich sie auf ihre bezügliche, echt weibliche Reaktion aufmerksam machte. Uebrigens ärgern wir Männer uns auch über eine gewisse plumpe, cynische oder taktlose Form der Aeusserung des weiblichen Erotismus, während wir sonst in diesem Gebiet nicht besonders empfindlich zu sein pflegen.

Die zuletzt besprochene Erscheinung führt uns zur Unterscheidung des Flirtes beim Manne und beim Weibe. Der Flirt wird nämlich von beiden Geschlechtern aktiv betrieben. Für das Weib ist er die einzig zulässige Form, ihre erotischen Gefühle zu zeigen, und selbst da wird von ihr eine grosse Zurückhaltung verlangt. Infolgedessen hat sich der aktive Flirt des Weibes zu einer ausserordentlich feinen Kunst entwickelt. Sie darf ihren Erotismus nur erraten lassen. Jede plumpe oder taktlose Herausforderung ihrerseits verfehlt ihren Zweck; sie pflegt die Männer abzustossen und dem Ruf des Mädchens zu schaden. Sie darf aus ihrer passiven Rolle selbst dann nicht sichtbar heraustreten, wenn sie von der grössten erotischen Sehnsucht geplagt wird. Nichtsdestoweniger gelingt es ihr im ganzen sehr leicht, mit einigen wenigen Künsten die Männer sinnlich zu erregen, was freilich noch lange nicht gleichbedeutend ist mit „unter die Haube bringen“. Die Frau muss also in ihren Flirtprovokationen, im Beginn wenigstens, sehr zart und geschickt sein. Dieses wird ihr durch die Natur ihres Erotismus und ihres ganzen Wesens erleichtert. Der Mann dagegen darf stürmischer und kühner sein. Im übrigen verweisen wir auf das über die Geschlechtsunterschiede schon Gesagte und noch später zu Erörternde.

Ueber die Formen des Flirtes könnte man Bücher schreiben. Derselbe ist eine notwendige Begleiterscheinung einer jeden sexuellen Werbung, in welcher Absicht sie auch geschehe. Bei offiziellen Brautleuten bekleidet er eine durchaus legale, sogar konventionelle Form. Fast ebenso konventionell ist das Poussieren der Kellnerinnen in den Kneipen. Etwas mehr attisches Salz bekommt dagegen der Flirt in den Salons, sei es, dass er eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, sei es, dass er umgekehrt zu freien Liebesverhältnissen, nach Art der griechischen Hetären, führt. Dass er beim Bauernburschen und -Mädel eine grobe, sinnlichere Form

annimmt als unter geistreichen, feingebildeten Menschen, bei welchen die Sprache die Führerrolle übernimmt, geht aus dem Gesagten genügend hervor. Im High life unserer reichen, modernen Nichtstuer, in den Bädern, Spiel- und Vergnügungsorten, feinen Gasthöfen und sogar in manchen Kurorten und Sanatorien spielt der Flirt eine ganz hervorragende Rolle und bildet in allen seinen Nüancen die Hauptbeschäftigung eines grossen Teiles der Gäste. Er wuchert üppig in den Fabriken und an allen Orten, wo Menschen einseitig beschäftigt oder gelangweilt sind. Bei manchen Menschen ersetzt der Flirt überhaupt sexuell den Beischlaf und gemütlich die Liebe. Es sind dies alle jene modernen, entgleisten Kreaturen, deren Dasein in allen Nüancen künstlich sinnlicher Reizungen aufgeht und die keiner kräftigen, nützlichen Tat überhaupt mehr fähig sind.

Als Begleiterscheinung jeder sexuellen Liebeswerbung hat somit der Flirt seinen normalen Platz und seine Berechtigung; als kultivierter Selbstzweck, ewig Flirt bleibend, ist er jedoch eine Entartungserscheinung.

Kapitel V.

Die sexuelle Liebe und die übrigen Ausstrahlungen des Geschlechtstriebes im Seelenleben des Menschen.

Wir haben gesehen, dass der Mechanismus der Triebe mit alten, von Tieren ererbten Instinkten zusammenhängt, und offenbar seinen Sitz in den untergeordneten Hirnzentren hat. Schon bei relativ niederen Tieren finden sich aber auch andere nervöse Reaktionen, die sozusagen Rückwirkungen des Geschlechtstriebes und ebenfalls tief instinktiv erblich fixiert sind. Die auffälligste derselben ist jedenfalls die Eifersucht, d. h. die Unlust und der Zornaffekt, die bei einem Individuum dadurch entstehen, dass der Gegenstand seines Sexualtriebes ihm von einem andern Individuum des gleichen Geschlechtes streitig gemacht wird. Die Eifersucht kann auch in anderen Trieben, z. B. dem Nahrungstrieb, dem Ehrgeiz etc. wurzeln. Sie bildet aber eine der typischesten Nebenerscheinungen des Geschlechtstriebes und führt bekanntlich zu wütenden Kämpfen, besonders zwischen den Männchen, gelegentlich auch zwischen den Weibchen. Infolge ihrer tief erblichen Abkunft ist auch diese Leidenschaft ausserordentlich triebartig und hätte daher als solche ebensogut im vorigen Kapitel erörtert werden können. Nichtsdestoweniger wollen wir sie (wenn auch erst später) in diesem Kapitel deshalb behandeln, weil sie besser im Zusammenhang mit den übrigen Ausstrahlungen des Sexualtriebes besprochen wird, umso mehr, als sie sich doch vornehmlich im eigentlich psychischen Gebiet abspielt. Es lassen sich so eher Wiederholungen vermeiden.

Den vom Grosshirn, d. h. vom Seelenorgan verarbeiteten Sexualtrieb nennt man Liebe im eigentlichen engeren Sinn des Wortes. Um den Zusammenhang der beiden Dinge besser zu begreifen, muss man auf Kapitel II zurückgreifen. Wir müssen das jetzige Kapitel mit einer kurzen Phylogenie der Sympathiegefühle oder altruistischen, resp. sozialen Gefühle beginnen, die

wir aber nur aphoristisch geben können, da eine eingehende Behandlung des Gegenstandes uns hier viel zu weit führen würde.

So lange es bei niederen Tieren keine Geschlechtsindividuen gibt, herrscht der Egoismus rein und unbestritten. Jedes Individuum frisst so viel es kann; damit und mit der Teilung oder Knospung ist sein Lebenszweck erfüllt. Selbst bei Beginn der Fortpflanzung durch getrennte Männchen und Weibchen herrscht noch vielfach das gleiche Prinzip. Typisch sind darin die Spinnen, bei welchen der Begattungsakt für die Männchen ausserordentlich gefährlich ist, indem sie, wenn sie nicht die grösste Vorsicht und Umsicht beobachten, gar oft schon vorher, oder dann gleich nachher vom Weibchen verspeist werden, damit ja nichts verloren geht. Doch schon bei den Spinnen zeigt das Weibchen einen gewissen Aufopferungssinn für seine Jungen, wenigstens kurz nach deren Ausschlüpfen aus dem Ei. In der ganzen Tierreihe beobachtet man, wie wir schon gesehen haben, bald mehr, bald weniger starke Zuneigungsgefühle, die sich aus der sexuellen Vereinigung der Individuen herleiten, Zuneigung des Männchens zum Weibchen, vor allem des Weibchens und oft auch des Männchens zu den Jungen. Diese Gefühle steigern sich bis zu einer intensiven, oft langdauernden Liebe zwischen den Geschlechtern, sogar bis zu langjähriger Ehetreue bei den Vögeln u. dgl. m. Schon daraus ergibt sich die intime Verwandtschaft zwischen der sexuellen Liebe und den übrigen Sympathiegefühlen, d. h. mit der Liebe im weiteren Sinne des Wortes. Jedem Sympathiegefühl zwischen zwei Individuen — Sympathiegefühle gehören ja zu den Lustgefühlen — entspricht aber ferner notwendiger Weise ein entgegengesetztes Gefühl, d. h. Unlust, wenn der Gegenstand der Liebe stirbt, krank wird, entflieht oder entführt wird. Dieses Unlustgefühl nimmt die Form reiner Traurigkeit an, die bis zu dauernder Schwermut gehen kann. Bei Affen und gewissen Papageien sehen wir, dass der Tod eines Ehegatten häufig die Nahrungsverweigerung und den Tod des anderen durch zunehmende Traurigkeit oder Depression zur Folge hat. Auch die Wegnahme des Jungen eines Affenweibchens hat bei diesem die tiefste Traurigkeit zur Folge. Entdeckt aber ein Tier die Ursache des ihm auf diese Weise drohenden oder widerfahrenen Leides, kommt z. B. ein feindliches Wesen und sucht ihm Ehegatten oder Kind zu rauben, so entsteht das gemischte Reaktionsgefühl des Zornes, der Wut gegen den Urheber der Unlust. Die Eifersucht ist nur eine bestimmte Form dieses Zornes. Der Zornaffekt und

seine gewaltsamen feindlichen Aeusserungen sind also die Reaktion gegen gestörte Lustaffekte. Freilich wächst der Zornaffekt mit der Wehrfähigkeit an, während bei schwachen, friedlichen Wesen Angst und Trauer überwiegen. Und anderseits genügt bei Raubtieren die Wahrnehmung seiner selbst wehrlosen Beute, um bei ihm auf reflexem, associativem Wege eine Art wollüstigen Zorn zu erregen, der auch beim Menschen beobachtet wird.

Ein weiterer Abkömmling des Sympathiegefühls ist das Pflichtgefühl, das Gewissen. Jedes Liebe- oder Sympathiegefühl treibt den Liebenden zu gewissen Handlungen, die das Wohl des Geliebten fördern sollen. So wird die Mutter ihre Jungen füttern, liebkosen, weich betten; der Vater der Mutter und den Jungen Nahrung bringen und sie gegen Feinde schützen. Alle diese Handlungen, die nicht für die Förderung des eigenen Wohles, sondern für die Förderung des Wohles des oder der Geliebten bestimmt sind, erfordern Mühe, Anstrengung, Ueberwindung von Gefahren u. dgl.; sie bewirken somit einen Kampf zwischen dem Sympathiegefühl und dem Egoismus, d. h. der Unlust zu solchen mühseligen, unangenehmen Handlungen. Aus diesem Kampf zwischen zwei entgegengesetzten Gefühlsreihen entsteht ein drittes zusammengesetztes Gefühl, das Gefühl der Pflicht, das Gewissen. Ueberwiegt das Sympathiegefühl und wird die Pflicht gegenüber den Jungen oder dem Ehegatten erfüllt, so erfolgt das befriedigende Lustgefühl der Pflichterfüllung. Wird sie dagegen versäumt, so entstehen Gewissensbisse, d. h. Unlust infolge Nichtbefriedigung des Sympathiegefühles, die sich im Gehirn in der Form der Unzufriedenheit mit sich selbst ansammelt und zum ausgesprochenen Reuegefühl werden kann. Wäre dies, selbst bei Tieren, nicht der Fall, so liesse eine Pflichterfüllung sich nicht denken. Dann würde die Mutterkatze davonlaufen, statt ihre Jungen zu verteidigen, ihre Beute selbst fressen, statt sie den Jungen zu geben u. s. f. Wir sehen somit die Elemente des menschlichen sozialen Gefühls schon bei vielen Tieren bereits sehr ausgeprägt.

Eine höhere Stufe jedoch entsteht dadurch, dass die Sympathiegefühle nicht nur auf eine temporär gebildete Familie beschränkt bleiben, sondern, wie wir sahen, bei vielen Vögeln und Affen auf lebenslängliche Ehebündnisse sich ausdehnen. In anderer Weise geschieht ihre Erweiterung durch die Ausdehnung der Familiengemeinschaft auf eine grössere Zahl von Individuen, die sich zum Zweck der Verteidigung zusammenrotten, wie wir es bei

Schwalben, Krähen und schliesslich in noch viel höherem Masse bei den grösseren zusammenhängenderen Gemeinschaften sozialer Tierarten, z. B. bei den Bibern, Bienen und Ameisen finden. Bei derartigen Tiergemeinschaften erstrecken sich das Sympathiegefühl und das Pflichtgefühl fast immer auf sämtliche Glieder des Gemeinwesens, während Eifersucht und Zorn meistens gegen alle Tiere herrschen, die nicht dazu gehören.

Man müsste blind sein, um nicht zu erkennen, dass die wunderbaren Tatsachen, die uns das Studium der Tierpsychologie oder Tierbiologie vorführt, sich in unserer eigenen Menschenseele wiederholen. Manche Tiere sind den meisten Menschen bezüglich Intensität der Sympathie- und Pflichtgefühle, sowie der ehelichen Liebe und Treue weit voraus. So besonders gewisse Affen und Papageien. Bei den sozialen Insekten, wie Ameisen und Bienen mit ihrer ausserordentlich fein gegliederten, instinktiv festorganisierten Gemeinschaft hat das soziale Pflichtgefühl nahezu vollständig die Stelle des individuellen Sympathiegefühls eingenommen. Eine Ameise oder eine Biene liebt sozusagen nur die Gesamtheit ihrer Gefährtinnen. Sie opfert sich durchaus für keine einzelne auf, sondern nur für das Ganze; bei diesen Tieren wird das Individuum wirklich zu einer Nummer der Gemeinschaft, und da heisst es wohl: „Einer für alle“, aber niemals „alle für einen“. Bei den Bienen ist der Grad des Sympathiegefühls für ein Glied oder für eine Klasse des Stockes ungefähr seiner Nützlichkeit für den Stock angepasst. Die Arbeitsbienen lassen sich für ihre Königin töten und verhungern, bringen aber umgekehrt alle die unnütz gewordenen Drohnen im Herbst unbarmherzig um.

Das ausserordentlich mächtige und komplizierte menschliche Grosshirn enthält von all' dem etwas, mit enormen individuellen Variationsgrenzen. Im grossen und ganzen sind beim Menschen die Sympathie- und Pflichtgefühle stark familiär entwickelt, d. h. sie sind noch sehr stark auf die beim Sexualleben zunächst Beteiligten, auf die Ehehälfte und auf die Kinder beschränkt, wie dies bei den Säugetieren im allgemeinen der Fall zu sein pflegt. Infolge dessen sind die auf eine grössere Gemeinschaft, wie z. B. die weitere Familie, den Stamm, die Gemeinde, die Sprachgenossen, die Nation gerichteten Sympathiegefühle relativ viel schwächer und mehr anerzogen, angewöhnt, als angeboren. Am schwächsten entwickelt sind wohl noch das allgemein menschliche Gefühl, das in jedem Menschen einen Bruder und Stammgenossen

sieht, und die daraus entspringenden sozialen Pflichtgefühle. Wie könnte es denn anders sein, bei einem Wesen, dessen Art während Jahrtausenden und vielleicht Jahrmillionen in kleine, feindselige Gruppen oder Völkerschaften geteilt war? Die Feindseligkeit der Urmenschen und der heutigen wilden Völkerschaften untereinander war und ist derart bar an Menschheits- und Menschlichkeitsgefühl, dass sie nicht nur einander zu Sklaven machten und töteten, sondern dass sie sogar einander marterten, folterten und frassen, es selbst heute teilweise noch tun. Nichtsdestoweniger dehnt sich in der Menschheit das individuelle Sympathiegefühl sehr leicht durch Angewöhnung und Zusammenleben auf Angehörige anderer Rassen und Völker aus, am leichtesten, wenn es sich um verschiedene Geschlechter handelt, sodass manchmal selbst geschlagene und gefangen genommene Feinde durch das Zusammenleben mit den Siegern unter diesen liebe Freunde, Gatten u. dgl. gewinnen, während umgekehrt individuelle Abneigungen und Antipathien bekanntlich nicht nur im eigenen Stamme, sondern sogar innerhalb des engsten Familienkreises vielfach vorkommen. Letztere können sogar so stark werden, dass sie zum Elternmord, Kindsmord, Brudermord u. dgl. führen.

Das instinktive Sozialleben der Ameisen gibt uns einige lehrreiche Analogien. Trotz der kolossalen Feindseligkeit der verschiedenen Ameisenkolonien unter sich, gelingt es durch Angewöhnung, oft erst nach manchen Schlachten und Tötungen, Bündnisse zwischen den bisherigen Feinden, sogar zwischen verschiedenen Arten zustande zu bringen, die dann dauernd werden. Interessant ist es dabei zu beobachten, wie, während sich das Bündnis zu vollziehen beginnt, einzelne individuelle Feindschaften doch noch lange Zeit fortbestehen und dass insbesondere einzelne Individuen der schwächeren Partei von einzelnen der stärkeren misshandelt, sogar langsam gefoltert und getötet werden. Dagegen gehören Hass und Streit zwischen den Individuen einer und derselben Kolonie bei Ameisen zu den allergrössten Seltenheiten.

Nach dem Gesagten und auf Grund unzähliger naturwissenschaftlicher Feststellungen unterliegt es keinem Zweifel, dass das sexuelle Anziehungsgefühl, d. h. der Geschlechtstrieb, die ursprünglichste Quelle fast aller, wenn nicht aller späteren Sympathie- und Pflichtgefühle zwischen tierischen Individuen gewesen ist. Später haben sich freilich viele dieser Gefühle unter Bildung entsprechender Vorstellungsreihen für gesellige Zwecke als Freundschaftsgefühle vom

sexuellen Empfinden ganz losgetrennt; sehr viele jedoch sind noch mit ihm lockerer oder fester und mehr oder weniger bewusst verbunden geblieben. Aus dieser kurzen Skizze der Stammgeschichte der Liebe und ihrer Derivate mag man den gewaltigen Einfluss des sexuellen Lebens auf die ganze Entwicklung der menschlichen Seele ermessen. Anderseits darf man auch die aktuelle Bedeutung dieses Einflusses nicht überschätzen. Kleine Kinder, die vorerst weder sexuelles Empfinden, noch Geschlechtstrieb besitzen, zeigen schon nicht nur intensive Sympathie- und Antipathiegefühle, nicht nur Zorn und Eifersucht, sondern auch Mitgefühl, z. B. Traurigkeit beim Leid geliebter Personen, Pflichtgefühl und selbstlose Aufopferungsfähigkeit. Diese stammgeschichtlichen Derivate der sexuellen Anziehungsgefühle stellen sich somit heute beim Individuum lange vor dem sexuellen Empfinden selbst ein. Das hindert jedoch nicht, dass, sobald sich letzteres einstellt, sie mächtig von ihm beeinflusst werden, oder dass sie sich sogar mit anderen Derivaten des Sexuallebens direkt verbinden, da wo der eigentliche Geschlechtstrieb fehlt. So sehen wir Frauen, die geschlechtlich vollständig kalt sind, treue und liebevolle Gattinnen und Mütter werden und ein starkes instinktives Familiengefühl besitzen. Das Muttergefühl ist ein Sympathiegefühl (Derivat des Sexualgefühls), das sich hier direkt auf die Kinder (Produkte des Sexuallebens) richtet. Aus dem Gesagten erhellt bereits die ungeheure Kompliziertheit der mit der Liebe zusammenhängenden seelischen Eigentümlichkeiten des Menschen. Die individuellen Variationen der Anlagen des Geschlechtstriebes verbinden sich aufs mannigfaltigste mit den individuellen Anlagen der höheren Eigenschaften des Gemütes, des Instinktes und des Willens, um die verschiedenartigsten individuellen Zusammenstellungen zu bilden, die wir Konstellationen nennen können. Ausserdem mischen sich beim Menschen die vererbten individuellen Anlagen mit der ungeheuren Zahl von Erfahrungen und Erinnerungen in allen Gebieten, die er im Lauf seines langen Lebens in seinem Gehirn ansammelt (Erziehung oder Anpassung), um jeweilen seine einzelnen Entschlüsse und Handlungen mit zu bestimmen.

So kann ein Mann ein Muster von Sittsamkeit sein, einfach deshalb, weil sein Geschlechtstrieb nahezu null ist. Ein anderer leidet an einem abnorm starken Geschlechtstrieb, ist dabei aber gut, pflichtgetreu, aufopferungsfähig, und es entstehen infolge dessen die schwersten Kämpfe in ihm, denen er oft unterliegt. Ein anderer ist im Sexualtrieb mässig; hat er ein starkes Pflichtgefühl und einen

starken Willen, so wird er seine Begierde unterdrücken können, während er bei schwachem Willen oder ethischen Defekten der ersten Versuchung und Anreizung unterliegen wird. Liebe und Sexualtrieb können eng verbunden oder ganz getrennt in einem Individuum vorhanden sein. So gut wie ein sexuell kaltes Weib eine gute Mutter sein kann, kann ein sehr libidinöses Weib eine schlechte Mutter sein, aber auch das Umgekehrte kann zutreffen, u. s. f.

Die sexuelle Liebe. Wir wollen darunter die höhere, wahre Liebe des einen Geschlechtes zum andern verstehen, sofern sie nicht eine einfache Freundschaft, sondern mit dem Sexualtrieb verbunden ist. Darüber schreiben heisst eigentlich Wasser in den Ozean tragen, denn $^3/_4$ der schönen Literatur sind mit Schilderungen der Liebe ausgefüllt. Dass der normale Mensch ein grosses Liebesbedürfnis empfindet, unterliegt keinem Zweifel. Die sexuelle Liebe bildet ja mit ihren Ausstrahlungen im Seelenleben eine Hauptbedingung des menschlichen Glückes und ein Hauptzweck des menschlichen Lebens. Leider wird die Sache vielfach in überschwänglicher und missverstandener Weise beschrieben oder aufgefasst.

Zunächst scheint die Liebe für gewöhnlich durch die Libido sexualis entzündet zu werden. Das ist die berühmte Geschichte von Amors Pfeil. Man verliebt sich in einen Blick, ein Gesicht, einen Busen, in den hellen Metallklang einer Stimme u. dgl. m. Doch ist das Verhältnis der Libido zur Liebe ein ausserordentlich kompliziertes und heikles. Wir sahen schon, dass beim Manne sehr gewöhnlich die Libido ohne Liebe und oft auch die Liebe ohne Libido bestehen kann, während beim Weibe die Dinge schwerer trennbar sind, wenigstens die Libido viel seltener ohne Liebe vorkommt. Die beiden Dinge sind aber unbedingt nicht identisch, was selbst der materiellste, genusssüchtigste und libidinöseste Egoist, wenn er nicht gar zu beschränkt ist, zugeben muss. Es kommt auch vor, dass die Liebe der Libido vorangeht und dieses führt oft zu den glücklichsten sexuellen Verhältnissen. Zwei Charaktere können einander ungemein sympathisch sein und diese rein geistige oder gemütliche Sympathie kann sich zunächst ohne Sinnlichkeit entwickeln, vorab sicher da, wo sie z. B. schon im Kindesalter vorhanden ist. Praktisch, in unserer Gesellschaft, werden ungeheuer viele sexuelle Verbindungen, resp. Ehen, ohne eine Spur von Liebe, auf Grund reiner Spekulation oder Konvenienz inszeniert. Man

rechnet hier darauf, dass die normale Libido sexualis, verbunden mit der Gewohnheit, die Ehe kitten und dauernd machen wird. Da der Normalmensch in seinen Gefühlen nicht sehr extrem zu sein pflegt, gelingt dies auch in der Form einer allmähligen Duldung und Anpassung, meistens mehr oder weniger gut, je nach den angenehmen oder unangenehmen Entdeckungen, die in der Ehe gemacht werden. Die sensationellen Liebesromane, selbst wenn sie einigermassen wahr sind, behandeln viel zu sehr extreme Fälle und Ausnahmen, oft sogar pathologische Fälle, weil die bürgerliche Durchschnittsehe zu wenig pikant und interessant erscheint. Wir haben uns aber hier weder mit den Extremen, noch mit den konventionellen Romanschilderungen, sondern nur mit den normalen und echten Liebesgefühlen zu befassen, wie sie in der Wirklichkeit am gewöhnlichsten vorkommen. Es ist nach dem Gesagten klar, dass die sexuelle Liebe aus zwei Componenten besteht: 1. der aktuellen Libido sexualis, 2. den stammgeschichtlich aus der Urlibido unserer Tierahnen hervorgegangenen Sympathiegefühlen, die jedoch gegenwärtig von ihr unabhängig geworden sind. Ein Mittelding zwischen beiden bilden die früher im Leben eines Individuums, meist von der Libido sexualis, erzeugten und für ein Individuum des anderen Geschlechtes erweckten Sympathiegefühle, die durch die Erinnerung wieder zum Aufflackern gebracht werden und zur Erhaltung der Liebe mächtig beitragen. Diese verschiedenen Gefühle gehen durch alle nur erdenklichen Nüancen in einander über und wirken beständig auf einander ein. Wenn einerseits die Libido Sympathie weckt, so wird sie wiederum durch Sympathiegefühle geweckt und umgekehrt durch abstossendes Benehmen des andern Teiles abgekühlt oder gelöscht.

Hier müssen wir ein Gesetz der Sympathiegefühle erwähnen, das zwar bekannt genug ist, jedoch in den menschlichen Berechnungen gewöhnlich vergessen wird. Der Mensch pflegt nicht das oder diejenigen Wesen besonders zu lieben, von denen er viel Gutes empfängt, sondern vielmehr diejenigen, für die er sich aufopfert und denen er viel Gutes erweist. Dies kann man in den Verhältnissen der Eltern zu den Kindern, sowie in der Ehe zur Genüge beobachten. Wenn in der Ehe einer der beiden Gatten den andern zu sehr vergöttert und ihm zu sehr in allem zuvorkommt, kommt der andere sehr leicht allmählig dazu, das alles als selbstverständlich zu betrachten und empfindet für seine Ehehälfte viel weniger Liebe, als z. B. für ein verzogenes Kind, dem

er seinerseits seine ganze Affenliebe zuwendet. Letzteres pflegt dann wieder undankbar zu sein und die Affenliebe mit Gleichgültigkeit und Unverschämtheit zu beantworten. Sieht man genauer zu, so wiederholt sich dieses Spiel überall in der Welt und erschwert vielfach die Gegenseitigkeit in der Liebe. Es gilt sogar von den Gegenständen. Man liebt einen Garten, ein Haus, ein Buch, mit dem man sich recht viel geplagt hat und steht gleichgültig den schönsten und wertvollsten Geschenken gegenüber, die einem mühelos in den Schoss fallen. Schon das kleine Kind verliebt sich in ein unförmiges, von ihm selbst geschaffenes Spielzeug und lässt darüber kostbare Weihnachtsgaben unbeachtet, die ihm die Elternliebe verschaffte. Es ist daher eine alte Lehre der Weisheit, dass die wahre, d. h. die höhere Liebe sich nicht nur im Gewähren, sondern auch im Versagen äussert, und dass sie mit Vernunft gepaart sein muss. Diese Liebe ist freilich nicht die ursprüngliche, primitive Liebe; sie ist dafür durch Elemente des Intellektes geläutert und erhöht.

Letzterer Satz wird in der Ehe von manchen Ehemännern so verstanden, dass sie streng mit ihrer Frau sein müssen, um sie nicht zu verziehen, da sie ja doch ihre Herrn und Gebieter sind. Wie falsch diese einseitige Auslegung ist, das braucht nun keine lange Erörterung. Um vollständig zu sein, muss die Liebe gegenseitig sein, und um gegenseitig bleiben zu können, muss die Erziehung in der Ehe eine gegenseitige werden: streng zuerst mit sich selbst und dem andern gegenüber nicht schwach. Wenn jeder beständig alles tut, um das Wohl des andern zu fördern, wird er in sich selbst durch die Arbeit für den andern die Sympathiegefühle kräftigen und weiter entwickeln. Dazu ist aber eine redliche Arbeit auf beiden Seiten nötig, wenn nicht die durch die Sinnlichkeit vorgetäuschte Liebe nach kurzer Zeit ins Nichts zerrinnen oder dann, wie so oft, ins Umgekehrte, in Hass umschlagen soll. Ohne blind für die Fehler des Ehegatten zu sein, muss man dieselben nicht nur mit in den Kauf nehmen, sondern sie dadurch lieben lernen, dass man seine Kunst anwendet, um sie liebevoll zu bessern, nicht aber um durch sie die eigene Schwäche zu kultivieren.

Wir müssen aber noch ein Stück weiter gehen und die Richtigkeit des französischen Spruches prüfen: l'amour est l'égoïsme à deux (die Liebe ist der Egoismus zu zweit). Gegenseitige Vergötterung von zwei Menschen artet nicht selten in egoistische Feind-

schaft gegen die übrige Menschheit aus. Dieses wirkt aber auch vielfach auf die Qualität der Liebe selbst nachteilig zurück. Die menschliche Solidarität ist besonders heute zu gross, als dass eine solche Ausschliesslichkeit der Liebe sich nicht rächen würde. Ich möchte das Ideal der sexuellen Liebe dahin definieren, dass ein Mann und ein Weib durch sexuelle Anziehung und Harmonie der Charaktere zu einem Bund veranlasst werden, in dem sie sich gegenseitig zur sozialen Arbeit für die Menschheit anspornen, und zwar in der Weise, dass sie die Erziehung der ihnen am nächsten liegenden Wesen, nämlich ihrer Kinder, als Ausgangspunkt für das übrige nehmen. Eine solche Auffassung der Liebe läutert diese derart, dass sie ihre Kleinlichkeiten verliert, und gerade diese Kleinlichkeiten sind es, die auch die aufrichtigsten Liebesverhältnisse vielfach ausarten lassen. Die gemeinschaftliche soziale Arbeit von zwei in Zuneigung verbundenen Menschen, die zwar liebevoll für einander sorgen, aber einander auch beständig zum Ausharren und zum Weiterarbeiten nach aussen anspornen, wird relativ leicht über die Eifersüchteleien und sonstigen bösen triebartigen Rückwirkungen des natürlichen, phylogenetischen Liebesexclusivismus siegen und die Liebesgefühle vielmehr immer idealer gestalten. So wird dem Egoismus zu zweit der Boden, auf dem er gedeihen könnte, entzogen, wofür wir bald Beispiele genug anführen werden.

Es ist eine Beobachtungstatsache, dass der Geschlechtsverkehr in der Ehe, wenigstens während der Reifezeit des Lebens, die Liebe stärkt und aufrecht hält, obwohl er nur einen Teil des Liebeskittes bildet. Ich habe wenigstens in vielen Fällen beobachtet, dass die auf Grund wohlgemeinter ärztlicher Anordnungen hin wegen irgend welcher krankhafter Störung erfolgte Unterbrechung des sexuellen Verkehrs zwischen Eheleuten eine Abkühlung der gegenseitigen Sympathie und Liebe, eine Indifferenz zur Folge hatte, die später nicht mehr zu beseitigen war. An diese Folge ihrer Anordnung sollten die Aerzte stets denken und dieselbe nur bei absolutester Notwendigkeit treffen.

Man kann als allgemeinen Satz hinstellen, dass die wahre und höhere Liebe eine dauernde ist, und dass der plötzlich entfachte Sturm der sexuellen Begierde einem bisher unbekannten Menschen gegenüber keinen Massstab für die wahre Liebe abgeben kann. Dieser Sturm fälscht das Urteil, lässt die krassesten Fehler übersehen, färbt alles mit himmlischen Farben, macht einen „ver-

liebten“ Menschen oder zwei verliebte Menschen gegenseitig blind und verdeckt jedem das wahre Innere des andern, selbst vorausgesetzt, dass die Gefühle beidseitig ehrlich sind und dass die Sinnlichkeit nicht mit kühlen egoistischen Berechnungen gepaart ist. Erst wenn der erste Sturm einer scheinbar unersättlichen sexuellen Begierde, wenn die Flitterwochen der Ehe oder auch eines unehelichen Verhältnisses vorbei sind, kommt die Ernüchterung und mit ihr die wahre Liebe, oder die Gleichgültigkeit oder gar der Hass, oder auch wechselnde, zu einer mehr oder weniger brauchbaren Anpassung führende Gemische von allen dreien. Aus diesem Grunde sind die plötzlichen Verliebtheiten stets gefährlich und kann nur eine längere und tiefere Bekanntschaft der Interessierten vor der Verbindung einen dauernd glücklichen Bund mit einiger Gewissheit erhoffen lassen. Auch dann bleibt noch Unvorhergesehenes genug, nicht nur weil man sehr selten einen Menschen ganz kennt, sondern weil auch erworbene geistige Veränderungen oder Krankheiten ihn seelisch entarten lassen können.

Wenden wir uns nun zu einer Reihe psychischer Erscheinungen, die mit der sexuellen Liebe mehr oder weniger in Verbindung stehen. Naturgemäss sind diese beim Manne viel weniger entwickelt als beim Weibe, aus Gründen, die wir oben besprochen haben.

a) Die psychischen Ausstrahlungen der sexuellen Liebe beim Manne. Normal männlich ist es, dass das Gefühl der sexuellen Potenz eine gehobene expansive Stimmung begünstigt, das umgekehrte Gefühl der Impotenz oder schon der geringen Potenz dagegen deprimiert, obwohl tatsächlich dieser Punkt für ein normales, unverdorbenes Weib durchaus nicht von so ausschlaggebender Wichtigkeit ist, wie viele Männer glauben. Diese Wichtigkeit legen vielmehr das männliche Selbstgefühl und die männliche Einbildung ihm bei. Die männliche Kühnheit ist es ganz besonders, welche dem Weibe imponiert und diese wächst in sexuellen Dingen bekanntlich vor allem mit der praktischen Erfahrung und Routiniertheit. Das Missverstehen der weiblichen Psychologie wird beim Manne durch die Prostitutionsgewohnheiten stark gefördert. Die Prostituierten sind nämlich nach dem männlichen Erotismus abgerichtete Automaten. Wenn die Männer in denselben die sexuelle Psychologie des Weibes suchen, finden sie darin tatsächlich nur ihr eigenes Spiegelbild.

Mit der Kühnheit des Mannes verbinden sich seine Werbekünste, das Hofmachen, das wir indessen bei Vögeln und Säuge-

tieren, sogar bei niederen Tieren, schon treffen. Das Männchen sucht dem Weibchen zu gefallen, um seine Gunst zu erwerben. Prunkende Farben bei Schmetterlingen und Vögeln, Gesang, Kunst- und Kraftproben finden wir bald mehr, bald weniger damit verbunden. Auch bittende und flehende Töne unterstützen schon bei gewissen Tieren die Werbung, wenn sie, sei es zum Schein, sei es in Wirklichkeit, zurückgewiesen wird. Beim wilden Menschen finden wir in sehr auffälliger Weise (siehe Kapitel VI), wie die Sucht sich zu schmücken, zu tätowieren etc. stärker beim Manne, als beim Weibe ausgesprochen ist. Wir wollen diese so bekannten und überall in Novellen, Romanen, Reiseberichten und ethnographischen Werken bis zum Ueberdruss beschriebenen Werbungskünste hier nicht einer besonderen Schilderung unterwerfen; es wäre höchst überflüssig. Wir stellen nur fest, dass bei höherer Kultur der Mann vielfach begehrter ist, als das Weib und infolgedessen letzteres dem ersteren in manchen Gebieten der Werbungskunst den Rang abgelaufen hat. Psychologisch wichtig ist aber die Tatsache, dass die immer wachsende geistige Kompliziertheit des Menschen auch hier die Taktik verändert hat. Die einfachere, natürlichere, zugleich aber linkischere und verschämtere Werbungsart eines naiven Jünglings verfängt vielfach bei unseren eleganten, für den Salon erzogenen, in allen raffinierten Vergnügungen erfahrenen und mit Roman-Litteratur gefütterten jungen Damen nicht mehr. Dieselben lassen sich dafür um so eher durch die ihnen adaequatere Kunst alter Roués und Don Juans verführen, die die Psychologie des modernen Weibes praktisch studiert und erprobt haben.

Eine weitere Ausstrahlung des normalen männlichen Sexualgefühles, die mit der vorigen zusammenhängt, ist der Zeugungstrieb. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Mann, wenn es so ohne weitere Schwierigkeiten und Folgen anginge, instinktiv dazu getrieben würde, sich mit möglichst vielen Frauen zu begatten und möglichst viele Kinder zu zeugen. Die leichte Möglichkeit der Befriedigung des Zeugungstriebes erhöht sein Selbstgefühl, indem sich damit die Vorstellung der Vervielfältigung seines Ichs, der Kraft, der weit reichenden Beherrschung von Weibern und Kindern und seiner Macht über dieselben verbindet. Darin liegt auch ein Hauptgrund zur Tatsache, dass bei polygamen Völkern reiche Männer möglichst viele Frauen zu besitzen trachten.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass eine zwecklose Begattung wie diejenige der Prostitution, nur die allerniedrigste Libido sättigt

und alle höheren Ausstrahlungen des Sexualtriebes unbefriedigt lässt. Es ist eine bekannte Erscheinung, dass durch eine glückliche Verlobung, die auf Liebe und nicht auf Geldinteressen oder dgl. beruht, mancher junge Mann aus einem Pessimisten zu einem Optimisten, aus einem Misogyn zu einem Philogyn gemacht wird. Die „Nüchternen“ oder „Ernüchterten“ lachen vielfach darüber, oder schütteln den Kopf, indem sie diese Umstimmung der ganzen Weltanschauung für vorübergehenden Liebesrausch erklären. Letzteres ist freilich oft genug der Fall; nicht jedoch, wenn die Liebe in der Weise, wie wir es oben ausführten, durch tieferes Sichverstehen und durch gegenseitige Achtung und Erziehung veredelt wird. Dann befestigt sie sich umgekehrt derart, dass nicht selten die Flitterwochen der silbernen Hochzeit glücklicher und gehobener verlaufen, als diejenigen, die der ersten und wirklichen Hochzeit folgten. Dann kann man wohl sagen, dass der Optimismus, wie ihn die mit wahrer Liebe verbundene sexuelle Vereinigung in der Ehe erzeugte, auf der normalen Erfüllung des Lebenszweckes beruht, wozu auch — ich kann dies nicht genug wiederholen — die fortgesetzte gemeinsame Arbeit beider Ehegatten gehört.

Die schlimmste und leider am tiefsten wurzelnde, von unseren Tierahnen geerbte Ausstrahlung oder besser gesagt Kontrastreaktion der sexuellen Liebe ist die Eifersucht. Wenn ein bekanntes deutsches Wortspiel sagt: „Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft“, so sagt es keineswegs zu viel. Die Eifersucht ist ein Erbstück der Tiere und der Barbarei, dies möchte ich allen Helden zurufen, die unter dem Titel „beleidigte Ehre“ für ihre Berechtigung eintreten und sie auf ein hohes Piedestal stellen. Ein untreuer Mann ist einem Weibe zehnmal eher als ein eifersüchtiger Mann zu wünschen. Stammgeschichtlich fusst die Eifersucht auf dem Kampf um den Besitz des Weibes zu einer Zeit, wo alles nur mit roher Gewalt zuging. Schlauheit und Stärke kämpften miteinander, und wenn das starke Männchen im Besitz des Weibchens war, musste es eifersüchtig darauf achten, dass es ihm nicht von einem andern mit List oder Gewalt geraubt wurde. Daraus entstanden wütende Kämpfe, oder das Gefühl der Trauer, gefolgt von der reagierenden Wut und vom beständigen Argwohn, wenn eine ungewohnte Annäherung, ein Blick oder irgend etwas derartiges den Verdacht eines Rivalen weckten. Die Blüten, die die männliche Eifersucht in der Geschichte der menschlichen Ehe getrieben hat, sind geradezu unglaublich. Ich erwähne nur die mit

einem Schlosse versehenen in Altertumsmuseen heute noch befindlichen eisernen Gurten, mit welchen im Mittelalter in den Krieg ziehende Ritter ihre Frauen bekleideten, um ihre Eifersucht zu beruhigen. Viele wilde Völker bestrafen nicht etwa nur den Ehebruch des Weibes, sondern schon Unterredungen und Annäherungen zwischen derselben und einem fremden Manne mit schweren Strafen, nicht selten mit dem Tode. Die Eifersucht wandelt die Ehe in eine Hölle um. Sie steigert sich beim Manne oft in krankhafter Weise bis zur vollendeten Verrücktheit und zeigt überhaupt manche Uebergänge zu jener geistigen Erkrankung, wie sie ferner eine ganz gewöhnliche Folge des Alkoholismus ist. Dann wird aber das Leben des betreffenden Weibes zu einer unaufhörlichen Marter. Beständige Verdächtigungen, Kränkungen, Roheiten, Beschimpfungen, Drohungen oder Misshandlungen bis sogar zur Tötung sind je nach den Fällen die Folgen dieser abscheulichen Leidenschaft. In mässigerer, normalerer Form ist die Eifersucht aber schon schlimm genug, indem Argwohn und Misstrauen schon in kleinsten Dosen die Liebe vergiften. Man spricht oft, wie gesagt, von berechtigter Eifersucht. Ich behaupte aber, dass es überhaupt keine berechtigte, sondern nur eine atavistisch ererbte oder eine pathologische Eifersucht gibt, denn diese Leidenschaft ist nichts als eine brutale tierische Dummheit. Ein vernünftiger Mann, der den begründeten Verdacht schöpft, dass seine Frau ihm untreu sei, hat freilich das Recht, durch entsprechende Massnahmen sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit seines Verdachtes in aller Stille Gewissheit zu verschaffen. Doch was hat es für einen Sinn, dabei eifersüchtig zu sein? Stellt sich der Verdacht als unrichtig heraus, so hat er durch ein eifersüchtiges Gebaren seine Frau bloss unnütz gekränkt und unglücklich gemacht. Ist er richtig, so sind nur zwei Ausgänge möglich: entweder handelt es sich um einen vielleicht von einem anderen Manne suggerierten Liebesrausch einer sonst guten Frau, die darüber vielleicht unglücklich ist, wieder auf guten Weg gebracht werden kann und dann unbedingt Verzeihung verdient; oder es handelt sich um ein wirkliches Erlöschtsein aller Liebe, oder um eine unwürdige, charakterlose Betrügerin, dann ist die Eifersucht erst recht nicht am Platz, sondern eine gelassene Ehescheidung. Doch besitzt der Mensch leider sehr wenig Herrschaft über seine Gefühle, wenn dieselben stark sind, und der von Natur, d. h. durch ererbte Konstitution eifersüchtige Mensch ist in der Regel unheilbar und vergiftet dadurch sein eigenes Leben mit dem-

jenigen seiner Ehehälfte. Solche Menschen sollten überhaupt nicht heiraten. In den Irrenanstalten, in den Prozessen und in den Romanen spielt die Eifersucht eine ungeheure Rolle, denn sie ist eine der ergiebigsten Quellen der Tragik und des Unglücks im menschlichen Leben. Sowohl die Erziehung, als die Zuchtwahl sollte unausgesetzt daran arbeiten, um sie aus dem menschlichen Gehirn möglichst zu eliminieren. Man hört oft über eine Frau oder einen Mann urteilen, sie seien „zu wenig eifersüchtig“, weil sie den sexuellen Neigungen ihrer Ehehälfte gegenüber zu nachsichtig seien. Beruht eine solche Nachsicht auf cynischer Gleichgültigkeit oder gar auf Geldinteressen, so ist nicht der Mangel an Eifersucht, sondern der ethische Defekt zu tadeln; beruht sie aber auf vernünftiger Liebe, so ist sie hoch zu achten und zu loben. Ich möchte allen Eifersuchtshelden und allen Verehrern der Eifersucht folgenden Fall zur Beherzigung empfehlen:

Ein angesehener, gebildeter Mann lebte in glücklicher Ehe und hatte fünf halberwachsene Kinder. Eines Tages machte er die Bekanntschaft einer hochgebildeten, geistreichen, achtbaren Witwe, einer Freundin seiner Frau. Häufige Besuche und lange Unterredungen hatten ein inniges Verhältnis und eine feurige gegenseitige Verliebtheit zur Folge. Die beiden begingen den Fehler, es darin ziemlich weit, immerhin nicht zum äussersten kommen zu lassen, da die Witwe verweigerte, sich ihrem Geliebten ganz hinzugeben. Letzterer beichtete alles bis ins kleinste Detail seiner Ehefrau. Das gleiche geschah von seiten der Witwe. Statt eifersüchtig zu werden, behandelte die Frau die beiden so unglücklich Verliebten nicht nur mit Nachsicht, sondern auch ihrerseits mit grösster Liebe. Die allseitige Ehrlichkeit in der Sache erleichterte eine allmählige Lösung des Verhältnisses und diese Lösung hätte auch dann einen ruhigen Verlauf genommen, wenn die Witwe nachgegeben hätte und es zum vollständigen sexuellen Verkehr zwischen ihr und dem Ehemanne gekommen wäre, denn die Ehefrau selbst ventilierte diese Frage für den Fall, wo das Feuer nicht anders zu löschen gewesen wäre. Eine so milde und menschliche Behandlung einer unglücklichen Liebe, wobei alle drei Beteiligten gleichmässig dafür besorgt waren, jeden Skandal und jede äussere Schädigung des gegenseitigen Ansehens zu vermeiden, steht gewiss in ethischer Beziehung, auch mit Bezug auf die allseitige Loyalität, gewaltig höher als alle üblichen Duelle, Eifersuchtsszenen, Ehescheidungen und was drum und dran hängt. Ich kenne auch viele

Fälle, wo Männer mit ebenso edler und vernünftiger Nachsicht die Verliebtheit ihrer Ehefrau in andere Männer, ja sogar ihre völlige Untreue behandelt haben, und das war stets gut. Damit will ich selbstverständlich nicht behaupten, dass ein Ehemann sich Betrug, Unredlichkeit etc. einfach gefallen lassen soll.

Eine weitere psychische Ausstrahlung des männlichen Sexualtriebes ist die sexuelle Renommisterei, die aus dem erhöhten Selbstgefühl entspringt, wie es die sexuelle Potenz im Mann entstehen lässt. Dieses Gefühl ist offenbar, wie die Eifersucht, ein Ueberbleibsel tierischer Ahnen und findet etwa im Hahn und im Pfau, überhaupt bei polygamen und reichgeschmückten tierischen Männchen eine gewisse Analogie. Wenn auch im ganzen harmloser, sind die Blüten, die dieser Urinstinkt treibt, kaum erhabener als die der Eifersucht. Er veranlasst den Mann — in erster Linie natürlich den geistig minderwertigen*) Mann — dazu, mit seinen sexuellen Grosstaten zu prahlen und dieselben zu übertreiben. Natürlich gilt hier nicht der täppische Renommist am meisten, sondern derjenige, der seine frechen und kühnen Taten mit einer gewissen Gelassenheit und Selbstverständlichkeit vorträgt. Solche, in sexuellen Dingen erfahrene, kühn und sicher auftretende Don Juans pflegen dem weiblichen Geschlecht unglaublich zu imponieren, mögen sie sonst auch noch so dumm und wertlos sein. Eines haben sie instinktiv erkannt, nämlich die Schwäche der Weiber, durch das äussere Auftreten des Mannes, durch eine Uniform, eine kühne Tat, einen kühnen Schnurrbart, ein kühnes Wort derart suggeriert oder hypnotisiert zu werden, dass ihre Vernunft unterliegt und dass sie in Schwärmerei für den zweifelhaftesten Ritter verfallen und sich ihm willen- und urteilslos überliefern, wenn er es nur an dem nötigen Aplomb nicht fehlen lässt. Die männliche sexuelle Renommisterei hat aber für den Mann selbst auch schlimme Folgen, denn sie treibt ihn zu Exzessen und überhaupt zu sexuellen Taten, die weit über seine wirkliche natürliche Begierde gehen. Er will bei seinesgleichen, ja sogar bei den Dirnen, deren Hirn ja mit nichts anderem als mit sexuellem Zeug gefüllt wird, etwas gelten. Ich werde eine darin typische Szene nie vergessen, die ich in Paris am Schluss meiner Studien erlebte.

---

*) Ich möchte hier bemerken, dass es am häufigsten auch urteilsschwache, dogmatische, geistig unbedeutende Männer sind, welche sich über das weibliche Geschlecht besonders erhaben fühlen und gegen ihre Ehefrauen tyrannisch auftreten.

Ein Weiberheld genannter Art stand durch seine sexuelle Potenz in grossem Renommee bei den jungen Studenten seines Landes. Da ich ihn früher gekannt hatte, erzählte man mir davon. Nun wollten mich meine Bekannten mit den Sitten des Quartier latin bekannt machen, die mich, nebenbei gesagt, geradezu anekelten. Sie führten mich in eine der dortigen schmutzigen Bierkneipen, in welcher sich die gewöhnlichsten Studenten-Kokotten aufhielten, die sich von den öffentlichen Dirnen nur dadurch unterschieden, dass sie sich für sehr kurze Zeit mit einem Studenten allein abgaben und dass sie ausser dem Beischlaf auf eine gewisse Geselligkeit, wenn auch allerniedrigster Art, mit den betreffenden Musensöhnen Anspruch machten. In dem betreffenden Lokal sassen Männlein und Weiblein um den Biertisch herum und führten die denkbar rohesten, obscönsten Gespräche, die sich eigentlich nur um Geschlechtsteile und Begattungsakt drehten. Nun stand einer meiner Begleiter auf und stellte mich als Landsmann und Freund des betreffenden, seit kurzer Zeit von Paris weggezogenen sexuellen Helden vor. Kaum war sein Name ertönt, als ein Gejohl und ein Geschrei entstand, als ob der Name eines grossen geistigen Führers genannt worden wäre und ich bekam ein plötzliches Ansehen unter der ganzen Gesellschaft, aus dem einzigen Grunde, weil ich mit dieser Berühmtheit bekannt war. Ich wurde freilich dadurch derart angewidert, dass eine kühle Douche meinerseits der Begeisterung bald ein Ende machte und dies gab offenbar einer etwas intelligenter aussehenden Person unter den Weibern Anlass, laut zu schreien: „Ihr dummen Männer, glaubt ihr, man möge euch eurer selbst wegen! Man will bloss euer Geld.“ Diese war wenigstens nüchtern und aufrichtig.

Die sexuelle männliche Renommisterei kämpft bei schüchternen und edler fühlenden jungen Männern an der Seite des Sexualtriebes, um sie gegen ihre besseren Instinkte, gegen ihre Vernunft und gegen ihr ethisches Fühlen zur Prostitution zu verführen. Am leichtesten gelingt ihnen der Sieg mit Hilfe der Alkoholbetäubung. Das ist der allergewöhnlichste Hergang der Versumpfung des männlichen Sexuallebens, die zugleich einen der wichtigsten Keime zur sozialen Entartung in sich birgt.

Man nennt E r o t i s m u s den Erregungszustand des Sexualtriebes. Wenn dieser beständig künstlich, ohne Verbindung mit höheren ethischen und intellektuellen Zwecken, nur auf Grund tierischer Sinnlichkeit, gezüchtet wird, bilden sich in der Seele ent-

sprechende Ausstrahlungen, die man mit dem Ausdruck „pornographischer Geist“ bezeichnen kann. Der ganze Vorstellungskreis solcher Leute ist derart von Erotismus ausgefüllt, dass dieser ihr sämtliches Denken und Fühlen färbt. In den harmlosesten Dingen finden sie schlüpfrige, meistens möglichst schmutzige sexuelle Beziehungen. Die Frau wird nur noch als Gegenstand sexuellen Genusses betrachtet, und ihre Seele erscheint im Spiegel eines solchen Satyrgehirnes als eine unwürdige, jeden normal und anständig denkenden Menschen anwidernde erotische Karrikatur. Der männliche Erotismus hat es auch in der Tat in seinem grobsinnlichen Triebe zustande gebracht, eine ganze Kategorie schwacher Weiber nach seinem Ideale zu gestalten. Statt aber das eigene Geschöpf und Spiegelbild in diesem Typus zu erkennen, gefällt sich der Lebemann, wie wir schon sahen, darin, nachträglich diese Weiber für den Normaltypus des weiblichen Geschlechts zu erklären. Er behandelt sie von seiner männlichen Höhe herab mit Verachtung und merkt nicht, dass sie fast ausschliesslich sein Werk sind, denn die Frau pflegt im ganzen und grossen in sexueller Beziehung dasjenige zu werden, was der Mann aus ihr macht. Der Coitus, seine Zahl und seine Feinheiten, die Dimensionen und Formen der Geschlechtsteile, das Glück andere Männer zu Hahnreyen gemacht zu haben und mit besonderer Vorliebe die pathologischen Auswüchse und Raffinements des Geschlechtsgenusses bilden nahezu den einzigen Gegenstand der Gedanken und Gespräche solcher pornographischen Geister. Jeder will dabei den andern übertrumpfen und ihre Virtuosität in diesem Gebiet wird meistens nur durch ihre geistige Oede und Unwissenheit in allen andern Gebieten übertroffen. In gewissen Kreisen von Handlungsreisenden, Kaufleuten, Offizieren, Studenten u. a. m. kann man oft von früh bis spät nichts anderes hören. Ich erinnere mich einer zweitägigen Dampferreise auf dem Mittelmeer, während welcher ich tatsächlich keine anderen Gespräche zu hören bekam. Das Prostitutionswesen, das Kokottenwesen und die ganze moderne, unter der heuchlerischen Flagge des Christentums, der Kultur und der Monogamie segelnde sexuelle Entartung haben die pornographische Denk- und Empfindungsweise derart ausgebildet, dass die Männer, die an solchen „stadtläufigen“ und leider auch immer mehr landläufigen sexuell ausschweifenden Milieux kleben, von wahrer Liebe und von den natürlichen edlen Eigenschaften des weiblichen Gemütes keine richtige Vorstellung, sondern nur noch lächerliche Zerrbilder besitzen. Viele haben mir

dies gestanden und waren ganz erstaunt, als ich sie ohne religiöses Moralisieren zu einer ganz anderen Auffassung der Liebe und des Weibes zu bringen suchte. Freilich wissen die besseren Elemente, die mehr zufällig in diesen sexuellen Sumpf geraten sind, noch von ihrer Mutter, allenfalls von Schwestern zu berichten, für die sie oft eine beinahe religiöse Verehrung hegen. Diese betrachten sie aber als Ausnahmsmenschen, eine Art Halbgötter, die sonst nicht mehr vorkommen und merken nicht, dass sie dieselben durch ihre im übrigen pornographische Einschätzung des Weibes, die sehr oft mit tiefem Pessimismus einhergeht, mit in den Kot hineinziehen und herabwürdigen. Letztere Erscheinung ist mir besonders in Frankreich aufgefallen.

Diese Schilderung mag in edleren Gesellschaftskreisen übertrieben erscheinen, weil feiner und besser angelegte Naturen es hier wie der Vogel Strauss zu machen pflegen, mit Ekel ihre Augen von dem pornographischen Sumpf abwenden und ihn instinktiv meiden. Doch nützt das nichts. Die Tatsachen bleiben so und wir müssen hierbei folgendes bedenken: Der Sexualtrieb ist durchaus nicht mit dem Laster und die sexuelle Kälte ebensowenig mit der Tugend identisch. Libidinöse männliche Naturen, selbst wenn sie gut sind, brauchen aber einen starken Willen, um den ihre sexuelle Sinnlichkeit überall anreizenden Verführungen zu widerstehen; somit verschlingt der Sumpf viele an und für sich gute Männer. In dieser Hinsicht haben es die kalten Naturen gut: sie schmücken sich mit dem Heiligenschein der Sittsamkeit und suchen damit Fehler und Schwächen, die ihnen auf anderen Gebieten anhaften, zu überstrahlen.

Die Heuchelei ist eine in der menschlichen Seele tief wurzelnde Eigenschaft. Wer behauptet, niemals geheuchelt zu haben, lügt, so gut wie der, welcher nie gelogen zu haben behauptet. Doch spielt kaum irgendwo die Heuchelei eine grössere Rolle, als im sexuellen Gebiet. Nirgends wird auch soviel gelogen, und sonst ganz ehrliche Männer tragen kein Bedenken, ihre Frauen hier zu betrügen und hinter's Licht zu führen. Von der Heuchelei des Liebesgefühls braucht man kaum zu sprechen, denn sie gehört zu den alleralltäglichsten Dingen. Doch darf man in dieser Hinsicht auch nicht zuviel verlangen und muss mildernde Umstände anerkennen.

Erstens sind momentane erotische Gefühle imstande, den Menschen so zu verblenden, dass er selbst von der ewigen Dauer

der Treue und Liebe überzeugt ist, die er dem Gegenstand seines Erotismus verspricht und die himmlischen Eigenschaften, mit welchen er denselben schmückt, an ihm wirklich zu sehen glaubt. Durch Illusionen betören sich zwei sexuell aufgeregte Wesen gegenseitig, um sich vielleicht schon am nächsten Tage die wüstesten Schimpfworte an den Kopf zu werfen. Wer diese Dinge nicht kennt, glaubt es kaum. Man braucht aber nur Untersuchungsrichter zu sein oder in den Akten mancher Prozesse, die sich etwa aus dem Liebeszerwürfnis oder der gelösten Verlobung zweier Leute aus dem Volke entsponnen haben, die Briefe zu studieren, die sich die Beteiligten in den verschiedenen Perioden ihres Liebeshandels geschrieben, um sich von der Richtigkeit unserer Behauptung zu überzeugen. In den ersten Briefen vergöttern sich die Verliebten in den überschwänglichsten Ausdrücken, schwören einander ewige Liebe und Treue, sich in dümmster Weise gegenseitig und jeder sich selbst betrügend. Man wird aber staunen, in vielleicht nur einige Tage später geschriebenen Briefen die beiden sich mit den gröbsten Schmähungen und abscheulichsten Verleumdungen überschütten zu sehen, so rasch fand die Ernüchterung statt und verwandelte sich die heisse Liebesleidenschaft samt nachfolgenden Vorstellungen und Logik ins Gegenteil. Diese Kontrastwirkungen sind so häufig, dass man darin ohne weiteres den Ausdruck des psychologischen Gesetzes der Liebesillusion und ihrer Gegensatzreaktion erkennt.

Zweitens aber hat die Heuchelei auch eine gute Seite. Nicht umsonst sagte ein Denker: „Die Heuchelei ist ein Zugeständnis des Lasters an die Tugend.“ Die menschlichen Gedanken in ihrer Nacktheit sind oft so grässlich gemein oder so sehr verletzend, dass etwas Tünche nichts schadet und wenigstens in dieser Hinsicht, wenn aus Schamgefühl oder Wohlwollen entspringend, verdient die Heuchelei manches von dem Lobe, das ihr der Humorist Mark Twain in seiner Satire: „Ueber den Verfall der Kunst des Lügens“ angedeihen lässt.

Endlich wird die Heuchelei in sexuellen Dingen durch die Tyrannei und Barbarei der sogenannten guten Sitten und sogar der Gesetze direkt herausgefordert. In dieser Hinsicht bildet sie eine Antwort der menschlichen Natur auf solche Formen und Gebräuche, die Abkömmlinge teils des Rechts des Stärkeren, teils des religiösen Aberglaubens und daraus gezogener oder ähnlicher Dogmen sind.

Unter sexueller Heuchelei verstehe ich natürlich nicht die ekelhaften Formen der Heuchelei, die nur indirekt die sexuellen Verhältnisse zu Ausbeutungszwecken missbraucht, also zum Beispiel die erheuchelte Liebe, um eine reiche Braut zu erwerben. Ich meine nur die durch den Sexualtrieb selbst oder durch die Liebe erzeugte Heuchelei.

Von diesem Standpunkt aus muss man die sexuelle Heuchelei beurteilen und ich möchte besonders ihre eben erwähnte gute Seite darum betonen, weil sie zum Beispiel in der Ehe sogar dazu verhilft, die edleren Gefühle sich selbst anzuerziehen, indem man zugleich die Vorzüge seines Ehegattens (resp. seiner Ehegattin) unterstreicht und etwas übertrieben hellleuchten lässt, um sie noch edler und besser erscheinen zu lassen. Sagt man sich nichts als unangenehme Wahrheiten, so erstickt und ertötet man leicht die Liebe. Dichtet dagegen einer dem anderen möglichst gute Eigenschaften an, so kommt jeder schliesslich immer mehr zu der Ueberzeugung, dass der andere sie in der Tat besitzt und jeder verwirklicht sie dann auch, wenigstens zum Teil, oder „erwirbt sie, um sie zu besitzen“ (Goethe). Am schlimmsten ist diejenige Heuchelei, die durch schmutzige Geldinteressen oder durch eine rohe Libido ohne Liebe oder auch nur durch den Druck der konventionellen oder religiösen Sitten erzeugt wird. Die gute Heuchelei besteht darin, dass man seine eigenen unedlen Gefühle, Neigungen und Leidenschaften, indem man sie vor dem anderen und sogar vor sich selbst zu verbergen trachtet, unterdrückt, um sich dafür möglichst viel liebenswerte Eigenschaften selber einzureden und um den Gegenstand seiner Liebe in uneigennütziger Absicht in seinen edlen und guten Gefühlen zu bestärken. Diese Heuchelei ist eigentlich ein indirektes Erzeugnis altruistischen Empfindens, bei dem der grübelnde Verstand, sei es den Mangel spontaner Zustimmungsgefühle, sei es das Vorhandensein konträrer Ekel- oder Aergergefühle schmerzlich wahrnimmt und sich bemüht, dies durch erheuchelte Aeusserung von Sympathie, für die er Gegenstände sucht, und die er dauernd gestalten möchte, zu verdecken. Derartigen redlichen Bemühungen kann es auch oft gelingen, eigene Fehler zu korrigieren und die erstrebten Gefühle herbeizuführen. Freilich darf dies nicht durch Uebertreibung und Einseitigkeit in läppische Blindheit und Verziehung der geliebten Person ausarten.

Es ist eigentlich selbstverständlich, dass die psychischen Ausstrahlungen des sexuellen Gefühls von der Individualität des

Liebenden stark beeinflusst werden. Der „liebende“ Egoist pflegt naiv egoistisch zu lieben. An Phrasen und schönen Worten fehlt es ihm nicht, aber er findet es selbstverständlich, dass alle Gefühle und Rücksichten sich um seine Person drehen müssen, während er seine Liebespflicht dem geliebten Gegenstand gegenüber auf ein Minimum reduziert. Er macht sich und dem Gegenstand seiner Liebe entsprechende Sentenzen und Lebensregeln weiss, fordert ungemein viel von ihm und gibt ihm ungemein wenig, was ihm jedoch durchaus nicht zum Bewusstsein kommt. Das Umgekehrte gilt vom altruistischen, guten Menschen. Ruhige und lebhafte Naturen lieben verschieden und empfinden auch verschieden in der Liebe. Das gleiche gilt von dummen und intelligenten, von ungebildeten und gebildeten Naturen. Auch der Wille spielt hier eine grosse Rolle; die Schwäche und die Impulsivität, sowie die Willensstärke spiegeln sich in den Liebesverhältnissen ab. In letzterer Beziehung zeigt sich die durchschnittliche weibliche Willensüberlegenheit durch die grössere Konstanz und Konsequenz in der Liebe. Also, wie gesagt, es gibt kaum ein psychisches Gebiet, das nicht durch die Liebe beeinflusst werden könnte und umgekehrt nicht auf dieselbe reagierte. Selbst die intellektuellsten Beschäftigungen werden durch eine glückliche Liebe beeinflusst und gefördert, durch eine unglückliche in der Regel gehemmt. Mehr sogar; auch solche Vernunfthelden, die auf ihre Objektivität sich viel zugute tun, Gelehrte z. B., werden in ihren wissenschaftlichen Anschauungen von der Qualität ihrer privaten Liebesempfindungen oft nicht wenig beeinflusst, denn die Gefühle eines Menschen mischen sich unvermerkt mit seinen vermeintlich rein intellektuellen Ansichten und beeinflussen dieselben viel mehr, als man gemeiniglich glaubt. Die sogenannten Gefühlsmenschen stehen da natürlich in der ersten Reihe. Dieselben sind überhaupt in der Liebe zweischneidige Schwerter. Die Intensität ihrer Gefühlsreaktionen und ihrer Gemütsstimmungen führt gar leicht von einem Extrem ins andere: himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt, und dann auch wieder gleich wutschnaubend! Besonders schlimm ist es, wenn ihre Gefühlswellen sich mit schwachem, impulsivem Willen und mit geringer Intelligenz paaren. Das führt leicht zu heftigen Szenen, zur grössten Unbeständigkeit in der Liebe und sogar zu Leidenschaftsverbrechen. Eigentümlich ist in solchen Fällen, besonders wenn Eifersucht mitspielt, die häufige Verbindung des Selbstmordes mit dem Mord des geliebten Weibes. Die kühle Ueberlegung möchte

immer den letzteren auf egoistische Triebe zurückführen und dies ist gewiss auch vielfach berechtigt. Doch stimmt es nicht immer. Die helle Verzweiflung kann ohne die Motive der Rache oder der Eifersucht zu solchen Taten führen. Das einfache Toben der Leidenschaften in solchen Köpfen führt zu impulsiven Knalleffekten, deren Motive ausserordentlich schwer zu analysieren sind. Man bekommt z. B. nach solchen Mord- und Selbstmord-Tragödien, wo aber der Selbstmord misslang, vom Täter Erklärungen, wie folgende: „Ich war so verzweifelt und so aufgeregt, dass mir der Tod für uns beide als die einzige Lösung vorkam“ u. dergl. m.

Prüderie und Schamgefühl. Wir haben früher bereits gesehen, dass das Schamgefühl seinen Ursprung in der Angst und Schüchternheit gegenüber allem Ungewohnten und Neuen hat. Am ausgesprochensten ist es bei den Kindern, die sich vor Allem schämen, was anders ist als das, was sie bei ihren Gespielen zu sehen gewohnt sind. Dementsprechend beruht das sexuelle männliche Schamgefühl auf Schüchternheit und Angst vor dem Ungewohnten. Weibern gegenüber äussert sich das in linkischem Wesen, Unsicherheit etc., hinter welchen sich oft der Erotismus schlecht versteckt. Ebenso verbirgt der Schüchterne und Schamhafte andern Männern sein sexuelles Empfinden aufs sorgsamste. An und für sich ist für die Psychologie der Scham ihr Gegenstand ganz gleichgültig und man kann sich nicht nur sehr verschiedener, sondern sogar direkt entgegengesetzter Dinge schämen. Ein junger Mann schämt sich, erotisch zu erscheinen, der andere schämt sich umgekehrt, es zu wenig zu sein, je nach der herrschenden Meinung der Umgebung. Wir haben bereits gesehen, dass die Mode der Entblössung oder Bedeckung gewisser Körperteile an sich die Reaktion des Schamgefühls bestimmt und dass nacktlebende Völker sich vor dem Ankleiden ebenso schämen, wie wir vor der Nacktheit. Solche Moden werden übrigens sehr rasch angenommen und die gleiche englische Miss, die sich in England furchtbar schämt, wenn sie nur zwei Centimeter eines nackten Beines oder Armes erblickt, findet es in den tropischen Kolonien sehr bald ganz natürlich, splitternackte Neger in ihrer Gegenwart herumspringen zu sehen. Die Züchtung eines übertriebenen Schamgefühles führt zur Prüderie, die gleichfalls schlimme Früchte trägt, wenn auch nicht so schlimme, wie die pornographische Sinnesart. Es gibt so schamhafte junge Männer, dass der blosse Gedanke an geschlechtliche Dinge sie furchtbar aufregt und ängstigt. In Verbindung

mit erotischen Vorstellungen malen sie sich die sexuellen Dinge in den schreckhaftesten Farben aus und werden dadurch ganz unglücklich. Nicht selten auf solche Weise zur Onanie getrieben, fürchten sie sich auch vor dieser ganz enorm und stellen sich ihre Folgen so furchtbar vor, dass sie sich verloren glauben. Sie haben oft nicht einmal den Mut — wiederum aus Schamgefühl und Schüchternheit — ihre trostlose Geistesverfassung irgend einem Vertrauten zu beichten. Solche arme Menschen leiden furchtbare Seelenqualen. Sie kommen in die hellste Verzweiflung und finden leider wenige verständige Tröster, indem die einen sie auslachen und die andern ihre Angst durch einfältige Behauptungen noch vergrössern. Das sexuelle Schamgefühl wird deshalb auch sehr oft krankhaft und verbindet sich gern mit sexuellen psychopathologischen Zuständen.

Die Prüderie ist sozusagen ein codifiziertes oder dogmatisiertes sexuelles Schamgefühl, das schon deshalb verfehlt genannt werden muss, weil der Gegenstand des Schamgefühls rein konventionell ist und der Mensch keinen wahren Grund besitzt, sich irgend eines Teiles seines Körpers zu schämen. Normal berechtigt sollte nur diejenige Scham sein, die sich auf die Schlechtigkeit der Motive, auf die Verletzung der wahren Ethik bezieht und beschränkt.

Die Wichtigkeit der psychischen Ausstrahlungen der Liebe beim Manne ergibt sich vielleicht am deutlichsten aus ihrer negativen Seite, aus dem Junggesellentum. Freilich heisst heutzutage das Junggesellentum selten der Verzicht auf die Befriedigung des Sexualtriebes, wohl aber, in der Regel wenigstens, der Verzicht auf die sexuelle Liebe. Es gibt somit, wenn man will, zwei Sorten von Junggesellen, die keuschen und die unkeuschen Junggesellen. Die beiden Sorten sind aber untereinander psychologisch ähnlicher, als dem Ehemann und Familienvater. Die Lücke im Leben des Junggesellen ist wohl im Durchschnitt geringer, als die Lücke im Leben der alten Jungfrau. Doch besteht sie unverkennbar auch dort. Auch jener braucht einen Ersatz für die fehlende Liebe, für die fehlende Familie. Aber das männliche Gehirn kann sich diesen Ersatz in einer intensiven geistigen Arbeit oder Lebensaufgabe noch leichter verschaffen als das Weib. Für die mehr instinktiven Gefühle findet auch er in Hunden, Katzen, Papageien, Andenken, Sammlungen, Adoptivkindern, Gewohnheiten etc. einen relativen Ersatz. Dabei kommt er leicht unter den Pantoffel einer tyrannischen alten Haushälterin, oder er lässt, wo diese fehlt, seinen kleinen Haushalt

in Unordnung geraten, und vernachlässigt auch seine eigene Person, oder er wird umgekehrt ein kleinlicher Ordnungspedant. Der Junggeselle ist gewöhnlich pessimistisch oder griesgrämig und bekommt leicht Marotten und Grillen. Seine Eigenheiten und Originalitäten sind sprichwörtlich. Sein Egoismus begegnet keiner Gegenkraft und seine altruistischen Triebe finden in der Regel zu wenig Nahrung. Hinter dem keuschen Junggesellen verstecken sich nicht selten sexuelle Abnormitäten. Aber auch ohnedies pflegt derselbe sehr prüde und zimperlich, nicht selten menschen- und speziell weiberscheu zu werden, wenn nicht eine kräftige Ableitung seine Arbeitskraft auf andere Gebiete lenkt. Oder er hegt dann für die Frauen eine übertriebene Verehrung und widmet ihnen einen verschrobenen Kultus. Wir nehmen freilich im grossen und ganzen diejenigen Junggesellen aus, die aus hohen, ethischen Gründen unverheiratet und keusch bleiben und deren Leben in Aufopferung und Arbeit aufgeht, obwohl auch sie Menschen sind und nicht selten allerlei Eigenheiten des Junggesellentums an sich haben. Kurz, es fehlt entschieden auch dem besten Junggesellen ein Teil des Lebenszweckes. Diese Lücke stört nicht nur sein Gefühlsleben, sondern sein ganzes psychisches Wesen. Und wäre es nur seine allgemeine Orientierung gegen den Pessimismus und den Egoismus, so würde dies genügen, um einen energischen Protest gegen die Ausübung der sozialen Herrschaft durch unverheiratete Männer zu rechtfertigen. Was den unkeuschen Junggesellen betrifft, so gerät er meistens entweder ganz in die pornographische Geistesrichtung oder lernt wenigstens das Weib nur von der schlechtesten Seite kennen. Er wird misogyn, weil er die Eigenschaften derjenigen Weiber, mit welchen er allein intimer verkehrt, gar leicht auf das ganze weibliche Geschlecht zu übertragen geneigt ist, wie wir bereits etwas weiter oben, bei Besprechung des männlichen Erotismus sahen (siehe z. B. Schopenhauer).

b) Die psychischen Ausstrahlungen der sexuellen Liebe beim Weibe. Bei Besprechung der Liebe des Mannes haben wir schon vieles berührt, wodurch diejenige des Weibes sich von ihr unterscheidet. Die hervorragendste Eigenschaft der sexuellen Liebe der Frau ist die herrschende Rolle, die sie in deren Gehirn einnimmt. Sie ist beim Weibe noch viel mehr Lebenszweck, als beim Manne. Ohne Liebe hört ein Weib auf, ein rechtes, normales Weib zu sein.

Wir wollen hier gleich an dasjenige anknüpfen, was wir über die Junggesellen sagten. Es gilt in noch höherem Masse von den

unverheiratet bleibenden Frauen. Wenn dieselben nicht ihre Weiblichkeit verlieren und zu psychisch abnormen, verkümmerten, unnützen Egoistinnen werden wollen, bedürfen sie mehr noch als der Mann eines vollen Gemütsersatzes für die sexuelle Liebe. Diesen kann aber auch das Weib mit ihrer natürlichen, mit Ausdauer und Zähigkeit verbundenen Aufopferungsfähigkeit im ganzen noch besser erreichen als der Mann. Leider verstehen dies viele Weiber nicht. Diejenigen dagegen, die sich bei höherer Begabung gemeinnützigen, sozialen Aufgaben, der Kunst, der Litteratur und bei bescheidenerer geistiger Ausstattung der Krankenpflege oder irgend einem Berufe mit grosser Intensität, mit vollster Lebensenergie widmen, statt Allotria zu treiben, können sich in allen diesen Zweigen des sozialen Lebens so auszeichnen und darin solche Befriedigung finden, dass ihnen ein relativer Ersatz für das sexuelle Liebesglück dadurch geboten wird. Man hat die Frauen in dieser Hinsicht schwer unterschätzt. Die moderne Frauenemanzipationsbewegung beweist immer mehr, was sie zu leisten imstande sind und verspricht viel Gutes für die Zukunft. Im übrigen aber lässt die mit sich selbst allein gebliebene alte Jungfrau an Schrullen und Verrücktheiten nichts zu wünschen übrig und übertrifft darin noch im Durchschnitt den Junggesellen. Es fehlt ihr die Fähigkeit, durch intellektuelle Kombination etwas Selbständiges zu schaffen; mit ihrer weiblichen Liebe verkümmert ihr ganzes psychisches Wesen. Die Katze, der Schosshund, die tägliche Sorge um das liebe Ich und um die Kleinigkeiten der Haushaltung beschäftigen ihre ganze Seele nebst einer oder einigen speziellen Marotten. Es ist daher nicht zu verwundern, dass solche Wesen im allgemeinen einen kläglichen Eindruck machen und der Lächerlichkeit anheim fallen, so sehr sie auch als verdorrte Früchte am Baume des Lebens zu beklagen sind. Dazwischen gibt es allerdings eine grosse Kategorie unverheirateter Weiber, deren sexuelle Liebe einen Ersatz in der geschlechtslosen Liebe für irgend einen Verwandten oder Freund, sei es einen Mann oder eine Frau, findet. Dieser Ersatz wirkt entschieden bessernd auf den psychischen Zustand und füllt zum Teil die Lücke aus. Er genügt aber gewöhnlich nicht. Es ist ein Notbehelf, und der Exclusivismus solcher aufopfernder Liebe rächt sich gewöhnlich durch die Beschränktheit des Horizontes, zu der er führt. Stirbt die geliebte Person, dann ist es aus. Gram, Traurigkeit und Pessimismus bemächtigen sich dauernd unserer alten Jungfer, wenn sie nicht, wie es öfter geschieht, in religiöser

Schwärmerei ein gewisses Gegengewicht und einigen Trost findet, was auch bei den übrigen Kategorien vorkommt. Der zuletzt besprochene Punkt hat aber auch teilweise für die verheirateten Frauen, überhaupt für alle Frauen Bedeutung. Wir haben früher gesehen, dass eine ideale Liebe, nicht ein Egoismus zu zweit sein sollte. Was soll in der Tat in einem Falle werden, wo zwei Liebende ganz und ausschliesslich in einander aufgehen, wenn der eine Teil stirbt? Muss der Ueberlebende nicht in untröstlichen Gram verfallen? Denn alles, woran sein Herz hing, ist tot, weil seine Liebe nicht weiter ausgestrahlt hat, sich nicht auf weitere menschliche Wesen, auf allgemein menschliche Werke erstreckt hat. Besonders das Weib, die Witwe wird zu einer fast ebenso traurigen Gestalt, wie die alte Jungfer, wenn auch in einer anderen Form, sobald sie den oder die Gegenstände ihrer ausschliesslichen Liebe verloren hat. Somit gilt die Forderung einer sozialen Betätigung auch für die Ehefrau und für den Ehemann.

Wie wir wieder besonders betonen müssen, ist beim normalen Durchschnittsweibe, besonders beim Mädchen, die Libido sexualis der höheren psychischen Liebe untergeordnet. Die Liebe des Mädchens besteht in einem Gemisch von schwärmerischer Bewunderung männlicher Kühnheit und Grösse, mit Sehnsucht nach Liebe und Liebkosungen, nach äusserlichem Beherrschtsein und innerer Liebesherrschaft. Diese Schwärmerei, verbunden mit der passiven sexuellen Rolle des Weibes, erzeugt einen Zustand der Exaltation, der oft an Ekstase grenzt und der jeden Widerstand des Willens und der Vernunft bricht. Das Weib gibt sich oder ergibt sich dem Manne, für den sie schwärmt oder der sie durch sein kühnes Auftreten zu hypnotisieren, zu erobern verstanden hat. Sie erliegt seinen Umarmungen, sie folgt ihm widerstandslos und ist in diesem Zustand zu allen Torheiten fähig und bereit. Wenn auch der Mann in seiner Verliebtheit gewalttätiger und stürmischer ist, so verliert er trotzdem durchschnittlich viel weniger die Besinnung als das Weib. Und in diesem Sinne kann man wohl sagen, dass die Macht der Gefühle beim Weibe, trotz dessen passiver Rolle, eine noch grössere ist. Nicht genug können wir hiebei vor der Art warnen, wie unsere modernen Lebemänner das Weib misszuverstehen pflegen. Sie glauben gewöhnlich in ihrer schwärmerischen Hingebung, in ihren Liebkosungen, in der Art, wie sich ein junges Mädchen widerstandslos ihrer sexuellen Begierde hingibt, ein Zeichen des Erotismus, der Begierde nach dem Beischlaf zu erblicken, während davon

wenigstens in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen bei der ersten Vereinigung keine Rede ist. Dieselbe ist ja für das Weib zunächst schmerzhaft und, selbst wenn es nicht der Fall ist, reizlos. Zahllos sind die Fälle, in welchen Mädchen, trotzdem sie die für sie furchtbaren sozialen und individuellen Folgen ihrer Schwäche kennen, trotzdem sie vielleicht dieselben schon einmal zu kosten hatten, sich sexuell missbrauchen lassen, ohne ein Wort der Klage oder des Vorwurfs und ohne die Spur eines Geschlechtsgenusses, einfach um dem Manne eine Freude zu machen, weil er es begehrt, weil er halt so lieb oder so freundlich sei oder tue. Der sexuell begehrerische und egoistische Mann kann meistens einen solchen Stoizismus, ein solches sich Hinwegsetzen über alle Rücksichten und Interessen des Ichs, weder fassen noch begreifen. Er legt seine eigene Begierde in das weibliche Gefühl hinein und findet darin eine Entschuldigung für seine Tat. Faust und Gretchen in Goethes „Faust“ geben von diesem Verhältnis ein anschauliches Bild:

> Seh ich dich, bester Mann, nur an,
> Weiss nicht, was mich nach deinem Willen treibt;
> Ich habe schon so viel für dich getan,
> Dass mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt!

Man muss diese Verhältnisse richtig kennen, um die ganze Niedertracht unserer bezüglichen sozialen Einrichtungen in ihrer Tragweite für das weibliche Leben richtig zu schätzen. Wenn die Männer das Weib nicht so verkennten, würden sie es nicht über sich bringen können, mit ihrem üblichen Leichtsinn Mädchen zu verführen und dann sitzen zu lassen, besonders wenn die Ungerechtigkeit unserer bezüglichen Sitten und Gesetze ihnen zum Bewusstsein käme. Ich spreche hier selbstverständlich nur von wirklicher Liebe und nicht von den Gelderpressungen zahlloser von Hause aus gemeiner oder von den Männern bereits zur Gemeinheit erzogener Weiber, so wenig als vom Erotismus vieler, besonders sexuell schon erfahrener Weiber, der nicht geleugnet werden darf. Ich konstatiere demnach, dass es sogar eine Reihe Frauen gibt, die ihren Ehemännern untreu werden, sich von verschiedenen Don Juans sexuell missbrauchen lassen und die dabei in ihrem ganzen Leben niemals eine Libido sexualis oder gar einen Orgasmus venericus verspürt haben. Sie lassen sich in den Kot ziehen, Vermögen, Ansehen und Familie rauben; sie lassen sich selbst von denjenigen Männern, die sie missbraucht haben, mit Fusstritten behandeln und

bleiben ihnen dennoch gut. Man verschreit sie als Dirnen, als pflichtvergessene Weiber und sie sind einfach schwache, widerstandsunfähige Wesen, die keiner männlichen Suggestion zu widerstehen vermögen und die unter der richtigen psychologischen Leitung oft die gutmütigsten und besten Frauen gegeben hätten. Es klingt kaum glaublich und ist doch wahr: es gibt sogar unter dieser Kategorie begabte, manchmal hochbegabte Frauen. Man pflegt von ihnen zu sagen, dass ihnen der ethische Sinn abgehe. Das ist durchaus nicht immer richtig. Sie können in anderen Hinsichten pflichttreu, aufopfernd, sogar energisch und heldenmütig sein. Nur unterliegen sie dem männlichen Einfluss derart, dass sie nicht begreifen können, wie man da widerstehen könne. Sie finden das Nachgeben ganz natürlich, selbstverständlich sogar, und ihre Seele kann es nicht verstehen, dass die völlige körperliche Hingebung an den geliebten Mann nicht notwendig der schrankenlosen Hingebung ihres Herzens, oft aber einfach dem ersten Kuss folgen müsse. Zwischen beiden vermögen sie gar keinen Unterschied zu machen, keine Grenze zu ziehen. Solche Weiber werden gewöhnlich von ihrem eigenen Geschlechte womöglich noch mehr verachtet, als von den selbstgerechten Männern, die ihnen den Eselstritt zu geben pflegen, nachdem sie sie missbraucht haben.

Ich habe hier extreme, wenn auch sehr häufige Fälle erwähnt. Obgleich nur einseitig, illustrieren sie doch eine allgemeine Erscheinung weiblicher Liebesschwärmerei. Selbstverständlich sind ernste, höherstehende, vor allem besonnene Frauen, selbst in ihrer Liebe, ganz anders und überlegter. Aber in der echten schwärmerischen Verliebtheit des Weibes steckt stets, wenn auch häufig verschleiert und überkleistert, der eben geschilderte Zug.

Es ist nicht immer die Kühnheit und es sind nicht immer die Heldentaten nach Art der früheren Ritter, die das Weib für den Mann einnehmen. Auch äussere Vorzüge, wie Schönheit, Strammheit, Bartwuchs wirken vielfach mit, wenn sie auch im ganzen weniger ausschlaggebend sind, als in der Liebe des Mannes die körperlichen Vorzüge des Weibes. Intellektuelle Ueberlegenheit, ethische Taten, überhaupt die geistigen Leistungen des Mannes entzünden ferner sehr leicht die Schwärmerei des Weibes. Bei ungebildeten oder geistig minderwertigen Frauen wirkt natürlich die Körperkraft und das äussere Ansehen hauptsächlich bezaubernd. Eine andere Art Zauber übt auf viele Frauen die Mystik. Solche begeistern sich dann für Prediger, überhaupt für Geistliche, nament-

lich für religiös schwärmerische Männer, religiöse Heuchler inbegriffen.

Eine traurige Erscheinung bildet der Kontrast der schwärmerischen Liebe eines braven und keuschen jungen Mädchens mit dem üblichen sexuell ausschweifenden Leben der meisten jungen Männer mit ihrem cynisch-pornographischen Zuge, wie wir es geschildert haben. Es ist nicht leicht, dieses Verhältnis ergreifender und wahrer zu schildern, als es Guy de Maupassant in seinem Romane „Une vie“ beschrieben hat. Mir selbst sind eine Reihe derartiger Fälle bekannt, in welchen einerseits die totale Unkenntnis des jungen Weibes mit den sexuellen Verhältnissen und anderseits die rohe cynische Lüsternheit des jungen Ehemannes nicht nur die schwärmerische Liebe des Mädchens in den tiefsten Abscheu der jungen Frau umwandelte, sondern sogar bei ihr Geistesstörung hervorrief. Solche Psychosen infolge erschütternder Enttäuschungen in der Hochzeitsnacht sind zwar nicht gerade häufig, gehören aber auch nicht zu den grossen Seltenheiten. Aber noch schlimmer als die plötzliche Ernüchterung, die die Realität des Geschlechtsaktes an Stelle der rein geistigen und gemütlichen Schwärmerei setzt, wirkt die nachträglich von der jungen Ehefrau bei ihrem Manne entdeckte cynische Gesinnung in Bezug auf den sexuellen Verkehr und auf die Liebe überhaupt. Hier gibt es in der weiblichen Seele einen schweren Kampf mit Enttäuschungen und verlorenen Illusionen des Liebesglückes. Handelt es sich beim Manne nur um gewisse schlechte Gewohnheiten oder um einige tölpelhafte Taktlosigkeiten, hinter welchen doch eine wahre Liebe versteckt liegt, so können die Wunden des weiblichen Gemütes bald vernarben und ein inniges Verhältnis doch noch entstehen. Liegt aber der Cynismus der Gesinnung und liegen die sexuell schmutzigen Gewohnheiten des Mannes bereits zu tief, so ist die höhere Liebe des Weibes bald erstickt und es kann sich nur noch um ein Dulden und Ertragen handeln. Oder es ist das Weib selbst schwach und weniger hoch geartet und lässt sich vom Manne zu seiner Gesinnungsart herunterziehen. Oder endlich es kommt dann zum Krach und Bruch. In dem oben erwähnten Roman von Guy de Maupassant werden die fortgesetzten Enttäuschungen eines unerfahrenen und sentimentalen jungen Mädchens lebenswahr geschildert, die einen egoistischen Roué geheiratet hat, und deren Leben auf diese Weise, nach einer Kette der herbsten Enttäuschungen, völlig zu Grunde gerichtet wurde. Ausnahmsweise sind Maupassant's Werke lebenswahre

Romane mit den feinsten psychologischen Schilderungen. Ich empfehle die Lektüre derselben als Illustration zu unserem Kapitel, d. h. zur Geschichte des sexuellen Lebens und der Liebe (s. Anhang).

Eine Reihe der wichtigsten Ausstrahlungen der Liebe des Weibes entspringt aus dessen Bedürfnis, man darf nicht gerade sagen nach Unterordnung, wohl aber danach an dem geliebten Mann hinaufschauen zu können. Um glücklich zu sein, muss das Weib ihren Mann achten und wenigstens in irgend einer Beziehung mit einer gewissen Ehrfurcht betrachten können; sie muss in ihm irgend ein Ideal, sei es der körperlichen Kraft, sei es des Mutes, sei es der Uneigennützigkeit, sei es der geistigen Ueberlegenheit etc. verwirklicht sehen. Ist dies nicht der Fall, so wird die Ehe zu einer sogenannten Pantoffelehe oder es tritt bald Indifferenz oder Abneigung von Seiten des Weibes ein, wenn nicht etwa durch ein Missgeschick, eine Krankheit des Mannes ihr Mitleid rege wird und sie in eine resignierte Pflegerin umwandelt. Pantoffelehen kann man keine glücklichen Ehen nennen, denn hier sind die Rollen vertauscht; das Weib führt das Szepter, weil der Mann ein Schwächling ist, und dies behagt dem Weibe im ganzen nicht. Es kann ja ihrer Eitelkeit und ihrer Herrschsucht schmeicheln, nimmer aber ihr Inneres befriedigen und deshalb tritt so oft die Untreue des Weibes bei Pantoffelehen ein. Sie hat in solcher Ehe keine wahre Liebe gefunden und keine wahre Liebe finden können, sucht daher, wenn sie lose Grundsätze hat, Ersatz bei irgend einem Don Juan. Oder aber es ist das betreffende Weib charakterfest oder sexuell mehr oder weniger kalt, dann wird sie sehr leicht zu einer gehässigen, herrschsüchtigen Xantippe, zu einem jener bösartigen, gefürchteten, verbissenen und verbitterten Wesen, die man oft sieht und deren früher enttäuschte Liebesgefühle in Hass, Aerger oder Eifersucht umgeschlagen sind und nur noch in der Quälerei der andern Befriedigung finden. Es ist nicht uninteressant, die Psychologie dieser Weiber zu studieren; sie sind sich ihrer Bosheit meistens nicht bewusst. Die chronische Verbitterung über die erlittene Enttäuschung ihrer Gefühle lässt ihnen die Welt in schwarzen Farben erscheinen und befähigt sie nur noch, stets die unglückliche und böse Seite aller Dinge zu sehen. Sie gewöhnen sich, ganz automatisch über alles herzufallen, alles zu beargwöhnen und zu beschimpfen; dabei sind sie selbst unglücklich, bekommen aber eine Art teuflische Freude an allem Unglück, indem sie darin eine ihr Selbstgefühl erhebende Bestätigung ihrer schwarzen Prophe-

zeiungen finden. Selbstverständlich gehört eine besondere erbliche Anlage zu einer derartigen Entartung des weiblichen Gefühlslebens, und kann die Entwicklung derselben durch verschiedenartige ungünstig auf das Gemüt wirkende Umstände begünstigt werden.

Es kann nicht anders sein, als dass ein langes Zusammenleben eines Weibes mit einem Manne die gegenseitigen Schwächen aufdeckt, die bei keinem Menschen fehlen. Doch genügt im ganzen als dauernder Kitt einer wahren Liebe zwischen den Ehegatten, wenn das Weib sich an eine starke und gute Eigenschaft des Mannes anlehnen kann, die ihr als Ideal dient, und wenn umgekehrt der Mann bei seinem Weibe dauerhafte Gefühle hingebender Liebe findet und zurückgibt, falls beide im übrigen zusammen ehrlich arbeiten.

Die wichtigste und natürlichste Ausstrahlung weiblicher Liebe bezieht sich aber auf die Erzeugung von Kindern und auf diese selbst. Ein Weib, das die Kinder nicht mag, ist ein unnatürliches Geschöpf und ein Mann, der das Verlangen seiner Frau nach Kindererzeugung nicht begreift und nicht achtet, verdient die Liebe derselben nicht. Der Egoismus zeitigt nicht selten unnatürliche Eifersuchtsgefühle des Mannes gegenüber der Liebe seines Weibes zu den Kindern. Man findet auch umgekehrt Männer, die ihre Kinder mehr lieben, als ihre Frau es tut. Solche Ausnahmen bestätigen aber nur die Regel. Die schönste und natürlichste Ausstrahlung der Liebesgefühle liegt in der beiderseitigen Freude an den Kindern, eine Freude, die am besten geeignet ist, Gegensätze bei den Eheleuten zu ebnen und die sexuelle Liebe der Ehegatten zu läutern. Doch gehört hier der Löwenanteil dem Weibe. Ein echtes Weib freut sich an jedem Fortschritt ihrer Schwangerschaft. Kaum sind die letzten Geburtswehen überstanden, lacht sie hellauf vor Freude und Rührung, wenn sie das erste Gewimmer des Neugeborenen hört. Die sogenannte Affenliebe ist für den Neugeborenen einigermassen berechtigt, denn derselbe braucht eine beständige und sorgsame Pflege. Es gibt wenig schöneres auf der Welt, als die helle Freude, die eine junge natürlich fühlende Mutter an der Pflege ihres Neugeborenen findet, und es gibt nichts entartenderes, als die Uebergabe desselben in fremde Hände. Anderseits freilich ist auch in dieser Liebesausstrahlung ein vernünftiges Masshalten erforderlich; die Affenliebe darf nicht die ersten Tage überdauern. Um die fatale Ausartung der mütterlichen Gefühle in Affenliebe und ihre Ausschliesslichkeit abzuwenden, ist nichts geeigneter, als

eine streng wissenschaftlich geleitete Aufziehung der kleinen Kinder bei Vermeidung aller Verziehung. Die moderne Kinderpflege hat in dieser Hinsicht mächtige Fortschritte gemacht, die kennen zu lernen und zu benutzen leider die Mütter vieler Kreise durch den Egoismus und die Genusssucht, die dort herrschen, verhindert werden. Sie finden keine Zeit ihre Kinder selber zu warten und überlassen sie berufsmässigen Pflegerinnen. Letztere sind sehr nötig, um einer Wöchnerin, besonders einer erstgebärenden jungen Mutter, als Hülfe und Lehrmeisterin zu dienen. Aber dann muss eine natürliche und gute Mutter selbst zu einer geschulten Kinderpflegerin werden; dies gehört zur weiblichen Lebensaufgabe und zum weiblichen Lebensglück. Bei den Armen scheitert wiederum die richtige Kinderpflege an der Not und an der Unwissenheit der Mutter, oft auch an Leichtsinn und Gleichgültigkeit.

Die Mutterliebe bildet also die wichtigste Ausstrahlung der sexuellen Liebe. Sie artet aber ungemein leicht in die verderbliche, blinde Affenliebe aus, die schwächlich alle Fehler des Kindes übersieht, entschuldigt und beschönigt, dem Kinde selbst ungeheuer schadet und den Keim zu den herbsten Enttäuschungen des Lebens legt. Auch hier spielen die erblichen Schwächen des Charakters eine ungeheure, wohl die wichtigste Rolle. Immerhin gibt es noch andere Quellen der Affenliebe: Reichtum, Mangel an geistiger Bildung, unbeschäftigtes Leben, zu geringe Zahl der Kinder. Die besten Gegenmittel gegen die Affenliebe sind: die stramme Arbeit des Weibes, verbunden mit guter intellektueller Charakter-Erziehung. Die Arbeit allein tut es nicht, wenn sie mit beschränktem Horizont, Schwäche, Aberglauben und Marotten verbunden ist.

Die Stärke des Weibes in der sexuellen Liebe beruht nicht nur auf der Vielseitigkeit ihrer Sympathiegefühle für Mann und Kind, sowie auf der unendlichen Feinheit und dem natürlichen Takt, die sie, wenn sie höher geartet ist, darein zu legen versteht, so dass sie dadurch zum leuchtenden Sonnenstrahl des Familienlebens wird, noch mehr beruht sie auf der Zähigkeit und der Ausdauer ihrer Liebe. Wir sagten, dass im Willen das Weib dem Manne überlegen sei, und hier, im Gebiet der Liebe, offenbart sich diese Ueberlegenheit in ihrem ganzen Glanze. Das Weib ist es in der Regel, das die Familie hält. Das Weib ist es, im Volke wenigstens, das meistens spart, überall sorgsam wacht und allerlei Uebel wieder gut macht, die die leidenschaftlichen Seitensprünge, die Schwächen, die Impulsivität, das häufige rasche Verzagen der

Männer heraufbeschwören. Wie oft sieht man die Väter ihre Kinder verlassen, ihren Verdienst vertun, ihre Stellung aufgeben, und das mutige Weib, obwohl halb verhungert, alles noch zusammenhalten, ausharren, um schlimmstenfalles doch noch einige Trümmer des Besitzes aus dem Zusammenbruch zu retten. Die Ausnahmen, wo der Mann eines leichtsinnigen oder gar trunksüchtigen Weibes die familienerhaltende Rolle übernimmt, bestätigen auch hier nur die Regel. Diese Regel ist, dass da, wo dem Weibe die normalen, zähen weiblichen Liebesgefühle fehlen, die Familie überhaupt zu Grunde geht oder sich auflöst, denn der Mann besitzt selten die Eigenschaften, um dies zu verhindern. Aus diesen Tatsachen geht unzweideutig hervor, dass die Züchtung gewisser moderner Tendenzen, die Genusssucht und die Abneigung gegen Kinder, beim weiblichen Geschlecht gross zu ziehen, einem vollständigen qualitativen wie quantitativen sozialen Entartungssystem gleichkommt. Es ist eine soziale Krankheit, die überwunden werden muss.

Der weiblichen Psyche, sahen wir, gehen die intellektuelle Phantasie und die originelle Kombinationsgabe in der Regel ab. Um so kräftiger sind dafür ihre praktische, intuitive Auffassungsgabe und ihre Gefühlsphantasie. Letzterer fehlt freilich, seltene Fälle ausgenommen, die Fähigkeit, neue Bahnen einzuschlagen. Sie pflegt vielmehr, bewusst oder unbewusst, männliche Schöpfungen nachzuahmen. Dafür bildet das ungemein feine ästhetische und ethische Fühlen des Weibes, ihr natürlicher Takt, ihr natürliches Bedürfnis, ein Stückchen Poesie in alle Dinge des Lebens zu legen, wie schon erwähnt, die wahre und warme Sonne des Familienglückes, eine Sonne, die Mann und Kinder oft genug gelassen geniessen, ohne zu ahnen, wie viel sorgenvolle Arbeit und Liebe dahinter steckt, wie viel Mühe sich eine liebende Mutter oft gibt, um nur *einen* jener Sonnenstrahlen hervorzulocken, in deren erwärmendem Lichte Friede und Freude erwachen.

Den genannten Ausstrahlungen des weiblichen sexuellen Empfindens gegenüber stehen ihre Schwächen. Die Affenliebe haben wir bereits erwähnt Eine Hauptschwäche des weiblichen Charakters ist der Mangel an intellektueller Vertiefung, das Haften an Kleinigkeiten, das oft mangelhafte Verständnis für höhere Ziele, vor allem die Marotte und Routine. Es ist dies die Kehrseite der meist auf rein reproduktive Ziele gerichteten weiblichen Willenszähigkeit. *Das Weib bildet das konservative Element im Leben, weil sein mit zäherer Ausdauer verbundenes Gefühlsleben*

den Intellekt stärker beherrscht, als beim Manne und weil die Gefühle das konservative Element der menschlichen Seele bilden. Deshalb ist das Weib die kräftigste Stütze starrer Dogmen und Gewohnheiten, der Mode, des Vorurteils, der Mystik. Nicht dass es an und für sich viel mystischer angelegt wäre, als der Mann; aber weil nun die Mystik einmal da ist und enttäuschten Gefühlen einen illusorischen Ersatz zu geben verspricht, deshalb verfallen so viele enttäuschte Frauen der religiösen Schwärmerei und klammern sich an die Fata morgana eines Glückes, das sie nach dem Tode für die Unbill des Lebens entschädigen wird. Die übrigen Kehrseiten des weiblichen Charakters, wie Mangel an Logik, Eigensinn, Liebe zu Tand und Putz etc. sind Ausflüsse der eben analysierten Grundschwäche ihres psychischen Wesens. Doch wird anderseits diese Schwäche durch die gesetzliche und erzieherische Abhängigkeit erhalten, in welcher sich das Weib sozial befindet. Manche Leute befürchten, das weibliche Stimmrecht könnte aus den eben erwähnten Gründen den Fortschritt hemmen. Dieselben vergessen aber, dass das heutige Stimmrecht der Männer zu einem gewaltigen Teil indirekt und unbewusst von ihren Weibern ausgeübt wird. Aus diesem Grunde schon glaube ich, dass die Hebung, Ausbildung und rechtliche Gleichstellung der Frauen den Fortschritt nur befördern kann, dies umso mehr, da die Männer dadurch ihrerseits erzogen werden, statt in ihrer einseitigen tyrannischen Selbstherrlichkeit zu entarten. Instinktiv begeistert sich ferner die Frau für geistig hochstehende, edel denkende Männer. Sie bestrebt sich daher, diese, für welche sie schwärmt, nachzuahmen, und ihre Ideen der Verwirklichung näher zu bringen. Geben wir den Frauen ihre vollen bürgerlichen Rechte, zugleich mit freien Anschauungen und höherer Bildung, so wird sich ihre schaffensfreudige, begeisterte Ausdauer nicht mehr der obscuren Mystik, sondern dem sozialen Fortschritt widmen.

Eine Reihe weiterer Ausstrahlungen der weiblichen Liebe sind denjenigen des Mannes sehr ähnlich.

Die Eifersucht ist beim Weibe vielleicht im ganzen nicht viel geringer als beim Manne. Sie tritt weniger brutal und gewalttätig, dafür aber in Form von heftigen Szenen, fortwährenden Gemütsaufregungen, kleinen Schikanen und Nadelstichen, kleinlichen Tyranneien und Quälereien, sowie allerlei listigen Taten hervor. Sie vergiftet das Eheleben gerade so, wie die Eifersucht des Mannes

und nützt ebenso wenig wie diese gegen die eheliche Untreue. Bei den höchsten Graden dieser Leidenschaft erschiesst und erschlägt der eifersüchtige Mann, während das eifersüchtige Weib zerkratzt, vergiftet oder erdolcht. Bei Wilden pflegen eifersüchtige Weiber ihren Nebenbuhlerinnen die Nase abzubeissen oder dgl. m. und in Paris und anderen Kulturstätten ihnen Schwefelsäure ins Gesicht zu giessen, um sie zu entstellen.

Die durch die Libido sexualis bewirkten Liebesillusionen sind beim Weibe ähnlich wie beim Manne, wenn auch von den bereits erwähnten weiblichen Eigenschaften beeinflusst. Auch die Heuchelei spielt beim Weibe ihre Rolle mit den gleichen weiblichen Variationen.

Der passiven Rolle des Weibes im Geschlechtsleben entsprechend, kann ihre sexuelle Werbesucht, wie wir bei der Besprechung des Flirtes sahen, nur eine mehr oder weniger verschämte sein. Sie darf nicht formell als Erste dem Manne entgegenkommen, ohne in den Ruf der Unweiblichkeit, des Mangels an Züchtigkeit und der Verletzung der Sitte zu kommen. Um so grösser muss daher ihre bezügliche Verstellungskunst sein. Diese darf nicht als Falschheit gedeutet werden; sie ist natürlich, instinktiv. Ihr Verlangen nach Liebe und Zeugung treibt die Frau unwillkürlich dazu, sich in möglichst anmutiger, begehrenswerter Form den Männern zu präsentieren, durch verstohlene Blicke, Seufzer und mimisches Spiel ihre Sehnsucht wie durch einen Schleier erraten zu lassen. Hinter diesem verschämten Versteckenspiel, das den Mann besonders zu reizen geeignet ist, liegt jedoch beim natürlichen guten Weibe eine Welt feiner Gefühle, idealer Ziele, sowie eine Energie und Ausdauer in deren Verfolgung, die im Grunde genommen aufrichtiger sind, als die unverblümte Werbungsart des Mannes. Die klangvollen Liebesphrasen des letzteren verdecken in der Regel weit weniger reine und viel egoistischere Berechnungen, als das relativ harmlose Liebesspiel des Mädchens. Selbstverständlich gibt es aber auch falsche Weiber genug, deren Liebesmanieren nur auf Schwindel beruhen.

Die Renommisterei des Mannes in der Liebe kommt in gleicher Form höchstens bei feilen Dirnen oder Messalinen vor. An ihre Stelle tritt die eben angedeutete Koketterie oder Gefallsucht. Eitle Weiber beuten die natürliche Anmut und Schönheit ihres Geschlechtes und ihrer Person nicht nur dazu aus, um die Männer zu ködern und ihnen zu gefallen, sondern auch, um unter ihresgleichen zu glänzen, um andere Weiber durch ihre Schönheit oder ihren Chic zu überstrahlen.

Was da von koketten Weibern für eine Kunst angewendet wird, ist unglaublich. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist auf glänzende Kostüme, raffinierte Toilettenkniffe, Pudern, Bemalen, Ergänzen ihrer Reize gerichtet. Wie dumm und kleinlich dies oft geschieht, ist für diese weibliche Schwäche bezeichnend. Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wenn ich hier eine Schilderung der weiblichen Koketterie versuchen wollte. Jeder, der nur auf einen Ball, in einen Salon, in ein Theater geht und die Frauen genauer beobachtet, kann nicht nur in ihrem ganzen Aufputz, sondern auch in ihren Blicken und in ihrer Physiognomie die verschiedenen Grade und Ausartungen dieser weiblichen Eigenschaft studieren. Viele sind dabei von einer ausnehmenden Geschmacklosigkeit und wähnen sich durch allerlei Flitter zu verschönern, während sie sich tatsächlich zur Karrikatur machen. Das Schminken, das Färben der Haare und Augenbrauen, sogar der Lippen gehört zu diesen abgeschmackten triebartigen Gewohnheiten. Und wenn es auch zu dem besonderen Zweck geschieht, um jünger, schöner und blühender zu erscheinen, so taugt es doch kaum mehr, als die analoge Sitte der wilden Weiber, sich durch Tätowierung zu verschönern. Die Nasen- und Fussringe, die Hüftenschnüre, mit denen diese sich ausserdem schmücken, leben ohnedies gleichfalls in Gestalt der Ohrringe, Armbänder und Colliers bei unseren Frauen fort. Das alles sind Ausstrahlungen des Sexualtriebes, der Sucht, den Männern zu gefallen. Ganz ähnliche Erscheinungen treffen wir sehr gewöhnlich bei männlichen Urningen oder Homosexualen (siehe Kapitel VIII), nicht so selten bei normalsexualen sogenannten „Gigerln“.

Die pornographische Sinnesart ist der normalen weiblichen Natur durch und durch zuwider, wenn auch nicht der Erotismus an und für sich. Sie wird den feilen Dirnen angelernt und doch findet man selbst bei diesen viele nicht unbeträchtliche Ueberreste des Schamgefühls. Damit soll nicht gesagt werden, dass bei sehr erotischen Weibern der Erotismus nie zu pornographischen Trieben führt, wie z. B. zur Entblössung ihrer Geschlechtsteile, zur Ergreifung männlicher Geschlechtsorgane u. dgl. m. Doch sind das seltene, durchaus pathologische Ausnahmen. Der natürliche und nicht von Männern zu ihren Zwecken künstlich gezüchtete weibliche Erotismus zeigt sich offen nur beim intimeren Verkehr und pflegt auch da durch die natürliche weibliche Scham und Aesthetik korrigiert und gemildert zu werden. Normalerweise ekelt jede cynische Unzüchtigkeit das Weib an und pflegt ihr nur Verachtung für das

männliche Geschlecht einzuflössen. Dagegen wird das Weib sehr leicht für erotische Bilder und Beschreibungen eingenommen, wenn dieselben in ihr zusagender ästhetischer oder gar in ethischer Form gekleidet auftreten. Darin liegt die grosse Gefahr jener verfänglichen erotischen Kunst für beide Geschlechter überhaupt, besonders aber für die Frau. Für sie ist die idealisierte Erotik vornehmlich wirksam. (S. Anhang; Maupassant, „Ce cochon de M . . . .“).

Mit dem Schamgefühl und der Prüderie des Weibes ist es ein eigenes Ding. Es ergibt sich eigentlich bereits aus dem Gesagten. Beide sind durch den natürlichen Ekel der Frau vor allem Pornographischen einerseits und durch ihr Hängen an Mode und Vorurteil anderseits bedingt. Die kolossale Angst und Aufregung, die die Entblössung irgend eines Körperteiles bei vielen Weibern hervorruft, entspringt grösstenteils der Konvention und Gewohnheit, beruht aber auch in manchen Fällen auf dem Mangel an sexueller Empfindung. Die Erziehung zur Prüderie, wie sie z. B. in England in so lächerlicher Weise üblich ist, führt bei den Frauen zu ganz unnatürlichen Zuständen und oft zu Aufregungen, unter welchen sie schwer zu leiden haben; ausserdem schlägt die übertriebene Prüderie bei Gelegenheit leicht in ihr Gegenteil um, oder artet in ekelhafte Heuchelei aus. Sie raubt der Frau alle Unbefangenheit. Die Prüde schämt sich vor den natürlichsten Dingen, und das Leben wird ihr dadurch oft qualvoll. Man kann bei Kindern die Prüderie durch die Erziehung erzeugen oder kurieren. Man erzeugt sie durch Abschliessung von den anderen, ängstliche Bedeckung aller Körperteile, vor allem aber durch entsprechende einfältige Beispiele und Lehren. Man kuriert sie z. B. durch gemeinschaftliche Bäder und dadurch, dass man Kinder daran gewöhnt, im menschlichen Körper, seinen Teilen und normalen Verrichtungen nur Natürliches und nichts, dessen man sich zu schämen hätte, zu erblicken; ferner, dass man sie sowohl rechtzeitig als in ernster Weise über die sexuellen Verhältnisse unterrichtet, statt sie mit frommen Lügen und geheimnisvollen Zweideutigkeiten abzuspeisen.

Das Kapitel der Liebe ist unendlich, wird aber durch ihr Verhältnis zum sexuellen Trieb noch komplizierter.

Einige den beiden Geschlechtern eigene (bei jedem natürlich entsprechend gefärbte) Ausstrahlungen des Sexualtriebes müssen hier noch Platz finden.

c) Fetischismus. „Unter Fetisch pflegt man Gegenstände oder Teile oder auch blosse Eigenschaften von Gegenständen zu

verstehen, die vermöge associativer Beziehungen zu einer lebhafte Gefühle, beziehungsweise wichtiges Interesse hervorrufenden Gesamtvorstellung oder Gesamtpersönlichkeit eine Art Zauber, mindestens einen sehr tiefen, dem äusseren Zeichen (symbolischer Fetisch) an und für sich nicht zukommenden, weil individuell eigenartig betonten Eindruck bewirken“ (v. Krafft-Ebing). Der Fetischismus ist die bis zur Schwärmerei gehende Wertschätzung des Fetischs und spielt bekanntlich bei vielen Religionen (Reliquien. Amulets etc.) eine grosse Rolle. Als erotischen Fetischismus bezeichnen Binet, v. Krafft-Ebing und andere den Zauber, den in gleicher Weise gewisse Gegenstände oder Körperteile auf die sexuelle Begierde und auf die Liebe dadurch ausüben, dass ihre Vorstellung mit der erotisch gefärbten Vorstellung einer bestimmten Person oder mit einer bestimmten Art von sexueller Regung mächtig associiert ist. Für den Mann wie für das Weib können Kleidungsstücke, Haare, gewisse Gerüche, aber auch Körperteile, ein Fuss, eine Hand der geliebten Person zu Fetischen werden. Auch einzelne geistige Eigenschaften, Gesichtsausdrücke und Blicke können als Fetische wirken. Weibliche Haare, Hände, Füsse und Kleidungsstücke spielen bei den Männern vielfach die Rolle erotischer Fetische.

In der normalen Liebe spielt der Fetisch hauptsächlich die Rolle eines associativen Reizes, der die Gesamtvorstellung der geliebten Person hervorruft. Immerhin kann er auch da nicht selten besonderer Gegenstand der Libido sexualis werden. Bei pathologischer Entartung dagegen (siehe später Kapitel VIII) wird oft der Fetisch selbst zum ausschliesslichen Gegenstand einer sexuellen Begierde, die mit der Liebe wenig Aehnlichkeit mehr hat.

Aus dem, was wir sagten, geht deutlich genug hervor, dass die normale Liebe auf einer hochkomplizierten Synthese, auf einer wahren Symphonie von Gefühlen und Vorstellungen beruht, die sich aus Tönen aller Art zusammensetzt, wie dies Ludwig Brunn (nach v. Krafft-Ebing) richtig bemerkt.

d) Beziehungen der Liebe zur Religion. Die Liebe und der Erotismus spielen bekanntlich in den Religionen eine grosse Rolle und viele Derivate des religiösen Gefühls sind mit Abkömmlingen des Sexualtriebes innig verbunden. Die religiöse Ekstase ist, wie v. Krafft-Ebing richtig bemerkt, mit der Liebesekstase geistig nahe verwandt und tritt sehr oft als Trost und Ersatz für unerwiederte, betrogene, unglückliche oder einfach fehlende Liebe ein.

Bei Geisteskranken verbinden sich die Religion und der Erotismus in ganz auffälliger Weise. Ferner finden jedenfalls manche zum Teil grausame religiöse Sitten vieler Völker in der Uebertragung von erotischen Vorstellungen in die Religion ihre Erklärung. Wie die Religion hat auch die Liebe etwas Mystisches an sich, das Träumen einer ewigen Seligkeit (v. Krafft-Ebing). Daher wohl die Vermischung beider Arten von Schwärmerei in den Völkerreligionen. V. Krafft-Ebing führt die Grausamkeit, die sowohl in vielen Religionen in Form des Opfers, wie in pathologischen sexuellen Zuständen in der Form sadistischer [durch die Leiden anderer hervorgerufener] Wollust sich äussert, auf ein Umschlagen des Seligkeitsgefühls in sein Gegenteil zurück und schliesst mit folgenden Worten:

„So lässt sich die oft konstatierte Verwandtschaft von Religion, Wollust und Grausamkeit etwa auf folgende Formel bringen: Religiöser und sexueller Affektzustand zeigen auf der Höhe ihrer Entwicklung eine Uebereinstimmung in Quantum und Quale der Erregung und können deshalb unter geeigneten Verhältnissen (für einander) vikariieren. Beide können unter pathologischen Bedingungen in Grausamkeit umschlagen." (Siehe übrigens Kapitel VIII, sexuelle Pathologie, und besonders Kapitel XI.)

Beispiele aus dem Leben.

Zur Illustration der Kapitel IV und V.*)

1. Ein tüchtiger Mann, sexuell normal angelegt, mit einer guten Dosis normalem Egoismus, hat sich in seiner Studienzeit mässig mit Prostituierten abgegeben, und verlobt sich, wie er meint, aus Liebe mit einem etwas nervösen Mädchen aus besserer Familie. Das Mädchen ist gesprächig, lebhaft, scheint sehr verliebt. Nun kommt die Hochzeit. Hier erhalten beide die erste kalte Douche. Die junge Frau empfindet den Beischlaf als eine rohe Beleidigung ihrer Gefühle; er ist ihr ein Greuel. Der Mann, darüber arg enttäuscht, jedoch besonnen und ruhig überlegend, geduldet sich; seine sowieso auf schwachen Füssen stehende Liebe erhält aber dadurch

*) Siehe auch Anhang: Guy de Maupassant, André Couvreur, Ellen Key, Bebel.

einen schweren Stoss. Um das beidseitige Ansehen nicht zu stören, schluckt man beiderseits die Enttäuschungen herunter und passt sich mehr oder weniger an. Die Frau gestattet den Beischlaf und der Mann nimmt ihre Kälte mit in den Kauf. Kinder kommen dazu. Die Frau erweist sich aber als unfähig, sowohl im Haushalt, wie in der Kindererziehung. Der vielbeschäftigte Mann muss Hülfe dafür suchen und verbirgt immer schwerer seinen innerlichen Unmut über die Situation, obwohl er nach aussen nichts merken lässt. Er verdient viel und kann durchkommen. Die Frau fühlt aber recht gut, dass ihr Mann sie mehr duldet als liebt. Sie empfindet die Bevormundung, die ihre Schwächen doch nötig machen, wird leicht eifersüchtig; ihr guter Wille wird nicht anerkannt, weil er mit soviel Unfähigkeit verbunden ist. Die Kindererziehung wird ihrerseits verpfuscht; der Mann wird darüber immer ungeduldiger und so gestaltet sich eine Ehe zwischen im ganzen anständigen Charakteren unglücklich. Die Logik des Rechtes ist hier auf der Seite des Mannes. Er behauptet mit Grund, es sei dieses Leben für ihn unmöglich, seine Arbeit erfordere Gemütsruhe, die Kindererziehung, die Haushaltung werden ganz unzulänglich geleitet, er müsse ein ziemlich grosses Haus führen, Leute einladen; dem sei aber seine Frau nicht gewachsen etc. Er lässt dies aber die Frau in einer lieblosen Weise so fühlen, dass diese verzweifelt, und schliesslich kommt es zu einer Trennung der Ehe.

2. Ein junger Lebemann, keck und geistreich, im Pfuhl der Stadtprostitution aufgewachsen, Sklave der äusseren Formen und der Weltmeinung, das Weib infolge dessen innerlich verachtend, verliebt sich scheinbar in ein ernstes, wahres, durchaus wohlerzogenes Mädchen von energischem Charakter und idealen Lebensanschauungen. Verlobung, Hochzeit, Flitterwochen verlaufen gut. Bald aber merkt die junge Frau, die sexuell durchaus nicht indifferent, sondern normal angelegt ist, dass ihr Mann nicht das ist, was sie glaubte, dass seine Liebe nur auf äusserem Schein, verbunden mit Sinnlichkeit, beruht. Er ist zugleich cynisch und eifersüchtig, entwickelt ihr gegenüber gemeine Anschauungen über das Sexualleben, tritt ihre weiblichen Ideale mit Füssen. Die Frau hatte im Elternhaus eine verständig freie Erziehung genossen und sah z. B. nichts Schlimmes daran, allein auszugehen und gelegentlich mit einem bekannten Manne zu sprechen. Er aber wird durch dergleichen eifersüchtig und erklärt ihr ohne den geringsten Grund wiederholt, sie könne seinetwegen Liebhaber haben, aber kein Mensch

dürfe etwas davon merken, denn sonst würde sie ihn kompromittieren. Sie wird nun durch solche Anschauungen in ihren inneren Gefühlen der Treue und der Liebe tief verletzt. Sie gebar Kinder, aber das zugleich cynische, eifersüchtige und formelle Wesen des Mannes wurde der Frau immer mehr ein Greuel und die Liebe artete schliesslich beiderseits in tiefe Abneigung aus. Er fand nun auf einmal seine Frau hässlich, machte ihr lauter Vorwürfe, fand sie nicht putzsüchtig, nicht förmlich und nicht weltläufig genug. Endlich brachte er die Syphilis mit nach Hause, was die Frau zum Glück rechtzeitig merkte. Nun war es aus. Sie verliess ihn und die Sache endete mit Ehescheidung. In zweiter Ehe mit einem ernsten, ideal angelegten Mann lebt seither die Frau im reinsten, ungetrübten, mustergültigen Eheglück.

3. Ein mit ziemlich starkem Sexualtrieb behafteter, im übrigen äusserst solider und ernster junger Mann, der vor der Ehe niemals den Beischlaf ausgeübt hatte, lernt ein durchaus gutes, ruhiges, begabtes, anständiges Mädchen kennen; Verlobung, Heirat. Die Frau liebt ihren Mann aufrichtig und herzlich. Sie ist und bleibt aber sexuell absolut kalt. Ihr erscheint der Beischlaf, bei dem sie vollständig empfindungslos bleibt, eine unangenehme, schmutzige Beigabe zur Liebe. Dennoch sind ihr Liebkosungen durchaus angenehm; sie liebt ihren Mann innig und die Ehe ist, obwohl kinderlos, durchaus glücklich.

4. Ein sexuell frühreifer und libidinöser Mann fängt alle möglichen Liebesgeschichten an, heiratet jedoch nachher aus reiner Herzensneigung. Obwohl sehr polygam angelegt, lebt er mit seiner ausserordentlich tüchtigen, guten und liebenswürdigen Frau glücklich. Er betrügt dieselbe jedoch wiederholt mit verschiedenen Weibern, gesteht ihr dann seine Fehltritte und erhält Verzeihung. Später pflegt er seine krank gewordene Frau mit rührender Liebe.

In derartigen bekanntlich häufigen Fällen geschieht es nicht selten, besonders wenn die Ehe kinderlos ist, dass sich die Frau ausserehelicher Kinder ihres Mannes annimmt und dieselben adoptiert. Dazu sind freilich nur edle Frauennaturen fähig, aber eine solche Selbstverleugnung pflegt gute und versöhnende Folgen zu haben und den Mann in dankbarer Liebe enger an seine Frau zu fesseln. Auch umgekehrt sieht man nicht so selten Männer uneheliche Kinder ihrer Frau mit Liebe behandeln und pflegen.

5. Ein etwas täppischer, aber gutmütiger Mann, der an einer Missbildung der Geschlechtsteile leidet, heiratet eine Frau, deren

Hymen (Jungfernhaut) sehr stark entwickelt ist. Schwache Begattungsversuche bleiben selbstverständlich infolge der Missbildung ohne Erfolg. Nach zweijähriger Ehe wird die Sache zufällig vom Arzt entdeckt. Die Frau ist sich gar nicht bewusst, dass an ihrer Ehe etwas fehlt, hat ihren Mann lieb und lebt ganz glücklich mit ihm.

6. Ein tüchtiges Mädchen, das sitzen zu bleiben fürchtet, heiratet einen einfältigen, taktlosen, gleichgültigen Mann, der sich ausserdem als impotent erweist, nach wenigen fruchtlosen Versuchen den Beischlaf aufgibt und seine Frau überhaupt gleichgültig behandelt. Dadurch wird diese namenlos unglücklich und aufgeregt. Doch beruht diese Aufregung viel weniger auf der mangelhaften Befriedigung der Libido, als auf dem Fehlen der Kinder. Sie will durchaus Kinder haben und versucht alle möglichen und unmöglichen Mittel, um dies zu erreichen, jedoch ohne Erfolg. Sie gerät darauf in eine arge Verzweiflung.

7. Einem vollständig normal gebauten, kräftigen, hochgebildeten, sehr begabten und ethisch gut entwickelten Mann fehlt eigentümlicherweise von Jugend auf jede Spur von Geschlechtstrieb. Er bekommt manchmal im Schlaf Samenentleerungen, von denen er jedoch nur nach dem Erwachen an der Nässe etwas merkt. Erektionen stellen sich gleichfalls nur im Schlaf, ohne eine Spur von erotischen Vorstellungen ein. Solche haben überhaupt sozusagen stets gefehlt. Trotz höherer Studien und reifen Alters hat der Mann keinen Hochschein von sexuellen Verhältnissen und es ist ganz merkwürdig, zu sehen, wie alles, was er darüber gelesen und gehört hat, von ihm missverstanden wurde oder unbeachtet blieb. Es war etwa, als ich darüber mit ihm sprach, wie wenn man einen Farbenblinden über Farben zu belehren sucht. In der Ehe sah er nur die intellektuelle und gemütliche Vereinigung und meinte, wenn man verheiratet sei, kommen die Kinder ganz von selbst. So kam er dazu, ein gebildetes Mädchen zu heiraten, das freilich nicht gerade sehr verständig, dafür ausserordentlich schamhaft und prüde war. Es gab natürlich ein sonderbares Verhältnis. Sie merkte bald den Fehler ihres Mannes, wünschte sich sehnsüchtig Kinder, wurde bitter unglücklich und machte dem Mann die herbsten Vorwürfe. Ihm gingen erst allmählig die Augen darüber auf, dass die Ehe etwas anderes sein müsse, als das, was er sich vorstellte. Doch halfen alle Belehrungen über die Art, wie man den Beischlaf ausführt, natürlich nichts und es gelang auch durch Suggestion nicht, die geringste sexuelle Regung bei ihm zu erzeugen. Nichts-

destoweniger war er seiner Frau gegenüber sehr rücksichts- und liebevoll. Doch konnte er mit bestem Willen ihr keine sexuelle, resp. sinnliche Liebesleidenschaft vortäuschen. Ihr fehlten die Liebkosungen, die innere Wärme, die Kinder, nicht aber die Begattung als solche, die für sie nur Mittel zum Zweck gewesen wäre. Doch zog sie einer das Verhältnis blosstellenden Scheidung die Duldung vor. Es muss noch bemerkt werden, dass bei solch totalem Fehlen der Libido die Erektionen nur mechanisch im Schlaf erzeugt werden, was den Begattungsakt unmöglich macht.

8. Ein anderer Mann, ebenfalls, wenn auch einseitig, gebildet, war von jeher ein ungemein schüchterner und zurückgezogener Sonderling, trotz einer gewissen Einbildung. Sexuell war er gleichfalls vollständig kalt, und hatte auch nur nächtliche Pollutionen gehabt, wenn auch einige wenige erotische Träume bei ihm vorgekommen waren. Doch fehlte auch ihm, obwohl er über sexuelle Dinge besser orientiert war als der vorige, die Libido sexualis so gut wie ganz und er stellte sich das Eheleben, wie der vorige, rein intellektuell, daneben aber ohne weitere Zuneigungsgefühle vor, während der Ehemann im vorigen Fall seiner Frau Sympathie und gemütliche Zuneigung zeigte. Nun heiratete er ein intelligentes, ziemlich leidenschaftliches Mädchen, das sexuell nichts weniger als gleichgültig war. Er behandelte seine Frau von Anfang an unglaublich kühl, wie die reinste Haushälterin, wodurch diese in ihren tiefsten Gefühlen empört und unglücklich wurde. Sein Benehmen beruhte allerdings zu einem wesentlichen Teil auf Schüchternheit und mädchenhaftem Schamgefühl. Die Frau konsultierte mich. Ihre Familie riet ihr zur Scheidung; sie aber war unschlüssig und hatte Mitleid mit ihrem Mann, der schliesslich zu mir kam. Ich klärte ihn gründlich auf und wusch ihm noch tüchtig den Kopf über sein unglaubliches Benehmen, er sei der Fehlbare und habe nicht den vornehmen, überlegenen Herrn zu spielen; zum mindesten habe er seiner Frau Liebe und Zuneigung zu zeigen, oder dann sich von ihr scheiden zu lassen. Die Wirkung war eine rein psychische, indem er von diesem Moment an liebevoll und freundlich mit der Frau wurde. Dies genügte, um bei ihr jede Scheidungslust zu verscheuchen. Ich erklärte nun, wenn dem so sei, müsse sie in dieser Ehe geistig den Mann spielen und bei der gegebenen Schüchternheit ihres Gemahls der sexuell entgegenkommende Teil sein. Leider entzog sich der weitere Verlauf des Falles meiner Beobachtung.

9. Ein ausserordentlich solider und ernster junger Mann besass eine normale Libido; er hatte sich dabei nicht nur jedes unehelichen sexuellen Umganges, sondern auch der Onanie enthalten und bekam nur Pollutionen im Schlaf. Diese wurden allerdings von erotischen Träumen begleitet; doch kam es nie zu einem richtigen Wollustgefühl, sondern nur zu kleinen Nachspuren desselben und zu unangenehmen Empfindungen beim Erwachen. Er heiratete aus Herzensneigung eine gute, verständige Frau, die aber nicht nur eine straffe Jungfernhaut, sondern sehr starke Beckenknochen hatte und an höchst schmerzhaften Krämpfen bei jedem Begattungsversuch litt. Trotz heissester Liebe und sehnlichstem Wunsch nach Kindern gelang nun der Beischlaf nicht, weil die Erektionen des Mannes im Wachzustand immer nur sehr unvollkommen eintraten, und er überhaupt in diesem wachen Zustand niemals eine Samenentleerung gehabt hatte. Eine hypnotische Behandlung stärkte die Erektionen. Dann wurden auf operativem Wege die Hindernisse bei der Frau und auch ihre Ueberempfindlichkeit beseitigt. Die ersten Beischlafsversuche gelangen nicht, aber die Suggestionen wirkten nach und schliesslich gelang der Beischlaf und erfolgte auch eine Schwangerschaft. Hier hatte die ca. 1½ Jahre dauernde Impotenz des Mannes, infolge seiner innigen Liebesgefühle und seiner vorhandenen Libido, auf beiden Seiten dem Eheglück und der gegenseitigen Liebe und Achtung keinen Eintrag getan. Der Fall ist lehrreich, weil er zeigt, wie beim Manne fortgesetzte, ausschliesslich im Schlaf erfolgende Samenentleerungen eine autosuggestive Gewohnheit bilden können, die die Fähigkeit zum Begattungsakt im Wachzustand unter Umständen zu beeinträchtigen vermag. Derartige Fälle sind aber ausserordentliche Seltenheiten.

10. Ein schwachsinniger junger Mann hatte infolge sogenannter Cryptorchie von Geburt an atrophische Hoden und entwickelte sich daher wie ein Eunuch, d. h. ohne eine Spur von Sexualtrieb und von korrelativen sexuellen Merkmalen. Um ihn reif zu machen, wussten zwei wohlmeinende Tanten nichts Gescheidteres zu tun, als ihn an ein strammes Mädel zu verheiraten. Als diese nichts weniger als unschuldige Person seine sexuelle Blindheit und Impotenz merkte, machte sie zuerst alle möglichen Versuche, ihn zu einer Erektion zu bringen, doch natürlich vollständig vergebens. Dies empfand er als Rohheit und Schweinerei, regte sich darob sehr auf, träumte häufig davon, wurde infolgedessen somnambül und rief im somnambülen Schlaf: „Saukathl“ (Kathi war der Name

seiner Frau). Die Frau tröstete sich bald mit einem potenten Manne und beide zusammen hielten den armen Eunuchen zum Narren. Darob geriet dieser in grossen Zorn, kaufte einen Kuchen zum Geburtstag seiner Frau und bemalte ihn mit Schweinfurtergrün, was sofort gemerkt wurde. Er wurde infolgedessen wegen Vergiftungsversuch zu schwerem Zuchthaus verurteilt. Ich halte den Fall für einen Justizmord. Damals wurde trotz meines Protestes der Somnambulismus für Simulation gehalten und der Schwachsinn verkannt.

11. Ein junger Mann, aus sehr erotischer Familie, fing frühzeitig zu onanieren an und begann dann Liebesverhältnisse, in denen er sich, infolge seiner Satyriasis, den ärgsten Ausschweifungen hingab. Seine täglich sehr oft wiederholten Exzesse versetzten ihn dann in einen Zustand von Erschöpfung und geistiger Oedigkeit, in welchem er arbeitsunfähig wurde; und doch konnte er sich nicht mässigen. Er liess sich aber mit einigem Erfolg hypnotisch beeinflussen. Später heiratete er aus Liebe und lebte glücklich mit Frau und Kindern.

12. Ein ausserordentlich tüchtiger und guter Mann heiratete aus Liebe ein nicht sehr begabtes, aber durchaus braves Mädchen. Die Ehe war glücklich und mit Kindern gesegnet. Dann aber verbot der Arzt den sexuellen Umgang wegen gewissen Gesundheitsstörungen der Frau. Man fing an, in getrennten Zimmern zu schlafen und das bisher warme und innige Verhältnis kühlte sich immer mehr ab, so dass später ein Wiederbeginn der sexuellen Beziehungen unmöglich wurde. Es wirkte auf das Gemüt des Mannes insofern, als er seinen früheren ethischen Grundsätzen ab und zu untreu wurde und gelegentlich Prostituierte besuchte. Mann und Frau leben seither in äusserlich glücklich scheinender Ehe, innerlich jedoch entfremdet.

13. Die Frömmigkeit hindert bekanntlich sexuelle Exzesse in- und ausserhalb der Ehe nicht. Ich habe ungemein fromme, sogar ausserordentlich bigotte Leute kennen gelernt, die die furchtbarsten sexuellen Exzesse begangen hatten. Viele katholische Geistliche sind zwar von Hause aus sexuell kühl, nicht selten mit Abnormitäten, besonders mit konträrer Sexualempfindung behaftet. Doch gibt es auch ausserordentlich libidinöse Männer, die Geistliche werden. Zahlreich sind diejenigen, die der Versuchung unterliegen und insgeheim sexuellen Leidenschaften auf die eine oder andere Art und Weise fröhnen. Für manche jedoch, die ihr Keuschheitsgelübde ehrlich halten, bedeutet dies eine furchtbare Qual.

14. Ein junges Mädchen zeigt sich von frühester Jugend auf geschlechtlich ungeheuer reizbar. Sie fängt bald an, masslos zu onanieren und regt sich beim Anblick aller Männer kolossal auf. Ich behandelte ferner einen Fall, wo ein solches Mädchen infolge unglaublicher erblicher Belastung mit Bezug auf Sexualtrieb (Mutter und Grossmutter waren Bordellhalterinnen und Messalinen) schon mit 14 Jahren nachts auf den Strassen alle Knaben anreizte und unrettbar der Prostitution anheimfiel. Ein anderes dagegen, wohlerzogen, ungeheuer erotisch, ebenfalls der Onanie ergeben, liess sich mit einem verheirateten Mann ein und verliebte sich mit solcher Gewalt in ihn, dass sie durchaus als seine Maîtresse weiter leben wollte. Eine gewaltsame Trennung wurde nötig. Sie konnte jedoch später ihre Leidenschaft bemeistern.

15. Ein kräftiger jüdischer Händler heiratete ein braves jüdisches Mädchen. Nachdem er mit seiner Frau bereits zehn Kinder erzeugt hatte, und obwohl die Frau äusserlich ausserordentlich züchtig erschien und eine liebevolle, fleissige und vorzügliche Familienmutter war, gestand mir der Mann, dass er ihren sexuellen Anforderungen nicht genügen könne, sie sei darin geradezu unersättlich, er könne es nicht mehr aushalten. Das Verhältnis war in allen anderen Beziehungen vorzüglich.

16. Ungeheuer libidinöse, fast bis zur Nymphomanie sexuell gereizte Weiber sind infolgedessen sehr häufig polyandrisch in ihrer Liebe und übertreffen in ihrer Unersättlichkeit alle Männer. Der durch alle Zeitungen gegangene Fall der ehemaligen Prinzessin Chimay steht nicht einzig da, und manche historische Beispiele solcher Frauen sind bekannt. Wenn eine Leidenschaft die Frau beherrscht, verliert sie bezüglich ihres Objektes überhaupt jedes Schamgefühl, jedes ethische Gefühl und alle Zurückhaltung; sie wird von einer unglaublichen Rücksichtslosigkeit gegenüber allem, was ihr im Wege liegt, mag sie in anderen Beziehungen auch noch so gutmütig, zartfühlend und taktvoll sein. Immerhin haben alle jene Fälle einen pathologischen Zug.

17. Die Satyriasis der Männer kommt so häufig vor, dass die Fälle Legion sind, in denen sie ihre Frauen beständig damit quälen, sie jeden Augenblick zwingen, ihnen zu Willen zu sein, und sie nicht einmal während der Menstruationszeit schonen. Wir erwähnten früher den Fall eines alten 70jährigen Bauern, der hierher gehört. Dass solche Zustände zur ehelichen Untreue führen, ist ganz gewöhnlich. Der Cynismus kann so weit gehen, dass

derartige Männer Dirnen, Mägde, sogar ihre eigenen Kinder in Gegenwart ihrer Frau sexuell missbrauchen. Die Reaktion der Frau derartigen Exzessen gegenüber ist je nach dem Charakter eine ausserordentlich wechselnde. Es gibt viele stille Dulderinnen, die, besonders der Kinder wegen, alles über sich ergehen lassen; andere entfliehen; noch andere lassen sich scheiden; weitere bringen sich um etc. Sich vor solchem Märtyrertum zu schützen, wird leider der Frau nicht nur durch die grössere Körperkraft des Mannes, sondern auch durch seine legalen Befugnisse und durch den entsetzlichen, obwohl gesetzlichen Unsinn, den man eheliche Gütergemeinschaft nennt, unendlich erschwert.

Es liegt nahe anzustreben, dass satyriasische Männer und nymphomanische Weiber einander treffen, heiraten und sich so gegenseitig befriedigen. Doch muss man dabei an die schlimmen Folgen eines so summierten Geschlechtstriebes für die Nachkommen denken.

18. Nicht viel besser ergeht es der Frau eines eifersüchtigen Mannes, welcher aus jedem ihrer Blicke, aus jedem Gespräch mit einem anderen Manne, aus jedem Brief, aus jedem Ausgang seiner Frau Verdacht auf eheliche Untreue schöpft und dadurch seine Mannesehre beeinträchtigt wähnt. Doch wir sprachen schon davon und Einzelfälle würden nur das bereits früher entworfene Bild wiederholen.

19. Ein junges, hübsches und sehr suggestibles Mädchen wird von einem 60jährigen verheirateten Roué und Verschwender angesprochen, der sie systematisch, mit Hülfe erotischer Lektüren etc. verführt. Herzensergüsse werden gewechselt und machen auf das Mädchen einen solchen Eindruck, dass sie wie hypnotisiert sich in den alten Mann kolossal verliebt. Sie verliert alle Besinnung, lügt ihre Eltern an, kompromittiert sich und ihre ganze Familie, wird durch und durch falsch. Das Geld spielt bei ihr keine Rolle, denn sie ist vermöglich und er nicht. Die Aussichtslosigkeit des Verhältnisses ist ihr klar, doch kann sie nicht widerstehen und brennt schliesslich mit dem Manne durch, ihre ganze Zukunft vernichtend. Nach alten Sprüchen und Redensarten lachen die jungen Mädchen die alten Männer nur aus oder heiraten sie bloss des Geldes wegen. In Wirklichkeit trifft dies durchaus nicht immer zu.

20. Ein heftiges und leidenschaftliches Mädchen und ein begabter, schwärmerischer, aber willensschwacher und doch für seine Person difficiler junger Mann verlieben sich wahnsinnig in einander

und heiraten. Er war trotz aller sexuellen Leidenschaft bis zur Ehe keusch geblieben. Der Liebesrausch dauert ziemlich lang. Doch bilden die Reizbarkeit, die Heftigkeit und der Widerspruchsgeist der Frau einerseits, die Haltlosigkeit und unpraktische Schwärmerei des Mannes anderseits wachsende Gegensätze, die die Ruhe und Güte des letzteren auf die Länge nicht auszugleichen vermögen. So lange der sexuelle Verkehr dauert, bleibt immerhin der Liebeskitt erhalten. Nach dem vierten Kinde jedoch will die Frau keine Schwangerschaft mehr, während der Mann aus übertrieben-moralischen Bedenken keine Schutzmassregeln gegen die Zeugung ergreifen will. Der eheliche Verkehr hört infolgedessen auf, was eine vollständige Erkaltung der Liebe zur Folge hat. Nur äussere Konvenienz und ethische Grundsätze können anderweitige Liebesverhältnisse der Ehegatten und die Ehescheidung verhindern.

21. Ein sehr lebenslustiger, sinnlicher und egoistischer, im übrigen sehr intelligenter Mann heiratet eine ernste, tüchtige Frau, die ihn sehr liebt und ihm einige Kinder schenkt. Nach einigen Ehejahren wird der Herr seiner Frau überdrüssig. Sie ist ihm nicht sinnlich genug, sagt er. Eine höhere Liebe hatte er nie für sie verspürt, wie sie für ihn. Nun benutzt er seine einflussreiche behördliche Stellung, um gegen ihren Willen die Ehescheidung durchzusetzen und ein sinnliches Weib nach seinem Geschmack in zweiter Ehe zu heiraten.

In einem ganz ähnlichen Fall willigte die Frau heldenmütig selbst in die Scheidung ein; hier bestanden trotz ihrer heissen Liebe gewisse Charaktergegensätze, und der Mann war viel mehr ein Schwärmer, als ein Egoist

22. Eine hübsche, kokette Weltdame hatte einen gelehrten, etwas ungeschickten Mann geheiratet. Eines schönen Tages verliebt sie sich in ihren Knecht und sucht mit ihm das Weite.

23. Die psychologische Reaktion der ehelichen Untreue bei dem fehlbaren Teil ist bemerkenswert und muss hier noch besonders hervorgehoben werden. Sie hängt von den mehr egoistischen oder altruistischen Eigenschaften des ausserehelich Verliebten ab. Ich habe die beiden Formen oft beobachtet. Ist der Ehemann, der sich in ein anderes Weib verliebt, gut, d. h. fühlt er ethisch, so wird er infolge dieses Verhältnisses nur noch liebevoller mit seiner Frau und beruhigt sein schlechtes Gewissen dadurch, dass er mit ihren kleinen Fehlern nachsichtiger wird, ihr erst recht Geschenke macht u. dgl. m. Er wird auch, nachdem der Liebesrausch vorbei

ist, sich bemühen, das von ihm geliebte andere Weib vor jeder Schädigung ihres Rufes zu bewahren, ihre Zukunft sicher zu stellen, oft auch sie mit einem anderen heiraten lassen etc. Sind Kinder aus dem Verhältnis hervorgegangen, wird er sie lieben und für sie sorgen. Das gleiche gilt von der in einen anderen Mann verliebten Ehefrau. Zwar geht hier die ganze Persönlichkeit eher in der Liebe auf als beim Manne. Doch in den meisten Fällen, wenn sie nur sonst ein braves und ehrliches Weib ist, wird sie in erster Linie sich damit abplagen, den Geliebten an eine andere, nette und gute Frau zu verheiraten und wird widerstehen, wenn er von ihr den Beischlaf fordert. Geht es dagegen bis zur tatsächlichen Untreue, so ist ihre Reaktion ihrem Manne gegenüber sehr wechselnd. Fühlt sie, wie die meisten Frauen, monogamisch, so erstirbt ihre Liebe für ihren Mann vollständig und es bleibt für ihn höchstens noch Mitleid übrig. Ihr ganzes Trachten geht dann auf Ehescheidung hin, in vielen Fällen selbst dann, wenn es nicht bis zum vollendeten Ehebruch mit dem Geliebten kam. Ist sie dagegen, wie manche zur Hysterie neigende oder völlig hysterische Frauen, polyandrisch gesinnt, so kann sie recht gut ihren Mann und ihren Geliebten zugleich mit Liebesbezeugungen überschütten und sich beiden auch wirklich in voller Sinneslust sexuell hingeben, was die übrigen, wirklich normalen Frauen einfach nicht können.

Beim egoistischen Manne ist es weniger ein monogamischer Zug, der überhaupt bei Männern eher die Ausnahme bildet, als der Rausch der sexuellen Begierde nach dem anderen Weib, der ihn zur Rücksichtslosigkeit gegen seine Ehefrau treibt. Er wird ihr gegenüber knauserig, massleidig, findet alles an ihr schlecht, für alles was sie tut nur Tadel und macht ihr das Leben in jeder Beziehung sauer, bis die arme Betrogene, oft erst infolge dieses Benehmens, hinter die Sache kommt. Sonderbar sind in dieser Hinsicht die Menschen. Manche derart misshandelte Frau behält trotzdem ihre leidenschaftliche Liebe zu ihrem Mann, während umgekehrt andere, die auf den Händen getragen werden, die geringste Untreue, sogar die unschuldigste platonische Herzensneigung und Freundlichkeit einer anderen Frau gegenüber ihrem Manne nie verzeihen. Die Roheit eines in ein anderes Weib verliebten Ehemannes seiner Ehefrau gegenüber kennt zuweilen keine Grenzen. Von der feindseligen Gesinnung, der Quälerei, der Verachtung, schreitet er oft bis zu Tätlichkeiten, sogar bis zum Mord, wie die Annalen der Kriminalgeschichte es zur Genüge beweisen. Egoistische

Ehefrauen, die sich in einen anderen Mann verlieben, pflegen ebenfalls ihren Ehemann sehr schlecht zu behandeln. Infolge ihrer gesetzlichen Unterordnung und geringeren Körperstärke pflegt dies zwar weniger brutal und weniger rücksichtslos zu geschehen; doch fehlt es an Nadelstichen, Bosheiten, Launen und Quälereien nicht. Die Hauptwaffe des Weibes in solchen Fällen ist aber die Hinterlist und ihre Mordwaffe das Gift. Am häufigsten verlässt sie einfach ihren Mann, um denselben auf diese Weise zur Scheidung zu zwingen. Es gibt freilich eine Reihe von Uebergängen und Varianten, aber die genannten Reaktionen sind die gewöhnlichen. Es ist eigentlich klar, dass derjenige Ehegatte, der sich intensiv ausserehelich verliebt, notwendig eine Erkaltung seiner Libido sexualis für seine Gattin verspüren muss und dass diese Erkaltung ihm die Frau in allen Beziehungen weniger begehrenswert und in schlechteren Farben erscheinen lässt. Doch wenn er sonst gut ist, hält ihm sein Gewissen, seiner Schwäche wegen, dergestalt den Spiegel vor, dass das Mitleid und die Gewissensbisse ihn in allem übrigen für seine Frau mild und gut stimmen. Ferner hilft er sich im sexuellen Verkehr mit seiner Ehehälfte dadurch, dass er sich in ihr den Gegenstand seiner leidenschaftlichen Liebe möglichst lebhaft sinnlich vorzustellen sucht, und dieses kann beim Manne sogar eine momentane Impotenz in starke Potenz umwandeln. Beim Weibe ist eine solche Vorstellung bei ihrer passiven Rolle noch leichter, aber überhaupt nicht nötig.

24. Ich möchte noch den Naturschrei eines Frauenherzens hier erwähnen, der für gewisse Missverhältnisse der Scheinmonogamie unserer Kultur bezeichnend ist. Eine Ehefrau aus dem Volke hatte ein Unterleibsleiden und infolge dessen verkehrte ihr Mann geschlechtlich mit einem anderen Weibe. Da wurde der Ehemann von einer Nachbarsfrau dieses Verhältnisses wegen auf der Treppe beschimpft. Das hörte nun die Ehefrau vom obern Stock aus und rief der Nachbarin wütend zu: „Was geht dich das an, du Luder; ich hab's ihm erlaubt, er kann mich nicht gebrauchen."

25. Ein durch Geistesstörungen in der Ascendenz stark erblich belasteter, sehr intelligenter Mann von einnehmenden Manieren, aber durch und durch verschlagen, falsch und ohne Gemüt (ethisch defekt), war sexuell sehr erregbar, fühlte sich jedoch von Männern mindestens so stark, wenn nicht stärker als von Weibern sexuell angezogen und excedierte mit beiden Geschlechtern. Er heiratete

eine brave und tüchtige Hebamme, erkrankte in ziemlich grossen Intervallen drei Mal an Manie (Geistesstörung), die jedesmal mit vollständiger Heilung endete, und erzeugte mit seiner Frau zwei Knaben und eine Tochter. In seinen gesunden Zeiten wusste er immer die Menschen anzuführen, beging sehr viele Wechselfälschungen und dergleichen, arbeitete nie in ehrlicher, ruhiger Weise fort, war zwar artig mit seiner Frau, trieb jedoch Päderastie mit Männern und wurde mehrmals deswegen oder wegen Betruges gerichtlich verurteilt. Ich behandelte ihn einige Male im Irrenhaus. Die arme Frau klagte mir mehrmals und bitterlich ihr Leid, tröstete sich aber mit der scheinbaren Liebe ihres Mannes zu ihr und vor allem mit ihren drei Kindern, die sie mit grosser Sorgfalt erzog. Als diese jedoch heranwuchsen, wurden ihre Illusionen eine nach der anderen zunichte. Das Mädchen erwies sich als schwachsinnig. Auch der eine Knabe war wenig begabt und in allen Beziehungen geistig minderwertig. Die Mutter tröstete sich noch mit dem letzten Knaben, der, wenn auch etwas finsterer Stimmung, fleissig und brav zu sein schien. Derselbe hatte eine Zeitlang in der südlichen Schweiz Arbeit gesucht und auch gefunden. Eines schönen Tages (der Vater befand sich gerade wegen einer Wechselfälschung und päderastischen Unfugs in Untersuchung in der Irrenanstalt, war aber momentan nicht eigentlich geisteskrank, d. h. nicht im Manieanfall) kam die Mutter in heller Verzweiflung zu mir und zeigte mir einen Brief ihres Sohnes, der an den Vater gerichtet war, den sie aber geöffnet hatte und der etwa folgendermassen lautete: „Elender Vater, wenn du diesen Brief erhältst, bin ich nicht mehr auf der Welt. Bevor ich sterbe, muss ich dich noch verfluchen. Du warst die Schande unserer Familie, hast unsere Mutter und deine Kinder durch deine Schurkereien unglücklich gemacht. Warum musste ich durch dich das Licht der Welt erblicken? Ich fühle schon lange deine schlechten Neigungen in mir selbst sich als Erbstück regen. Ich kämpfe vergebens dagegen; je mehr ich kämpfe, desto schlimmer wird es. Ich fühle, dass ich nicht mehr widerstehen kann, will aber nicht ein Verbrecher werden, wie du, und hänge mich daher heute Nacht auf, verfluche dich jedoch noch vorher.“ Das war wenigstens der Sinn, wenn auch nicht der Wortlaut des Briefes, den ich nicht mehr habe. Der arme Jüngling hatte sich in der Tat bereits umgebracht und die verzweifelte Mutter wusste nicht, was tun. Ich las den Brief dem Vater vor, der mit Lächeln und Achselzucken darüber hinwegging.

26. Ein junger Mann verliebt sich in ein junges Mädchen und will aus ihr seine Maitresse machen. Sie will nicht, geht fort und nimmt eine Stelle in Böhmen an; er folgt ihr dorthin nach und lässt ihr keine Ruhe. Er benutzt ihre Unzufriedenheit mit ihrer Stelle, um ihr eine solche in Deutschland zu versprechen, erzählt ihr dann, er habe für sie in einer deutschen Stadt ein Zimmer. Da könne sie leicht als Modistin arbeiten und ihr Leben verdienen. Als sie nachgibt und dorthin fährt, erscheint er plötzlich nachts 2 Uhr bei ihr im Zimmer. Es stellt sich heraus, dass es sein Zimmer war. Sie will Lärm schlagen; doch erklärt er ihr, sie würde dann auf die Gasse gestellt werden. So gibt sie dieser halben Notzucht nach und wird zu seiner Maitresse. Einige Zeit darauf bekommt sie Erbrechen, sieht elend aus und der junge Mann merkt, dass sie wohl schwanger ist. In seiner feigen Angst sagt er ihr, sie sei tuberkulös, und schickt sie unter diesem Vorwand heim, wo sie im Spital eine Fehlgeburt (Abortus) durchmacht. Unterdessen hatte das arme Mädchen drei verfehlte Selbstmordversuche gemacht. Nachher erholt sie sich, will aber jetzt nun eine Stelle in Indien antreten. Dieses Mädchen traf ich zufällig neulich bei Bekannten. Ich liess sie versprechen, den Männern nicht mehr zu glauben und sich mit keinem einzulassen, bevor sie verehelicht sei. Doch was nützen solche Versprechungen bei charakterschwachen, leicht verliebten, in den Tag hineinlebenden, einfältigen, unwissenden Wesen! Sie wird sich wieder betrügen lassen.

27. Am gleichen Nachmittag, an welchem ich mit dem vorhergehenden Mädchen (26) sprach, traf ich mit einem anderen hübschen und anständig aussehenden Mädchen, B., zusammen, die sehr vertraut mit einem mir bekannten, älteren, braven Manne (O.) verkehrte. Als ich mit letzterem die Heimfahrt antrat, erzählte er mir über das Mädchen B. folgendes:

Ihre Mutter (E.) war Witwe und früher eine Zeitlang seine Braut gewesen; er hatte dann mit ihr gebrochen. Diese Person hatte zwei Töchter (B. und C.). Die älteste (vorehelich) war die B., deren Vater (ein Lump) nichts für sie tat. Aus Mitleid hatte nun O. dieselbe unter der Bedingung adoptiert, dass die Mutter sie ihm bis zur Konfirmation überlassen würde. Sie blieb bei ihm bis zu ihrem achten Lebensjahre. Dann aber zog die E. nach einer grösseren Stadt und nahm ihre Tochter B., ihren Versprechungen entgegen, mit sich. In jener Stadt gründete sie ein Privatbordell, in welchem sie Mädchen in Zimmern hielt und

wo viele Notabilitäten genannter Stadt verkehrten. Unter ihren Habitués befand sich ein berühmter Anwalt X. Sie bemühte sich nun nach einigen Jahren, ihre beiden Töchter, die sie beständig mitten in den Orgien der Prostitution erzog, ebenfalls zu Prostituierten abzurichten. Doch wollte dies die B. nicht dulden, brannte eines Tages durch und ging zu ihrem früheren Pflegevater O. Dieser führte sie nun in einen Verein für Mädchenschutz, dessen Vorstand, Herr P., sie annahm. Das Mädchen war im Städtchen A. heimatberechtigt. Ihre Mutter forderte sie nun zurück. Es kam zu einem Prozess und um ein Haar hätte die Mutter E. mit Hülfe ihres Freundes, des Anwaltes X., recht bekommen und das Mädchen zurück erhalten. Doch gelang es O. und dem Mädchen, so viele Zeugen der Orgien und Missetaten der E. herbeizuschaffen, dass das Gericht schliesslich der letzeren unrecht gab, sodass die B. den Klauen ihrer Mutter mit knapper Not entrann. Als nun O. den Herrn P. bat, der B. einen Vormund von der Gemeinde A. bestellen zu lassen, erklärte dieser, das täte er nicht. Vor zwei Jahren habe er von der gleichen Gemeinde einen Vormund für ein ähnliches Mädchen gefordert. Statt dessen habe der Bürgermeister selbst aus dem Mädchen seine Maitresse gemacht! So blieb das Mädchen im betreffenden Mädchenstift, wo sie gegenwärtig den Beruf einer Schneiderin lernt.

Am gleichen Nachmittag, wo wir mit ihr zufällig zusammentrafen, begegneten wir einem Wagen mit einer sehr lustigen Gesellschaft zweideutiger Art. Darin befand sich ein üppiges Mädchen, das freundlich der B. zuwinkte. Letztere erzählte nun gleich ihrem früheren Pflegevater O., dass das eine der bei ihrer Mutter beschäftigten Dirnen sei; dieselbe habe einmal in einer einzigen Nacht 30 Männer nach einander bei sich empfangen.

Man kann aus dem Gesagten entnehmen, was für Beispiele dieses arme Mädchen von Jugend auf vor sich gehabt hatte; ihre jüngere Schwester C. unterlag dem Drängen der Mutter und ergibt sich jetzt mit 17 Jahren der Prostitution. Als ich O. frug, ob er glaube, dass seine frühere Schutzbefohlene sich sexuell gut gehalten habe, sagte er mir, er glaube es; dagegen habe sie einmal in einer kleptomanischen Anwandlung einem Herrn, der ihr zwei goldene Ringe zeigte, dieselben entwendet, und nachher nicht mehr begriffen, wie sie dazu gekommen sei.

Wie gesagt, sind mir die beiden letzten Fälle 26 und 27 am gleichen Nachmittag begegnet. Ich teile das denjenigen Lesern

der besseren Kreise mit, die sich immer nur deshalb einbilden, derartige Dinge seien Ausnahmefälle oder gar Seltenheiten, weil sie selbst nur mit ausgewählten, anständigen Kreisen verkehren und weil ihr Gesinde ihnen niemals die Wahrheit über die Welt sagt. —

Man könnte die Beispiele ins unendliche vermehren und selbstverständlich machen die hier angeführten nicht im mindesten Anspruch auf eine nur annähernd übersichtliche Liste der Haupttypen. Es sollen nur einzelne psychologische Bilder sein, denen allen konkrete Fälle zugrunde liegen, und auf die wir uns nun in unseren weiteren Schilderungen gelegentlich beziehen können. Ich habe absichtlich viele alltägliche Fälle gewählt, da die selteneren Sensationsfälle meistens dem Gebiet der Pathologie angehören.

Kapitel VI.

Ethnologie, Urgeschichte und Geschichte des menschlichen Sexuallebens und der Ehe.

Es ist, wie wir schon sahen, für die Behandlung der sexuellen Frage von grundsätzlicher Wichtigkeit, objektiv zu bleiben und sowohl das sentimentale Gefasel, wie die Klippe des Erotismus zu vermeiden. Beide aber spielen in der Geschichte des menschlichen Sexuallebens eine gewaltige Rolle, und doch liefert gerade diese Geschichte, wenn sie objektiv naturwissenschaftlich dargestellt wird, das sicherste Material zur Beurteilung der menschlichen sexuellen Verhältnisse. Nur mit ihrer Hülfe können wir die relative Wichtigkeit der einzelnen psychologischen und psychopathologischen Faktoren für die Evolution der menschlichen Gesellschaft beurteilen. Um jedoch ein brauchbares Material liefern zu können, muss jene Geschichte nicht nur zuverlässig sein, sondern auch eine Vergleichung der sexuellen Verhältnisse bei allen oder wenigstens bei den meisten jetzt lebenden Völkerschaften enthalten. Die jetzigen wilden Völker sind zweifellos den Urvölkern viel ähnlicher, als unsere Kulturmenschen, und die moderne Forschung gibt uns über sie eine viel zuverlässigere Kunde, als die lückenhaften und grossenteils unsicheren, oft nur sagenhaften Angaben, welche die Urgeschichte uns über unsere Urahnen verschaffen kann. Leider lässt aber selbst dort die Sicherheit der Beobachtungen und ihrer Deutung viel zu wünschen übrig.

Immerhin hat Eduard Westermarck, Dozent in Helsingfors, in seiner Geschichte der menschlichen Ehe (deutsche Ausgabe von Katscher und Romulus Grazer, Jena bei Costenoble) ein monumentales Werk geliefert, das nicht nur durch den grossen Reichtum und die Zuverlässigkeit des Materials, sondern auch durch die Schärfe gesunder Kritik glänzt. Ich will hier eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse dieses Werkes folgen lassen, dessen Gegenstand im übrigen dem Gebiet meiner eigenen Forschungen

ferner liegt. Westermarck betont selbst mit grossem Recht, wie nötig ein grosses Material ist, um falsche Schlüsse zu vermeiden. Er warnt auch davor, einzelne Sitten von jetzigen wilden Völkern als Ursitten ohne weiteres aufzufassen.

1. Der Ursprung der Ehe.

Im Kapitel V haben wir die Phylogenie der Liebe im allgemeinen besprochen. Wir sahen dabei, dass gewisse relativ niedrige Tiere (zum Beispiel die Ameisen und Bienen) einen viel höher entwickelten sozialen Altruismus, andere wiederum eine grössere monogamische eheliche Treue (zum Beispiel gewisse Vögel), als der Mensch zeigen. Doch kommen solche Tiere speziell für uns nur als entfernte Vergleichsobjekte in Betracht. Für die menschliche Urehe dürfen wir von rechtswegen nur unsere allernächsten, noch heute lebenden tierischen Verwandten, die anthropoïden Affen, zur näheren Vergleichung heranziehen. Darauf macht Westermarck ebenfalls mit Recht aufmerksam.

Bei den meisten Säugetieren pflegt die Ehe, wenn man von einer solchen sprechen kann, nur kurz, und auf jede Einzelzeugung beschränkt zu sein. Das Männchen kümmert sich im ganzen wenig um das Weibchen nach erfolgter Begattung, schützt immerhin dasselbe oft eine Zeitlang.

Bei den anthropoïden Affen dagegen (Orang-Utangs, Schimpansen, Gorillen und Gibbons) findet, soweit man ihre Sitten in der Natur erforschen konnte, eine monogamische Ehe mit Familienleben statt. Das Männchen beschützt das Weibchen und ihre Jungen. Man findet vielfach bei einem solchen Paar ungleichaltrige Kinder, was auf eine eheliche Treue deutet, die länger als eine einzelne Brutpflege dauert. Während Weibchen und Junge auf einem Baume im Nest sitzen, sorgt das Männchen an dessen Fuss für die Sicherheit der Familie.

Nach Westermarck gilt das gleiche vom Urmenschen. Die aus Vater, Mutter und Sprösslingen bestehende Familie ist eine allgemeine Institution, möge sie nun auf Monogamie, Polygamie oder Polyandrie beruhen. Das Weib sorgt für die Kinder und der Mann ist der Beschützer der Familie. Freilich scheint dabei dem Mann nicht besonders viel an dem Wohlergehen des Weibes und der Kinder zu liegen, und sucht er eher seine sexuelle Begierde und seinen Stolz zu befriedigen; doch macht er sich durch Nest-

resp. Hausbau, Beischaffung von Nahrung (Jagd etc.), defensiven Krieg und dergleichen nützlich.

Freilich behaupten die meisten Volkssagen, die Menschen hätten früher in Promiscuität (geschlechtlicher Gemeinschaft von Männern und Weibern ohne Ehe) gelebt und es habe erst dieser oder jener König oder Gott die Ehe eingeführt. Diese auch von modernen Autoren geteilte Annahme ist aber grundfalsch und wird von Westermarck an Hand eines erdrückenden Tatsachenmaterials erschöpfend widerlegt.

Besonders die Ernährungspflicht des Mannes zeigt sich als allgemeines Gesetz bei Wilden. Dies bestätigt sich auch in der Tatsache, dass selbst die meisten Polygamen nur soviel Weiber haben dürfen, als sie ernähren können. Der Mann muss durch gewisse Heldentaten und Proben seine Fähigkeit dazu dartun. Sogar nach der Scheidung einer Ehe behält vielfach der Mann Erhaltungspflichten, die sich selbst auf die Erben erstrecken können, wie zum Beispiel da, wo der Bruder verpflichtet ist, die Witwe seines verstorbenen Bruders zu heiraten. Diese Erhaltungspflicht des Mannes scheint ein Erbstück derjenigen Säugetiere zu sein, bei welchen die Eheverbindung länger dauert, als die sexuelle Begierde. Sie wurzelt somit tief phylogenetisch in unserer Natur, und wir werden später sehen, dass wir sie heute keineswegs ungestraft fallen lassen dürfen (siehe Kapitel XII).

Was ist die Ehe? Westermarck gibt davon folgende, allerdings weite Definition:

Eine länger oder kürzer dauernde Verbindung zwischen bestimmten Männern und Frauen, die über den blossen Fortpflanzungsakt hinaus mindestens bis nach der Geburt des Kindes währt. Es gibt danach monogamische, polygamische, polyandrische und Gruppenehen, sowie Ehen auf beschränkte Zeit. Die bereits erwähnten monogamischen Ehen bei Vögeln und höheren Affen wären somit nach dieser Definition regelrechte Ehen.

Bei Tieren, die eine bestimmte Brunstzeit haben, kann die Ehe nicht allein auf dem sexuellen Trieb, d. h. auf dem egoistischen Erotismus beruhen, sonst würde sie mit der Brunst aufhören. Daraus allein geht hervor, dass die Zuchtwahl und die Mneme (siehe R. Semon, Die Mneme 1904), zum Zweck der Erhaltung der Arten durch den Schutz der Kinder, aus dem sexuellen Trieb heraus soziale, d. h. altruistische Triebe entwickelt haben. Dieselben sind ein Mittel (nicht das einzige Mittel), die Art zu erhalten.

Die Familie ist somit die Wurzel der Ehe und so erklärt sich, wie bei vielen Völkern die Ehe erst dann gültig wird, wenn wenigstens ein Kind vorhanden ist. Bei manchen Kaufehen muss sogar das Weib dem Manne die Kaufsumme zurückgeben, wenn kein Kind entsteht und bei manchen Wilden wird die Hochzeit erst nach der Geburt des ersten Kindes gefeiert. In Borneo und Birma ist der geschlechtliche Verkehr frei, aber nur bis eine Schwangerschaft entsteht: diese bedingt eine Eheverpflichtung.

Als Grund zur Ehe kommt beim Menschen noch hinzu, dass bei ihm keine eigentliche Brunstzeit besteht. Letztere ist infolge zweckmässiger Anpassung bei Tieren vielfach zeitlich so gelegen, dass hernach die Jungen gerade in der Periode des Jahres geboren werden, in der sie die reichlichste Nahrung finden. So paart sich die Haselmaus im Juli und wirft im August, zur Zeit, wo die Haselnüsse reif werden, während umgekehrt die Elephanten, die Wale und gewisse Affen, die stets genug Nahrung haben, keine bestimmte Paarungszeit besitzen. Die anthropoïden Affen haben eine Brunstzeit. Man findet übrigens etwas ähnliches bei gewissen Menschenrassen (Kaliforniern, Indiern und gewissen Australiern), und zwar im Frühling, wo dann förmliche sexuelle Orgien stattfinden. Obwohl beim Menschen keine eigentliche Beziehung zwischen dem Erotismus und der Nahrungsfülle bei der Geburt der Kinder besteht, pflegt immerhin eine Steigerung des Geschlechtstriebes im Frühjahr und Anfang Sommer stattzufinden, was einer Steigerung der Zahl der Zeugungen entspricht. Es dürfte damit zusammenhängen, dass die Herbst- und Winterkinder am widerstandsfähigsten sind. Uebrigens hat die natürliche Zuchtwahl bei zivilisierten Völkern, infolge der künstlichen Mittel bei Aufziehung der Kinder und der entsprechenden Abnahme der Kindersterblichkeit, nahezu aufgehört. Alles in allem zeigt sich, dass die Eheeinrichtungen der Menschen nicht von der Erregung des Geschlechtstriebes bedingt sind, da diese im ganzen eine stetige ist.

2. Das Alter der Eheeinrichtungen.

Die Tatsache, dass höhere Affen auf einmal nur e i n unbeholfenes Kind mit langer Kindheit zu erzeugen pflegen, hat offenbar der Ehe ihren Ursprung gegeben. Kautsky behauptet, die Kinder hätten bei Urmenschen dem Stamm gehört. Das ist ein Irrtum. Vielmehr war die Familie, oder besser ein Konglomerat

von Familien, der Ursprung der sozialen Gemeinschaft. Bei den Urmenschen spielt die Familie die Hauptrolle und war überall der Kern der Gesellschaften. Bei anthropoïden Affen finden wir wohl eine Familie, aber noch keine Stämme. Dies dürfte wohl auch noch beim Pithecanthropus und bei ähnlichen Wesen der Fall gewesen sein. In der Tat sehen wir die rohesten Wilden, etwa wie fleischfressende Säugetiere, noch vielmehr in isolierten Familien, als in Stämmen leben, so zum Beispiel die wildjagenden Waldweddas in Ceylon, die Feuerländer, die Westaustralier, die Buschmänner, die Eskimos und gewisse wilde brasilianische Indianer, weil sie so besser ihre Nahrung finden. Das gleiche hat wohl bei den Höhlenmenschen stattgefunden. Im Urzustand scheint also Jagdleben und Familienleben geherrscht zu haben. Erst der Erfindungsgeist, der reichere Nahrungsquellen (Tierfallen, Pflanzenbau) fand, erlaubte ein Herdenleben. Somit dürfte beim Menschen die Kultur erst das soziale Leben herbeigeführt haben und Lubbock irrt gewiss, wenn er die Stämme älter glaubt, als die ersten Kulturanfänge. Westermarck beantwortet resumierend diese ganze Frage, nachdem er sie gründlich mit Beweisen belegt hat, wie folgt:

1. Zu keiner Zeit hat das Stammleben das Familienleben ersetzt.
2. Das Eheleben ist ein Erbteil unserer den heutigen anthropoïden Affen ähnlichen Ahnen.
3. Wenn auch weniger innig und dauernd als die Mutter mit den Kindern verbunden, war beim Menschen stets der Vater der Beschützer der Familie.

3. Kritik der Promiscuitätslehre.

Die meisten Soziologen glauben mit Lubbock, Bachofen, Mac Lennan, Bastian, Giraud Teulon, Wilkens u. a., die geschlechtliche Promiscuität sei der Urzustand der Menschen gewesen. Dieses ist aber grundfalsch, wenn man wenigstens, wie Westermarck, die Ehe auf Zeit, die Polygamie und die Polyandrie zur Ehe rechnet; denn auf solche Eheformen kommt schliesslich meistens die von den bezüglichen Autoren behauptete Promiscuität hinaus, selbst bei den am ausschweifendsten lebenden Eingeborenen Tahitis. Die meiste Verwirrung hat Fison mit seiner dogmatischen Theorie über die Südaustralier verursacht; er schliesst auf Promiscuität für frühere Zustände, obwohl er zugeben muss, dass sie nicht mehr vorhanden

ist. Curr, der die Leute viel besser kennt, als er, beweist, dass die Australier in der Regel monogam sind. Ebenso falsch sind die bezüglichen Angaben über die Feuerländer, die Kutschins und andere Völker mehr, von Bastian, Wilkens etc. Kein einziger Negerstamm Afrikas zeigt Weibergemeinschaft; alle sind umgekehrt sehr eifersüchtig. Wenn es da und dort Fälle gibt, die der Promiscuität nahe kommen, so betrifft es durchaus nicht rohe Urvölker, sondern vielmehr recht zivilisierte Stämme, wie z. B. die buddhistischen Butias, deren Männer weder Ehre noch Eifersucht kennen. Die wilden Weddas sind monogam. Ihr Spruch ist: Nur der Tod trennt das Weib vom Manne.

Es gibt nur eine wahre Promiscuität und diese ist die moderne Prostitution der zivilisierten Völker, die freilich von denselben vielfach nachträglich, zur Befriedigung der eigenen Wollust, bei den unterdrückten Wilden eingeführt wurde. Viele Wilden sind umgekehrt sehr streng monogam und bestrafen jeden Verführer, sowie die unehelichen Kinder und deren Mütter mit dem Tod. Bei anderen freilich gibt es eine grosse sexuelle Ungebundenheit vor der Ehe, bei weiteren noch nach der Ehe. Man kann keine Regel aufstellen.

Die eine Tatsache müssen wir als allgemein zutreffend festnageln; nämlich dass die Unzüchtigkeit der wilden Völker in der Regel von den zivilisierten Weissen stammt, deren Hefe es ist, die in die wilden Länder einzuwandern pflegt und bei den Eingeborenen Unzucht und Sittenlosigkeit systematisch pflanzt. Die weissen Kolonisten sind es, die in brutalster Weise die Weiber der wilden Völker sich aneignen und zur Prostitution, oft in ihrer schlimmsten Form, abrichten. Die weissen Kolonisten sind es, die alkoholische Getränke als Vehikel des Lasters einführen und mit ihrer Hülfe die solidesten und treuesten Sitten lockern und schliesslich zerstören. Es gibt gewisse arabische Stämme, die die Prostitutionssitten der Europäer in der Art ausnützen, dass sie ihre jungen Mädchen in Bordelle schicken, wo sie sich durch Prostitution Geld verdienen. Wenn sie dann genug Vermögen zu haben vermeinen, kehren sie wieder heim und heiraten einen ihrer Landsleute. Derartiges kommt auch bei anderen Völkern vor.

Westermarck macht bei dieser Gelegenheit auf die Tatsache aufmerksam, dass, je fortgeschrittener die Zivilisation, desto grösser die Zahl der unehelichen Geburten und desto verbreiteter die Prostitution ist. In den europäischen Städten kommt beides zirka

doppelt so viel vor, als auf dem Lande. Diese überall zutage tretenden Tatsachen zeigen, wie lächerlich es ist, die Promiscuität als das Ursprüngliche zu bezeichnen. Sie ist umgekehrt eine faule Frucht der Kultur oder der Halbkultur. Die Ursitten pflegen überall keusch zu sein und werden durch die Kultur verdorben. In Europa steigt die Prostitution umsomehr, als die Ehe sinkt. Letztere ist das Normale und das Ursprüngliche.

Allerdings räumt, wie gesagt, Westermarck ein, dass bei manchen Völkern vor oder nach der Ehe ein freier Geschlechtsverkehr stattfindet. Er macht aber darauf aufmerksam, dass in jenen Völkern dennoch stets die Gewohnheit einer sorgfältigen Wahl sich ausbildet, durch welche die Verbindungen relativ dauernd werden. Er erwähnt zum Beispiel die Tounghtas Indiens, deren Geschlechtsverkehr vor der Ehe frei ist, jedoch fast immer zur Ehe führt. Dieses Volk spricht mit Abscheu von der Prostitution. Wir müssen hier allerdings Westermarck einwenden, dass an sich die Promiscuität noch keine Prostitution zu sein braucht, da letztere den Begriff des Verkaufs des eigenen Leibes involviert, was bei der Promiscuität nicht der Fall wäre. Dabei bleibt aber gegen die Annahme einer ursprünglichen Promiscuität bei den wilden Völkern der Einwand bestehen, dass eben, sobald Freiheit für beide Geschlechter herrscht, der monogamische Trieb des Weibes und die Eifersucht beider Geschlechter die Ehe doch stets wieder einführen. Eine wirkliche Promiscuität könnte nur durch eine Art Obligatorium durchgeführt werden, wie ein solches bei der Oneida-Kolonie in New-York seinerzeit stattfand, deren Angehörige sich zum freien Geschlechtsverkehr verpflichteten.

Vor der Reformationszeit bestand in Schottland die eigentümliche Sitte des „hand-fasting“, bei welchem sich die jungen Männer auf öffentlichen Märkten für ein Jahr weibliche Gefährtinnen aussuchen durften. Nach einem Jahre waren aber beide wieder frei und konnten nach Belieben heiraten oder nicht.

Anderseits erwähnt Lubbock gewisse Sitten Griechenlands und Indiens (Phallusdienst), bei welchen sich die jungen Mädchen allen Männern hingeben mussten. Es handelt sich aber nicht um Urvölker, sondern um den Erotismus zivilisierter Völker. Manche wilden Völker leihen ihre Töchter oder Dienerinnen, selten ihre Eheweiber, an ihre Gäste. Auch gab (und gibt) es vielfach bei solchen ein „j u s p r i m a e n o c t i s“ (Recht auf die erste Nacht), das aber nur Häuptlingen, Königen oder Priestern zukam und ihnen

erlaubte, jede Neuverheiratete in der ersten Nacht nach der Hochzeit sexuell zu gebrauchen, bevor der Ehemann in seine Rechte trat. Dies, wie die früheren analogen Vorrechte resp. Missbräuche europäischer Edelleute und Grundbesitzer ihren Leibeigenen oder Bauern gegenüber, sind alles barbarische Sitten, die auf dem Recht des Stärkeren fussen, jedoch keine Promiscuität, wie es Lubbock haben will.

In manchen Ländern waren und sind noch Buhlerinnen und Konkubinen hochgeschätzt; auch dies ist aber noch keine Promiscuität. Morgan hat seine Promiscuitätslehre aus gewissen Sprachausdrücken zur Benennung der Verwandten bei gewissen Wilden abgeleitet. Doch ist dies ein Fehlschluss, zu dem sich Morgan durch gewisse Unklarheiten in der Sprache dieser Naturvölker, wie sie noch mehr vorkommen, verleiten liess. Schon der Umstand, dass eine Anerkennung der Verwandtschaft besteht, führt seine Behauptung *ad absurdum*. In den sechziger Jahren fand Bachofen, dass im Altertum eine Kinderbenennung nach der Mutterlinie gebräuchlich war, und es steht nun fest, dass dieses System bei sehr vielen Völkern, vielleicht bei der Hälfte, bestand, während bei den anderen (zum Teil bei den rohesten) die Vaterlinie massgebend war. Mac Lennan will nun aus jener sogenannten Mutterschaft (Matriarchat) die Promiscuität ableiten, was aber ebensowenig angeht. Die Mutterschaft kann durch direkte Beobachtung erkannt werden. Die Feststellung der Vaterschaft beruht dagegen auf einer Schlussfolgerung. Allerdings scheinen alle Völker den Anteil des Vaters an der Zeugung „entdeckt" zu haben. Manche übertreiben ihn, halten ihn für übernatürlich etc. Daher kommt auch die sonderbare Sitte gewisser Völker, dass nach einer Geburt der Vater sich ins Bett legt und fastet. Die Benennung nach der Mutterlinie erklärt sich aber nach Westermarck viel einfacher und natürlicher durch die intimeren Beziehungen der Kinder zur Mutter. Besonders die unmündigen Kinder folgen der Mutter, wenn sie sich vom Vater trennt. Spezieller bei den kurz dauernden Ehen mit Frauenwechsel und bei der Vielweiberei ergibt sich die Sache eigentlich von selbst, während bei den monogamischen Völkern die Benennung nach der Vaterlinie vorherrscht. Da, wo die Sitte der Onkelherrschaft besteht, wo das Weib zuerst in ihrer Familie verbleibt, bis sie ein Kind hat, ergibt sich die Benennung nach der Mutterlinie auch sehr natürlich. In denjenigen japanischen Familien, die nur Töchter haben, nimmt der Mann der ältesten

ihren Familiennamen an. Bei Wilden übt der Name einen hohen Einfluss aus. Da, wo Rang und Eigentum sich bloss in weiblicher Linie vererben, werden stets die Kinder nach der Mutter genannt. Es handelt sich also, wie man sieht, um sehr komplizierte Verhältnisse.

H. Maine zeigt, dass die Prostitution und die Promiscuität zur Unfruchtbarkeit und zum Verfall führen.

Bei der sehr seltenen und sehr eigentümlichen zum Beispiel in Tibet herrschenden Polyandrie haben meistens mehrere Brüder das gleiche Weib. Doch ist zu gleicher Zeit in der Regel nur einer zu Hause. Im fünfzehnten Jahrhundert hatte auf den kanarischen Inseln jedes Weib drei Männer, doch der Reihe nach, jeden Monat einen, und derjenige, der sie im nächsten Monat haben sollte, musste zugleich für sie und für die zwei anderen Männer sorgen. Die Polyandrie ist übrigens aus Weibermangel entstanden und ist den rohesten Völkern ein Greuel.

Der klarste Gegenbeweis gegen die Promiscuität liefert aber die Eifersucht der Männer, die stets und bis heute geherrscht hat. Die Polyandrie ist nur bei Völkern möglich, die keine Eifersucht kennen. Sie führt nie zum Gedeihen eines Stammes, vielmehr sind die wenigen Völkerschaften, wo sie im Brauch steht, alle ziemlich verkommen und nehmen ab. Die Eifersucht der Wilden ist in der Regel so enorm, dass, wo eine Frau sich eine Untreue zuschulden kommen lässt, sie meist mit dem Verführer getötet wird. Häufig wird ihr auch die Nase abgebissen und dergleichen mehr. Aus der Eifersucht leitet sich die Forderung der Keuschheit für die Braut ab. Es verbinden sich mit diesen Dingen vielfach religiöse Vorstellungen (zukünftiges Leben), weshalb nicht selten die Keuschheit, sogar der Tod oder allerlei Qualen vom Weibe nach dem Tode ihres Mannes gefordert werden. Im allgemeinen wird die Wiederverehelichung des Weibes, selbst da, wo sie gestattet ist, als tadelnswert betrachtet.

Man darf nicht vergessen, dass bei den meisten Wilden das Weib als Eigentum ihres Mannes gilt. Wird daher eine Ehefrau einem Gaste geliehen, so ist das nicht als Promiscuität zu deuten, sondern als Geschenk der Gastfreundschaft, etwa wie ein Gastmahl zu betrachten. Diese Völker fühlen eben ganz anders als wir.

Bei Herdengruppen hatten stets die stärksten (älteren) Männer die jüngsten, hübschesten Frauen und hüteten sich wohl überall, sie mit den schwächeren zu teilen.

Kurz, es gibt nicht den Schatten eines Beweises für die Promiscuitätslehre, die nur auf hypothetischen Konstruktionen beruht.

4. Ehe und Ehelosigkeit.

Bei Tieren kommt eine freiwillige sexuelle Enthaltsamkeit höchstens bei gewissen verwitweten Vögeln vor (bei Weibchen, und auch da nur sehr selten). Bei wilden Menschen heiratet fast jedes Individuum; das Weib betrachtet die Ehelosigkeit oder das Witwentum nahezu dem Tode gleich. Ledige Personen werden gleich Dieben oder Hexen verachtet; ein lediger Mann ist für Wilde kein Mann. Demgemäss heiraten die Wilden viel jünger, als die Zivilisierten, zuweilen sogar, bevor die Befruchtung möglich ist (Grönländer). Männer heiraten bei gewissen Indianern sogar mit neun oder zehn Jahren, gewöhnlich zwischen vierzehn und achtzehn Jahren, die Mädchen gewöhnlich zwischen neun und zwölf Jahren. Das Cölibat ist sogar bei manchen relativ zivilisierten Völkern so verachtet, dass noch die Geister jung und ledig Verstorbener verheiratet werden. Selbst bei den Griechen waren die Ledigen strafbar und bei den Römern waren sie hoch besteuert. Ueberall sieht man beim Sittenverfall der Völker die Ehelosigkeit überhand nehmen. Die alten Germanen heirateten allerdings relativ spät, aber fast alle.

Freilich bedingen ein hoher Kaufpreis der Weiber und die Polygamie die Ehelosigkeit vieler armer Männer. Doch ist die Sache meistens nicht so schlimm, dass nicht jeder arbeitsame Jüngling sich ein Weib erwerben könnte. Jedenfalls war die Ehelosigkeit in den frühesten Stufen der Menschheit am seltensten; heute dagegen rauben die Prostitution und die Polygamie den Wilden ihre Weiber.

Am ungünstigsten für die Ehe ist die Kultur, besonders in den Städten, wo zugleich das Alter der Verehelichung höher wird, obwohl wir in Europa mehr Frauen als Männer haben. Geldmangel und schlechter Erwerb drücken die Zahl der Ehen bei Kulturvölkern hinunter. Bei Wilden umgekehrt sind Weiber und Kinder eine Hauptquelle des Reichtums, weil sie arbeitsam und bedürfnislos sind. Das ist bei unseren Bauern auch teilweise der Fall Beim Bürgerstand dagegen ist das Weib hauptsächlich kostspielig und die Kindererziehung teuer. Ferner wird beim Mann

das Verehelichungsalter durch die Dauer der geistigen oder Berufsausbildung und durch den Militärdienst hinaufgerückt, sodass das Cölibat zur Zeit des mächtigsten Sexualtriebes erzwungen wird. Je höher die Kultur, desto höher wird das Alter der Verehelichung bei beiden Geschlechtern. Durch die Verfeinerung und Vervielfältigung der Genüsse nimmt auch bei raffinierter Kultur der Reiz der Ehe ab.

Endlich und vor allem sagt mit Recht die New-Yorker Zeitschrift „The Nation“, dass durch die Kultur die idealen Ansprüche gesteigert werden, sodass für einander passende Frauen und Männer sich immer weniger finden. Die Ansprüche der Menschen werden immer komplizierter und daher die Anpassung schwerer. Immerhin muss ich wieder daran erinnern, dass viele Romanschriftsteller sich darin gefallen, Psychopathen mit extremen Gefühlen und Leidenschaften als Typen der Normalität zu schildern, weil der wirklich normale Mensch ihnen zu prosaisch und langweilig erscheint. Da die von ihnen suggerierte moderne Gesellschaft von Psychopathen hochgradig durchsetzt ist, haben sie an Vorbildern keinen Mangel. Es bleibt nichtsdestoweniger verfehlt, dieselben immer in den Vordergrund zu stellen. Hochbegabte Kulturmenschen mit gutem geistigen Gleichgewicht sind in der Ehe sehr anpassbar und nicht immer so besonders anspruchsvoll. Höhere, idealere Anforderungen an die Ehe erschweren anderseits freilich ihre Schliessung. Westermarck lässt in vorsichtiger Weise die Frage unbeantwortet, ob auch zukünftig die Ehe weiter abnehmen wird.

Bei vielen Wilden herrscht die sonderbare Vorstellung, dass den geschlechtlichen Beziehungen überhaupt etwas Unreines anhafte, weshalb ein Schleier der Scham über sie geworfen wird. Aus solchen Vorstellungen leitet sich das Cölibat in vielen Religionen ab. Keusche Mädchen wurden bei vielen Völkern heilig gesprochen, zum Beispiel die Vestalinnen der Römer. Buddhas Mutter ist heilig und rein, weil Buddha übernatürlich empfangen wurde. Ein geweihter buddhistischer Mönch darf „nicht einmal mit Tieren“ geschlechtlichen Umgang pflegen. In China gibt es ein Priester-Cölibat.

Auch bei den Hebräern, besonders bei den Essenern, fasste die Idee Fuss, die Ehe sei unrein, was offenbar einen grossen Einfluss auf das Christentum übte. So erklärt Paulus das Cölibat für höher als die Ehe. So bildete sich bei Kirchenvätern die Idee,

die Unterdrückung aller Sinnlichkeit sei eine himmlische Kardinaltugend und hätte Gott im Paradies eine Fortpflanzung der Menschen ohne sexuellen Umgang beabsichtigt, wenn Adam nicht gefallen wäre. Solche Menschen wären unsterblich gewesen. Die Erde sei mit Ehe, der Himmel mit Jungfräulichkeit gefüllt (Jeremias). In diesen Ideen wurzelt das Priester-Cölibat.

Westermarck glaubt, diese Idee der Unreinheit des sexuellen Verkehrs stamme vielleicht aus der instinktiven Abneigung gegen den geschlechtlichen Verkehr der Mitglieder einer und derselben Familie untereinander ab. Aus dem Familienkreis verbannt, bekommt der sexuelle Verkehr im ganzen den Stempel des Unreinen, die Schamhaftigkeit Verletzenden und dieser Stempel wird durch Ideen-Association auch auf die legale Ehe ausserhalb der Familie übergetragen. Uebrigens kommt beim religiösen Cölibat der Asketismus hinzu. Ferner ist die erwähnte Vorstellung durchaus nicht allgemein.

5. Werbung etc.

Es ist ein Naturgesetz, dass die männliche Keimzelle sich zur weiblichen hinbewegt und nicht umgekehrt. Die Ausnahmen sind sehr selten. Die weiblichen Zellen sind grösser und werden in geringerer Zahl erzeugt. Dementsprechend ist auch bei der Begattung, d. h. bei der Verbindung der ganzen Individuen, auch beim Menschen das Männchen der tätige Teil, der Werber. Immerhin gibt es einige Völker (Paraguay, Moquis, Garos), bei welchen das Weib den Antrag stellt. Die Kämpfe der Männchen um den Besitz der Weibchen (Hirsche, Hähne etc.) sind bei Tieren allbekannt. Auch bei gewissen Indianern gibt es Ringkämpfe, bei welchen der Besiegte seine Frau hergeben muss. Hierher gehören ferner die Wettkämpfe der alten Griechen um ein Weib (z. B. der Freier um den Besitz der Penelope). In Irland kam ähnliches bis in das letzte Jahrhundert vor. Anderseits will bei Wilden, sogar bei Vögeln, vielfach das Weibchen nicht durch Kämpfe, sondern durch Courmacherei gewonnen werden. Bei gewissen Wilden kommen auch Weiberkämpfe um Männer vor; doch bildet die Koketterie in allen ihren, auch gemilderten Abstufungen, die gewöhnliche Form der weiblichen Werbung.

Bei vielen, vielleicht bei den meisten Völkern, durften die Weiber wenigstens eine Werbung ablehnen.

Wir verweisen übrigens auf Kapitel IV, 3: der Flirt.

6. Anziehungsmittel.

Die Eitelkeit ist urmenschlich. Der Schmuck wird selbst von den wildesten und rohesten Völkern gesucht. Zu den Anziehungsmitteln beider Geschlechter gehören bei diesen die Tättowierung, Lippen-, Nasen-, Ohren-, Arm- und Fussringe, Bemalung etc. Ein Santal-Weib kann bis dreissig Pfund Schmuck am Leibe tragen. Die tollsten Verirrungen kommen da vor, wie z. B. das Ausschlagen von Zähnen aus Eitelkeit. Mancher derartige Unsinn ist mit religiösen Vorstellungen verknüpft, wenn auch mehr mit sekundären und unwesentlichen. Der wahre Urgrund ist die mit Eitelkeit verbundene sexuelle Gefallsucht. Auch die Kleider der wilden Rassen sind, wenigstens in warmen Ländern, nur aus der Putz- und Gefallsucht hervorgegangen. Die damit verbundenen religiösen Sitten sind durchaus nicht ursprünglich, sondern aus dem Sexualtriebe und der Eitelkeit herausgewachsen und wurden erst später, nachdem sie sich eingebürgert hatten, mit Mystik umgeben und der Religion einverleibt.

Die Tättowierungen sind durchaus nicht immer hässlich, sondern manchmal in ihren Linien künstlerisch. Bei den Wilden sind die Männer im ganzen koketter, schmuck- und putzsüchtiger, als die Weiber. Doch hängt dies nicht mit der Unterdrückung der Frauen zusammen, denn die freieren unter ihnen sind oft viel weniger tättowiert und bemalt, als die sklavisch behandelten, sondern es erklärt sich daraus, dass bei den Wilden das Risiko ledig zu bleiben nur für Männer besteht, weshalb sie mehr Mühe auf den Schmuck verwenden. Die wilden Weiber legen im ganzen weniger Wert auf eigenen Putz als auf den ihrer Männer, deren Eitelkeit in erster Linie sich nach dem Geschmack der Weiber richtet. Zum Teil bestehen auch die Schmucksachen der Männer in Sieges-Trophäen. Bei den civilisierten Völkern haben die Männer durchschnittlich viel mehr Auswahl und bleiben viele Weiber sitzen, weshalb letztere mehr Werbungskünste für sich anwenden und sich mehr schmücken. Als letzter Rest des Putzgeschmackes der Wilden sind bei uns die Ohrringe geblieben.

Woher kommt die Schamhaftigkeit des Menschen in Bezug auf seine Geschlechtsorgane? Die Tiere besitzen nichts derartiges. Der Psychologe Wundt behauptet, der Mensch allein besitze durchgängig Schamhaftigkeit. Das ist unrichtig. Viele Völker zeigen keine Spur davon, oder bedecken ganz andere Teile, als die Ge-

schlechtsteile. Bei den einen gehen die Männer, bei den anderen die Weiber, der Sitte nach, ganz nackt. Ursprünglich sind die Kleider nur als Zierrat oder gegen Kälte in Gebrauch gekommen. Die Massai-Männer schämen sich sehr, ihren Penis zu bedecken und finden anständig, ihn zu zeigen. Auch die Gürtel und ähnliche Kleidungsstücke der wilden Frauen sind Schmuck- und Anlockungsmittel und haben mit Schamgefühl nichts zu tun. In einer Gesellschaft, wo alles nackt geht, ist die Nacktheit selbstverständlich und wirkt weder erotisch noch beschämend. Dagegen wirkt die Sitte, die Geschlechtsteile zu zieren, als mächtiges Anlockungsmittel bei Weibern und Männern. Die durchsichtigen kurzen Röckchen einer Ballet-Tänzerin sind tatsächlich viel unzüchtiger, als die Nacktheit der wilden Frauen. Ein grosser Naturforscher sagte, Verhüllungen können verlockender sein als Blosstellungen. Mit Recht bemerkt Snow, dass der Verkehr mit nackten Wilden weniger sinnliche Gefühle erregt, als der Umgang mit ganz- oder besonders halbbekleideten Damen der eleganten Gesellschaft. Reade sagt sogar: „Nichts ist so moralisch und so ungeeignet, die Leidenschaft zu erregen, wie die Nacktheit. Selbstverständlich gilt dies nur, wenn dieselbe zur gewohnten Sitte geworden ist.

Fromme Herrschaften meinten, mit der Kleidung den Wilden Schamgefühl beizubringen und bewirkten das Gegenteil. Wilde Frauen fanden die Bedeckung ihrer Sexualteile schändlich und schamlos. Wallace fand einen nackten Stamm, bei welchem ein Mädchen ein Röckchen besass, sich aber so schämte, es anzuziehen, wie etwa bei uns ein Weib sich schämt, vor Fremden sich zu entkleiden.

Mit der Gewöhnung an Bekleidung wird erst die Nacktheit sexuell erregend. So wird künstlich ein aus der Bekleidungssitte hervorgegangenes Schamgefühl gezüchtet, das besonders bei älteren Frauen immer stärker wird. Bei den letzteren beruht dies wohl nicht nur auf der Länge der Angewöhnung, sondern auch auf dem Gefühle des Verfalls ihrer Reize, die sie daher um so sorgfältiger zu verbergen trachten. Hierin liegt ein Teil instinktives weibliches ästhetisches Gefühl.

Bei Wilden sieht man Orgien, Feste und Gelage, welche sie als Anlass zur Anlegung von Kleidungsstücken und besonders von Schürzen über die Geschlechtsteile benutzen, wodurch gerade die Weiber die Männer zu reizen suchen. Ueberdies ist bei Wilden eine kärgliche Kleidung bei Männern üblicher als bei Weibern, die häufig ganz nackt gehen.

Später, als die Bedeckung allgemeine Sitte geworden war, wirkte umgekehrt die Entblössung anlockend und wurde als schamlos betrachtet, so die Entblössung der Füsse bei den Chinesinnen, des Gesichtes bei den Mohamedanerinnen etc. Gewisse Wilde schämen sich sogar ihre Fingerspitzen zu zeigen.

Gewisse Sitten, wie die Beschneidung (Ausschneiden der Vorhaut bei den Knaben) bei den Juden, Polynesiern, Australiern etc., die künstliche Ausdehnung der Schamlippen bei den Hottentotten-Weibern, Malayinnen und Nord-Amerikanerinnen, begannen nach Westermarck zu allererst als Reizmittel für die Männer, zur Anlockung und zu Erregung ihres Sexualtriebes oder um demselben eine Abwechslung zu bieten. Erst später wurden sie durch Sitten und Gewohnheiten geheiligt, teilweise zu Religionsbestandteilen gemacht. Bei den praktischen Juden mag auch der hygienische Vorteil der Beschneidung mitgewirkt haben.

Mit einem Wort erregt jede Abweichung von einer einmal gewohnten Sitte das Schamgefühl, nicht nur in sexuellen, sondern auch in anderen Dingen. Die meisten Kinder schämen sich, anders zu handeln, als ihre Kameraden oder Geschwister. Alle Sittlichkeits- oder Schamgefühle besitzen konventionelle Objekte. Wilde Weiber lachten herzlich, als nackte Gefährten Livingstones ihnen aus Schamhaftigkeit den Rücken drehten. Das Schamgefühl beruht also nur auf der ungewohnten Verletzung irgend einer gewohnten Sitte und das ungewohnte Benehmen eines Geschlechtes (besonders der Frauen) pflegt gerade deshalb die sexuelle Begierde des anderen in vielen Fällen zu erregen.

7. Freiheit der Wahl.

Sehr oft haben bei Wilden die Frauen nicht das Recht, über ihre Hand zu verfügen. Sehr oft aber auch besitzen sie es. Ersteres ist bei ihrer Eigenschaft als käufliche Ware nicht zu verwundern. Bei den Eskimos wird jedes Weib bereits bei ihrer Geburt einem Knaben vergeben. Bei den Buschmännern, Ashantis etc. wird sogar vorsorglich schon im Mutterleib das zukünftige Mädchen verlobt, falls es ein solches wird! Meistens sind es mütterliche Verwandte, die mit der Mutter über die Verlobung entscheiden.

Sehr oft jedoch ist die Einwilligung des Weibes erforderlich, oder ist die Ehe erst nach der Geburt des ersten Kindes gültig und wird die Gültigkeitserklärung durch die Weigerung des Weibes

verhindert. In Amerika kommt letzteres viel vor; dann entflieht das Weib mit ihrem Geliebten und läuft dem aufgezwungenen Manne davon. Auf solche Weise wird die Entführung bei manchen Völkern allmählig zu einer anerkannten Institution. Als ich in Bulgarien 1891 reiste, erfuhr ich von meinem bulgarischen Begleiter, dass dazumal noch der bulgarische Bauer seine Braut ihrem Vater für 200 bis 300 Franken abkaufte! Verlangte jedoch der Vater zu viel, so entführte und deflorierte er sie. Dann wurde geheiratet, und der Vater erhielt nichts. Bei manchen Völkern wählt das Weib unter vielen Männern und ist reine Herzensneigung Gesetz, sodass die Eltern nichts machen können; so bei den Minahassern in Celebes. Aber der junge Mann muss die übliche Mitgift zahlen. Aehnlich ist es bei den Tuaregs und anderen mehr.

Alles in allem kommt Westermarck zu dem Schluss, dass im Urzustand der Menschheit die Weiber eine viel freiere Wahl hatten als später. Die Kaufehe bildete eine spätere Mittelstufe. Als die komplizierter gewordenen, ersten Kulturmenschen den Wert der weiblichen Arbeit erkannt hatten, fingen die Väter an, ihre Töchter zu verkaufen. In ähnlicher Weise verkaufen heutige Wilde ihre Frauen zur Prostitution an die Weissen. Zur Urzeit jedoch, wo noch weder Kultur, noch Geld, noch eigentliche Arbeit vorhanden waren, verdiente jedes Individuum durch Kampf allein sein Leben und hatte der Vater daher so wenig Grund oder Möglichkeit, seine Tochter als Sklavin zu verkaufen, wie heute ein Orang-Utang- oder ein Gorillavater die seinige. Man darf auch nicht die Raubehe, die im Verlauf eines Krieges eroberte Weiber ohne ihre Einwilligung vermählt, mit der Entführungsehe verwechseln, die mit Einwilligung des Mädchens geschieht.

Bei Wilden sind auch die Knaben meist Eigentum des Vaters, der sie verkaufen und selbst töten darf. Dies hört aber mit der Mannbarkeit auf; dann darf der Jüngling meistens heiraten, wie er will, ohne von den Eltern gezwungen werden zu können. Immerhin gibt es viele patriarchalische Völker (gewisse Indianer, Asiaten), bei welchen der Vater über eine ungeheure Macht verfügt, je älter er ist, desto mehr verehrt wird und alles besitzt. Sämtliche Kinder und Kindes-Kinder essen mit ihren Frauen und Kindern an seinem Tische etc. Keine Ehe seiner Nachkommen darf ohne seine Zustimmung abgeschlossen werden und dergleichen mehr. Die Folgen des Patriarchats sind sehr schlimme und sehr unsittliche. Der Patriarch missbraucht seine Macht, gibt seine alten

Weiber den Kindern und nimmt ihnen die jungen weg. Das reinste, sittlichste japanische Mädchen muss auf Befehl ihres Vaters von heute auf morgen ins Bordell und sich für immer prostituieren. Ueber Leben und Tod seiner Kinder (auch der männlichen) verfügt ein solcher Patriarch. Daraus entstand der Ahnenkultus. Heute sehen wir eine derartige Unsittlichkeit in Russland, wo es gang und gebe ist, dass der Vater die Frauen seiner Söhne sexuell missbraucht. Die Folge des Patriarchats ist somit die ärgste Tyrannei des Familienoberhauptes, das wie ein Gott verehrt wird. In romanischen Ländern besteht noch vielfach ein darauf zurückzuführendes Gesetz, nach welchem sogar majorenne Männer und Mädchen, oft bis nach dem dreissigsten Jahre, formell nicht ohne Einwilligung ihres Vaters heiraten dürfen. Um ihren Willen durchzusetzen, müssen sie ihre sogenannten „sommations respectueuses“ dem Vater einsenden.

Wir sehen somit, dass in Bezug auf Wahlfreiheit die ganz wilden Urvölker unseren modernsten Anschauungen am nächsten stehen und am freiesten sind. Dazwischen liegt eine Jahrtausende alte barbarische Verirrung als Mittelstufe: Die Kaufehe und die patriarchalische Autokratie. Derartige Verirrungen auf einer Mittelstufe der Kultur gibt es noch manche und hat es manche gegeben. Als solche erwähne ich nur die Tortur, die Sklaverei und die heute noch florierende Sitte des allgemeinen Gebrauches narkotischer Mittel, speziell des Alkohols.

8. Geschlechtliche Zuchtwahl.

Unter geschlechtlicher Zuchtwahl versteht man die Auswahl der Weibchen durch die Männchen und der Männchen durch die Weibchen behufs Begattung. Bei Wirbeltieren wählt viel allgemeiner das Weibchen, als das Männchen. Das Männchen ist nämlich viel mehr bereit, sich mit jedem Weibchen zu paaren, als umgekehrt. Man kann gewiss voraussetzen, dass dies auch beim Urmenschen der Fall war, besonders als es noch eine Brunstzeit gab, denn da war der Sexualtrieb stärker. Uebrigens sind heute noch unsere Frauen durchschnittlich wählerischer und strenger als die Männer. Schon bei der Hybridation ist das Männchen gewöhnlich derjenige Teil, der gegen den Art-Instinkt aktiv verstösst. Sklavinnen entfliehen oft ihren freien Gatten, nie aber Sklaven ihren freien Gattinnen. Ueberall zeigt sich das Weib wilder Völker wählerischer.

Bei Mischlingen gehört fast immer der Vater der höheren Rasse an, nicht umgekehrt. Sehr selten tritt ein weisses Weib mit einem Neger in Ehe. Das gleiche gilt bei uns: Ein fein gebildetes Mädchen will keinen ungebildeten Mann, während das Umgekehrte häufig vorkommt.

Besonders bei Wilden zieht das Weib den kräftigsten, gewandtesten, feurigsten, herausforderndsten Mann vor. Die „Helden" spuken stets im Frauenhirn, das dem Sieger gern folgt. Das Ideal gewisser wilder Weiber in Borneo ist ein Mann, der viele Feinde getötet hat und deren Köpfe besitzt. Diese Züge entsprechen sehr der natürlichen Zuchtwahl, indem dadurch stärkere Nachkommen und bessere Beschützer gewonnen werden.

Auf der anderen Seite treibt es den Mann nach einem gesunden, wohlgestalteten jungen Weibe. Auf dieser Basis hat die griechische Kunst Eros und Aphrodite gestaltet und letztere als Göttin der Liebe und der Schönheit zugleich bezeichnet.

Der Begriff der Schönheit ist ein sehr relativer. Die Australier lachen über unsere langen Nasen und die Cochinchinesen über unsere weissen Zähne und über unsere rosigen Wangen, die ersteren mit denjenigen eines Hundes und letztere mit Kartoffelblüten vergleichend. Bei einem wilden Volk schnüren sich die Weiber unter den Knien, damit ihre Beine oedematös schwellen, was bei ihnen zum Schönheitsbegriff gehört. Die Chinesen bewundern verunstaltete Weiberfüsse und hohe Backenknochen. Bei jedem Volke entspricht der Begriff der Schönheit dem Idealtypus seiner Rasse für jedes der beiden Geschlechter. Im allgemeinen werden beim Manne die Muskeln, beim Weibe die Körperfülle bewundert, weshalb recht dicke, fette Weiber vielfach beliebt sind. Die Hottentotten lieben die unglaublichen Hängebrüste ihrer Frauen, die sie über den Rücken schlagen, um ihre Säuglinge von hinten zu säugen, sowie ihre künstlich verlängerten Schamlippen.

Es gibt also wenig allgemeine Merkmale der Bevorzugung; diese sind die Idealität des Rassentypus und die Gesundheit für beide Geschlechter; ferner Fett und Schmiegsamkeit beim Weibe, Kraft und Gewandtheit beim Manne. Alles andere ist relativ und variabel und hängt ab vom Lokalstandpunkte, von den Sitten, den Rassen etc. So werden je nachdem Tättowierungen, gewisse Arten des Bart- und Haarwuchses, Umgestaltungen der Nase, des Schädels, der Füsse etc. vom lokalästhetischen Standpunkt aus gepriesen. Gewöhnlich werden dabei Rasseneigentümlichkeiten vergöttert. So

wird der Busen seiner Schönen von dem weissen Europäer mit Schnee und von dem dunkelgelben Malayen mit Gold verglichen. In Coromandel malen die Eingeborenen ihre Götter und Kinder schwarz, ihre Teufel aber weiss.

Der Zusammenhang zwischen der sexuellen Liebe und der Schönheit beruht nicht auf ästhetischem Gefühle, denn letzteres ist uneigennützig, die sexuelle Liebe aber, als ursprünglicher Instinkt, eigennützig. Er beruht vielmehr auf der instinktiven Forderung von Gesundheit bei der sexuellen Liebe, wenn auch, wie wir sahen, die Sitten manche Verirrungen zeitigen. Instinktiv wird der ideale Rassentypus wohl deshalb gesucht, weil grosse Abweichungen von demselben mehr oder weniger pathologisch zu sein pflegen und daher durch die sexuelle Zuchtwahl instinktiv ausgemerzt werden.

Auch bei Wilden herrscht die Macht der Mode. Diese ist aber bei ihnen weniger veränderlich als bei uns und die Abwechslung in ihrem Schmuckgeschmack bewegt sich in dem engen Rahmen ihrer Sitten.

Das Klima wirkt natürlich stark auf den Rassen-Typus und eine Anpassung der Rassen an das Klima findet allgemein statt. So werden die Europäer in den Tropen dunkler und die Neger und Indianer im Norden heller.

9. Aehnlichkeitsgesetz; Bastarde.

Instinktiv wird jede Art von der Paarung mit einer anderen, wie etwa von einem Gift, abgestossen. Natürliche Bastarde sind daher selten und nur bei Pflanzen und Haustieren etwas häufiger. Die Fruchtbarkeit der Bastarde nimmt bei Paarung untereinander fast immer ab.*) Es ist daher begreiflich, dass der Instinkt zu solchen nutzlosen Paarungen allmählig schwindet. Die moralischen Begriffe pflegen den Instinkten zu folgen und so kam man dazu die Sodomie (Paarung mit Tieren) als arges Verbrechen anzusehen. Sie kommt besonders bei Isolierung eines Geschlechtes oder als pathologische Perversion vor. Aber auch zwischen verschiedenen

*) R. Semon (Die Mneme) erklärt die Unfruchtbarkeit der Bastarde in treffender Weise durch die Verwirrung, die eine zu grosse Zahl disparater Engramme in die Homophonie der individuellen Mneme bringt. Bei mässiger Verschiedenheit der Erzeuger kann jedoch die Homophonie noch gut hergestellt werden und wirken alsdann die Differenzen ungemein anregend auf die Entwicklung.

Rassen besteht bei Tieren und Menschen ein gewisser Widerwille, so zum Beispiel zwischen den Schafen und zwischen den Pferden verschiedener Rassen, zwischen Weissen und Negern oder Indianern u. s. w. Doch gibt es in Südamerika sehr viele Bastarde; in Mexiko bilden sie sogar zwei Drittel der Bevölkerung.

Broca hat behauptet, die menschlichen Bastarde, die aus der Kreuzung entfernter Rassen (z. B. zwischen Engländern und Negern oder Australiern) hervorgehen, seien ziemlich unfruchtbar. Westermarck bestreitet dies. Doch gibt er zu, dass nach einigen Generationen solche Bastardenrassen abgeschwächt werden. Tatsache ist es auch, dass die Misch-Ehen zwischen Juden und Europäern im Durchschnitt sehr wenig fruchtbar sind. Diese Frage ist noch nicht genügend abgeklärt. Immerhin kann man sagen, dass die Mulatten oder Bastarde zwischen Negern und Weissen eine degenerierte, kaum lebensfähige Sippe bilden, wenn sie nicht ganz in die eine oder andere Ursprungsrasse zurückschlagen. Dagegen scheinen die Mestizen oder Ladinos, das heisst die Bastarde zwischen Indianern und Weissen in Zentral- und Südamerika lebensfähig zu sein, wenn auch minderwertig werden zu wollen.

10. Verbot der Ehe zwischen Verwandten.

Fast ganz allgemein ruft beim Menschen die sexuelle Verbindung zwischen nahen Verwandten das Gefühl des Abscheus hervor und wird als „Blutschande“ gebrandmarkt. Ausnahmen sind sehr selten. Ganz besonders widert die Paarung zwischen Mutter und Sohn an. Dennoch gibt es bei den Kaniagmuten viele Paarungen, sowohl zwischen Eltern und Kindern, als zwischen Geschwistern, ebenso bei den Tinnehs und Tschippenas. Eine grosse Zahl anderer Völker gestatten wenigstens die Ehe zwischen den Geschwistern, die sonst meistens verabscheut wird. Bei den Weddas gilt die Ehe zwischen einem älteren Bruder und seiner jüngeren Schwester als sehr normal, diejenige dagegen zwischen einem jüngeren Bruder und einer älteren Schwester oder des Neffen mit der Tante als widernatürlich. Letzteres beweist bloss, dass Verbindungen junger Männer mit alten Weibern nicht natürlich sind. Bei Persern, Aegyptern, Syriern, Athenern und alten Juden kamen Ehen zwischen Geschwistern, besonders jedoch zwischen Halbgeschwistern vor. Ehen zwischen Onkeln und Nichten (seltener zwischen Tanten und Neffen) sind bald gestattet, bald verboten.

Ehen zwischen Geschwisterkindern sind in Europa, mit Ausnahme von Spanien und Russland, gestattet. Bei vielen Wilden gibt es Eheverbote zwischen Verwandten selbst bis in den dritten Grad. Ja, sogar die Mitglieder des gleichen Stammes (Clans) dürfen vielfach nicht untereinander heiraten, selbst, wenn sie nicht verwandt sind. Dieses System nennt man exogamische Ehe. Sie ist bei Australiern am höchsten entwickelt, die nur in entfernten Stämmen heiraten dürfen. Wir kommen darauf zurück. Somit dehnen die Wilden den Begriff der Blutschande in der grossen Mehrzahl noch viel weiter aus als wir. Warum?

Diese Frage wurde viel ventiliert. Früher sagte man, die Verwandtenheirat sei gegen Gottes Gebot, sie verletze die natürliche Schamhaftigkeit, oder sie verwirre die Verwandtschaft etc. Jetzt sagt man, sie sei schädlich für die Nachkommenschaft. Die Völkerkunde lehrt jedoch, dass mit diesem Gerede nicht viel anzufangen ist.

Ausser der Exogamie besteht auch, wie Mac Lennan bewies, bei vielen wilden Völkerschaften eine Endogamie, das heisst ein Verbot der Heirat mit fremden Stämmen.

Spencer und Mac Lennan haben verschiedene gesuchte Erklärungen dieser Dinge gegeben. Nach meiner Ansicht trifft hier wiederum Westermarck den Nagel auf den Kopf, indem er auf folgende Tatsachen aufmerksam macht.

Wie wir sahen, wird der Sexualtrieb, besonders beim Manne, durch Ungewohntes gereizt, durch Gewohntes abgestumpft. Nicht die Tatsache, dass ein Mann und ein Weib nahe verwandt sind, sondern diejenige, dass sie von frühester Jugend auf beisammen wohnen, stösst sie geschlechtlich von einander ab. In der Tat finden wir die gleiche sexuelle Abneigung zwischen Adoptiv-Geschwistern und intimen Jugendbekannten. Umgekehrt, da, wo Geschwister oder sonstige nahe Verwandte in frühester Kindheit durch Krieg oder dergleichen von einander getrennt wurden, da geschieht es nicht selten, dass sie, wenn sie später zufällig zusammen kommen, sich intensiv in einander verlieben. Es gibt somit keinen angeborenen Widerwillen gegen den sexuellen Verkehr mit Verwandten, wohl aber zwischen denjenigen Männern und Weibern, die von frühester Kindheit beisammen wohnen. Da solche meistens Blutsverwandte sind, erklärt sich alles sehr einfach und klar. Aus dieser Tatsache wird ebenfalls die Ursache der ganzen Exogamie verständlich, da die Mitglieder eines gleichen Stammes zu intim

zusammen verkehren. Gerade die kleinen, aus dreissig bis fünfzig Menschen mit nur wenigen Familien bestehenden Stämmchen besitzen die strengsten Gesetze gegen die Blutschande. Da, wo die Familien abgesonderter in eigenen Häusern leben, kommen solche Verbote nicht vor. Die endogamen Maoris halten viel auf das persönliche Besitzrecht und haben sehr weitläufige Dörfer. Bei ihnen sind die Verwandtenehen erlaubt. Somit findet man die Endogamie und die Verwandtenheirat besonders da, wo es kein Stammleben gibt und wo Verwandte einander wenig kennen und wenig mit einander verkehren. Der Widerwille gegen die Ehe eng Zusammenlebender hat sowohl die Verbote der Ehe zwischen Verwandten, als diejenigen zwischen Mitgliedern des gleichen Stammes erzeugt. Die gleiche Tatsache führte auch vielfach dazu, die Ehe mit angeheirateten Schwägern, Adoptiv-Geschwistern, Patenkindern etc. zu verbieten. Bei Völkern, die in sehr kleinen und engen Gemeinschaften leben, scheint die Endogamie überhaupt nicht vorzukommen.

Die Blutschande zwischen zusammenlebenden Verwandten hat ferner eine überall gleiche, natürliche Ursache: Der Mangel an Weibern bei ganz isoliert und abgesperrt lebenden Familien. So finden wir sie bei Kühern in ganz entlegenen Alpen in der Verbindung mit Sodomie und dergleichen. Sie ist ausserdem häufig bei psychopathologisch entarteten Familien, beruht aber dann auf psychopathologischen Trieben und Vorstellungen.

Bei einzeln lebenden Tieren, deren Familien sich bald auflösen (z. B. Katzen), ist die Paarung mit den nächsten Verwandten ganz gewöhnlich.

Wie steht es nun mit der naturwissenschaftlichen Begründung der ganzen Frage? Wir sehen durchweg einerseits, dass zu einer guten Zeugung die Artengleichheit gehört. Dies beweist die Lebensschwäche oder gar die totale Unfruchtbarkeit der Bastarde, die aus der Kreuzung entfernter Rassen oder Unterarten hervorgegangen sind. Anderseits aber sehen wir auch ebenso klar die Gefahren einer fortgesetzten Inzucht. Setzt man eine konzentrierte Inzucht bei Tieren durch viele Generationen fort, so erhält man bis fünfundzwanzig Prozent Totgeburten, während sonst nur acht Prozent stattfinden. Freilich fragt es sich, ob die Inzucht nicht nur dadurch schädlich wirkt, dass sie pathologische Fehler häuft. Anderseits muss Westermarck zugeben, dass es sehr schwer ist, den tatsächlichen Schaden der Inzucht (sogenannte Blutschande) beim

Menschen nachzuweisen. Dies ist auch nicht zu verwundern. Diejenige Inzucht, deren Schaden wir bei Tieren nachweisen können, bezieht sich auf eine während vielen Generationen fortgesetzte Begattung zwischen Geschwistern und Eltern. Solches kommt beim Menschen überhaupt nicht vor. Man konnte Tiere und Pflanzen während mehrerer Jahre durch Selbstbefruchtung fortpflanzen, ohne dass Nachteile sich zeigten. Bei Persern und Aegyptern fand eine relativ starke Inzucht ohne Schaden statt. Anderseits berichten Tierzüchter, dass ein Tropfen nicht verwandten Blutes genügt, um die schädlichen Folgen der Inzucht zu beseitigen. Solche Tropfen kommen beim Menschen, selbst bei der weitgehendsten Inzucht, immer zahlreich vor. Die Ptolemäer, die fast immer Schwestern, Nichten oder Basen heirateten, wurden weder kurzlebig noch unfruchtbar. Bei den Weddas auf Ceylon herrscht eine grosse Inzucht; sie zeugen nicht viele Geisteskranke, sind aber klein, wenig fruchtbar und im Erlöschen begriffen.

In Europa hat man viel Wesen aus den Geschwisterkinder-Ehen gemacht und immer wieder versucht, ihre Schädlichkeit nachzuweisen. Bei vorurteilsloser Prüfung sieht man jedoch, dass ein allfälliger Schaden stets nur durch Häufung gewisser pathologischer Familienfehler, wie Geisteskrankheiten, Bluterkrankheiten und dergleichen bei f o r t g e s e t z t e r Inzucht zustande kommt. Der gleiche Schaden erwächst jedoch aus der Heirat zwischen Geisteskranken, Blutern etc., die ganz verschiedenen Familien angehören. Es ist somit nicht die stets schwache menschliche Inzucht, sondern überhaupt die weitere Fortpflanzung pathologischer Keime als Ursache des Uebels anzusehen. Tatsächlich haben die statistischen Erhebungen bei Geisteskranken gezeigt, dass die Geschwisterkinder-Ehen bei der Erzeugung von Geisteskranken gar keine Rolle spielen.

Trotz allem und wohl durch die allgemeine Meinung beeinflusst, scheint Westermarck noch einigermassen an eine instinktive Abneigung gegen die Verwandtenehe zu glauben. Käme in unserer heutigen Gesellschaft eine solche, wie bei gewissen Tieren vor, so könnte ich ihm aus dem Grunde beistimmen, dass eine intensive fortgesetzte Inzucht schliesslich tatsächlich der Art schadet. Ich kann aber eine solche in unserer so kosmopolitischen und so ungemein gemischten modernen Gesellschaft absolut nicht mehr finden und muss vielmehr fest behaupten, dass die heute noch vorkommenden Paarungen zwischen verwandten Menschen so grosse Ausnahmen bilden, dass sie an und für sich nicht die mindeste Gefahr mehr

in sich bergen. Es ist nur noch der Rest eines Aberglaubens. Wir haben uns vielmehr gegen die Kindererzeugung durch pathologische Individuen und gegen die Blastophthorie zu wehren. Man darf nicht vergessen, dass die eigentliche Blutschande zwischen Eltern und Kindern oder zwischen Geschwistern heute fast nur noch bei degenerierten Psychopathen vorkommt. Man verwechselt somit hier die Ursache (Geistesabnormität) mit der Wirkung.

Westermarck führt noch ein typisches Beispiel an. In der Gemeinde Bats (3300 Seelen) heiraten seit Urzeiten alle Einwohner unter einander. Dennoch gibt es keine Entartungen und sind alle Leute dort sehr gesund.

Auf der anderen Seite ziehen sich in der Liebe Gegensätze instinktiv an, während sich grosse Aehnlichkeiten eher abstossen. Bernardin de St. Pierre sagt: „Liebe entsteht aus Gegensätzen und je grösser diese sind, desto mehr Kraft hat sie.“ Und Schopenhauer: „Jeder Mensch fordert vom anderen Geschlechte eine Einseitigkeit, die einen Gegensatz zu der eigenen bildet; der männlichste Mann sucht das weiblichste Weib und umgekehrt lieben schwache kleine Männchen grosse starke Frauen; stumpfnasige lieben lange Nasen, lange schmale Männer lieben stämmige Frauen, und das gibt mehr Fruchtbarkeit.“ Dieser Instinkt allein schützt schon vor der Inzucht, indem beide Geschlechter instinktiv Gegensätze suchen, die von der Inzucht abgeschwächt werden.

11. Die Rolle der Gefühle und der Berechnung bei der geschlechtlichen Zuchtwahl.

Jugend, Schönheit, Gesundheit, Schmuck und Flirt reizen die sexuelle Liebe. Hinzu gesellen sich aber viele Nebengefühle, wie diejenigen der Bewunderung, des Vergnügens am Besitz, der Achtung, des Mitleides, der Selbstgefälligkeit etc. Die Zuneigung ist zwar ein wichtiges, aber durchaus kein notwendiges Element der sexuellen Verbindung. Auf den niedrigen Stufen der Menschheit ist die Zärtlichkeit gegen die Kinder viel stärker, als die geschlechtliche Liebe selbst. Bei vielen wilden Völkern fehlt die Liebe des Mannes zum Weibe ganz oder fast ganz und umgekehrt auch diejenige des Weibes zum Manne. Hier beruht die Ehe nur auf gegenseitiger Konvenienz, dem Wunsch nach Kindern und dient der Bequemlichkeit und der Befriedigung eines tierischen Sexualtriebes. Dagegen herrscht bei den gleichen Völkern zärtliche Zuneigung der

Eltern zu den Kindern. Der Mann darf sein Weib schlagen; das Weib gilt aber als gemein und verbrecherisch, wenn sie ihre Kinder schlägt. Bei nordamerikanischen Indianern zum Beispiel ist die Liebe zum Weib so gut wie unbekannt. Bei anderen wilden Völkern dagegen (Tuaregs, Niam Niam's, Neukaledoniern, Tonganern z. B.) findet man eine wahre und tiefe Liebe, die sogar den Mann bis zum Selbstmord führen kann, wenn das geliebte Weib stirbt, oder dergleichen; so bei Tonganern und Australiern. Im ganzen entstehen Liebesgefühle eher infolge langen sexuellen Zusammenlebens und werden besonders durch die gemeinsame Kinderliebe gekittet.

Im allgemeinen hat sich die gegenseitige Zuneigung der Eheleute im gleichen Masse wie der Altruismus in der Kultur entwickelt. Die Zärtlichkeit und Verfeinerung der Liebe bei den höher zivilisierten modernen Völkern war den Wilden und den alten Kulturnationen unbekannt. In China gehört es zum guten Ton, sein Weib zu schlagen und wenn der arme Chinese seine Frau schonend behandelt, so geschieht es, um keines nachkaufen zu müssen. Unter Liebe verstehen die Araber nur den Geschlechtstrieb und bei den Griechen war es zum Teil auch so. Im zivilisierten Europa schreitet die Kultur im Sinne der Gleichstellung des Weibes vorwärts, so dass der Mann in seinem Weibe immer mehr eine ebenbürtige Gefährtin und nicht bloss eine Sklavin erblickt. Die Gemeinsamkeit der Interessen, der Ansichten, der Empfindungen, der Kultur bilden eine Vorbedingung für die Sympathie und begünstigen die Zuneigung. Freilich wird dem dadurch teilweise entgegengewirkt, dass die Liebe, wie wir sahen, durch Gegensätze erregt wird. Der Gegensatz darf aber eben daher nicht so gross sein, dass er die Sympathie ausschliesst. Ein zu grosser Altersunterschied ist der Zuneigung gefährlich, weil die Interessen und Ziele zu weit auseinander gehen. Aehnliche Bildungs- und soziale Stufen fördern auch die Liebe, wodurch die Klassen erhalten werden. Selten verliebt sich ein vornehmer Mann anders als nur sinnlich in ein Bauernmädchen, oder ein Handwerker in eine Dame. Meistens vermeiden es die Menschen, sich mit Individuen einer anderen Rasse und anderen Religion zu verheiraten.

Die Endogamie und die Exogamie bilden auch keine so absoluten Gegensätze, wie man zuerst meinen könnte. Selbst bei exogamen Völkern gibt es eine äussere Grenze, die nicht überschritten werden darf, denn auch solche verpönen vielfach die Ehe

mit anderen Rassen. Bei den Arabern ist zum Beispiel der Trieb zur ethnischen Absonderung so stark, dass das gleiche Beduinen-Weib, das sich ohne weiteres für Geld den Türken oder Europäern hingibt, sich durch eine gesetzliche Ehe mit solchen für lebenslänglich entehrt halten würde. So kommt es auch durch die Sitten zu einer Kasten- oder Klassen-Endogamie innerhalb des gleichen Volkes, so zum Beispiel beim Adel. Dies war früher in Europa, z. B. in Rom, durchgesetzt. Ein Patrizier durfte keine Plebejerin heiraten. In gleicher Weise gibt es auch eine Religions-Endogamie, zum Beispiel bei Juden.

Wir sahen schon, wie auf niedrigen Kulturstufen die Kinder ein Reichtum, auf höheren eine Last werden. Trotz letzterer sehnt sich der natürliche Mensch nach Kindern. In der Schweiz kommen zwei Fünftel der Ehescheidungen bei kinderlosen Ehen vor, obwohl die unfruchtbaren Ehen nur ein Fünftel aller Ehen ausmachen.

Die Berechnung erstickt bekanntlich vielfach die Gefühle bei der Eheschliessung. In unserem im Zeichen des Mammons stehenden Zeitalter fallen vielfach Kraft, Schönheit, Arbeitsfähigkeit, Tüchtigkeit und Geschicklichkeit, sogar die Gesundheit neben dem schnöden Geld bei der Begehrlichkeit der Ehegatten ausser Betracht. Es bildet diese traurige Tatsache eine neue, etwas verkappte Auflage der Kaufehe.

12. Raubehe und Kaufehe.

Der Weiberraub kommt in vielen Weltteilen vor; manche Ceremonien der Vermählung beweisen, dass er früher häufiger war, als jetzt. Frauen wurden dabei oft sogar im eigenen Stamm gestohlen; sonst wurden sie gekauft. Bei verschiedenen Indianern bilden Scheinraub und Entführung der Braut einen Teil der Hochzeitsfeierlichkeit. Der Brauch fordert dabei von der Braut, dass sie scheinbar widerstehe. Nach Spencer hat die Raubehe in der natürlichen oder erkünstelten Sprödigkeit des Weibes ihren Ursprung, während Mac Lennan dieselbe auf die Herrschaft der Exogamie zurückführt. Doch kommt die Raubehe auch bei durchaus endogamischen Völkern vor. Westermarck glaubt, die Raubehe rühre besonders vom Widerwillen gegen in engen Kreisen geschlossene Wechselehen her. Der Wilde hat Mühe sich ein Weib zu verschaffen, ohne dem Vater Ersatz zu bieten, und es stehen ihm im weiteren die eigene sexuelle Abneigung gegen Gespielinnen seiner

Kindheit und das Vorurteil gegen die Verwandtenehe einerseits, sowie die Feindschaft mit anderen Stämmen anderseits, entgegen. Daher entschloss er sich vielfach zum Weiberraub. Dennoch war zu keiner Zeit die Raubehe eine allgemeine Regel und im ganzen überwogen die Ehen, die auf Grund freundschaftlichen Uebereinkommens geschlossen wurden.

Der Raubehe folgte die Kaufehe, als eine etwas höhere Kulturstufe, die der Tauschverkehr mit seinen Wertsymbolen entwickelt hatte. Zuerst kamen Tauschehen (Austausch einer Frau gegen eine Schwester oder Tochter), z. B. in Australien, zustande. Dann kamen viele Bewerber dazu, ihre Braut bei ihrem Vater durch Knechtearbeit zu verdienen. Bei der Kaufehe richtete sich der Preis nach der Schönheit, nach der Gesundheit und nach dem Stand (Adel) der Braut. Eine Jungfrau wurde durchschnittlich besser bezahlt, als eine Witwe oder eine Verstossene. Die Tüchtigkeit in weiblicher Handarbeit erhöhte gleichfalls den Preis. In British-Columbia kostete eine Frau 20 bis 40 Pfund Sterling; in Oregon wurden solche gegen Pferdedecken, Büffelkleider etc. eingetauscht. Bei den Kaffern gelten drei, fünf oder 10 Kühe als niederer, 20 bis 30 als hoher Kaufpreis für eine Frau. Wird ein Weib gratis abgegeben, so haben dessen Eltern Anspruch auf die Kinder. Die Kaufehen und Tauschehen herrschen heute bei niedrigen und herrschten früher bei civilisierten Rassen vor. Wie wir bereits sahen, haben wir noch bei uns Ueberreste davon.

Doch waren die Raubehe und die Kaufehe niemals ganz allgemein. Manche Völker in Indien und Afrika betrachteten es als Schmach, für eine Braut einen Preis zu zahlen, so die Padams in Indien.

Historisch interessant ist die Tatsache, dass bei den Ceremonien der Kaufehe vielfach ein symbolischer Scheinraub der Braut noch an die frühere Raubehe erinnert, und dass wiederum bei Völkern, in denen eine höhere Eheform die Kaufehe ersetzte, die Erinnerung an diese noch in manchen Hochzeitsymbolen erhalten blieb.

13. Niedergang der Kaufehe, Heiratsgut.

Wir sahen, dass bei höherer Kultur die Stellung des Weibes sich in der Regel mit dem zunehmenden Altruismus verbessert. Aus diesem Grund geriet beim Fortschritt der Kultur in Indien, China, Griechenland, Rom, bei den Germanen etc. die Kaufehe all-

mählig in Verruf. Hochzeitsgeschenke an die Braut ersetzten allmählig die Kaufsumme und an ihre Stelle trat später sogar eine Mitgift der Braut an den Bräutigam. Einen sonderbaren Uebergang bildeten Scheinkäufe, z. B. in Form von Geschenken des Bräutigams an die Eltern der Braut, die diese aber ihrer Tochter zurückgeben mussten. Bei manchen Wilden sogar wird der Kaufpreis des Weibes von ihren Eltern in anderer Form dem Ehemanne zurückerstattet. Eine solche Zurückerstattung war vielfach der Ursprung der Mitgift.

Bei den Römern wurde die Mitgift Eigentum des Ehemannes. Daraus entstand das moderne Eherecht, bei dem der Mann meistens das Recht der Verwaltung der Mitgift seiner Frau besitzt, während die Mitgift selbst Eigentum der Ehefrau und ihrer Familie bleibt.

Schon bei den Mexikanern, wo die Scheidung wegen Ehestreit oft vorkommt, zum Teil sogar bei den Mohammedanern, finden wir eine Gütertrennung in der Ehe und es werden bei Ausstossung oder Ehescheidung auf Grund eines Inventars der Frau ihre Güter zurückerstattet.

In dem heutigen Europa, besonders von Frankreich ausgehend, besteht eine Art umgekehrter Kaufehe, die schon bei Griechen vorhanden war, insofern Männer durch eine grosse Mitgift der Mädchen für sie sozusagen gekauft werden. Dieses Kapitel schliesst Westermarck mit folgenden Worten:

„In unseren Tagen läuft ein Mädchen ohne Mitgift, falls es nicht persönlich besonders grosse Anziehungskraft besitzt, Gefahr eine alte Jungfer zu werden. Dieser Standpunkt entwickelt sich naturgemäss in einer Gesellschaft, in der die Monogamie gesetzlich vorgeschrieben ist, die erwachsenen Frauen an Zahl die erwachsenen Männer überragen, viele Männer überhaupt nicht heiraten und verheiratete Frauen nur zu oft ein träges Leben führen.“ Fügen wir hinzu, „in einer Gesellschaft, wo der Mammon unumschränkt herrscht“, und es dürfte das Bild recht naturgetreu sein.

14. Hochzeits-Ceremonien und Vermählungsgebräuche.

Solche fehlen bei den Urvölkern, wo das Weib einfach und ohne weiteres gepackt oder gekauft wird, wenn auch gewöhnlich nach Uebereinkunft. Die später entstandenen Hochzeits-Ceremonien bildeten sich gewöhnlich aus Ueberresten, d. h. aus Sinnbildern einer früheren, seither verlassenen Form der Eheschliessungen, resp. des sexuellen Verkehrs. Nach denselben pflegte man, sobald

die Ehe als richtig anerkannt war, Schmaus und Trinkgelage abzuhalten. Damit verbunden waren religiöse Ceremonien verschiedener Art. Unsere heutigen Hochzeitsgebräuche stammen aus der nämlichen Quelle. Zur urchristlichen Zeit war das nicht der Fall, sogar bis zum Jahre 1563 (Konzil zu Trient), war die religiöse Einsegnung der Ehe nicht obligatorisch. Luther wollte die Zivilehe allein einführen: man wollte ihm aber nicht folgen. Erst die französische Revolution hat bei uns die gesetzliche Zivilehe eingeführt, die jedoch bei den alten Peruanern, Nicaraguanern etc. bereits in alten Zeiten bestand. Je nach den Völkern werden häufig Ehen als Konkubinat betrachtet, die ohne Heiratsgut, oder ohne Ceremonien, oder ohne Kauf, oder auch zwischen verschiedenen Kasten etc. geschlossen werden.

15. Formen der Ehe.

Abgesehen vom Hermaphroditismus der Schnecken, wo jedes Tier beide Geschlechter trägt und den andern gegenüber zugleich die Rolle des Männchens und des Weibchens spielt, gibt es bei Tieren mit getrennten Geschlechtern 5 Formen der Ehe.

1. Die Monogamie (zeitweilige oder dauernde) oder die Ehe zwischen je einem Individuum der beiden Geschlechter, so z. B. bei den meisten Vögeln, bei manchen Säugetieren und bei wenigstens sehr vielen Menschenrassen.

2. Die Polygynie oder Polygamie im engeren Sinne, d. h. die Ehe eines Männchens mit mehreren Weibchen. Diese kommt vor bei Rindern, Hirschen, Hühnern und anderen Tierarten, ferner bei einem Teil der Menschen, wie bei den Völkern des Islams, den Negern, der Sekte der Mormonen etc.

3. Die Polyandrie oder die Ehe eines Weibchens mit mehreren Männchen. Unter den Tieren findet sich unter anderen ziemlich regelmässig bei den Ameisen eine der Promiscuität nahe kommende Polyandrie, da jedes Weibchen von mehreren Männchen befruchtet zu werden pflegt. Bei den meisten höheren Tieren wird sie durch die Eifersucht der Männchen gehindert. Beim Menschen ist sie selten, kommt aber, wie wir sahen, bei gewissen Völkern vor.

4. Die Gruppenehe, oder die Ehe mehrerer bestimmter Männchen mit mehreren bestimmten Weibchen. Diese sonderbare und äusserst seltene Einrichtung kommt besonders bei einem wilden Völkerstamm (Todas) vor. Ob etwas ähnliches bei Tieren existiert, ist mir unbekannt.

5. Die Promiscuität, oder die indifferente Paarung aller Männchen mit den erstbesten Weibchen ihrer Art und umgekehrt, kommt bei vielen Tieren vor, besonders aber bei niedrigen Tieren, bei welchen der Paarungsinstinkt des Männchens von gar keiner Sorge um das Weibchen oder um die Nachkommenschaft begleitet wird. Erst recht kann dieser Fall dann eintreten, wenn auch das Weibchen sich nach der Eiablage nicht weiter um ihre Brut bekümmert. Immerhin begnügt sich bei der Mehrzahl der Tiere das Weibchen mit einer Paarung vor jeder Eiablage, resp. vor jeder Schwangerschaft, so dass die reine Promiscuität bei näherer Betrachtung nicht so häufig ist, wie man meinen möchte. Beim Menschen dagegen erreicht sie ihre volle Blüte in der Prostitution, die ihre einzige, reine Form ist. Die Folgen der Prostitution für die Erhaltung der Art, d. h. für den eigentlichen Zweck der Geschlechtsverbindung, sind aber zerstörender Natur.

Die Polygamie war bei den meisten alten Völkern gestattet und ist es heute noch bei der Mehrheit der Wilden und bei manchen civilisierten Völkern. Sie zeigt aber verschiedene Varietäten. In Mexiko, Peru, Japan, China besitzt der Mann eine einzige gesetzliche Frau, daneben aber mehrere Kebsweiber, deren Kinder jedoch ebenso legitim sind, wie diejenigen der eigentlichen Frau. Die Polygamie galt bei den Juden bis ins Mittelalter hinein. König Salomo besass 700 Gattinnen, nebst 300 Kebsweibern. Heute noch sind die Juden polygam in den islamitischen Ländern. Der Koran erlaubt den Gläubigen 4 Frauen und soviel Kebsweiber als er will. Letztere entbehren nur des Schutzes ihres Vaters, werden aber sonst gleich gehalten, wie gesetzliche Frauen. Die Hindus und Perser sind polygam. Die Römer waren zwar streng monogam, hatten aber Kebsweiber.

Im christlichen Europa wurde die Vielweiberei gelegentlich gestattet oder geduldet. Der heilige Augustin verdammte die Polygamie nicht. Luther erlaubte dem Landgraf Philipp von Hessen zwei Weiber zu heiraten und nach dem westphälischen Frieden wurde infolge der Entvölkerung in Deutschland die Bigamie gestattet. Die jetzigen Maitressen der Fürsten sind ein Rest der Polygamie. Christus sprach sich über die Vielweiberei nicht aus, weshalb Luther dieselbe nicht verbot. Die Mormonen haben die Polygamie in ihre Religion eingeführt. Wie weit die Polygamie bei Fürsten und Häuptlingen gehen kann, zeigt der Negerkönig von Loango, der 7000 Gattinnen haben soll, während die Fidji-Häuptlinge sich mit 20 bis 100 Weibern begnügen.

Unter den wilden Völkern herrscht dagegen die Monogamie bei den Andamanesen und Nikobaresen, bei den Tuaregs, Weddas, Irokesen, Wyandoten, sogar bei einigen australischen Stämmen. Bei anderen ist nur den Häuptlingen die Polygamie gestattet. Aber bei den meisten Polygamen lebt doch die Mehrzahl der armen Leute im Volke monogam. Nur bei wenigen Völkern haben alle Männer mehrere Weiber. In Indien leben 95 % der Islamiten monogam und in Persien sogar 98 %. Fast überall ist die tatsächliche Polygamie ein Privilegium der Häuptlinge, der Fürsten und der reichen Leute.

Ausserdem zeigen die polygamen Völker eine Tendenz zur Monogamie, 1. wegen des Vorrechtes einer Frau, gewöhnlich der ersten, den anderen gegenüber; 2. dadurch, dass in Wirklichkeit der polygame Mann eine oder wenige Lieblingsweiber im Beischlaf bevorzugt. Immerhin gibt es gewisse polygame Völker, bei welchen der Mann verpflichtet ist, mit jedem seiner Weiber nach Turnus-Art, während einiger Tage, Wochen oder Monate, geschlechtlich zu verkehren. Bei vielen anderen bleiben umgekehrt manche Frauen tatsächlich unberührte Jungfrauen, weil der Mann sie nicht mag. Bei den meisten nimmt der Mann eine zweite Frau, wenn die erste alt geworden ist, und so kommt es, dass die Bigamie bei den Polygamen zum gewöhnlichsten Fall wird.

Polyandrisch waren die Singalesen vor der englischen Eroberung und bis 7 Männer hatten eine gemeinschaftliche Frau. Die Polyandrie herrscht aber besonders in Tibet vor. Auch bei Polyandern gibt es vielfach untergeordnete oder Hülfsgatten, die etwa den Kebsweibern entsprechen, worin wieder eine Tendenz zur Monogamie sichtbar wird.

Die Gruppenehe herrscht bei den Todas, wo alle Brüder die Gemahle der Frau des ältesten sind. Aber auch die Schwestern jener Frau gehören als Gattinnen allen ihren Schwägern. Das ist wohl, abgesehen von der Prostitution, der einzige Fall, der beim Menschen der Promiscuität nahe kommt. Die Gruppenehe bedeutet aber eine sehr eingeschränkte Promiscuität.

Alles in allem ist somit die Monogamie tatsächlich die weitaus am meisten verbreitete Eheform. Dies erklärt sich aus den folgenden Betrachtungen:

Relative Zahl der Männer und der Weiber. Man behauptet oft, die Zahl beider Geschlechter wäre ungefähr gleich und gibt dies als Argument für die Monogamie. Es ist aber un-

richtig. Bald überwiegen die Männer, bald die Frauen, gewöhnlich die letzteren. Bei den Nez Percés von Oregon kamen ca. 700 Männer auf 1185 Frauen. Bei den Punkas und bei anderen Völkern ist die Zahl der Weiber zwei- bis dreimal so gross, als die der Männer. In Kotscha Hamba kommt gar nur ein Mann auf 5 Weiber. Bei einigen anderen Völkern gibt es umgekehrt mehr Männer, besonders in Australien, Tasmanien und Tahiti; auf letzterer Insel sogar 5 Männer auf ein Weib. In Kaschmir findet man drei Männer für ein Weib. Bei den Negern überwiegen die Frauen bis zum Verhältnis von 3 zu 1, gewöhnlich von $1^1/_2$ zu 1.

In Europa verhält es sich durchschnittlich so, dass mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Zwischen 15 bis 20 Jahren gleicht sich das Verhältnis aus; nach dem 20. Jahre jedoch überwiegen die Frauen. Die grössere Sterblichkeit der Männer ist die Ursache dieses Verhältnisses und jene ist dem Kriege, den grösseren Gefahren der männlichen Berufsarten, vor allem aber den alkoholischen Trinkgewohnheiten der Männer zuzuschreiben. Bei völlig wilden Völkern dagegen nehmen nicht selten auch die Weiber teil (so die Amazonen in Dahomey) am Kriege; ferner trinken beide Geschlechter oder keines von beiden, was die Sache wieder ausgleicht. Da, wo die Männer stark überwiegen, ist nicht selten der an weiblichen Kindern geübte Mord, zum Teil auch die Ueberbürdung der Weiber mit Arbeit daran schuld. Bei den Singalesen werden wirklich mehr Knaben als Mädchen geboren, während umgekehrt in Klein-Asien ca. 2 Mädchen auf einen Knaben geboren werden, in Arabien sogar 4 Mädchen auf einen Knaben. Der Araber sagt: „Allah hat uns mehr Weiber als Männer gegeben, es ist daher klar, dass die Polygamie ein Gebot Gottes ist.“

Kurz wollen wir hier die Frage berühren, auf welcher Ursache die Entwicklung der Geschlechtsverschiedenheit beruht. An Theorien, Behauptungen und Versuchen hat es in dieser Frage nicht gefehlt, aber wir müssen gestehen, dass wir bis heute absolut nichts Zuverlässiges darüber wissen. Es ist noch nicht gelungen, bei den Tieren experimentell nach Belieben Männchen oder Weibchen zu erzeugen. Die Theorie, dass aus Uebernährung Weibchen und beim Fasten oder Unterernährung Männchen entstehen, ist zwar geräuschvoll aufgestellt, aber keineswegs einwandfrei bewiesen worden, obwohl in einigen Fällen bei Tieren etwas ähnliches zutreffen dürfte. Man hat auch die Zuchtwahl dafür in Anspruch genommen, welche dasjenige Geschlecht erzeugen soll, das mangelt. Auch hier fehlen die

Beweise. Starke Kreuzung soll die Produktion von Weibern, Verwandtenehe dagegen diejenige von Männern begünstigen. Mischlingsvölker zeigen in der Tat einen ziemlich grossen Ueberschuss an weiblichen Geburten, während starke Inzucht treibende Völker, polyandrische Stämme etc. mehr männliche Geburten zeigen. Es ist aber viel besser, man lässt die ganze Frage offen, bis die Wissenschaft uns unzweideutige experimentelle Beweise liefert. Einige neue Forschungsresultate bei niederen Tieren lassen hoffen, dass die Zukunft mehr Licht über die Frage bringen wird.

Die Ehesitten richten sich übrigens nicht immer nach dem Geburtsüberschuss des einen Geschlechtes. Völkerschaften mit Ueberschuss an Männern sind nicht immer polyandrisch und solche mit Ueberschuss an Weibern nicht immer polygam. Das Umgekehrte kommt auch vor, obwohl der genannte natürliche Einfluss entschieden vorhanden ist. Die Polygamie ist nicht nur durch den Ueberschuss an weiblichen Geburten oder durch den Tod vieler Männer, sondern auch durch religiöse Vorschriften (Mormonen, Islamiten) bedingt. Bei der Polyandrie kommt nicht nur die Inzucht mit männlichem Ueberschuss, sondern noch die Armut in Betracht, bei der Polygamie ferner die durch die Religion gebotene sexuelle Enthaltsamkeit der Männer, nicht nur während der Menstruation, sondern während der Schwangerschaft und sogar während der Stillungsperiode der Frauen, die bei Wilden nicht selten zwei bis vier Jahre dauert. In Sierra Leone gilt es als Verbrechen, wenn ein Ehemann den Beischlaf mit seiner Frau ausübt, bevor das Kind gehen kann.

Obwohl für die weibliche Hygiene sehr günstig, fusst diese Sitte nicht auf sanitarischen, sondern auf religiösen Vorstellungen und auf Aberglauben (Hexenideen etc.). Menstruierende, schwangere und stillende Frauen werden nämlich bei vielen Wilden als unrein, als verhext betrachtet. In Verbindung mit dem Umstande, dass die als Lasttiere behandelten Weiber der Wilden rasch altern, treibt die letztgenannte Tatsache die Männer zur Polygamie. Wie rasch die Frau des Wilden altert, ist für uns fast unglaublich. Ihre Blütezeit ist sehr kurz und dauert etwa vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre. Mit fünfundzwanzig Jahren ist sie alt, unfruchtbar und nicht viel später sieht sie häufig wie eine alte Hexe aus, was wohl weniger auf den frühzeitigen sexuellen Verkehr, als auf die furchtbar harte Arbeit und das ungemein lange Stillen zurückzuführen sein dürfte.

Eine weitere Ursache der Polygamie ist der Trieb der Männer zur Abwechslung. Die Neger von Angola tauschen ihre Weiber aus und sagen, sie können nicht solange immer dieselbe Speise geniessen. Auch die Sucht nach Kindererzeugung, nach Ansehen, nach Reichtum spielt, wie wir sahen, dabei mit; ebenso die Sterilität mancher Weiber. Bei gewissen Völkern ist die Polygamie nur bei Unfruchtbarkeit der Frau oder wenn nur weibliche Kinder vorhanden sind, gestattet und beruht also auf der Angst, kinderlos zu sterben.

Im ganzen sind die wilden Frauen, zum Beispiel die Indianerinnen, weniger fruchtbar als die Zivilisierten, wozu die lange sexuelle Enthaltsamkeit während drei- bis vierjähriger Stillungszeit viel beiträgt. Dazu kommt die grosse Kindersterblichkeit. Aus diesen Gründen wird die Polygamie eine Waffe zum Fortpflanzungskampf und wird, besonders bei den afrikanischen Völkern, zum Naturgesetz. Einem Zentral-Afrikaner fällt es nicht schwer, mehr als hundert Frauen zu halten, weil diese als Mägde ihn erhalten. Die Frauen sind eben d i e A r b e i t e r; die Polygamie gilt als Beweis der Grösse, des Reichtums, des Ansehens. Sie ist am stärksten entwickelt bei Ackerbau treibenden Völkern, bei welchen die weibliche Arbeit einen grossen Wert besitzt und angehäuftes Eigentum bedeutet. Bei rein nomadischen armen Völkern ist sie dagegen unmöglich. Die Ernährungsfrage gibt also hier den Ausschlag. In Dahomey hielt sich der König tausende, der Adel hunderte, einfachere Bürger an die zehn, die armen Soldaten gar keine Gattinnen.

In polygamen Familien herrscht nicht immer Eifersucht und Nebenbuhlerschaft der Frauen. Im äquatorialen Afrika treiben die Weiber selbst am meisten zur Polygamie und nennen den Mann einen Geizhals, der sich keine weitere Frau nehmen will. Selbst Livingstone berichtet, dass Makalolo-Weiber sagten, sie möchten nicht in England leben, wo die Monogamie herrscht, denn jeder achtbare Mann müsse seinen Reichtum mit vielen Weibern beweisen. In Wahrheit sind die weiteren Weiber, die sich ein solcher Mann hält, Sklavinnen und seine Macht und Autorität lässt die Eifersucht unter ihnen selten aufkommen. Nichtsdestoweniger gibt es viel Eifersucht unter den Weibern der Polygamen und man kann sogar Selbstmorde aus Gram bei alten Frauen beobachten, welchen der Mann neue junge vorzieht; dabei wird manchmal gleichzeitig auch das Kind von der Mutter getötet; auch Giftmorde kommen

vor. Bei den Feuerländern ist eine Hütte mit drei oder vier Frauen nicht selten ein Schlachtfeld. Das Abbeissen der Nase, z. B. bei Fidji-Insulanerinnen, erwähnten wir schon. Bei Islamiten und Hindus gibt es auch viel Ränke und Eifersucht unter den Frauen; desgleichen in Abessinien, sowie bei den Hovas und den Zulus. Das Hova-Wort für Polygamie ist „Rafy“, das heisst „Gegner“!

Um der weiblichen Eifersucht vorzubeugen, gibt oft der polygame Mann jedem Weib ein eigenes Haus. Das kommt bei südamerikanischen Indianern oft vor. Ich hatte Gelegenheit, mit einem tüchtigen Forschungsreisenden länger zu verkehren, der, um die Sitten der Goajires-Indianer in Columbien besser kennen zu lernen, durch indianische Heirat selbst Mitglied des Stammes geworden war. Die Polygamie der Goajires ist recht interessant. Hat ein Goajir-Jüngling Lust zu heiraten, so muss er durch viele, den Eltern geschenkte Viehstücke das Mädchen erwerben, von diesem aber erst noch eine Zusage erhalten. Dann aber hat er ein Stück Wald urbar zu machen, mit Gemüse etc. zu bebauen und einen Rancho (eine Hütte) zu errichten. Das alles muss er nun seiner so sauer erworbenen Frau schenken und das nötige Vieh noch hinzu tun. Die Frau wird dann Haus- und Gutsbesitzerin, nicht der Mann. Sie allein regiert das ganze Anwesen. Will der Mann, der nur auf die männlichen Kinder bestimmte Rechte besitzt, eine zweite Frau heiraten, so muss er nun an einem anderen Ort die ganze Sache von neuem beginnen. Auch die zweite Frau muss von ihm ein Anwesen und Vieh erhalten, teilt aber dasselbe nie mit der ersten; und so fort. Somit sind die verschiedenen Frauen eines polygamen Goajiren von einander nicht nur völlig unabhängig, sondern auch räumlich getrennt und ohne Verkehr, was die Eifersucht so gut wie ausschliesst, umsomehr, da diese Frauen die Gesetze ihres Landes ungemein respektieren. Unter solchen Verhältnissen kann die Polygamie nicht sehr weit reichen, ohne die Kraft eines Mannes vollständig zu erschöpfen, denn er muss bei der Bebauung der sämtlichen Anwesen seiner Frauen mitarbeiten. Man ersieht auch daraus, dass gewisse Formen der Polygamie mit einer relativ recht hohen sozialen Stellung der Frau vereinbar sind, denn bei den Goajiren spielt der Mann eher die Rolle eines Wandervogels, der von der einen zur anderen wandert, während die Frau alleinige stehende Gebieterin des Hauses, der Kinder und des ganzen Anwesens ist.

Im ganzen herrscht jedoch die Monogamie überall da vor, wo mehr Altruismus und mehr Achtung vor dem Weibe vorhanden ist, so in Nikaragua, bei den Djaken, Andamanesen etc., wo die Frau viel Achtung geniesst, in der Politik Einfluss hat, und wo ein feineres Familiengefühl herrscht. Auch bei den Santalen und Munda Kols ist die Frau Herrin des Hauses.

In dieser ganzen Frage spielt die Art der Liebesleidenschaft ebenfalls eine grosse Rolle. Ist dieselbe nur auf äusserliche, körperliche Reize gerichtet und rein sinnlicher Art, so hält sie nicht lange an. Ist sie dagegen mehr auf geistige Eigenschaften gerichtet und beruht sie auf Uebereinstimmung des Denkens und Fühlens, so dauert sie auch im Alter fort. Bain bemerkt, dass andere Leidenschaften, wie Mutterliebe, Hass, Herrschsucht vielfach mehrere Objekte haben, während die Liebe eine Tendenz hat, sich auf ein Objekt zu verdichten, das dann einen unermesslichen Vorrang vor allen anderen erringt und so zur Monogamie treibt. Wir sahen, wie Vögel und Affen meistens nur ein Weibchen lieben; nicht selten überlebt von einem Pärchen der eine Teil nicht den Tod des anderen. Dieses ist bei Affen und Vögeln sicher beobachtet worden, selbst dann, wenn man ihnen einen Ersatzgatten gibt. Ein männlicher Bisam-Affe (Hapale Jocchus), nachdem er sich vom Tode seines Weibes überzeugt hatte, bedeckte mit beiden Händen die Augen, ass nicht mehr und blieb so sitzen, bis er starb. Bei Wilden kommt Selbstmord aus Liebe, wie wir sahen, oft vor.

Wir werden auf diesen Punkt beim Menschen zurückkommen. Westermarck hat sicher recht, wenn er diese Tendenz der sexuellen Liebe, sich auf einen Gegenstand zu konzentrieren, als einen der mächtigsten Faktoren der Monogamie bezeichnet. Ein Teil der Eifersucht ist auch zweifellos nichts anderes, als die Kehrseite dieser Erscheinung, nämlich der tiefe Gram über etwaige Entfremdung oder gar Untreue des leidenschaftlich und einzig geliebten Gegenstandes. Anderseits aber haben wir betont, und müssen wir immer dringender betonen, dass eben gerade diese einseitige Verdichtung der Liebe zwar für einzeln existierende Familien, für nach Raubtierart allein und ungesellig lebende Wesen vortrefflich, für eine grosse, solidarisch verbundene Gesellschaft jedoch durchaus nicht passt. Es gibt zweifellos eine schwer auszugleichende Antinomie zwischen dem „Egoismus zu Zweit“ einerseits und der sozialen Solidarität oder dem menschlichen Altruismus anderseits. Unlösbar ist das Problem nicht, aber auch nicht leicht zu lösen.

Wenn wir die Sache zusammenfassen, so finden wir also zunächst eine Evolution der Monogamie zur Polygamie. Die höchsten Affen und niedrigsten Menschen sind monogam, zeigen aber auch weder Klassen- noch Rangunterschiede und leben in sehr kleinen Gruppen. Kultur, Reichtum, grössere Völkergemeinschaften, Ackerbau und Klassenherrschaft erzeugen dann die Polygamie. Die alten Indier waren monogam und wurden später polygam. Die Praerogative der ersten Frauen über die folgenden bedeutet ein Ueberbleibsel der Monogamie in der Polygamie.

Eine noch höhere Kultur hat jedoch die Häufigkeit der Kriege vermindert, die Stillungsperiode abgekürzt, das Vorurteil gegen den Beischlaf während der Schwangerschaft zerstört und das Los der Frauen soweit verbessert, dass sie nicht mehr als Lasttiere frühzeitig altern. Dieses alles hat wiederum die Monogamie erleichtert. Auch bekommen die Frauen durch geistige Ausbildung noch andere Reize, als nur die körperliche Schönheit. Kinder und Frauen bedeuten keinen Reichtum mehr, wodurch der Trieb nach Kindererzeugung geringer wird. Endlich ersetzen die Maschinen immer mehr die weibliche Arbeit. Alle diese Faktoren führen nun bei höherer Kultur zur Monogamie zurück.

Instinktiv sind die Wünsche des Weibes monogam. Der Kulturfortschritt erweitert unaufhaltsam die Frauenrechte und die verfeinerten Sympathiegefühle sind, bei den gegenwärtigen Menschen wenigstens, mit der Polygamie nicht leicht vereinbar. Was nun die Vielmännerei betrifft, weist Westermarck nach, dass sie stets nur eine Ausnahme war, und nur bei gewissen phlegmatischen, milden Völkern vorkam, die die Eifersucht nicht kannten und eine gewisse Zivilisation besassen.

Spencer meint, die Zukunft gehöre der Monogamie, Lubbock dagegen der Polygamie, Westermarck glaubt, dass, wenn der Kulturfortschritt in gleicher Richtung fortfährt, altruistischer und die Liebe feiner und rücksichtsvoller zu werden, die Monogamie immer strenger werden wird.

Ich glaube, es ist müssig, hier den Propheten spielen zu wollen. Falls die Kultur wirklich über die Roheit, Barbarei und Dummheit endgültig siegt und weiter fortschreitet, dürfte keines der früheren Eheverhältnisse in seiner ursprünglichen Form bestehen bleiben. Die ursprüngliche, für Raubtiere passende Monogamie ist mit den heutigen gebieterischen sozialen Anforderungen unvereinbar. Die Kaufehe und diejenige Polygamie, die das Weib

als Eigentum oder als minderwertig in männlichen Besitz stellt, sind barbarische Sitten halbzivilisierter Völker, die ebenfalls als überwundener Standpunkt gelten müssen. Die Polyandrie widerspricht der menschlichen Natur und den Fortpflanzungsbedürfnissen; als Regel eingeführt, ist sie immer eine Verfallserscheinung. Als Ehe der Zukunft dürfte am vorteilhaftesten eine Art freiwilliger Monogamie und eventuell Polygamie mit bestimmten Verpflichtungen der Kindererzeugung und den erzeugten Kindern gegenüber angesehen werden. Die Polyandrie dürfte daneben als seltene, eher pathologische Ausnahme eine gewisse Geltung behalten. Auf alles dieses werden wir später zurückkommen.

16. Dauer der Ehe.

Bei den Vögeln ist die Ehe meistens für das Leben geschlossen, bei den Säugetieren selten mehr als für ein Jahr, mit Ausnahme der höheren Affen und des Menschen.

Beim Menschen ist die Dauer der Ehe ungemein wechselnd. Bei den Andamanesen, Weddas, gewissen Papuas kann die Ehe nicht durch Streit, sondern nur durch den Tod getrennt werden. Umgekehrt dauert die Ehe bei nordamerikanischen Indianern nur kurze Zeit. Bei den Wiandoten gibt es Probeehen, die nur einige Tage bestehen; in Grönland erfolgt oft die Trennung schon nach einem halben Jahre. Bei den Creeks bindet die Ehe nur für ein Jahr. So kommt eine Art zeitlicher Polygamie (Wechsel-Monogamie) zustande, bei welcher der Vater seine Kinder gar nicht kennt. Auch bei den Botokuden dauert die ohne Zeremonien eingegangene Ehe nur kurz und wird, um Abwechslung zu gestatten, unter den nichtigsten Vorwänden gelöst. Die Scheidung wird dann so häufig wie die Ehe. Das gleiche gilt für Queensland, Tasmanien, den Samoa-Inseln etc. Bei den Djaken haben oft schon ganz junge Frauen und Männer viele Gatten resp. Gattinnen nacheinander besessen, ebenso bei den Singalesen. Oft heiratet und verstösst der gleiche Mann mehrmals das gleiche Weib und nimmt andere dazwischen. Bei den Mantras trifft man Männer, die vierzig- bis fünfzigmal geheiratet haben. In Persien kann ein Weib für eine Periode von einer Stunde bis neunundneunzig Jahren geheiratet werden. Aehnliche Verhältnisse bestehen in Aegypten; hier kann ein monatlicher Wechsel stattfinden, so dass ein Mann im Laufe von zwei Jahren zwanzig- bis dreissigmal heiraten kann. Bei den

Mohren der Sahara gilt es für ein Weib als high life, möglichst oft zu heiraten und ein langes eheliches Zusammenleben gilt für gemein. Abessinier, Neger etc. heiraten auf Probe oder für bestimmte Zeit. Bei Griechen, Römern, Germanen war die Scheidung sehr häufig.

Bei Wilden und vielen Zivilisierten besitzt der Mann ein unbeschränktes Verstossungsrecht. Die Hovas vergleichen die Ehe mit einem sehr leicht geschürzten Knoten. Bei den alten Hebräern, Römern, Griechen und Germanen war das Missfallen des Herrn Gemahls ein genügender Grund zur Verstossung.

Anderseits gibt es viele wilde Völker (Westermarck zitiert deren zirka fünfundzwanzig), bei welchen Verstossungen und Scheidungen äusserst selten vorkommen und die Ehe lebenslänglich ist.

Besonders, wenn Kinder vorhanden sind, ist die Scheidung selten. Die Sterilität des Weibes und der Ehebruch bilden die Hauptgründe zur gesetzlichen Scheidung bei den meisten Völkern.

Bei den Zivilisierten ist eine lebenslängliche Ehedauer viel häufiger als bei den Wilden, so zum Beispiel bei den Azteken etc. Bei den Chinesen gibt es sieben Scheidungsgründe: 1. Sterilität, 2. Unzüchtigkeit, 3. Vernachlässigung der Schwiegereltern, 4. Schwatzhaftigkeit, 5. Diebssinn, 6. üble Laune, 7. anhaltende Krankheiten. Aehnlich ist es in Japan. Trotzdem ist die Scheidung in China und Japan sehr selten. Im Christentum war die Scheidung früher gestattet und wurde erst durch das Konzil zu Trient unterdrückt. Der Katholik sagt: „Was Gott vereint hat, darf der Mensch nicht scheiden.“ Bei vielen Wilden steht umgekehrt die Scheidung beiden Geschlechtern völlig frei. Bald hat nur der Mann, bald beide Teile das Recht, aus verschiedenen Gründen (Trunksucht, Ehebruch, Verschwendung etc.) die Scheidung zu fordern. Wie anderswo, ist in Europa die Abwechslungssucht der gewöhnlichste, wahre Grund zur Scheidung. Das beste Band dagegen sind die Kinder. Bei Wilden nimmt die verstossene Frau nicht nur ihr Heiratsgut, sondern gewöhnlich noch einen Teil des gemeinschaftlichen Besitzes oder gar alles mit. Umgekehrt erhält der Mann die Kaufsumme seines gekauften Weibes in der Regel erst dann zurück, wenn Ehebruch, Sterilität oder sonstige ernste Scheidungsgründe vorliegen. Daher pflegt die Scheidung da sehr selten zu sein, wo die Weiber sehr teuer zu kaufen sind. Das Anrecht auf die Kinder nach der Scheidung wechselt sehr bei den verschiedenen Völkern und kommt

bald dem Manne, bald dem Weibe zu. Oft werden die geschiedenen Weiber einfach Prostituierte, so bei den Chinesen und Arabern. Liebesehen, besonders da, wo Mann und Weib sich vorher kannten, pflegen dauerhafter zu sein als andere.

Man könnte meinen, da die Dauer der Ehe sehr von ihrer Form abhängt, dass die Monogamie dauerhafter wäre als die Polygamie. Dem ist aber nicht so. Die Monogamie wird vielfach durch Geldmangel bedingt und die Männer entschädigen sich dann durch häufigeren Wechsel.

Es ist höchst wahrscheinlich, dass bei den Urmenschen die Ehe nur bis nach der Geburt des Säuglings oder höchstens einige Jahre länger dauerte. Mit der Kultur ist die Dauer der Ehe länger geworden, indem andere, höhere Beweggründe, als die körperliche Schönheit, der Geschlechtstrieb und der Zeugungstrieb sich in diesem Sinne geltend machten. Besonders ethische (altruistische) Gründe brachten Gesetze zum Schutz der Ehe hervor, die jedoch durch die menschliche Sucht, zu dogmatisieren, vielfach in Unsitten und religiöse Absurditäten ausarteten. Unter anderem wurde die Form unserer heutigen christlichen Monogamie durch ein, zwar von idealen Gesichtspunkten ausgehendes, dennoch aber tyrannisches Dogma der römischen Kirche erzwungen und steht so wenig im Einklang mit den natürlichen Bedingungen und Bedürfnissen des Geschlechtslebens der Rasse, als mit der tatsächlichen Praxis. Aus diesem Grunde erklärt sich der heutige Drang nach grösserer Freiheit, obwohl die psychischen Ursachen der monogamen Dauerehe sich mit der Kultur steigern.

17. Zur Geschichte des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs.

Wie wir unter 1, 2 und 14 sahen, besteht die monogamische Ehe schon bei höheren Affen und wir haben allen Grund, als bestimmt anzunehmen, dass sie auch bei Urmenschen bestand. Sie wurde aber bei Urmenschen, wie bei den heutigen anthropoiden Affen, nicht durch künstliche Gesetze, sondern durch angeborenen, ererbten Instinkt und durch rohe Kraft unterhalten, und war ein reines Produkt der natürlichen Evolution. Gelegentlich wurde wohl ein Männchen (resp. ein Mann) durch ein anderes getötet; der Sieger kam dann in Besitz seines Weibchens (resp. seines Weibes). Die beginnende Kultur führte viel später, wie wir sahen, durch die Raubehe zur Kaufehe, und erst dadurch bildete sich

offenbar der Begriff einer rechtlichen, monogamischen oder polygamischen Ehe als Teil der allerersten, konventionellen menschlichen Sozialeinrichtungen. So dürfen wir uns wohl in sehr groben, und kurzen Zügen den prähistorischen Hergang der Dinge vorstellen.

Es konnte nicht fehlen, dass der Begriff der Ehe, sobald er einen sozialrechtlichen Charakter bekam, gleichgültig, ob derselbe die Eigenschaft eines männlichen Besitzes oder umgekehrt eines mehr oder weniger gleichberechtigten Vertrages zwischen beiden Geschlechtern bekleidete, als Komplement oder Kehrseite, den Begriff des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs entstehen liess. Jede künstliche Schranke, die der grübelnde menschliche Geist dem Naturinstinkt auferlegt, weckt eine von dem letzteren ausgehende oppositionelle Bewegung. Mochten die Ehegesetze primitiverer oder höherer Kulturvölker auch noch so scharf jeden Ehebruch durch strenge Massnahmen, Folter oder Tod bestrafen, so konnten sie es nie und nirgends verhindern, dass die sexuellen Leidenschaften Mittel und Wege fanden, sich trotz des Gesetzes oder neben dem Gesetz Bahn zu brechen. Wohl oder übel mussten daher die Ehegesetze Ausnahmen, Duldungen und Hilfseinrichtungen schaffen. Um jedoch die Majestät der Ehegesetze, welcher Art sie auch waren, zu retten, mussten in der Regel alle Formen des ausserehelichen Geschlechtsverkehrs mit dem Stempel einer gewissen Minderwertigkeit oder Verachtung gebrandmarkt werden. Als schwächerer, passiver Teil musste fast immer das Weib diesen Stempel tragen.

Bei der Mannigfaltigkeit der Sitten verschiedener Völkerschaften wird man durch jede zu weit gehende Verallgemeinerung zu Irrtümern geführt. Anderseits können wir hier nicht ins Detail gehen; es würde uns zu weit führen. Man darf immerhin wohl behaupten, dass bei den niedrigeren Völkern die rohe Gewalt im allgemeinen die Hauptrolle spielt und hauptsächlich als Stütze der Ehe funktioniert, während auf mittleren und höheren Kulturstufen die gesetzlichen Regelungen, mögen sie auch noch so widersinnig und vielfach unmoralisch sein, die Oberhand gewinnen.

Die ausserehelichen Formen des Geschlechtsverkehrs bestanden stets aus zwei Hauptgruppen: der Prostitution und dem Konkubinat. Beide Gruppen sind zwar durch vielfache unmerkliche Uebergänge verbunden; doch müssen sie ihres Beweggrundes wegen grundsätzlich unterschieden werden. Bei der Prostitution

verkauft der Mensch seinen eigenen Leib für Geld; sie bildet ein Gewerbe. Als Konkubinat bezeichnet man den mehr oder weniger freien ausserehelichen Geschlechtsverkehr, dessen Beweggrund der Sexualtrieb, die Konvenienz oder die Liebe, manchmal auch die Gewalt bilden.

Dass die letzteren Beweggründe sich mannigfach mit Geldschacher kombinieren können, liegt auf der Hand. Zu allen Kulturzeiten der Völker kamen Prostitution und Konkubinat als Komplemente oder Kehrseiten der gesetzlichen Ehe vor. Ihre Regelung führte sogar nicht selten die sonderbare Erscheinung herbei, dass ein gewisser religiöser Kultus oder ethischer Nimbus sich mit diesen Institutionen verband.

In Babylon musste sich jede Frau einmal in ihrem Leben im Tempel der Venus gegen Geld an irgend einen Fremden prostituieren. Der weise Solon gründete Bordelle mit Sklavinnen für das Volk, um die Heiligkeit der Ehe vor den Leidenschaften der Jugend zu schützen. Ebenfalls hatten die Römer ihre öffentlichen (staatlichen) und auch private Bordelle oder Lupanare, sowie auch private Dirnen (Meretrices). Im Mittelalter wurde die Prostitution, besonders im Anschluss an die Kreuzzüge, stark ausgebildet. Man erzählt, dass das Konzil zu Konstanz an die 1500 feile Dirnen herbeilockte. Ueberall folgten die Dirnen den Heeren. In Indien geben sich die Mädchen den Priestern, als den Vertretern Gottes, hin, und geniessen dabei als Tempelmädchen hohe Ehren. Die Blumenmädchen Chinas, die Puzen Javas, die Theehäusermädchen Japans sind Prostituierte. Intelligentere, raffiniertere Prostituierte konnten in verschiedenen Kulturstaaten zu höherer Ehre und Gunst gelangen, wobei sie sich nur für höhere Preise gaben oder schliesslich die eigentliche Prostitution durch das vorteilhaftere pekuniäre Aussaugen in sie vernarrter Männer ersetzten.

Das Konkubinat kann mehr oder weniger frei sein. Manche niedrige Konkubinen waren vielfach nichts anderes als ganze oder halbe Sklavinnen, die sich mächtigere Männer neben ihrer Ehefrau zu ihrem Vergnügen hielten und die sich einfach zu fügen hatten. Heutzutage bewirkt die Macht des Geldes vielfach ähnliche Abhängigkeitsverhältnisse. Wesentlich anders und höher steht das freie Konkubinat, bei welchem beide Teile in ihrem Geschlechtsverkehr völlig frei und von Geldverhältnissen mehr oder weniger unabhängig sind. Dasselbe bestand auch im Altertum in verschiedenen Formen. Die Hetären der Griechen waren hoch-

angesehene Konkubinen, die freilich aus der Prostitution herausgewachsen waren und sich zum grossen Teil noch für Geld hergaben, jedoch mehr den Charakter von Gefährtinnen oder Freundinnen grosser Männer einnahmen. Sie schwelgten in Luxus, besonders zur Zeit des Perikles und nachher. Einige derselben wurden berühmt, bekamen Bildsäulen und waren Buhlerinnen der Könige. Phryne diente als Muster für die Venusbildsäule und bot den Thebanern an, ihre zerstörten Mauern auf ihre Kosten wieder aufzubauen. Thaïs war die Geliebte Alexanders und gebar Thronerben und so fort. Die beschränkte Bildung der griechischen Hausfrauen liess die geistigen Gaben hochstehender Hetären um so mehr glänzen.

So können wir die ganze Frage für Griechenland mit den wenigen Worten des Demosthenes resümieren, die sich auf Athen beziehen und folgendermassen lauten: „Wir heiraten das Weib, um eheliche Kinder zu bekommen und im Hause eine treue Wächterin zu besitzen; wir halten Beischläferinnen zu unserer Bedienung und täglichen Pflege, die Hetären zum Genuss der Liebe.“

In manchen Ländern, wie z. B. in Japan, werden die Kinder der Konkubinen eines Ehemannes als legitim betrachtet und denjenigen der Ehefrau gleichgestellt, wodurch das Konkubinat zu einer Art Ehe zweiter Ordnung wird.

An modernen Hetären fehlt es nicht. Unter dem Titel Courtisanen, Maitressen, Buhlerinnen finden wir dieselben überall als Günstlinge der Könige, der Adeligen und der Reichen, sowie auch als Geliebte mancher kühner Männer oder umgekehrt als Vampire begüterter Schwächlinge in allen Schichten der Bevölkerung.

Anderseits haben auch hochstehende, mächtige oder reiche Frauen ihre männlichen Günstlinge, die, wenn man will, die Rolle männlicher Hetären spielen. Manche weibliche Glieder herrschender Familien haben von jeher genügend Beispiele dieser Art geliefert.

Selbst die Pathologie hat zu jeder Zeit der Geschichte der Kulturvölker zu mehr oder weniger geregelten oder ungeregelten ausserehelichen Verhältnissen geführt. Hier wird die Hauptrolle von der Knabenliebe oder Päderastie gespielt, die wir im Kapitel VIII genauer besprechen werden und die bei Hebräern, Persern, Etruskern etc. sowie ganz besonders in Griechenland in

hohen Ehren stand. Griechische Philosophen begünstigten dieselbe, sofern sie nicht zur feilen Prostitution gehörte, sondern mit idealer, homosexueller Liebe verbunden war. Solon, Aristides, Sophokles, Phidias und Sokrates sind der homo-sexuellen Urningsliebe (siehe Kapitel VIII) zum mindesten stark verdächtig und stellten die Männerliebe als etwas höheres wie den sexuellen Umgang mit Frauen, resp. wie die normale Liebe, dar.

18. Rückblick.

Die urmenschliche Ehe war wahrscheinlich nur kurzdauernd. Als später der Mensch Fleischfresser wurde und der Vater durch die Jagd zur Unterhaltung der Jungen beitragen musste, wurde sie offenbar dauerhafter. Nicht Clan oder Stamm, sondern die Familie bildet den gesellschaftlichen Urzustand der Menschen, bei welchem die Ehe ein Erbstück höherer affenartiger Vorfahren war. Trotz häufigem freierem geschlechtlichem Verkehr vor der Ehe und häufigem Ehewechsel kam ein Zustand der Promiscuität bei der früheren Menschheit nie vor. Die Vaterverehrung und das Patriarchat mit seinen verderblichen Folgen sind auf Grund der männlichen Uebermacht entstanden. Mit steigender Kultur brachte diese gleiche Uebermacht die Kaufehe und die Polygamie zustande, welch' letztere jedoch heute in ihrer barbarischen Form immer mehr dem Verfall entgegengeht. Die wahre, höhere Kultur führt zu einer dauernden Liebe aus ethischen Gründen, somit zu einer freieren relativen Monogamie.

Die Entwicklung der Ehe mit der Kultur hat die Frauenrechte vermehrt. Das Weib blieb nicht mehr Eigentum des Mannes und es entstanden Eheverträge, die in ihrer modernsten Form immer mehr zur vollen Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne führen. Zum Schluss sagt Westermarck: „Die Geschichte der menschlichen Ehe ist die Geschichte einer Verbindung, in welcher die Frauen allmählig über die Leidenschaften, die Vorurteile und die Selbstsucht der Männer den Sieg davongetragen haben.“

19. Anhang.

Einfluss der Rasse auf das Geschlechtsleben.

Wenn ich die Kenntnisse eines Ethnographen hätte, würde ich versuchen, hier festzustellen, ob und wie die Rassenunterschiede auch im Sexualleben des Menschen zum Ausdruck kommen. Diese

Frage ist aber so schwierig, dass sie nur von durchaus kompetenter, ethnographischer Seite in Angriff genommen werden kann. In der vorhergehenden Zusammenfassung des Westermarck'schen Werkes finden wir indessen viele Anhaltspunkte zu ihrer Lösung. Die Hauptschwierigkeit besteht darin, bei jeder Rasse dasjenige zu unterscheiden, was auf historischer Sitte und Angewöhnung, und dasjenige, was auf Rasseneigentümlichkeit beruht. Fehlschlüsse sind hier so leicht zu machen, dass man lieber schweigt. Man spricht viel vom heissen südlichen Blut und es dürfte im allgemeinen zutreffen, dass Völker warmer Gegenden sexuell hitziger sind als solche kalter Gegenden. Das ist aber kein Rassenunterschied. Die Juden, die ihre Rasse in allen Lebenslagen und Gegenden relativ sehr rein erhalten haben, dürften ein besonders günstiges Objekt bieten. Ihre Charakterzüge zeigen sich auch in ihrem Geschlechtsleben. Sie haben im allgemeinen einen sehr starken Geschlechtstrieb und zeigen anderseits eine grosse Familienanhänglichkeit. Ihr merkantiles Wesen durchdringt auch ihre Geschlechtsverhältnisse und wir finden sie eifrig beim Weiberhandel und bei der Prostitution betätigt. Die Mongolen zeigen ebenfalls ein sehr intensives Geschlechtsleben. Bei den polyandrischen Stämmen in Tibet scheint die Eifersucht ziemlich vollständig zu fehlen (ob phylogenetisch oder durch Sitte?). Dass die Polygamie nicht zu den Rasseneigentümlichkeiten gehört, beweisen die Mormonen, die aus monogamischen Rassen stammen. Lehrreich wäre jedenfalls ein Studium dieser Verhältnisse in der nordamerikanischen Rassenmischung. Es scheint aber, dass die sogenannte Amerikanisierung der Sitten jener Rassenmischung sich auch auf das Geschlechtsleben ausdehnt und dass grosse Unterschiede zwischen amerikanisierten Irländern, Skandinaviern, Franzosen, Deutschen und Italienern nicht bestehen. Immerhin kann dieses die Folge einer oberflächlichen Betrachtung sein und dürften eingehendere Details-Studien in diese Frage Klarheit bringen. Eines scheint dagegen fest zu stehen, nämlich die mit geistiger Minderwertigkeit einhergehende, heftige, ungezügelte sexuelle Leidenschaft der Neger.

Auffällig ist ferner die Tatsache, dass die in den östlichen Provinzen Kanadas rein erhaltene französische Rasse in sexueller Hinsicht ganz anders geartet ist, als die Bevölkerung des heutigen Frankreichs. Die französischen Kanadier zeigen noch ungemein keusche und reine Sitten, leben überhaupt ausserordentlich solid und haben ungeheure Familien, bei welchen fünfzehn bis zwanzig

Kinder keine Seltenheit sind. Hier zeigen sich deutlich die Einwirkungen verschiedener Sitten und Klimas auf ein und dieselbe Rasse. Ich begnüge mich aus den angeführten Gründen mit diesen skizzenhaften Andeutungen, wiederhole aber, dass ein genaueres Studium zweifellos Rasseneigentümlichkeiten aufdecken dürfte, die nur von den Sitten äusserlich maskiert, im Charakter der Individuen sich fortpflanzen. Selbstverständlich treten diese Besonderheiten bei einer Rasse um so deutlicher hervor, je tiefer sie sich von anderen Rassen auch sonst unterscheidet und ich verweise hierin auf das folgende Kapitel VII (Phylogenie). Man sollte beim Menschen, wie bei den Tieren, zwischen den leichteren, weniger konstanten Varietäten und den konstanteren, tiefer von einander abweichenden Rassen oder Unterarten unterscheiden.

Kapitel VIII.

Die sexuelle Evolution.

Die Evolution eines jeden Lebewesens ist eine doppelte: 1. seine Ontogenie oder der ganze Zyklus der Entwicklung des Individuums als solches, von der Zeugung bis zum natürlichen Tode im Alter, und 2. seine Phylogenie oder Entwicklung durch die ganze Formenreihe seiner Ahnen hindurch, von der Urzelle in den dunkelsten geologischen Perioden an bis zu seiner heutigen Form. Die Ontogenie ist der Hauptsache nach energetisch nach dem Vererbungsgesetze durch die Phylogenie bedingt, obwohl nicht eine einfache Rekapitulation derselben, wie Häckel behauptet hat. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, beruht somit das heutige Sexualleben des Menschen auf phylogenetischen Vorbedingungen. Ausserdem zeigt dasselbe im Leben der Einzelpersönlichkeit eine individuelle oder ontogenetische Evolution, die jedoch in ihren Hauptzügen durch die phylogenetisch ererbten Energien der Art im Keim vorgezeichnet ist. Wir haben über beide Dinge schon manches gesagt, müssen aber doch noch die Frage im Zusammenhang besprechen.*)

*) Während des Druckes des vorliegenden Buches konnte ich erst von dem eben erschienenen, Darwins Lehre glänzend bestätigenden, nach meiner Ansicht epochemachenden Werke Richard Semons über die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens (Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1904) Kenntnis nehmen. Von der genialen Idee E. Herings ausgehend, dass der Instinkt sozusagen ein Artgedächtnis sei, liefert S. an Hand der wichtigsten Tatsachen der morphologischen, biologischen und psychologischen Wissenschaften den Beweis, dass es sich hier nicht nur um eine Analogie, sondern um eine tiefere Identität im organischen Geschehen handelt. Um der psychologischen Terminologie zu entgehen, schafft er auf Grund einer sorgfältigen Definition des Begriffes „Reiz" neue Ausdrücke für die gewonnenen allgemeinen Begriffe.

Als Reiz bezeichnet er eine energetische Einwirkung auf den Organismus von der Beschaffenheit, dass sie Reihen komplizierter Veränderungen in der reizbaren Substanz des lebenden Organismus hervorruft. Den so veränderten Zustand des Organismus (der so lange andauert wie der Reiz) be-

A. Phylogenie des Sexuallebens.

Im Kapitel II haben wir die allgemeine Phylogenie oder Stammgeschichte entwickelt und am Anfang des Kapitels IV deuteten wir bereits kurz die Phylogenie des Sexualtriebes an. Der Urkeim des Sexualtriebes liegt, wie wir dort sahen, bereits in den Erscheinungen der Zellteilung und der Konjunktionen der Kerne der Keimzellen einzelliger Tiere, wie wir sie im Kapitel I kennen lernten. Damit die Lebewesen sich kräftig fortpflanzen, müssen Keimmischungen, resp. Keimkreuzungen stattfinden, und solche können nur durch Anziehung zweier Sorten von Keimen zu einander zustande kommen. Wird aber das Individuum zugleich mehrzellig, komplizierter gebaut, und zum Träger nur je einer Sorte von Keimzellen, so muss sich diese Anziehungskraft oder dieser Anziehungstrieb seinem ganzen Organismus übertragen. Die Anziehung einer Keimsorte und ihres Trägers gegen die andere muss ferner gegenseitig sein. Dennoch verteilt sie sich in der Natur verschieden. Der eine Keimträger pflegt sich aktiv, eindringend, der

---

zeichnet er als „Erregungszustand". Vor der Einwirkung des Reizes ist der Organismus (ihm gegenüber) im primären, nachher im sekundären Indifferenzzustande.

Wenn nun, nachdem der Reiz zu wirken aufgehört hat, die reizbare Substanz des lebenden Organismus sich im sekundären Indifferenzzustand dauernd verändert zeigt, spricht S. von engraphischer Wirkung. Die Veränderung selbst nennt er Engramm. Die Summe sowohl der ererbten als der individuell erworbenen Engramme eines Lebewesens nennt er seine Mneme. Als Ekphorie bezeichnet er die Wiederhervorrufung des ganzen mit dem damaligen Reizkomplex synchronen Erregungszustandes des Organismus durch nur einen Teil des bezüglichen Reizes, oder durch den abgeschwächten ganzen Reiz. Dieser Ausdruck entspricht den psychologisch (introspektiv) bekannten Vorgängen der Association und der Erinnerung. Engramme werden also ekphoriert. Bei jedem derartigen Vorgang klingt die ganze mnemische Erregung (Engramm) zusammen mit dem synchronen Erregungszustand des neuen Reizes; dieses Zusammenklingen nennt S. Homophonie. Zeigt sich zwischen der neuen Reizwirkung und der mnemischen Erregung eine Inkongruenz, so tendieren introspektiv die Tätigkeit der Aufmerksamkeit, ontogenetisch der Vorgang der Regeneration und phylogenetisch die Anpassung, die Homophonie wieder herzustellen.

An Hand zwingender Tatsachen zeigt nun S., dass die Reizwirkungen nur in ihrem Eintrittsbezirk (primären Eigenbezirk) zunächst und relativ lokalisiert sind, dann aber im ganzen Organismus (nicht nur im Nervensystem, denn sie wirken z. B. auch bei Pflanzen) ausstrahlen, respektive ausklingen. Auf

andere passiv, empfangend, zu verhalten. In seiner Art jedoch muss auch der letztere, der nach der Begattung und Zeugung allein zum Träger der zukünftigen Individuen wird, die Vereinigung mit dem aktiven Keimträger herbeiwünschen, sich nach ihr sehnen, damit die Fortpflanzung zu einem harmonischen Ganzen wird. Auf dieser Grundlage hat sich schon im ganzen Pflanzenreich, noch viel deutlicher aber im ganzen Tierreich, in welchem allein die Keimträger zu beweglichen, selbständigen Individuen werden, die geschlechtliche Fortpflanzung und mit ihr der Sexualtrieb gebildet. Von derselben Grundlage aus entwickelte sich der Unterschied zwischen dem Sexualtrieb des Mannes und demjenigen des Weibes, sowohl wie die Unterschiede in der sexuellen Liebe und den übrigen Ausstrahlungen des Geschlechtstriebes im Seelenleben des Menschen, wie wir das alles in den Kapiteln IV und V geschildert haben.

Wenn man, wie wir es in den beiden genannten Kapiteln getan haben, die Psychologie des Sexuallebens und ihre ungeheure Kompliziertheit beim Menschen betrachtet, pflegt man mit einer gewissen Verachtung auf die Tiere hinabzusehen und bezeichnet

---

diesem Wege kann eine, wenn auch kolossal abgeschwächte, Engraphie schliesslich auch die Keimzellen treffen. S. zeigt aber im weiteren, wie engraphische Wirkungen sehr schwacher Art erst nach unzähligen Wiederholungen (phylogenetisch nach unzähligen Generationen) zur Ekphorie gelangen können. Und so lässt sich die Möglichkeit einer kolossal langsamen Vererbung erworbener Eigenschaften, nach unzähligen Wiederholungen, durch das mnemische Prinzip erklären, ohne dass die von Weismann betonten Tatsachen ihre Richtigkeit einbüssen (s. Seite 24 und ff, sowie Kap. II). Denn die Einflüsse der Kreuzungen (Konjunktionen) und der Zuchtwahl wirken natürlich ungeheuer viel rascher und intensiver verändernd als individuell vererbte mnemische Engraphien. Letztere dürften dafür de Vries' Mutationen erklären.

Grossartig ist die einheitliche Durchführung dieser Begriffe in der Morphologie, Biologie und Psychologie durch S., sowohl als die neuen Perspektiven, die daraus entstehen. Mit Hülfe der Einwirkungen der Aussenwelt arbeitet die Mneme, durch Engraphie erhaltend und kombinierend, während die Zuchtwahl alles schlecht Angepasste ausmerzt. Das wahre Baumaterial der Organismen liefern so die Reize der Aussenwelt. Ich gestehe nun durch S. zu diesem endlich annehmbaren Modus der Vererbung erworbener Eigenschaften bekehrt worden zu sein. Statt verschiedene nebelhafte Unbekannten, haben wir nur noch eine, das Wesen der mnemischen Engraphie, vor uns.

Ich bitte den Leser die Bemerkungen auf Seiten 151 und 167 mit der vorstehenden Erklärung zu vergleichen, im übrigen Semon selbst zu lesen, denn sein 353 Seiten starkes, sehr gedrängt geschriebenes, von Tatsachen und Beweisführungen strotzendes Buch lässt sich nicht mit einigen Sätzen resümieren.

selbstgefällig das niedrigste in unserem Sexualtrieb als tierisch. Man tut hierbei den Tieren sehr unrecht. Es kommt dies daher, dass die Laut- und Schriftsprache des Menschen ihm ein Mittel gibt, verhältnismässig tief durch Vergleichung in die Psychologie seiner Mitmenschen einzudringen und ihm auf diese Weise erlaubt, eine menschliche Psychologie überhaupt aufzubauen. Der Mangel einer Verständnissprache erschwert uns dagegen ungemein, mit dem Seelenleben der Tiere einigermassen vertraut zu werden. Hier liegen die Analogieschlüsse entfernter und sind viel unsicherer. Wir sind vielmehr fast ausschliesslich auf die Beobachtung der Handlungen der Tiere angewiesen. Es ist selbstverständlich, dass, wie überhaupt das Gehirn (und damit die Seele) der Tiere einfacher und niedriger organisiert ist als das des Menschen, auch ihre sexuelle Psychologie und Liebe primitiver und tiefer stehend sein werden, und dass sie um so mehr von denjenigen des Menschen abweichen werden, je unvollkommener die Gehirnentwicklung eines Tieres ist. Dieses wird auch von der vergleichenden Anatomie und Biologie der Tiere bestätigt.

Auf der anderen Seite aber hat die hohe Gehirnorganisation des Menschen zwar die psychischen Ausstrahlungen seines Geschlechtstriebes ausserordentlich kompliziert und vielseitig gestaltet, aber durchaus nicht nur veredelt, sondern vielfach auch auf Irr- und Abwege geführt. Hierfür verweise ich nur auf Kapitel VI und auf das folgende Kapitel VIII (Pathologie), wo wir reichliche Belege für die Verrohung und Entartung des menschlichen Sexualtriebes finden werden. Auf der anderen Seite liefert uns die vergleichende Biologie der Tiere sehr mannigfaltige und von einander weit abstehende Extreme in der Ausgestaltung des Sexualtriebes zur Liebe. Es würde mich zu weit führen, hier eine ganze vergleichende Biologie des Sexuallebens vorzubringen und ich werde mich mit einigen Beispielen begnügen.

Während die weibliche Spinne ihr Männchen oft tötet und verzehrt, sahen wir umgekehrt, wie gewisse Affen- und Papageienpärchen mit so inniger Liebe aneinander hängen, dass, wenn das eine der beiden Gatten stirbt, das andere aus Gram oft keine Nahrung mehr zu sich nimmt und ihm bald im Tode folgt. Es gibt da ganz wunderbare und rätselhafte Anpassungen. Bei den Bienen und Ameisen sehen wir aus dem weiblichen Geschlechte ein drittes, nahezu neutrales Geschlecht entstehen, das sich nicht mehr begattet und höchstens noch einige unbefruchtete Eier legt, die sich ge-

legentlich durch Jungfernzeugung entwickeln. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Termiten, bei welchen jedoch die Arbeiter sowohl aus Männchen wie aus Weibchen entstehen, deren Geschlechtsorgane ganz verkümmern, und deren Kopf sich dafür um so höher entwickelt. Dieses dritte Geschlecht, der sogenannten Arbeiter, bekommt aber nicht nur ein höher ausgebildetes Gehirn als die Geschlechtstiere, sondern erhält auch noch als Erbteil die ganze soziale Ausstrahlung des Geschlechtstriebes (auch die aus Männchen entstehenden Termitenarbeiter), nämlich die Hingebung für die Pflege der Brut, die es doch nicht selbst erzeugt hat. Demgemäss gestalten sich bei diesen sozialen Tieren die Männchen (bei den Termiten die beiden Geschlechter, wenn sie keine Kolonie gründen) zu nahezu idiotischen, fliegenden Geschlechtsorganen, die nach erfolgter Begattung keine selbständige Existenz führen können und entweder von den Arbeitern getötet werden (Bienen) oder von selbst verhungern und verderben (Ameisen, Termiten). Die befruchteten Weibchen dagegen werden zu ständigen Eierlegmaschinen umgewandelt. Bei den Ameisen sind sie nur im Beginn ihres Lebens fähig ein paar Larven mit den eigenen Leibessekreten zu füttern, bis aus denselben Arbeiter werden, die dann für immer die Mutter- und Brutpflege übernehmen.

Wer Gelegenheit hat, die treue Anhänglichkeit eines Schwalbenpaares und die Art zu beobachten, wie Männchen und Weibchen zusammen ihre Jungen füttern, pflegen und aufziehen, kann, so relativ einfach und instinktiv diese Handlungen auch sind, die Analogie mit der sexuellen Liebe und der Familienliebe treuer Menschen nicht verkennen, ganz besonders, wenn er feststellen kann, dass das gleiche Pärchen jährlich zum alten Nest zurückkehrt. Dieses hindert die Schwalben nicht daran, eine, wenn auch noch etwas lose soziale Gemeinschaft aller Schwalben anderen Vögeln und Tieren gegenüber zu pflegen, wie man dies bei ihren gemeinsamen Angriffen auf Raubvögel und in ähnlichen Fällen beobachten kann. Umgekehrt werden wir Menschen instinktiv durch den Mangel an dauernder Treue anderer Tiere für Weib und Kind abgestossen, so zum Beispiel der Hunde und Kaninchen, weil wir unwillkürlich und ungerechtfertigterweise unsere ethischen Gefühle auch bei ihnen finden zu müssen glauben. Wie wir im Kapitel VI sahen, kommt phylogenetisch für uns vor allem das sexuelle Verhalten der höheren Affen und der Urmenschen in Betracht und ich verweise dafür auf das in jenem Kapitel Gesagte. Die Frage, die

uns hier vor allem interessiert, ist die folgende: Was und wieviel ist in unserem Sexualtrieb und in demjenigen unserer direkten Vorfahren phylogenetisch alt und tief begründet, was und wieviel phylogenetisch jünger, weniger tief wurzelnd, und endlich was und wieviel einfach auf Sitte und Angewöhnung zurückzuführen? Wenn wir das Gesagte beherzigen, werden wir zunächst sofort erkennen, dass nicht nur der Sexualtrieb als solcher, sondern auch ein grosser Teil seiner Korrelate und Ausstrahlungen tief phylogenetisch begründet sind. Sexuelle Eifersucht, sexuelle Koketterie, Mutterliebe (besonders Affenliebe), eheliche Treue und Liebe finden wir nicht nur bereits bei Urmenschen, sondern schon bei Affen und sogar bei Vögeln. Es ist also nicht wahr, dass wir von unseren Tierahnen nur das Gemeine im Sexualtriebe geerbt haben; wir verdanken ihnen vielmehr sogar die Grundlage mancher edleren, aus dem Sexualtrieb abgeleiteten Gefühle und Instinkte, die schon ins Gebiet einer höheren, sozialen Ethik gehören. Wir können nur im allgemeinen sagen, dass in dem ungeheuer komplizierten Getriebe unserer Gefühle und Instinkte dasjenige, was am tiefsten in der menschlichen Natur wurzelt, zugleich auch phylogenetisch am ältesten ist. Unter diesen tiefen instinktiven Triebfedern des Sexuallebens befinden sich ethisch und intellektuell ganz ungleichwertige Dinge; so zum Beispiel einerseits die Anregung des Erotismus, der Libido sexualis durch den Geruch der weiblichen Geschlechtsteile oder durch die Gesichtswahrnehmungen erotischer Bilder und anderseits die höhere Liebe und die Aufopferung bis zum Tode des einen Gatten für den anderen oder für seine Kinder. Prostitutionsgewohnheiten, Kaufehe, religiöse Ehe, Brandmarkung unehelicher Geburten, Eherechte und Familienrechte des einen oder des anderen Geschlechtes und dergleichen mehr, sind dagegen Dinge, die nicht einmal einer jüngeren Phylogenie, sondern äusserlich bedingten Sitten und Angewöhnungen einzelner Völker ihren Ursprung verdanken. Es sind teils Auswüchse des genusssüchtigen Egoismus oder des Mystizismus und der Heuchelei, teils Notbehelfe in einem ungemein kompliziert gewordenen Leben. Die Westermarck'schen Forschungen (Kapitel VI) sind darin ungemein lehrreich. Alle die Absurditäten und die Widersprüche, die die menschlichen Ehesitten und -Unsitten geschichtlich und ethnographisch gezeitigt haben, lassen deutlich genug das, was nur auf Sitte und Mode beruht, von demjenigen unterscheiden, was als spezifisch menschlich tief in unserer Natur wurzelt. Um Wiederholungen zu vermeiden, bitte ich den Leser

nur selbst die Tatsachen des Kapitels VI vom phylogenetischen Gesichtspunkt aus zu überlegen.

Dazwischen jedoch liegt ein äusserst wichtiges Gebiet, nämlich dasjenige der jüngsten Phylogenie oder der Varietäten-Phylogenie. Diejenigen tieferen Instinkte und Triebe der Art, die allen normalen Menschen eigen sind, gehören zur tieferen Phylogenie und wir haben soeben gesehen, wie weit sich ihre Wurzeln ins Tierreich hinein verfolgen lassen. Es gibt aber viele Eigentümlichkeiten, die ungeheuer variieren, die bei gewissen Menschen stark, bei anderen sehr schwach entwickelt sind, die sogar ganz oder fast ganz fehlen können und die dennoch nicht nur als Angewöhnung oder Sitte aufzufassen sind, sondern bereits als Anlagen in der Natur des Individuums ruhen. Diese Mittelgruppe von Eigentümlichkeiten ist ein Erzeugnis der jüngeren Phylogenie. Während einzelne Männer stark monogamisch angelegt sind, haben andere entschieden polygamische Neigungen. Einzelne Menschen sind instinktiv und angeboren egoistischer, andere mehr altruistisch; dieses spiegelt sich wieder im Sexualleben und ändert den Charakter der Liebe (nicht des Sexualtriebes). Der egoistische Mensch kann zwar seinen Gatten oder seine Gattin lieben, aber diese Liebe ist eigennützig und recht verschieden von der Liebe des Altruisten. Dazwischen gibt es sehr viele Nuancen, je nach den individuellen Trieben und Neigungen. Der gleiche Mensch kann ein liebevoller, sogar schwacher und freigebiger Familienvater auf der einen Seite und ein rücksichtsloser sozialer Ausbeuter auf der anderen Seite sein, während umgekehrt ein anderer sich nach aussen als sozialer Wohltäter und aufopferungsfähiger Mensch, zu Hause jedoch, Weib und Kind gegenüber, als Tyrann und Egoist verhalten kann. Zu derartigen paradoxalen Resultaten kombinieren sich mannigfaltig individuelle Anlagen der jüngsten Phylogenie mit der Erziehung, der Sitte, der Angewöhnung, der sozialen Stellung etc. Die jüngste Phylogenie spiegelt sich ausserdem in vielen der früher erwähnten seelischen Ausstrahlungen des Geschlechtstriebes ab (Kapitel V a und b). Kühnheit, Eifersucht, sexuelle Renommisterei und Heuchelei, Prüderie, pornographisches Wesen, Koketterie, Schwärmerei etc. beruhen in jedem Einzelfall in ihrer stärkeren oder schwächeren Entwicklung auf einer Kombination von individuell-sexuellen Anlagen, mit individuellen Anlagen auf anderen Gebieten des Gefühls, des Intellektes und des Willens. Auf diese Weise gestaltet sich die sexuelle Individualität eines Menschen ausserordentlich mannigfaltig

und verschieden von derjenigen der anderen Menschen infolge der hohen menschlichen Gehirnentwicklung und ihrer ungeheuren Variabilität. Es ist rein unmöglich, diese Nuancen auch nur einigermassen erschöpfend darzustellen. Hat man aber das Prinzip verstanden, so fällt es nicht so schwer, zu individualisieren, das heisst, die sexuelle Individualität des einzelnen im grossen und ganzen richtig zu schätzen. Sehr ausgesprochene erbliche Anlagen (Charakteranlagen) erkennt man schon in früher Kindheit. Bei guter Kenntnis der Ascendenz eines Menschen lassen sich ihre jüngsten phylogenetischen Wurzeln bei seinen Ahnen finden, und hier lassen sich auch die Wirkungen starker Varietäten oder Rassenkreuzungen, oder umgekehrt der Inzucht ebenfalls am Charakter und an den sexuellen Anlagen, wie sogar an der Form der Nase und der Kiefer oder an der Farbe der Haut und der Haare erkennen. Es ist ausserordentlich wichtig, dass die Menschen sich darin selbst erkennen, aber auch dass sie sich gegenseitig loyal darüber aussprechen und kennen lernen, bevor sie eine Ehe eingehen.

Im grossen und ganzen kann man sagen, dass der heutige durchschnittliche Mensch phylogenetisch einen sehr starken Sexualtrieb, eine wechselnde, im ganzen mässig starke sexuelle Liebe (wir sahen, dass dieselbe bei den höheren Affen eigentlich stärker ist, als beim Naturmenschen), dagegen erst eine miserabel schwache soziale Liebe besitzt. Letztere gehört freilich nicht mehr als solche zum Geschlechtsleben. Sie muss aber als phylogenetischer Abkömmling wichtigster Art mit in die Rechnung gezogen werden, denn sie wird in unserem modernen Leben täglich wichtiger und muss harmonisch mit dem Sexualleben weiter entwickelt werden. Man braucht nur das Kind zu beobachten. Ist es „gut" geartet, so zeigt es bereits grosse individuelle Sympathiegefühle (zum Beispiel Mitleid) und Pflichtgefühle, deren Objekte aber noch nicht sozial sind. Diese Gefühle beziehen sich vielmehr nur auf bekannte, direkt wahrnehmbare Individuen, Haustiere etc., während die Ameise mit sozialem Pflichtgefühl ihr Leben beginnt. Soziale Gefühle müssen beim Menschen erst angelernt, resp. anerzogen werden, brauchen aber eine gute Dosis instinktiv ererbter Sympathiegefühle und Pflichtgefühle, um zu gedeihen. Ein ethisch defekter Mensch wird wohl soziale Phrasen, aber kein soziales Fühlen erlernen.

Einzelne Punkte können wir hier noch berühren.

Allerdings ist die Monogamie phylogenetisch alt und gut begründet, und wir sahen, dass die Polygamie im ganzen die Folge einer Verirrung durch Macht und Reichtum ist. Doch ist die phylogenetisch begründete Monogamie durchaus nicht gleichwertig mit unserer religiösen und formellen jetzigen Monogamie. Die phylogenetische Monogamie setzt zunächst eine frühzeitige Ehe sofort nach Eintritt der Geschlechtsreife voraus. Unsere Kultur hat zwischen der Geschlechtsreife und der Ehe, die sie meist erst spät ermöglicht, den widernatürlichen, schmutzigen Sumpf der Prostitution gelegt, der vielfach die Ehe selber noch verunreinigt. Ferner setzt die phylogenetische Monogamie nicht einen gesetzlichen Zwang, sondern eine freie, natürliche, instinktive, beiderseitige Zuneigung voraus. Im weiteren schliesst sie unter gegebenen Umständen einen zeitlichen Wechsel keineswegs aus. Allerdings machen hier gewisse Papageien und Affen eine Ausnahme, die ihren Gatten nicht überleben. Aber die menschliche Natur ist anders. Eine kinderlose Monogamie hat wenig Sinn und dürfte hauptsächlich nur als Notbehelf zur Befriedigung des Sexualtriebes betrachtet werden. Das gleiche gilt für die Ehe zwischen ganz Ungleichalterigen, besonders eines jüngeren, zeugungsfähigen Mannes mit einem älteren, zeugungsunfähigen Weibe. Hier treten naturgemäss Ehewechsel, Trennungen, eventuell auch Bigamie als Korrektive ein.

So weit bekannt, sind die meisten im Kapitel VIII zu besprechenden sexuellen Perversionen ein trauriger pathologischer Erwerb der Spezies Mensch. Immerhin begegnen wir, wenn auch nicht eigentlicher homo-sexueller Liebe, so doch päderastischen Handlungen zwischen Männchen höherer Säugetiere, wenn ihnen keine Weibchen zugänglich sind.

Auf einer richtigen Zuchtwahlgrundlage dürfte die normale sexuelle Abneigung zwischen verschiedenen Tierarten beruhen, indem Blut und Keime einer Art auf die andere giftig wirken. Dass diese instinktive Abneigung, sei es in pathologischen Fällen, sei es bei unbefriedigtem Geschlechtstriebe, sei es durch schlechte Gewohnheiten, beim Menschen, eventuell bei Tieren, verschwinden kann, haben wir bei Besprechung der Sodomie gesehen. Ebenso dürfte die instinktive Abneigung gegen die Inzucht einer gewissen phylogenetischen Begründung nicht entbehren. Doch ist es schwer, wie wir im Kapitel VI bei Besprechung der Verwandtenehe und Blutschande sahen, dieselbe nachzuweisen.

Ein Beispiel, wie leicht man dazu kommt, Dinge für natürlich phylogenetisch zu erklären, die nur die Folge gewisser äusserer Umstände sind, gibt die heutige Werbesucht der Weiber, besonders in gewissen Ländern. Tief phylogenetisch begründet ist, wie wir sahen, der sexuelle Werbetrieb des Mannes als des Trägers der aktiven Keime. Derselbe ist auch durchaus natürlich und kommt bei wilden Völkern ziemlich ausschliesslich vor. Der wilde Mann riskiert, wie wir sahen, viel mehr ohne Weib zu bleiben, als das wilde Weib ohne Mann. Daher die ungestümen Werbekämpfe, die Anstrengungen der Männer, ein Weib zu erhalten, und umgekehrt die Passivität der Weiber, wie bei den meisten Tieren. Die Kultur hat das alles geändert. Sie hat einerseits den Stand der alten Jungfern und anderseits den Stand der Prostituierten herangebildet. Letztere befriedigen auf künstliche ungesunde Weise den niederen Sexualtrieb der Männer. Anderseits bringen Ehe und Familie dem Manne Mühe und Lasten, statt Reichtum. Dadurch ist es gekommen, dass der Mann, dank den polyandrischen Prostituierten, stets Weiber genug, das Weib dagegen nur schwierig einen brauchbaren Mann findet. Aus diesen Verhältnissen hat sich die Werbekunst und die Koketterie der Mädchen immer mehr entwickelt und wir können jetzt sehen, wie besonders in Nord-Amerika die Rolle des Werbens immer mehr auf das weibliche Geschlecht, wenn auch noch nicht formell, so doch tatsächlich übergegangen ist. Dieses kann jedoch nicht als eine phylogenetische Errungenschaft höherer Kultur betrachtet werden. Es ist vielmehr die ungesunde Folge abnormer Verhältnisse, das heisst des sexuellen Notstandes der Weiber, bei sexueller Uebersättigung der Männer. Aus Angst sitzen zu bleiben wird das Weib zum Werber. Es würde aber genügen, die bezüglichen unnatürlichen Verhältnisse zu beseitigen, um diesen auf Not beruhenden Werbetrieb der Weiber zum Verschwinden zu bringen, denn derselbe hat sich sicher noch nicht in der sexuellen Phylogenie des Weibes eingenistet. Letztere fusst vielmehr fest auf der passiven Rolle des Weibes mit Bezug auf den Begattungsakt und noch viel fester auf ihrer aktiven und dauernden Rolle bei der Geburt, der Aufziehung der Kinder, der Mutterliebe, dem Familienleben.

Ich verzichte darauf, hier die sexuelle Phylogenie des weiblichen und männlichen Sexuallebens in ihren Unterschieden vergleichend zu entwickeln, weil wir in den Kapiteln IV, V und VI die effektiven Unterschiede bereits besprochen haben und weil das

Gesagte genügt, um die Sache verständlich zu machen. Wie schon erwähnt, ist es im konkreten Falle fast unmöglich, bei den individuellen, sexuellen Eigenschaften eines Menschen genau festzustellen resp. abzuwägen, was und wieviel phylogenetisch begründet und was und wieviel individuell erworben ist. Verallgemeinerungen führen darin notwendig zu falschen Schlüssen. Man muss in jedem einzelnen Falle, ausser den allgemeinen tieferen phylogenetischen Faktoren, die für alle normalen Menschen gelten, die spezielleren erblichen Anlagen des betreffenden Individuums und endlich noch die Umstände, in welchen er gelebt hat und seine von der Umgebung angenommenen Gewohnheiten und Anschauungen mit in die Wagschale legen. Erst dann wird man ein ungefähr richtiges Urteil abgeben können. Ein recht normaler, schmiegsamer Durchschnittsmensch wird sich, wie in seinem Verhalten überhaupt, auch in seinem sexuellen Verhalten und Empfinden nach der herrschenden Sitte oder Mode richten und sich auch in der Ehe dem andern Teil meist genügend anpassen. Anderseits wird aber ein solcher Vertreter der normalen Mittelmässigkeit leicht Sklave der einmal angenommenen Sitte, rostet darin ein und wird neueren Ideen unzugänglich. Seine Normalität bedeutet daher eine geringere Anpassungsfähigkeit oder Seelen-Plastizität (Freiheit), als diejenige höherer, vorurteilsfreier Menschen.

B. Ontogenie des Sexuallebens.

Die erste Tatsache, die uns hier entgegentritt, ist diese: Sämtliche Geschlechtsorgane, äussere wie innere, befinden sich nicht nur im Embryo, sondern noch ziemlich lange beim Kinde im Zustand einer noch nicht funktionierenden Anlage, bei welcher die Organisation zwar vorliegt, aber noch klein und unentwickelt ruht. Erst später, zur Zeit der sogenannten Pubertät, bald früher, bald später, vergrössern sich sowohl die Geschlechtsdrüsen, wie die übrigen Geschlechtswerkzeuge und fangen zu gleicher Zeit an, funktionsfähig zu werden. Der Eintritt der Pubertät erfolgt in unserer Rasse zwischen dem elften und achtzehnten Jahre bei den Mädchen und zwischen dem dreizehnten und achtzehnten Jahre bei den Knaben. Sehr eigentümlich ist es aber, dass die korrelativen Ausstrahlungen des Geschlechtstriebes in der menschlichen Seele, das heisst im menschlichen Hirn (siehe Kap. V) sich zu einem guten Teil viel früher entwickeln als die Geschlechts-

organe und sogar als der Geschlechtstrieb. Ferner geht durchaus nicht selten der Geschlechtstrieb selbst der fertigen Entwicklung der Geschlechtsorgane und ihrer normalen Funktionsfähigkeit voraus, während, freilich in selteneren Fällen, der Geschlechtstrieb sich trotz normal ausgebildeter Geschlechtsorgane beim Erwachsenen nicht entwickelt. Ich verweise hier auf Kapitel VIII und zwar ganz besonders auf die Fälle von sexueller Anästhesie, Hyperästhesie und Paradoxie (Fälle 7, 16, 17, Seite 136 und 140). Diese Inkonsequenzen im Geschlechtstrieb gehören freilich mehr zur Pathologie.

Dagegen ist es durchaus normal, dass schon ganz kleine Mädchen und Knaben Unterschiede in ihrem geistigen Wesen zeigen, die ganz jenen entsprechen, die wir im Kapitel V unter a und b besprochen haben. Bei Mädchen zeigen sich Putzsucht, Gefallsucht, Koketterie, Eifersucht oder Schwärmerei für gewisse Knaben und dergleichen mehr in wohl bekannter Weise. Die Liebe zu den Puppen und ihre Pflege ist in dieser Beziehung für die kleinen Mädchen höchst charakteristisch. Sie trägt den Charakter desjenigen, was später Mutterliebe und der Trieb zur Kinderpflege wird in einer ganz instinktiven Weise und ohne dass noch die Spur einer sexuellen Funktion (z. B. Menstruation) oder eines sexuellen Gefühles vorhanden wäre. Umgekehrt sehen wir bei den Knaben die ausgesprochene Tendenz sich den Mädchen gegenüber als Helden zu zeigen, mit ihrer Kraft zu prahlen, die Mädchen zu überwältigen etc. Die sexuelle Eifersucht kommt schon bei ganz jungen Kindern vor, indem kleine Knaben um die Gunst kleiner Mädchen und kleine Mädchen um die Gunst kleiner Knaben sich bemühen und Eifersucht gegen die Vorgezogenen zeigen. Die Mädchen zeigen sehr frühzeitig eine Sucht, sich vor Knaben und vor Männern zu schmücken etc. Alle diese Dinge beruhen teils auf unbewussten (unterbewussten) Instinkten, teils sind sie mit sexuellen Vorahnungen verbunden, die in den kindlichen Schwärmereien eine grosse Rolle spielen. Bilder, hübsche Frauen, gewisse Teile des weiblichen Körpers oder der weiblichen Kleidung bilden vielfach den Gegenstand derartiger ahnungsvoller Schwärmerei bei den Knaben, während die Mädchen sich mehr für Charaktereigenschaften, Kühnheit, im allgemeinen für die Art des Auftretens, aber auch für männliche Schönheit zu begeistern pflegen. Wir haben bereits im Kapitel IV von diesen Vorahnungen des Sexualtriebes und der sexuellen Liebe bei jugendlichen Individuen gesprochen.

Ausserdem bereitet sich die Pubertät durch gewisse Vorgänge in den Geschlechtsorganen vor. Bei Knaben sind es vor allem die Erektionen, die schon sehr frühzeitig im Kindesalter auftreten, obwohl der Penis noch ganz klein ist. Eigentümlich ist es, dass, sei es durch pathologische Disposition, sei es durch Verführung, bei ganz jungen Knaben, besonders durch Reibung der Eichel oder durch Reizung infolge von Phimose (siehe Kap. VIII) sexuelle Gefühle und Triebe erregt werden können. Ganz ähnliches kann bei kleinen Mädchen durch Reizung der Clitoris geschehen. Solche Reizungen führen dann zur Onanie kleiner Kinder (siehe Kap. VIII). Da nun die Hoden beim Knaben noch keinen Samen absondern, werden bei der Onanie solcher Kinder nur andere Drüsen-Sekrete ausgeschieden, womit sich aber gleichwohl Wollustempfindungen verknüpfen. Noch sonderbarer sind, wie wir sehen werden, diejenigen Fälle von Paradoxie, bei welchen kleine Knaben mit kleinen Mädchen, oder umgekehrt kleine Mädchen mit kleinen Knaben eine regelrechte Begattung vollziehen, obwohl weder Samen beim Knaben noch gereifte Eier oder Menstruationen beim Mädchen vorhanden sind und obwohl die ganze Anlage der Sexual-Organe eine noch embryonale ist. Wenn auch unbedingt pathologisch, sind diese Erscheinungen durchaus bezeichnend, weil sie eine relative, phylogenetisch durch das Gehirn erworbene Unabhängigkeit des Geschlechtstriebes von der fertigen Entwicklung der Geschlechtsdrüsen dartun. Freilich pflegt bei ganz jung kastrierten Männern (Eunuchen) der Geschlechtstrieb sich gewöhnlich nicht zu entwickeln. Dagegen bleibt derselbe und bleiben die Erektionen und die äusserlichen Geschlechtsfunktionen erhalten, wenn die Kastration (Entfernung der Geschlechtsdrüsen) erst nach der Pubertät erfolgt.

Wichtig für uns ist der Schluss, den wir daraus ziehen müssen, dass das Vorhandensein einer geschlechtlichen Reizung oder eines Geschlechtstriebes an und für sich noch keineswegs deren normale Berechtigung ausmacht. Wir werden im Kap. VIII zur Genüge sehen, dass nicht nur Abnormitäten in den ererbten Anlagen, sondern auch künstliche Reizungen, schlechte Gewohnheiten zu allerlei Auswüchsen des Geschlechtstriebes und zu geschlechtlichen Verirrungen, Abnormitäten und Ausschreitungen Anlass geben.

Im Kapitel IV haben wir bereits die ungeheuren individuellen Schwankungen der Libido sexualis beider Geschlechter und der

Potenz der Männer geschildert. Wir haben auch bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, dass das Alter, bei welchem sich der Sexualtrieb einstellt, ziemlich wechselnd ist. Wir kommen auf diesen Punkt nicht mehr zurück. Ich erinnere ferner daran, dass wir im Kapitel IV das Alter zwischen zwanzig und vierzig Jahren als das der stärksten männlichen Potenz und der stärksten Libido kennen lernten. Diese Periode dürfte zugleich auch als die vorteilhafteste zur Zeugung einer kräftigen und gesunden Nachkommenschaft bezeichnet werden und zwar dürfte die günstigste Zeit eher die vor als die nach dem dreissigsten Jahre sein.

Die ontogenetische Entwicklung des Sexualtriebes und der Liebe beim Manne zeigt im Durchschnitt eine eigentümliche Erscheinung. Während die Züchtung und Angewöhnung des Sexualtriebes als solchen denselben raffinierter und dadurch in gewisser Hinsicht gemeiner, weil berechneter, macht, entwickelt sich umgekehrt die sexuelle Liebe, wenn sie vorhanden ist, im Alter immer höher und feiner, weniger egoistisch als in der Jugend. Letzteres beruht auf der Züchtung und Entwicklung eines feineren Gefühlslebens auf Grund allgemeiner psychischer Entwicklung und erklärt sich auch dadurch, dass die Intensität des Geschlechtstriebes abnimmt, sodass er weniger brutal und gebieterisch auftritt. Wir sprechen hier selbstverständlich nur von normalen Gehirnen. In der Jugend überwiegt der mit intensiver Libido verbundene Liebesrausch, der aber, nach gesättigter sexueller Leidenschaft, die übrigen noch ungezügelten Leidenschaften und egoistischen Triebe der Jugend wieder hervortreten lässt. Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass umgekehrt mit vorrückendem Alter die Liebe unter normalen Verhältnissen konsequenter, gleichmässiger wird. Letzteres setzt freilich voraus, dass sie überhaupt vorhanden war. Nur die so häufige Verwechslung der Liebe mit der Libido lässt vielfach diese Tatsache übersehen. Romanschriftsteller, die auf den Erotismus des Publikums spekulieren, werden freilich die Darstellung der sexuellen Leidenschaft und des Liebesrausches mit den daraus entspringenden Konflikten und Katastrophen mehr anziehen, als die weniger pikante Schilderung der ruhigen, ausgeglichenen Liebe eines älteren Paares, die auf Harmonie des Denkens und Empfindens beruht und in gegenseitiger Rücksicht und Hingebung der beiden Gatten für einander ihre höchste Befriedigung findet. Der Sexualtrieb und die sexuelle Potenz erlöschen beim Manne zwischen dem sechzigsten und achtzigsten Jahre.

Potente Greise von achtzig Jahren kommen vor, sind aber kaum mehr zeugungsfähig. Im allgemeinen erlischt die Potenz vor der Libido, was manche Greise veranlasst, zu allerlei mehr oder weniger unzüchtigen Hilfsmitteln zu greifen, um ihre Potenz wieder zu steigern oder wenigstens ihre Libido zu befriedigen.

Aus den eben erwähnten Tatsachen erklärt es sich, warum egoistische Männer, die niemals eine wahre Liebe kannten, im Alter in sexuellen Dingen so niederträchtig und gemein werden können. Bei denselben entwickelt sich die geriebene Routine des Sexualtriebes immer mehr zur systematischen Verführungskunst. Die Liebesphrase ersetzt in geschickter Weise das Liebesgefühl und solche alte Don Juans verstehen es vorzüglich, junge Mädchen in ihre Netze zu führen. Diese allbekannte Tatsache täuscht sehr leicht über das vorhin erwähnte normale Gesetz der Verfeinerung der höheren Liebe des Mannes im Alter. Um die Wirklichkeit zu verstehen, muss man sich darüber ganz klar sein, dass die ontogenetische Weiterentwicklung des Sexualtriebes etwas anderes ist als diejenige der Liebe, und dass das Resultat ein umgekehrtes werden kann, je nachdem der erstere oder die zweite überwiegt. Selbstverständlich gibt es auch hier allerlei Mischungen und Nuancen.

Nach Westermarck kommt unter normalen Verhältnissen eine Altersanpassung in dem Sinne vor, dass ältere Männer sich eher in etwas ältere Frauen verlieben. Dieses dürfte freilich in vielen Fällen, bei welchen Vernunft und höhere Liebe herrschen, zutreffen. Es wäre jedoch verfehlt, da zu verallgemeinern. Es ist höchst auffällig, zu sehen, wie umgekehrt oft alte Männer sich in junge Mädchen und sonderbarerweise junge Mädchen sich aufrichtig in alte Männer verlieben. Freilich liest man überall in den alten Büchern, dass junge Mädchen alte Männer nur ihres Namens oder ihres Geldes wegen nahmen, um sie dann zu betrügen. Dies kommt allerdings vor. Ich war aber stets erstaunt zu sehen, wie häufig blutjunge achtzehn- bis zweiundzwanzigjährige Mädchen sich bis zum Wahnsinn in alte geriebene Roués verlieben und zwar in Fällen, wo Namen und Geld auf Seite des Mädchens sind, sodass von einer Ausbeutung ihrerseits keine Rede sein kann. Das Umgekehrte, nämlich die wahnsinnige Verliebtheit eines alten Mannes in ein junges Mädchen ist freilich noch viel häufiger und begreiflicher.

Man muss allerdings Westermarck zugeben, dass besonders der letzte Fall nicht zur Norm gehört und, wie wir im Kap. VIII

sehen werden, vielfach, sogar in der Regel, die Folge einer Gehirnkrankheit, des beginnenden Altersblödsinnes, ist, bei welcher ein erloschener Geschlechtstrieb plötzlich wieder aufflackert.

Weniger verständlich ist die Verliebtheit junger Mädchen in alte Männer. Es mögen bald der Mangel an geeigneteren Gegenständen ihrer Zuneigung, bald die geistigen Gaben des im ganzen weniger früh alternden, männlichen Geschlechtes, den Keim zu diesem Feuer legen, doch sind derartige Mädchen sicher vielfach ihrerseits auch nicht normal, entweder hysterisch oder äusserst suggestibel.

Im Greisenalter, wenn im normalen Verlauf der Dinge das sexuelle Leben von zwei Eheleuten erloschen ist, bleibt ihnen als dessen natürliche Hinterlassenschaft eine geläuterte Liebe, die wie schöne Herbstfarben den Abend des Lebens schmückt und vergoldet. Dieses wird gar zu oft von denjenigen vergessen, die heute die Ehe schmähen. Freilich wird häufig genug der Lebensabend einer Ehe zu Zank und Gram, wenn dieselbe aus Zwang, aus Missverständnis der Charaktere im Liebesrausch, aus Geld- oder Standesinteressen geschlossen wurde, oder wenn pathologische Verhältnisse störend einwirken.

Beim Weib ist die sexuelle Ontogenie nicht gleich wie beim Manne. Das Weib reift früher, das heisst rascher. In unserer Rasse ist es mit 18 Jahren nicht nur geschlechtsreif, sondern ehereif in vollster Blüte seiner Entwicklung und die Zeit zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahren ist unbedingt die günstigste zum Beginn seiner sexuellen Tätigkeit. Dieses beweist die Gynäkologie und die Geburtshilfe zur Genüge. Anderseits tritt bekanntlich Ende der vierziger Jahre oder anfangs der fünfziger beim Weibe das Climacterium und damit das Aufhören der Zeugungsfähigkeit ein. Die Zeugungszeit des Weibes ist also viel kürzer als diejenige des Mannes und hört vor allem viel früher auf.

Diesen Verhältnissen entsprechend ist auch die ganze Entwicklung der geistigen und gemütlichen Ausstrahlungen des Sexualtriebes beim Weibe eine viel raschere als beim Manne. Das Weib ist viel früher fertig entwickelt und auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Es erstreckt sich dies auf das ganze psychische Leben der Frau, das im Alter viel weniger einer weiteren Entwicklung fähig ist als dasjenige des Mannes und sich durchschnittlich viel früher fixiert und automatisiert, was zwar zu einem nicht geringen Teil, aber wohl nicht der Hauptsache nach, auf die mangelhafte

geistige Ausbildung unserer Frauen zurückzuführen ist. Hier muss man wieder die tiefere phylogenetische Anlage der Frau von den Wirkungen der Erziehung im Lauf ihrer ontogenetischen Entwicklung unterscheiden.

Mit Bezug auf den sexuellen Trieb sahen wir jedoch, dass durch die sexuelle Betätigung die Libido sexualis des Weibes sich in der Regel erst entwickelt, während sie vorher meistens in einem unbestimmten Sehnen bestand. So kommt es vielfach vor, dass ontogenetisch die Libido sexualis etwas älterer Frauen (zwischen dreissig und vierzig Jahren) am stärksten wird. Diese pflegen sich sehr leicht dann in jüngere Männer zu verlieben. Auch sie sind, wie die Männer, durch Uebung geriebener geworden und verstehen sich vorzüglich darauf, junge, entzündbare, unerfahrene Männer für sich zu gewinnen, gelegentlich sogar Unmündige zu verführen. Derartige Verbindungen, die man besonders bei Witwen sehr häufig trifft, pflegen jedoch selten glücklich zu verlaufen, denn solche Weiber werden begreiflicherweise sehr leicht eifersüchtig und ihre Männer sehr bald ernüchtert und verdrossen. Es entspricht im allgemeinen der Norm, wenn der Mann sechs bis zwölf Jahre älter ist als seine Frau und wenn die Frau möglichst jung heiratet.

Bei der sexuellen Ontogenie des normalen Weibes spielen die Schwangerschaften, die Geburten, das Stillen der Kinder und deren Erziehung eine viel grössere Rolle als der Sexualtrieb. Zusammen mit der Zärtlichkeit für den Gatten füllen diese grossen Taten des weiblichen Sexuallebens einen mächtigen Teil der Gehirntätigkeit, der Vorstellung aus, und bilden zugleich die Bedingungen echten weiblichen Lebensglückes.

Bei älteren Frauen sollte normalerweise der Sexualtrieb mit dem Climacterium stark abnehmen oder aufhören. Dem ist aber vielfach nicht so. Aeltere Frauen werden oft durch die Libido sexualis geplagt, was für sie um so peinlicher ist, als sie von Männern kaum je begehrt werden. Immerhin sind solche Zustände nicht als normal zu bezeichnen. Normalerweise nimmt auch bei der Frau der Geschlechtstrieb im Alter ab und entwickelt sich bei ihr, wie auch beim Mann, die oben geschilderte, geläuterte Liebe allein aus glücklichen sexuellen Verhältnissen heraus.

Man pflegt vielfach mit einer gewissen Verachtung von alten Weibern zu sprechen. Freilich machen unbefriedigte Triebe und Leidenschaften, verletzte Gefühle aller Art, vor allem aber eine

pathologische Konstitution sehr häufig aus dem alternden Weibe ein wenig liebenswürdiges Geschöpf. Wir sind aber der Ueberzeugung, dass eine Erhöhung der sozialen Stellung des Weibes und eine grössere Sorgfalt bei ihrer Erziehung diese Verhältnisse bedeutend bessern können. Letztgenannte Sorgfalt soll sich nicht auf Tand und Aeusserlichkeiten erstrecken, sondern die Frau zu ernster Arbeit und tieferer Lebensauffassung fähig machen. Wir sehen genug alte Frauen durch ihre Tätigkeit, ihre Ausdauer, ihr scharfes, gesundes Urteilsvermögen, ihr leutseliges Wesen zu ethisch-sozialen Musterbildern werden. Mag auch ihre eigentliche geistige Produktivität im allgemeinen früher aufhören, als die des Mannes, so schliesst das nicht eine vorzügliche, ausdauernde, umsichtige, reproduktive und praktische Tätigkeit des Verstandes und ein feines Gemütsleben aus. Vor allem aber findet das alternde Weib ein wichtiges Ersatzglück für den Tod ihres Mannes, die Entfernung ihrer Kinder und dergleichen mehr, in einer intensiven, sozialen Tätigkeit, der sie ihre Liebe widmen kann. Das ist das beste Vorbeugungsmittel gegen Griesgram und zänkische Laune. Man kann sagen, dass die Liebe, die ein phylogenetischer Abkömmling des Geschlechtstriebes ist und sich mit ihm auf der Höhe des Lebens intensiv zu verknüpfen pflegt, sich allmählig immer unabhängiger von ihm gestaltet und dann Ersatzobjekte braucht. Darin liegt eine grossartige Anpassung der Liebe an das Leben.

Als Kind ist das Individuum im ganzen und vor allem natürlich egoistisch; seine Triebe sind auf die Erhaltung seines Selbst gerichtet. Doch gibt es grosse individuelle Verschiedenheiten, und Kinder haben oft schon ein grosses Pflichtgefühl und zeigen viele Mitleidsempfindungen. Später, bei der Geschlechtsreife, treibt die sexuelle Begierde des Menschen zur sexuellen Liebe, zum Egoismus zu zweit und wird zum Hauptfaktor der Artvermehrung. Im Alter endlich hört der Selbstzweck des Individuums auf. Sein Leben wäre somit nur eine Last für die Gesellschaft, wenn der Rest desselben nicht zu sozialen allgemeinen Zwecken verwendbar wäre. Dazu wandelt sich eben ganz natürlich durch Erweiterung und Läuterung die sexuelle Liebe in rein menschliche, altruistische, soziale Liebe. So sollte es wenigstens sein und dann würde auch das Häckel'sche biogenetische Grundgesetz „Die Ontogenie ist eine abgekürzte Wiederholung der Phylogenie“, eine fernere Illustration bekommen. Phylogenetisch lebte unser Urahn (einzelliges Tier) nur für sich; später kam die geschlechtliche Fortpflanzung ohne Liebe,

dann mit sexueller und Familienliebe (höhere Tiere, Vögel und Säugetiere) und als höchste Stufe entwickelte sich die soziale Liebe oder das solidarische Pflichtgefühl, der Altruismus. Freilich steht derselbe beim Menschen, wie wir bereits sahen, noch auf schwachen Füssen, während gewisse Seitenäste des Tierreiches ihn auf instinktiver Basis viel fester entwickelt haben (Bienen, Ameisen). Doch gerade jene letztere Tatsache deutet auf ein Naturgesetz hin, nach welchem gesellschaftliche Organisationen den Altruismus, das Pflichtgefühl zur Entwicklung bringen. Die Geschichte der Menschheit beweist, dass unser gesellschaftlicher Verband sich erst langsam und schwerfällig, durch unzählige Kämpfe hindurch, teils direkt, teils indirekt aus dem Familienverband heraus entwickelte. Die heutigen Umstände auf der Erdoberfläche machen, dass diese Entwicklung den noch schwachen, sozialen Gefühlen und Instinkten des Menschen voraneilt. Doch müssen letztere folgen, und zwar so, dass sie zunächst sich stützen auf den im Menschenhirn phylogenetisch tiefer wurzelnden Familien-, Freundes- und Stammes-Altruismus, d. h. auf das in uns erblich schlummernde Sympathie- und Pflichtgefühl gegenüber einzelnen uns näherstehenden menschlichen Individuen. Auf dieser Grundlage hat sich bereits ein allgemeines Menschheitsgefühl allmälig ausgebildet.

Es ist zwar ein Grundfehler, die soziale Solidarität auf unsere noch so mangelhaften phylogenetischen Sympathiegefühle, auf rein ideale Aufopferungsfähigkeit und dergleichen gründen zu wollen. Es ist aber ein ebenso grosser Grundfehler, dieselbe auf den reinen Egoismus aufzubauen. Man darf nicht Egoismus und Altruismus als Antinomien, sondern muss sie als zwei Teilfaktoren der menschlichen Gesellschaft wie des Individuums betrachten. Es bleibt ferner Tatsache, dass der mit starken instinktiven Sympathie- und Pflichtgefühlen ausgestattete sogenannte Altruist einen vorzüglichen sozialen Arbeiter bildet, der ethisch defekte, reine Egoist dagegen ein zersetzendes Element in der Gesellschaft darzustellen pflegt. Somit ergibt sich daraus die soziale Pflicht, auf sexuellem Wege den ersteren zu züchten und dem zweiten möglichst grosse Sterilität zu empfehlen.

Kapitel VIII.

Sexuelle Pathologie.

Wir verweisen hier auf das bekannte Werk v. Krafft-Ebings: „Psychopathia sexualis“ (Stuttgart, Verlag von Ferd. Enke). Darin findet sich eine Fülle von Beobachtungen, auf deren Details einzugehen uns hier jedoch zu weit führen würde. Wir müssen voranstellen, dass mit Ausnahme der venerischen Krankheiten, die Geschlechtsorgane an und für sich bei dieser Frage fast gar keine Rolle spielen. Nahezu alle bezüglichen pathologischen Vorgänge spielen sich im Zentralnervensystem und ganz besonders im Seelenorgan, im Grosshirn ab.

Die Abnormitäten des Sexuallebens gehören ferner nicht oder zum allergeringsten Teil zu jenen erworbenen akuten Krankheiten, die der Arzt mit Arzneien oder ähnlichen Kuren behandeln kann. Sie wurzeln vielmehr fast ausschliesslich in der psychischen Konstitution, in den ererbten Anlagen des Gehirnes. Bekanntlich ist aber die Pathologie der ererbten Gehirn- oder Seelenanlagen ein ausserordentlich weites und dehnbares Gebiet, das fast nirgends scharfe Grenzen zwischen Krankheit und Gesundheit erkennen lässt. Ein grosser Teil dessen, was das liebe Publikum und sogar die gelehrten Theologen, Juristen und nicht irrenärztlich gebildeten Aerzte als Verbrechen, Sünde, Gemeinheit oder Schlechtigkeit betrachten, beruht auf pathologisch ererbten Anlagen. Heute noch konsultierte mich ein verzweifelter, durchaus edel gesinnter Kranker dieser Art mit Tränen in den Augen, der in Deutschland von einem Arzt mit den Worten abgefertigt worden war: „Das sind Schweinereien, Sie sind ein Schwein, hören Sie auf und gehen Sie weiter.“ Und dieser hoch ethisch fühlende Mann führt tatsächlich einen Heldenkampf gegen pathologische, perverse sexuelle Neigungen! So wie jener unwissende Arzt denkt aber mit wenigen Ausnahmen die Menschheit aus Unkenntnis der Sache über den grössten Teil der im folgenden zu behandelnden Materie, die wir deshalb hier,

so abstossend sie auch ist, wenigstens skizzieren müssen, umsomehr, weil sie ein lehrreiches Licht auf die sexuelle Frage im ganzen wirft.

I. Pathologie der Geschlechtsorgane im allgemeinen.

Alle Missbildungen, Krankheiten oder Operationen, welche die Geschlechtsdrüsen beim Kinde zerstören oder an der Entwicklung hindern, bringen die früher beschriebenen Erscheinungen der Kastraten oder Eunuchen sowohl beim Manne wie beim Weibe hervor. So zum Beispiel sehr gewöhnlich die sogenannte Kryptorchie, bei welcher die Hoden in der Bauchhöhle oder im Leistenkanal stecken bleiben und dort sich nicht entwickeln können. Wir sahen anderseits, dass, wenn derartige Zufälle den Erwachsenen treffen, nicht nur die korrelativen Geschlechtscharaktere, sondern sogar die Begattungsfähigkeit und die Empfindungen sexueller Wollust erhalten bleiben können. Ein eigentümlicher Fehler bei Männern ist die sog. Aspermie, bei welcher die Geschlechtsdrüsen zwar gebildet sind, aber der Same keine Spermatozoen enthält. Solche Männer sind in der Regel trotzdem zur Erektion und zum Begattungsakt fähig, bekommen auch Wollustempfindung, können sich verlieben u. s. f., obwohl die Geschlechtsfunktionen bei ihnen gewöhnlich schwach entwickelt sind. Sie sind dagegen selbstverständlich zeugungsunfähig. Nicht so dagegen gewisse Frauen, die niemals menstruieren; dieselben haben in der Regel dennoch normale Eierstöcke, in welchen die Eier reifen. Sie können schwanger werden und gebären. Tuberkulose der Hoden, Entzündungen oder Geschwülste derselben, dann entsprechende Krankheiten der Eierstöcke können Sterilität zur Folge haben.

Gewisse Missbildungen des männlichen Gliedes können eine richtige Erektion und dadurch die Begattung verhindern (z. B. die Hypospadie und die Epispadie, d. h. angeborene Rinnenbildung an der oberen oder unteren Fläche des Gliedes). Infolge von Onanie, aber auch von starker Verstopfung etc. tritt manchmal Samen unwillkürlich und ohne Erektion beim Urinieren, mit oder ohne Wollustempfindung aus (Spermatorrhöe). Man hat aus dieser Entleerung viel zu viel Wesens gemacht und in geradezu schwindelhafter Weise viele Hypochonder damit beängstigt, um sie auszubeuten. Je weniger diese Erscheinung beachtet wird, desto schneller wird sie in der Regel beseitigt, sofern sie, wie meistens, rein nervöser Natur ist.

Eine sehr unangenehme und ungemein häufige Störung des männlichen Gliedes ist die Phimose, das heisst die fast immer durch eine embryonale Verwachsung hervorgerufene zu grosse Enge der äusseren Oeffnung der Vorhaut, durch welche die Eichel, wenigstens bei der Erektion, nicht durchtreten kann. Wird die Vorhaut etwa beim Urinieren oder Onanieren vor der Erektion hinter die Eichel zurückgezogen, so schnürt sie das Glied derart ein, dass Entzündung und Schwellung entstehen und dass sie nicht mehr zurückgestülpt werden kann. Dies nennt man Paraphimose, ein Zustand, der recht gefährlich werden kann. Zudem sammelt sich in phimotischen Vorhäuten allerlei Schmutz, der die Eichel reizt und zur Onanie treibt. Jede Phimose sollte rechtzeitig operativ beseitigt werden, wenn nicht anders möglich, durch gänzliche Beschneidung.

Bei Frauen gibt es noch viel mehr Erkrankungen, welche die Zeugungsfähigkeit aufheben können. Es sind jedoch weniger Krankheiten der Eierstöcke, die freilich durch Geschwülste (Cysten) etc. auch zugrunde gehen können, als vielmehr Erkrankungen der Gebärmutter und der Scheide, ganz besonders Katarrhe und Entzündungen, welche eintretende Spermatozoen vernichten, bevor sie das ausgestossene Ei erreichen. Störungen der Menstruation haben viel weniger Einfluss auf die Zeugungsfähigkeit. Es kommen noch Fälle vor, wo die Gebärmutter kindlich klein bleibt, was auch zu Sterilität führen kann. Weitere Krankheiten der weiblichen Sexualorgane gehören mehr ins allgemeine Gebiet der Pathologie und haben für die sexuellen Verhältnisse wenig Interesse. Man hat in neuerer Zeit ein operatives Mittel gefunden, das geeignet scheint, Sterilität herbeizuführen, ohne die nachteiligen Folgen der Entfernung der Eierstöcke nach sich zu ziehen, indem man einfach ihre Verbindung mit der Gebärmutter durch Lageveränderung oder Unterbindung der Muttertrompeten (Tuben) unterbricht. Verschiedene Formen der Entzündungen, Lageveränderungen etc., besonders der Gebärmutter, aber auch der Eierstöcke, verursachen den Frauen viele Schmerzen, Unbehagen und nervöse Störungen. Die Menstruation ist häufig eine Quelle nervöser Reizung. Selten ist das Hymen so stark entwickelt, dass es ein ernstes Hindernis der Begattung bildet und operativ entfernt werden muss. Häufig dagegen leiden junge Ehefrauen an sogenanntem Vaginismus, d. h. an schmerzhaften Krämpfen, sobald irgend etwas (Finger oder männliches Glied) in die Scheide eindringt. Einer besonderen Erwähnung verdient der stets pathologische Hermaphroditismus des

Menschen. Derselbe ist äusserst selten, und meistens unvollständig, d. h. nicht einmal so, dass eine Körperseite ausgesprochen männlich und die andere ausgesprochen weiblich wäre. Es handelt sich meistens nur um ein unvollständiges Mischungsprodukt aus beiden Geschlechtern, und besonders sekundärer, korrelativer Geschlechtsmerkmale; eine wirkliche vollständige Doppelfunktion kommt nur in Märchen und Legenden vor. Ein berühmter Hermaphrodit, den ich selbst sah, die sogenannte Katharina Hohmann, hatte tatsächlich einen ausserordentlich kurzen, fast nur klitorisartigen Penis, aber auf der linken Seite einen richtigen, in einer grossen, einer Schamlippe ähnelnden Hautfalte, liegenden Hoden. Einseitig war sie also sicher männlich, hatte auch Samenentleerungen und vergnügte sich unbehelligt sexuell mit Mägden, da sie als Weib getauft worden war. Ihre weibliche Natur, auf der anderen Seite, war dagegen sehr problematisch; jedenfalls fehlte eine richtige Scheide und ebenso eine Gebärmutter, obwohl sie von Menstruationen berichtete, deren Vorhandensein aber nie mit irgend welcher Sicherheit konstatiert werden konnte. Nicht so selten sind dagegen verkehrte korrelative sexuelle Merkmale, deren Träger dann als Schaustücke verwertet werden, wie z. B. die bärtigen Frauen, die mit starkem Busen behafteten Männer u. dgl. m.

II. Venerische Krankheiten.

Es kann nicht zu unserer Aufgabe gehören, hier ein vollständiges Bild dieser furchtbaren Geissel der Menschheit zu geben, die so unendlich viel Unglück in die Familie und in das soziale Leben überhaupt bringt. Wir müssen zunächst betonen, dass es ein gewaltiger Irrtum ist, in dem aber Unwissende oft befangen sind, der sexuellen Wollust und den sexuellen Exzessen als solchen die furchtbaren Folgen in die Schuhe zu schieben, die doch allein auf venerischer Infektion beruhen. Venerische Krankheiten können sogar, wenn auch seltener, ganz unschuldig durch einen Kuss, eine Fingerverletzung, auf dem Abtritt, durch schmutzige Wäsche, durch Schmutz und armseliges Zusammenleben überhaupt aufgelesen werden. Umgekehrt kann ein dickhäutiger Don Juan die furchtbarsten sexuellen Exzesse begehen und ohne Ansteckung durchkommen, wenn er reinlich und sehr vorsichtig ist, und zugleich Glück hat. Ich sah dagegen Menschen, die sich ein einziges Mal in der Jugend vergangen hatten, Infektionen bekommen, die ihr

Leben vernichteten. Es gibt drei venerische Krankheiten, die wir nur kurz mit ihren Folgen schildern wollen. Dazu kämen noch Schmarotzer (wie Filzläuse, Krätze) und noch anderes Ungeziefer, das man durch sexuellen Umgang mit schmutzigen Menschen (aber auch ohne sexuellen Umgang) auflesen kann. Wir lassen dasselbe hier bei Seite, da seine Entfernung heute leicht geworden ist.

1. Der Tripper oder die Gonorrhöe. Diese Krankheit besteht in einer eitrigen Entzündung der Harnröhre, die durch einen Gonococcus genannten Bazillus verursacht wird. Bei günstigem Verlauf und richtiger Behandlung kann sie unter heftigen Schmerzen innerhalb vierzehn Tagen heilen. Sehr häufig aber schleicht die Entzündung langsam weiter, wird chronisch und ergreift auch benachbarte Organe. Wehe dann dem betreffenden Individuum! Der chronische Tripper führt nicht selten beim Mann zu Verengerungen der Harnröhre, die fürs ganze Leben bleiben, später zu Harnverhaltung, Blasenkatarrhen und anderen schweren, qualvollen Folgeerscheinungen führen (Blasenstein z. B.) und nicht selten mit dem Tode enden, sei es dadurch, dass auch Nierenbecken und Nieren ergriffen werden, sei es auf andere Art. Der überstandene Tripper gibt durchaus keine Immunität für spätere Erkrankung. Im Gegenteil, neue Ansteckungen erfolgen nur um so leichter, und wenn der Tripper chronisch wird, kommen akute Rückfälle auch ohne neue Ansteckungen vor.

Womöglich noch schlimmer als beim Manne sind die Folgen des Trippers beim Weibe, bei welchem er noch schwieriger ganz auszuheilen ist. Ein gonorrhöisches Weib kann zunächst als öffentliche Dirne unzählige Männer anstecken und dagegen hilft auch die ärztliche Bordellvisitation nicht oder kaum. Ausserdem nisten sich die Gonococcen an allen Ecken und Enden der inneren weiblichen Geschlechtsteile ein und veranlassen sehr häufig Entzündungen der Gebärmutter, der Muttertrompeten und sogar der Eierstöcke, welche Entzündungen im weitern auf die Umgebung übergreifen und zu Verwachsungen im Bauch führen können. Solche Frauen werden in der Regel steril, leiden oft furchtbar und werden manchmal jahrelang bettlägerig. Harnröhrenverengerungen und Blasenleiden ruft dagegen der Tripper beim Weibe viel seltener hervor. Aber der Tripper begnügt sich nicht mit diesen Untaten, d. h. mit diesen Verkrüppelungen beider Geschlechter. Das unschuldige Kind, das bei seiner Geburt die gonorrhoisch erkrankten

mütterlichen Geschlechtsteile zu passieren und so eine Gonococcentaufe durchzumachen hat, pflegt eine Tripperentzündung der Bindehaut der Augen zu bekommen: die sogenannte Blenorrhöe der Neugebornen, die dadurch verhängnisvoll wird, dass sie häufig weisse, narbige Flecken der Hornhaut zurücklässt, die das Sehvermögen bis zur totalen Erblindung beeinträchtigen können. Auch die mit Gonorrhöe behafteten Männer und Frauen, die ihre Augen unvorsichtig mit einer von Trippersekret beschmutzten Hand berühren, können die gleiche Augenentzündung bekommen.

2. Die Syphilis ist eine noch furchtbarere venerische Krankheit, bei der wir den die Infektion veranlassenden Organismus noch nicht kennen. Um so besser kennt man ihren Verlauf. Sie ist viel schleichender als der Tripper, und beginnt mit einem oft kaum beachteten Geschwürchen mit verhärteter Umgebung, sei es, wie meist, an den Geschlechtsteilen, sei es anderswo, z. B. auch am Mund infolge von Küssen oder unzüchtigen Berührungen desselben mit den Geschlechtsteilen des anderen, infizierten Individuums. Das Syphilisgift beibt aber nicht innerhalb eines bestimmten Körperbezirkes lokalisiert, wie die Gonococcen, sondern verbreitet sich im ganzen Organismus mittelst der Blut- und Lymphbahnen. Nach einigen Wochen erscheinen Ausschläge im Gesicht oder am ganzen Körper und dann fängt die Misere an, deren bleibende Heilung durch das ganze Leben hindurch niemals sicher ist, denn die Syphilis kann nicht nur monate-, sondern jahrelang latent (schlummernd) verbleiben, um dann plötzlich wieder in irgend einem Körpergewebe oder Körperorgan neue Störungen zu verursachen.

Sie macht Geschwüre überall, auf der Haut und in allen Schleimhäuten, zerfrisst gelegentlich die Knochen, vernichtet innere Organe, wie die Leber, führt zu Lungenverhärtungen, verursacht Erkrankungen der Blutgefässe, die dann hart und brüchig wie Pfeifenröhren werden, gewisse Krankheiten der Augen, vor allem der Iris und der Netzhaut. Geschwülste im Gehirn, sowie auch eine ganze Reihe Nervenlähmungen beruhen nicht selten auf Syphilis.

Eine der furchtbarsten Folgen der Syphilis bilden heutzutage die Rückenmarksdarre (Tabes) und die allgemeine fortschreitende Hirnlähmung (Paralyse oder fälschlich sogenannte Hirnerweichung), die erste das Rückenmark und die zweite das Grosshirn langsam verhärtend und zerstörend. Beide Krankheiten kommen nur bei früheren Syphilitikern vor und entstehen in der Regel erst

fünf bis zwanzig Jahre, am häufigsten zehn bis fünfzehn Jahre nach der syphilitischen Infektion, meistens bei Menschen, die sich völlig geheilt glauben. Unter mannigfachen Qualen und Schmerzen führt die Rückenmarksdarre nach mehrjährigem Verlauf zum Tode. Die Grosshirnparalyse erzeugt ihrerseits Grössenwahn und überhaupt Geistesstörung, lähmt langsam alle Geistes- und Nervenfunktionen, Empfindung, Bewegung, Sprache und Intellekt, wandelt den Menschen in die denkbar traurigste Ruine um, bis endlich ebenfalls der Tod sich dieses kaum mehr menschlich aussehenden, geistig längst toten und kaum noch vegetierenden Körpers vollends erbarmt. Bei dieser Krankheit kann man direkt und Schritt für Schritt beobachten, wie die ganze Seelen- und Nerventätigkeit des Menschen mit der fortschreitenden Schrumpfung des Hirngewebes abbröckelt.

Die Syphilis wird nicht selten ihres schleichenden Verlaufes wegen übersehen, besonders wenn ihre erste Periode geringe Symptome macht; kleine Ausschläge können mit anderen Hautausschlägen verwechselt werden. Mit Quecksilber und anderen Mitteln lassen sich wenigstens die groben Erscheinungen ihrer Anfangsperiode (primäre und sekundäre Syphilis) beseitigen. Solche „geheilte" Syphilitiker sind jedoch, wie gesagt, vor Paralyse, Rückenmarksdarre und anderen Späterscheinungen niemals sicher. Die Geschwüre der ersten zwei bis drei Jahre der Krankheit sind sehr ansteckend und hindern doch den Beischlaf nicht, da sie weder zu jucken noch zu schmerzen pflegen. Die schmerzhaften Erscheinungen kommen, wenn sie überhaupt eintreten, später. Nach drei- bis vierjährigem Bestande pflegt die Krankheit, in der Regel wenigstens, nicht mehr anzustecken. Dagegen kann ein solcher Syphilitiker, der in diesem Krankheitsstadium heiratet, ohne seine Frau anzustecken, syphilitische Kinder erzeugen, die manchmal schon im Mutterleibe oder bei der Geburt sterben, wenn nicht, ihrer angeborenen Syphilis häufig später noch erliegen. Ein unglückliches, angeboren syphilitisches Kind kann auch zwischen seinem zehnten und zwanzigsten Jahre an Hirnparalyse oder Rückenmarksdarre zugrunde gehen, wie ich es auch selbst einige Male beobachtet habe. Es ist schwer, genau die angeborenen Gebrechen zu schätzen, die durch die Syphilis der Eltern den Kindern übertragen werden können. Vielfach gehen auch gesunde Kinder aus solchen Ehen hervor. Häufig bleiben letztere steril. Es gibt viel mehr syphilitische Männer als Frauen, was der Prostitution und dem Bordellleben zu verdanken

ist. Die Zahl der sich prostituierenden Frauen ist im Verhältnis zur Zahl der die Prostituierten besuchenden Männer gering und ein einziges prostituiertes Weib steckt eine Masse Männer an. Die jungen Männer ihrerseits, die sich der Prostitution bedienen, bringen Tripper und Syphilis in der Ehe ihren Frauen vielfach bei und so verbreiten sich diese Seuchen in der ganzen Gesellschaft in einer furchtbaren Weise, mit dem ganzen Elend, das sie nach sich ziehen.

3. Der weiche Schanker ist die dritte Form der venerischen Krankheiten. Harten Schanker nennt man die erste harte Infektionsstelle der Syphilis. Der weiche Schanker ist die ungefährlichste der venerischen Krankheiten, aber auch die seltenste. Er macht nur lokal beschränkte Erscheinungen, wenn er nicht — was häufig vorkommt — mit Syphilis kompliziert ist. Er ist einfach ein mehr oder weniger grosses, um sich fressendes Geschwür an den Geschlechtsteilen. Was zerfressen wird, wird zerstört; dann tritt in der Regel Vernarbung und Heilung ein.

Die venerischen Krankheiten gehören zu den schlimmsten Begleiterscheinungen des Sexualtriebes. Wir werden später sehen, wie die Menschen, wenn sie nicht so einfältig wären, sie am besten allmählig beseitigen könnten. Einstweilen hat die Medizin, in Verbindung mit der Genusssucht der Männer, eine der zugleich absurdesten und niederträchtigsten Einrichtungen getroffen, die man sich denken kann, nämlich die staatliche Duldung, Organisation und vermeintliche Reinigung der Prostitution. Unter dem Vorwand einer sanitarischen Massregel zwingt man die sich prostituierenden Weiber, sich polizeilich einschreiben oder in Bordelle (Prostitutionshäuser) sperren zu lassen und unterzieht sie dann regelmässigen ärztlichen Visiten, die den Zweck haben sollen, die Angesteckten aus der Zirkulation zu entfernen und sie einer Zwangsbehandlung im Spital zu unterziehen. Es liegt auf der Hand, dass der mehr oder weniger anrüchige Dienst eines Bordellarztes im ganzen (es gibt Ausnahmen) eher von minderwertigen Aerzten ausgeübt wird, die nicht die allerbeste Gewähr bieten. Wir werden aber später sehen, dass das ganze System überhaupt seinen Zweck völlig verfehlt. Es ist fast unglaublich, dass edle Damen, in der Meinung, ihre Töchter damit vor der Gier der Männer zu schützen, solche barbarische Institutionen wie die Kuppelei, die Prostitution und ihre Reglementierung noch zu verteidigen wagen. Nur die Suggestion, unter welcher das Weib von seiten des Mannes so oft steht, kann solches begreiflich machen. Dass viele Männer und Aerzte dieses

System befürworten, beruht auf einem Gemisch von blindem Konservatismus, Autoritätsglauben und Urteilsunfähigkeit auf der einen, mit verkapptem, oft unbewusstem Erotismus auf der anderen Seite. Wir werden diese ganze Frage in Zusammenhang im Kapitel IX besprechen.

Eine der tragischsten Folgen der venerischen Krankheiten ist ihre Uebertragung auf ein unschuldiges Eheweib, dessen ganzes reines und keusches Leben dadurch in brutaler Weise um seine Frucht betrogen und mit allen idealen Zukunftshoffnungen und Träumen so gut wie vernichtet wird. Besonders Ehefrauen — gelegentlich aber auch Ehemänner — können dadurch in einen Zustand der Verzweiflung und der Verbitterung gegen das Schicksal und gegen das Leben geraten, das wohl zu begreifen ist. In neuerer Zeit haben vorwiegend französische Autoren, wie Brieux (Les Avariés) und André Couvreur (La Graine) in dramatischen Werken und Romanen die tragischen Folgen der venerischen Krankheiten und der Vererbung für die Familie, sowie deren soziale Konsequenzen dargestellt.

III. Die sexuelle Psychopathologie.

Mit Ausnahme der sogenannten konträren Sexualempfindung und der pathologischen Liebe bei den eigentlichen Geistesstörungen bewegt sich die sexuelle Psychopathologie der Hauptsache nach im Gebiet des Geschlechts*triebes* und ist mit dem Fetischismus (siehe Kap. V c) verwandt, resp. leitet sich vornehmlich von demselben ab. Wir müssen jedoch vorerst eine Reihe von Abnormitäten besprechen, die zum Teil von niedrigeren Nervenfunktionen abhängen.

Es sei eine allgemeine Frage vorausgeschickt, der ich grosse Wichtigkeit beilege. Man hat zwischen denjenigen sexuellen Abnormitäten unterschieden, die erblich oder angeboren sind und denjenigen, die — angeblich durch lasterhaften Wandel — erworben werden. Selbst v. Krafft-Ebing in seinem berühmten Buch über die Psychopathia sexualis macht einen ziemlich scharfen Unterschied zwischen diesen beiden Formen und äussert sich über die letztere mit grosser sittlicher Entrüstung. Wir müssen diesen Unterschied gewiss anerkennen, aber wir müssen in der Art, wie er dargestellt wird, zwei prinzipiellen Irrtümern entgegentreten.

Erstens ist der Unterschied zwischen angeborenen und erworbenen sexuellen Abnormitäten nur ein relativer und ein gradueller, sodass man sich hüten muss, dieselben einander als absolute Gegensätze gegenüber zu stellen. Wenn eine sexuelle Abnormität sich bei den ersten Regungen der Kindesseele bereits als etwas Zwangsmässiges, von innen heraus sich Entwickelndes ankündigt, ist sie selbstverständlich der Ausdruck einer tiefen erblichen Konstellation infolge unglücklicher Energienkombination bei den zufällig zur Verbindung (Konjunktion) gekommenen elterlichen Keimzellen.*) Hier ist es relativ leicht, das Krankhafte und vom Willen des Individuums Unabhängige nachzuweisen. Aber zwischen dem reinen und vollständigen Angeborensein eines Triebes oder einer Abnormität und deren rein künstlichen Züchtung oder Erwerbung gibt es eine ununterbrochene Stufenleiter von mehr oder weniger starken erblichen Anlagen zu jener Abnormität, oder auch zu anderen Abnormitäten oder Eigentümlichkeiten, die jene erst herausbefördern. So kann eine starke ererbte Suggestibilität einen sehr mässigen und normalen Geschlechtstrieb in die Höhe steigern oder ihm eine abnorme Richtung geben durch entsprechende Einflüsse. Eine schwache, undeutliche Tendenz zur Homosexualität kann durch zufällige Begegnung eines leidenschaftlichen Urnings (siehe später) gezüchtet werden, während der gleiche Mann, wenn er sich glücklich in ein Weib verliebt, diese abnorme Tendenz verliert. Innerhalb der eben erwähnten Stufenleiter findet vielleicht die Mehrzahl der Fälle ihren Platz. Ist eine abnorme erbliche Anlage sehr stark, so genügt die geringste Veranlassung im Leben, um sie zur mächtigen Aeusserung zu bringen. Ist sie mässiger, so müssen schon verschiedene Umstände mitwirken, um sie zu züchten. Fehlt sie ganz, so können selbst die stärksten Verführungen und die schlimmsten Einflüsse sie nicht entwickeln. Bedenkt man dies, so muss man einsehen, dass mit dem Worte „erworben" ein grosser Unfug getrieben wird, indem man damit eine bedeutende Zahl von Qualitäten bezeichnet, deren Wurzeln zu drei Vierteln, zur Hälfte oder zum Drittel in der erblichen Anlage schon enthalten sind. Laster und Krankheit sind zwei Schlagwörter, die man in blinder Verkennung der Wahr-

*) Für die ganze hier vorliegende Frage verweise ich auf mein Buch: Ueber die Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustand (Stuttgart, bei Ernst Heinr. Moritz, 1903), wo ich sie im 4., 5., 7., 8., 10. und 11. Kapitel ausführlich behandelt habe.

heit als Gegensätze einander entgegen wirft. In Wirklichkeit beruhen die meisten Laster auf mehr oder weniger krankhafter oder mindestens einseitiger erblicher Anlage, die dann nur während des Lebens durch die guten oder schlimmen Einwirkungen der Umgebung entweder weiter gezüchtet oder gehemmt und hintangehalten werden.

Aus dieser Grundtatsache geht zweitens hervor, dass man die erworbene Lasterhaftigkeit des Einzelnen nicht ohne weiteres als den Ausfluss seines bösen und schlechten freien Willens, sondern als die unglückliche und verderbliche Folge der Aufzüchtung schlechter Anlagen durch schlechte Sitten der umgebenden Welt, durch böse Einwirkungen des Milieus etc. auffassen muss. „Die sittliche Entrüstung“ über den Lasterhaften erinnert mich daher immer an den Zorn des Kindes, welches den Ofen schlägt, an dem es sich verbrannt hat. Es ist freilich eine ebenso einfältige als bei gewissen Sozialisten vielfach noch beliebte Art, das Individuum an und für sich als einen kleinen Heiligen darzustellen und die böse Gesellschaft mit ihren Einrichtungen als alleinigen Sündenbock zu bezeichnen, wenn dieser kleine Heilige im weiteren Verlauf ein grosser Teufel wird. Die „Gesellschaft“ ist nur ein Sammelbegriff; sie besteht aus einer Anzahl Individuen, die sich wie dumme Kinder benehmen, wenn sie ihre persönlichen Schwächen als Schuld der Gesamtheit aufbürden möchten. Es ist selbstverständlich, dass jedes dazu fähige Individuum die Pflicht hat, nach seinen Kräften an der Verbesserung des sozialen Milieus zu arbeiten. Man muss gegen die individuellen Ausschreitungen und schlimmen Eigenschaften, gegen den schlecht (oft genug krankhaft) gearteten „Willen“ d. h. Charakter des Einzelnen wie gegen krankhafte Geschwüre kämpfen; nur darf man sie nicht dem Individuum als Ausfluss eines (nicht vorhandenen) absolut freien Willens übel nehmen. Die wenn auch noch so strengen Massregeln, die man gegen ihn zu ergreifen gezwungen ist, müssen den Charakter der sozialen Notwehr und der Erziehung, nicht aber denjenigen der Rache, der Wiedervergeltung (des Talions oder der Lynchjustiz) an sich tragen. Es ist unverkennbar, dass das grosse Gesetz der Uebung oder Trainierung, durch Bildung von sich automatisierenden Gewohnheiten, sowohl die schlechten wie die guten Anlagen oder Triebe aufzüchten kann, während Hemmungen und Nichtbetätigung dieselben schwächen. Da nun der sexuelle Reiz an sich angenehm und anziehend ist, riskiert er

ungemein in schlimme und lasterhafte Gewohnheiten auszuarten. Hier ist der Hebel einzusetzen.

Gehen wir jetzt zu den Tatsachen über.

1. Reflexstörungen. Wir haben schon beim Weibe den Vaginismus, den schmerzhaften Krampf des Scheideneinganges bei Einführung irgend eines Gegenstandes und speziell des männlichen Gliedes erwähnt. Etwas Verwandtes ist der Priapismus des Mannes. Derselbe besteht in einer übermässigen reflektorischen Reizung der Erektionsnerven durch zu grosse Irritabilität des Nervenzentrums der Erektion. Daraus entstehen beständige, vielfach schmerzhafte oder wenigstens unangenehme und nicht wollüstige Erektionen. Es kann auch bis zum Samenerguss ohne Wollustempfindung kommen. Eine weitere Reflexstörung ist die reizbare Schwäche, bei welcher die wollüstige Erregung viel zu rasch, nach unvollständiger oder kurzdauernder Erektion eintritt und von vorzeitiger Samenentleerung begleitet wird. Dem ähnlich ist beim Weibe der nur sehr kurz dauernde, verfrüht auftretende Orgasmus venericus. Derartige, bei „Nervösen“ häufigen Störungen haben für uns wenig Wichtigkeit, da sie eher dem Gebiet der Medizin angehören; wir erwähnen sie mehr nur als Beispiele, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen.

2. Psychische Impotenz. Die psychische Impotenz ist ein Symptom, das gelegentlich unter normalen Verhältnissen und sehr häufig bei sexuell abnormen Zuständen des Mannes eintritt. Dasselbe ist sehr wichtig und wir erwähnen es hier, um nicht immer wieder bei den einzelnen Formen darauf zurückkommen zu müssen. Es besteht in folgendem:

Bei sonst vollständig normalem sexuellem Mechanismus wird das Erektionszentrum durch irgend eine Gegenvorstellung gehindert, die zur Erektion erforderliche Blutgefässlähmung auszulösen, und damit die Erektion unmöglich gemacht. So kann bei einem heissverliebten Manne, der eben noch starke Erektionen hatte, im Moment, wo er sich am Ziel seiner Sehnsucht glaubt und den Coitus (Begattungsakt) ausführen will, plötzlich die Vorstellung der Unmöglichkeit oder der Lächerlichkeit oder dgl. sich bei ihm einstellen und das Erschlaffen des Gliedes bewirken. So wird die Begattung verunmöglicht. Die Erinnerung an diesen Misserfolg, der Aerger, die Beschämung, die sich daran knüpfen, sowie auch bei einem erneuten Versuch das Bestreben mit bewusster Berechnung eine Erektion herbeizuführen, bilden so viele weitere Momente,

die die sexuelle Begierde für den Augenblick hemmen, d. h. den automatischen Ablauf des Sexualtriebes durch Interferenz stören und dadurch das Eintreten der Erektion verhindern. Je grösser die Angst vor dem Misslingen wird, desto ärger wird die Unfähigkeit. Diese Unfähigkeit kann auf den Coitus mit einem bestimmten Weibe beschränkt sein; häufiger ist sie allgemein; oft kommt nur eine halbe, unvollständige Erektion zu stande. Am ehesten noch kann der Hypnotismus, die Suggestionstherapie mit Erfolg gegen diese Schwäche ankämpfen. Die Männer werden durch das Bewusstsein ihrer Unfähigkeit gemütlich sehr deprimiert, was sie noch vermehrt. Oft jedoch vergeht die Sache von selbst.

Eine Variante der psychischen Impotenz bilden die Fälle, wo zwar die Erektion gelingt, wo aber die Vorstellung des Gelingens der Samenentleerung (Ejakulation) so vorherrscht, dass sie sowohl die Wollust wie die Liebesgefühle hemmt und dass infolgedessen die Ejakulation ohne oder fast ohne Wollust erfolgt oder sogar die Erektion innerhalb der Scheide wieder aufhört.

Diese mit den mannigfaltigsten anderen Störungen verbundenen, sehr häufig aber auch für sich allein bei sonst normalen Männern vorkommenden Symptome werfen ein wichtiges Licht auf das Verhältnis der seelischen Verfassung zum Sexualtrieb und zum Begattungsakt.

Selbstverständlich kann es beim Weibe keine Impotenz geben. Doch kommen bei ihr die gleichen psychischen Hemmungen und Vorstellungen vor und bewirken dann das Ausbleiben oder das Aufhören der Wollustempfindungen, des ganzen Orgasmus überhaupt, rufen sogar in vielen Fällen Ekelgefühle hervor, wie wir es früher schon erwähnten.

3. Sexuelle Paradoxie. Darunter versteht man das Auftreten des Geschlechtstriebes, eventuell der Liebe, in einem ganz abnormen Alter. Die Paradoxie des Kindesalters und des Greisenalters sind jedoch von einander ausserordentlich verschieden.

Die sexuelle Paradoxie des Kindesalters darf zunächst nicht mit gewissen Formen der Onanie verwechselt werden, auf die wir zurückkommen werden. Gewisse Völker, besonders in heissen Zonen, zeigen eine viel frühere sexuelle Entwicklung als andere, besonders der kalten Zonen. Doch hängt dies mehr mit der Rasse als mit dem Klima zusammen. Es gibt Völker, bei denen die Knaben mit zwölf bis vierzehn und die Mädchen mit neun bis zehn Jahren geschlechtsreif werden, während bei anderen die

Knaben erst gegen zwanzig und die Mädchen erst nach siebzehn oder achtzehn Jahren sexuell entwickelt sind. In der gleichen Rasse wechselt es übrigens ungemein. Dennoch kommen, in der Regel auf Grund einer erblichen Satyriasis oder Nymphomanie, Fälle vor, wo Kinder von sieben bis acht Jahren, sogar von drei Jahren bereits aus ihrer innersten Natur heraus und ohne jede äussere Veranlassung einen unglaublichen Geschlechtstrieb entwickeln. Lombroso zitiert ein Mädchen von drei Jahren, das schon einen unbändigen Onanietrieb zeigte. Ich selbst habe die zwei folgenden Fälle beobachtet.

Der siebenjährige Sohn einer Kupplerin und eines sexuell kolossal aufgeregten und ausschweifenden Mannes fing ganz von sich aus an, kleinen, jüngeren oder gleichalterigen Mädchen nachzustellen, dieselben durch Zuckerzeug ins Gebüsch oder an andere versteckte Stellen zu locken und sich mit ihnen in regelrechter Form zu begatten. Er tat das in raffinierter Weise. Alle Versuche, ihn davon abzubringen, misslangen und er wurde zu mir in die Irrenanstalt versetzt, wo er seine sexuellen Heldentaten an einem etwas älteren Bürschchen wieder versuchte und sich überhaupt als unbändiger, verlogener Faulpelz und zu allen Lumpenstreichen veranlagter Knabe erwies. Er getraute sich jedoch nicht, seine Begattungsversuche an erwachsenen Frauen oder Männern zu wagen. Seine Geschlechtsorgane waren kindlich, durchaus nicht abnorm entwickelt. Somit war die Paradoxie rein vom Gehirn ausgehend.

Ein neunjähriges Mädchen suchte alle gleichalterigen oder jüngeren Knaben, die sie erwischen konnte, sexuell zu reizen. Das tat sie so heimlich, dass es ihr gelang, durch Misshandlung der Geschlechtsteile ihrer zwei jüngeren Brüder den einen langsam zu töten und den andern an der Harnröhre und an der Blase schwer zu schädigen. Mit einem grösseren Buben pflegte sie sexuellen Umgang im Gebüsch. Hier konnte ich keine bestimmten Angaben über erbliche Belastung erhalten. Derartige Individuen pflegen später Verbrecher zu werden, oder sich wenigstens der schamlosesten Onanie oder der Prostitution zu ergeben.

Im Greisenalter kann der Geschlechtstrieb, wie schon gesagt, ausnahmsweise lange erhalten bleiben, kann auch, wenn schon selten, infolge einer bestimmten Verliebtheit, wenigstens für kurze Zeit, wieder aufflackern und die Potenz wieder etwas erwecken.

In der Regel jedoch beruht die Paradoxie des Greisenalters auf dem Beginn einer schweren Erkrankung des Gehirns, nämlich des Altersblödsinns (Dementia senilis). Allerdings ist diese Krankheit zu jener Zeit der sexuellen Erregung gewöhnlich noch so wenig entwickelt, dass man sie häufig übersieht und die Kranken, ihrer sexuellen Missetaten wegen, als Verbrecher betrachtet und sehr oft gerichtlich verurteilt. Ich sah einen Fall mit furchtbarer Satyriasis, der in die von mir dirigierte Irrenanstalt gebracht wurde und der dort sogar in Gegenwart aller Leute masturbierte (onanierte). Hier trat Besserung ein, sodass man noch zweifeln konnte, ob es eine wirkliche Dementia senilis war, obwohl Angst und Depression mit der Aufregung verbunden waren. Bei den meisten sexuell-paradoxen Greisen richtet sich der Geschlechtstrieb auf Kinder oder ganz junge Mädchen, was natürlich gerichtlich als erschwerender Umstand gilt. In vielen Fällen ist dieser pathologische senile Sexualtrieb pervers, in der Form irgend einer der später zu besprechenden Abnormitäten. Manchmal sind solche Greise noch potent, sehr oft aber nicht und dann artet die Sache in vielfach gegenseitige Manipulationen zum Zwecke der Reizung der Geschlechtsorgane aus, indem der Greis sich an dem Orgasmus des Mädchens selbst zu reizen sucht. Diese Fälle spielen eine grosse Rolle in gerichtlichen Skandalprozessen, und werden sehr oft zu Erpressungen von seiten niedrig gesinnter Mädchen und Kinder oder deren Eltern ausgenutzt. Häufig verlieben sich auch Greise im Beginn des senilen Blödsinns in üppige junge Weiber zweifelhaften Charakters, welche die Sache pekuniär dadurch ausbeuten, dass sie die Heirat betreiben, um in den Besitz des Vermögens des Betreffenden zu gelangen. Unter dem berühmten Titel „Schutz der persönlichen Freiheit und des freien Willens des Mannes“ wird in den meisten Fällen eine solche Ausbeutung von den Gesetzen und Gerichten sanktioniert.

4. Sexuelle Anästhesie oder angeborenes Fehlen des Geschlechtsgefühles und -Triebes. Ich sage zunächst des Geschlechtsgefühles; doch ist dasselbe mit dem Geschlechtstrieb so innig verbunden, dass beide von einander schwer zu trennen sind. Allerdings kann später beim Erwachsenen, wie wir sahen, ein gewisser Trieb sich ohne Wollustgefühl betätigen; doch ist dies mehr eine sekundäre Erscheinung.

Die sexuelle Anästhesie tritt in vollständiger Weise beim Manne sehr selten auf. Als Typus derselben können wir den im

Kapitel V geschilderten Fall 7 erwähnen. Der Fall 8, sowie zum Teil der Mann der Fälle 5 und 9 sind unvollständige, wenn auch ausgesprochene Beispiele dieser Art. Es handelt sich bei der psychischen sexuellen Anästhesie nicht um eine spezielle Abnormität, sondern um Abschwächung eines normalen Gefühles bis zum Nullpunkt. Eigentümlich und charakteristisch für diese Fälle, im Gegensatz zu den Eunuchen und den Fällen gleich dem zehnten des Kapitel V, ist die vollständig normale Entwicklung aller korrelativen Geschlechtsmerkmale, des Bartes, der Männerstimme, des männlichen Charakters, der Intelligenz, der Willensenergie etc.; wenigstens kann das alles der Fall sein, wie z. B. im Fall 7. Diese Leute leiden durch ihr Uebel an und für sich so wenig wie der Farbenblinde durch sein Unvermögen, gewisse Farben zu unterscheiden. Aber wie Letzterem sein Mangel Verlegenheiten bereiten kann, leiden auch sie durch die Konflikte, in die sie ihr Gebrechen mit den Mitmenschen bringt, vor allem, wenn sie die Dummheit begehen zu heiraten, trotzdem sie von der Ehe einen total falschen Begriff haben (siehe die Fälle 7 und 8).

Bei Frauen ist, wie wir schon gesehen haben, die sexuelle Anästhesie ausserordentlich häufig. Prof. v. Krafft-Ebing irrt sich, wenn er behauptet, dass es sich immer um neuropathische Frauen handelt. Es gibt ausserordentlich normale und tüchtige Frauen, die zeitlebens sexuell ganz kalt bleiben. Eine hochgradige Libido sexualis gehört überhaupt nicht zur sexuellen Normalität des Weibes, die passiver Art ist, sondern grenzt vielmehr ans Pathologische als ihr Gegenteil. Das normale sexuelle Gefühl des Weibes bewegt sich, wie wir sahen, viel mehr im Gebiet der höheren Liebe, der Liebkosung und der Sehnsucht nach Kindern. Daher klagen die erotischen Männer vielfach über die sexuelle Kälte ihrer Frauen und es ist nicht zu verkennen, dass eine solche Kälte im Begattungsakt selbst dem Manne unangenehm zu sein pflegt, da die Wollust des einen Geschlechtes diejenige des andern befördert. Solche kalte Frauen „ergeben sich pflichtgemäss“, oder geniessen die Liebkosungen ihres Gatten nur seelisch, ohne sinnliche Wollust.

Die sexuelle Anästhesie stellt sich normalerweise im Alter ein. Sie kann aber frühzeitig, infolge von Zerstörung der Geschlechtsdrüsen, von zu grossen sexuellen Exzessen oder umgekehrt infolge kontinuierlicher sexueller Enthaltung entstehen. Auch körperliche und geistige Krankheiten können solches bewirken.

5. Sexuelle Hyperästhesie oder abnorme Steigerung des Geschlechtstriebes. Aus dem bisher Gesagten geht hervor, dass diese Anomalie angeboren sein kann, was sich im höchsten Grade bei der Paradoxie der Kinder zeigt. Die übermässige Stärke des Sexualtriebes bei beiden Geschlechtern, den Don Juans und den Messalinen ist als Tatsache allgemein bekannt; sie ist beim Weibe entschieden seltener und abnormer als beim Manne, wenn aber vorhanden nicht geringer, wie wir bereits gesehen haben. Sie gibt sich durch die sexuelle Lüsternheit kund, die nicht nur der Anblick und überhaupt die sinnliche Wahrnehmung des andern Geschlechtes selbst, sondern auch aller Dinge, die ihm angehören oder mit ihm zusammenhängen, auslöst, und sie verbindet sich daher gerne mit dem oben erwähnten Fetischismus. Ausserdem tritt bei ihr das Sättigungsgefühl kaum oder nur kurze Zeit nach der erfolgten Begattung resp. nach dem erfolgten Orgasmus ein. Ein unersättlicher Drang, der nicht selten mit Angstgefühlen verbunden ist, verfolgt einen solchen Satyr oder das nymphomanische Weib. Wie wir sagten, kann eine solche Hyperästhesie, selbst wenn nicht angeboren, durch fortgesetzte künstliche Reizung bis zu einem gewissen Grad erzeugt und unterhalten werden.

Bei Frauen pflegt die Libido überhaupt und auch die sexuelle Hyperästhesie während oder nach der Menstruation am stärksten zu sein. Doch bei gewissen Individuen ist sie es zu anderen Zeiten.

Die Folge der sexuellen Hyperästhesie ist, dass sich der Trieb auf alles wirft, was irgend zu seiner Befriedigung dienen kann. Den gewöhnlichsten Ersatz, wenn das andere Geschlecht fehlt, bildet die Onanie. Aber auch alle möglichen lebenden Schleimhäute (After, Mund etc.) und leblose Gegenstände können derartige Individuen zur Befriedigung ihrer krankhaft gesteigerten Aufregung heranziehen. Die sonst anständigsten Menschen können dann zu den tollsten und fürchterlichsten Handlungen sich hinreissen lassen. Tiere werden von beiden Geschlechtern zur sexuellen Reizung benutzt. Frauen führen alle möglichen Gegenstände zur Reizung ihrer Clitoris in die Scheide ein. Männer exzedieren in allen erdenklichen Weisen und geraten beim Anblick eines jeden nicht zu unappetitlich aussehenden Weibes in die Aufregung einer förmlichen Brunst. Manche derselben werden Tag und Nacht von schmutzigen erotischen Vorstellungen verfolgt, die oft den Charakter von Zwangsvorstellungen bekommen und zu einer wahren Qual

werden. Es kommt dies zuweilen auch bei Frauen vor. Den höchsten Grad sexueller Hyperästhesie nennt man beim Manne Satyriasis und beim Weibe Nymphomanie. Ich habe bei Frauen zwei recht verschiedene Varietäten der sexuellen Hyperästhesie beobachtet. Die ersten, die echten Nymphomanen, werden mit Elementargewalt, mit Leib und Seele zugleich, zum Manne getrieben. In echt weiblicher Art geht hier das ganze Hirn mit dem Trieb zusammen. Andere Frauen dagegen sind rein perifer oder besser gesagt inferior-sexuell, zur Onanie gereizt, haben erotische Träume, mit Orgasmen, die sie mehr quälen als freuen, sind aber keineswegs leicht verliebt und können sogar Männern gegenüber recht kühl und wählerisch sein. Ihre Grosshirnseele bleibt echt weiblich, feinfühlig, während ihre niedrigen Nervenzentren mehr männlich, aber zugleich durchaus pathologisch reagieren. Es gibt übrigens zahlreiche Uebergänge zwischen diesen beiden extremen Formen. Derartige Leute sind oft unglücklich, suchen ärztliche Hilfe gegen die sie quälende sexuelle Aufregung, versuchen sich selbst äussere Schranken aufzuerlegen, fallen manchmal in geistige und nervöse Ermattungszustände. Doch verdient als merkwürdig festgestellt zu werden, dass viele sexuell Hyperästhetische gleichwohl, wenn keine venerischen Krankheiten und kein Alkoholismus dazu kommen, in allen Beziehungen frisch und geistig ein hohes Alter erreichen können.

Wenn eine solche sexuelle Hyperästhesie künstlich gezüchtet wurde, kann sie durch Suggestion und durch systematische Abgewöhnung nicht selten kuriert werden. Ist sie dagegen angeboren, etwa mit kindlicher Paradoxie und sonstiger abnormer geistiger Anlage verbunden, so wäre die Kastration das einzige Heilmittel von dauerndem Erfolg. In den mehr erworbenen Fällen wirkt auch eine starke Ablenkung des Geistes vom sexuellen auf andere Gebiete oft heilbringend. Ist aber die Anomalie tief erblich begründet, so empfiehlt sich bei den ganz schlimmen Fällen die Kastration für das Individuum so gut wie für die Gesellschaft, denn sie verhindert die weitere Fortpflanzung solcher Ungeheuer und besänftigt ihre Libido, so dass sie, ruhiger geworden und von dem sie bisher ganz in Anspruch nehmenden Trieb befreit, ihr weiteres Leben nützlicher als zuvor gestalten können.

6. Onanie (Masturbation oder Selbstbefleckung). Der Name Onanie kommt von Onan, Sohn des Juda und der Suah und Enkel des Israel. Sein Vater verlangte von ihm (nach dem Alten

Testament), dass er mit der Witwe seines Bruders, Her, Kinder erzeuge, was jedoch Onan nicht wollte, sodass er, um dies zu vermeiden, sein Glied gegen die Erde reizte und so Samenentleerungen bewirkte, damit aus dem Beischlaf mit seiner Schwägerin keine Kinder hervorgingen. „Dies missfiel Gott, sodass er ihn sterben liess."

Wir haben bereits früher gezeigt, wie der sich dunkel und ahnungsvoll ankündigende Geschlechtstrieb mit vagen Gefühlen in den Reizgegenden (erogenen Zonen) der Geschlechtsteile (besonders in der Eichel) einhergeht. Ist es dem jungen Mann nicht möglich, seinen mit wachsender Gewalt und immer häufigeren Erektionen sich einstellenden Geschlechtstrieb in natürlicher Weise zu stillen, so pflegt dieser Trieb, wenn er etwas stark ist, entweder in der Form von nächtlichen Pollutionen mit erotischen Träumen sich Luft zu machen, oder es werden durch künstliche Reizung der Eichel Wollustempfindungen und schliesslich Samenentleerungen hervorgerufen. Letzteres nennt man Onanie oder Selbstbefleckung. Sie geschieht beim Manne durch Reibung des Gliedes mit der Hand oder durch Andrücken oder Anreiben desselben an einen weichen Gegenstand, in welch letzterem Falle besonders, ähnlich wie im Traume, erotische Vorstellungen nackter Weiber und weiblicher Geschlechtsteile mithelfen. Diese Form der Onanie kann man mit dem Ausdruck N o t o n a n i e bezeichnen, weil sie auf keiner eigentlichen Abnormität beruht, sondern eine Art Notbehelf bildet. Es gibt eine Reihe Manipulationen, die aus dem gleichen Grund geübt werden, zum gleichen Ziele führen und die unbedingt psychische Aequivalente der Notonanie sind. In einsam liegenden Soldatengarnisonen, in schlecht beaufsichtigten Internaten grösserer Schüler befriedigen manche der Insassen nicht selten ihren Geschlechtstrieb im After jüngerer oder fetter, etwas weiblich aussehender Genossen. Man nennt dies P ä d e r a s t i e. Das gleiche gilt sehr oft von der Unzucht mit Tieren, wie Kühen, Ziegen etc. Es ist ganz unnötig, hier noch weitere derartige Notbehelfe zu erwähnen; das sind die gewöhnlichsten. Die zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, sind durchaus nicht immer „sittlich verkommene Menschen", wie eine unverständige, oft heuchlerische Entrüstung sie zu bezeichnen pflegt, sondern nicht selten einfach sexuell reizbare und zugleich schüchterne, brave arme Teufel, unter Umständen von allen Weibern verlachte Idioten oder Schwächlinge, die in ihrer Aufregung zu solchen Mitteln

greifen, um sich Ruhe zu verschaffen. Die Notonanie ist ungeheuer verbreitet, wird aber meistens weder erkannt noch gestanden, weil sie leicht zu verdecken ist. Die Onanie des Onan selbst war auch eine Art Notonanie, veranlasst durch das Ansinnen seines Vaters. Die Notonanie ist relativ am wenigsten gefährlich, ist aber immerhin beschämend, gemütlich niederdrückend und führt auch dadurch nicht selten zu einer gewissen körperlichen und geistigen Erschöpfung, da es dem Onanisten gar zu leicht ist, seinen Trieb zu befriedigen, sodass er dadurch in eine übermässige, zu häufig sich wiederholende geschlechtliche Erregung gerät. Auch der Eiweissverlust, den die zahlreichen Samenentleerungen herbeiführen, wirkt auf die Dauer etwas schwächend, obwohl bei solchen Exzessen schliesslich viel mehr Prostatasekret als Samen ejakuliert wird. Das böseste dabei ist aber die Schwächung der Widerstandskraft des Willens, die einer beständigen Wiederholung des Aktes gegenüber immer mehr erlahmt. Es ist nicht der Wille des Onanisten überhaupt, sondern es sind nur seine Gegenvorstellungen bezüglich dem Trieb zur Onanie, die durch dieselbe geschwächt werden. Wie so oft werden hier gerne Ursache und Wirkung verwechselt. Weil willensschwache Menschen leichter Onanisten werden, glaubt man, die Onanie sei die Ursache ihrer Willensschwäche. An und für sich ist eine durch Onanie hervorgerufene einmalige Samenentleerung nicht gefährlicher als eine nächtliche Pollution; beide sind vielfach von unangenehmen Nervenempfindungen begleitet und dadurch nervös entschieden etwas erschöpfender als ein normaler Beischlaf. Ich muss aber unbedingt betonen, dass man die Folgen einer mässig betriebenen Onanie bei Geschlechtsreifen, sei es aus kurpfuscherischer Gewinnsucht, sei es um sie der Prostitution zuzuführen und zu deren Ausbeutungsobjekten zu machen, sei es durch Verwechslung der Ursachen mit den Folgen der Onanie ins Unglaubliche übertrieben hat. Wie wir sahen, ist der Geschlechtstrieb der normalen Männer viel gebieterischer, stürmischer und unwiderstehlicher als derjenige der normalen Weiber. Ausserdem drängt die Ansammlung des Spermas besonders zur Erregung der Wollust und zur Samenentleerung.

Letzteres fehlt beim Weibe vollständig; es kann bei ihr keine nächtliche Pollution Wollustempfindungen auslösen und damit den Geschlechtstrieb spontan wecken. Aus diesem Grunde gehört eine geradezu pathologische sexuelle Reizbarkeit dazu, um wollüstige Träume oder die Onanie beim Weibe spontan entstehen zu lassen.

Aus dem gleichen Grunde kann man bei der Frau nicht von einer Notonanie sprechen, die eine Erleichterung durch Entleerung von Samen oder vielmehr einer dem Sperma entsprechenden Flüssigkeit hervorrufen würde. Die Onanie kommt beim Weibe durchaus nicht selten, doch viel weniger häufig als beim Manne vor. Sie ist entweder Folge künstlicher oder zufälliger örtlicher Reizung oder der Nachahmung oder dann einer durchaus pathologischen Reizbarkeit. Ihre Wiederholung beruht aber später, wie beim Manne, auf einer Angewöhnung an den wollüstigen Reiz. Sie geschieht durch Reibung der Klitoris, durch Einführung harter, rundlicher und glatter Gegenstände in die Scheide, deren Hin- und Herbewegung die Coitusbewegung nachmachen, nicht selten aber auch einfach durch Reibung beider gekreuzter Beine an einander. Bei Geisteskranken kann sie unausgesetzt werden und ist mit keinem Mittel zu verhindern. Es kommt auch vor, dass Weiber beim Onanieren Gegenstände in ihre Harnröhre einführen und sich dadurch schwere Blasenleiden zuziehen. Eine weitere Form der Reizung, die nicht selten als Ersatz für den normalen Geschlechtsreiz funktioniert, ist das Züngeln (Cunnilingus), bei welchem die Klitoris mit der Zunge durch Lecken gereizt wird. Wenn auch lange nicht so gefährlich, wie behauptet wurde, sind alle diese Dinge wüste Verirrungen des Sexualtriebes und wir brauchen kaum zu betonen, dass jeder Mensch, schon aus Achtung gegen sich selbst, sich davon fernhalten soll. Der Mann, dem die Möglichkeit fehlt, sich normal zu begatten, soll es auf nächtliche Pollutionen ankommen lassen und das Weib soll sich vor jeder künstlichen Reizung überhaupt hüten. Ich möchte hier übrigens gleich betonen, dass ich den ganzen Sumpf der Prostitution, d. h. der sogenannten käuflichen „Liebe“, die ja überhaupt keine Liebe, sondern nur eine bestialische Triebbefriedigung ist, zu den Varietäten der Notonanie rechnen möchte. Eine Begattung mit einer bezahlten Prostituierten, die jeden Augenblick wieder einen neuen Klienten empfängt, hat so wenig mit der normalen Liebe als mit dem normalen Zweck des Geschlechtstriebes etwas zu tun, und steht daher keineswegs höher als die Onanie, sondern niedriger.

Eine zweite Form der Onanie entsteht bei sehr kleinen Kindern durch zufällige Reizung, bei Knaben meist durch Phimose (siehe oben), bei Mädchen gewöhnlich durch ganz kleine Würmchen (Oxyuren), die am After und an den Geschlechtsteilen herumspazieren und Jucken verursachen. An sich harmlos, kann diese

Onanie durch Gewohnheit schlimm werden, weshalb auf Oxyuren und Phimosen sorgfältig zu achten und zu deren Beseitigung zu schreiten ist, wo sie sich finden. Die Phimose ist leicht durch eine ungefährliche Operation (Beschneidung) zu entfernen.

Eine dritte Form der Onanie entsteht durch Anlernen oder Nachahmung. In Schulen und überhaupt unter Kindern kann dies bekanntlich sehr leicht geschehen, und so können sehr frühzeitige sexuelle Reizungen vorkommen und zu einer schrecklichen Gewohnheit werden, die ausserordentlich schwer wieder zu beseitigen ist. Die Onanie der kleinen geschlechtlich noch unreifen Kinder ist entschieden schlimmer als die spätere. Sie kann dazu beitragen, nicht nur die Kinder träge, schlecht aussehend, schlaff und scheu zu machen, die Ernährung und Verdauung zu stören, sondern sie kann auch den Geschlechtstrieb selbst für spätere Zeit pervertieren und die Entstehung der Impotenz oder einer der im weiteren zu nennenden Abnormitäten begünstigen. In manchen Fällen hört sie bei einiger Aufsicht, durch Bewegung im Freien, sowie durch Ablenkung der Gedanken und Zuspruch auf und zieht keine weiteren Folgen nach sich. Liebe und normaler sexueller Verkehr sind selbstverständlich das beste Heilmittel der durch Angewöhnung erworbenen Onanie.

Als vierte Form kann man die oben unter Paradoxie erwähnten Fälle bezeichnen; hier entsteht die Onanie ganz spontan infolge einer abnormen erblichen Anlage zur psychisch-sexuellen Frühreife und Satyriase.

Mit Ausnahme der überhaupt unheilbaren paradoxalen Form sind die bis jetzt erwähnten Formen der Onanie nicht durch Strafen und Drohungen, sondern durch liebevollen Zuspruch, verbunden mit Ablenkung des Geistes auf andere Dinge, besonders durch Arbeit erfolgreich zu bekämpfen. Die neugegründeten Reformschulen, die man Landerziehungsheime nennt, haben sich in dieser Beziehung wunderbar bewährt, weil das Kind vom Moment des Aufstehens bis zum Moment des Zubettegehens keinen Augenblick Zeit zum Faulenzen hat und nie sich selber allein überlassen bleibt. Geht es abends zu Bett, so ist es so müde, dass der Schlaf die onanistische Lust verscheucht. Zudem bilden Geist und Richtung der Schule im ganzen ein kräftigstes Antidot gegen solche Gewohnheiten.

Die essentielle Onanie des Urnings kann als fünfte Form der Onanie bezeichnet werden. Es handelt sich hier um Menschen,

die keinen Trieb zum anderen, sondern nur zum gleichen Geschlechte haben. Man hat sie homosexual genannt und die Onanie bildet die für sie natürliche Entladung des Geschlechtstriebes. Wir wollen dieses Kapitel hier nicht behandeln, weil wir bei der konträren Sexualempfindung darauf zurückkommen. Wenn sonst die natürlichste und rationellste Heilung einer Notonanie in dem normalen Geschlechtsverkehr liegt, so kann hier keine Rede davon sein. Die Unkenntnis der homosexuellen Liebe, der sogenannten Urninge, hat die verhängnisvollsten Folgen, denn man treibt und zwingt Leute zur Heirat, für welche das andere Geschlecht sexuell ein Greuel ist, während sie ein unwiderstehlicher Trieb zum eigenen Geschlechte hinzieht. Solche Ehen sind widersinnige Abscheulichkeiten, machen aus dem Weibe eine Märtyrerin und führen zum Unglück oder zur Scheidung. Wir müssen also hier nur betonen, dass man bei der Beurteilung der Onanie sich immer überzeugen muss, mit welchen erotischen Vorstellungen sie verbunden ist. Sind dieselben bei Männern weiblicher Natur, so handelt es sich um Notonanie oder dergleichen; sind sie männlicher Natur, so handelt es sich um Urninge; fehlen dabei überhaupt Vorstellungen eines anderen Wesens, so ist die Sache zweifelhaft, aber jedenfalls verdächtig auf Abnormität, eventuell sogar auf larvirtes Urningtum.

Verhältnis der Onanie zur Hypochondrie. Eine scheinbar sehr grosse Zahl von Onanisten klagen sich selbst unter Jammern an, ihr Leben zugrunde gerichtet zu haben. Sie erschöpfen sich Aerzten und Angehörigen gegenüber in Selbstbeschuldigungen und flehen überall händeringend um Heilung. Sie geben sich als arme Sünder, die teils durch eigene, teils durch anderer Schuld ihr Dasein vernichtet haben; sie haben „Dr. Retaus Selbstbewahrung“ und derartige sensationelle Schriften oder Schwindelbücher gelesen, die zugleich die Angst und die erotische Begierde schwacher Menschen ausbeuten, glauben sich für immer ruiniert und machen in der Tat ein erbarmungsvolles Gesicht. Diese bekannten Figuren sind es, die allen Schauerbüchern über Onanie als Vorbild und Thema dienen. Entweder glaubt man ihnen oder tut so als ob man ihnen glaubte, und nun dienen sie als typische Bilder des angeblich physisch und moralisch zugrunde gerichteten Onanisten.

Bei der ganzen Geschichte vergisst man, gleich dem Affen in der Fabel, der die Zauberlaterne vorführen wollte, nur eines, nämlich die Laterne anzuzünden, d. h. sich bei den betreffenden

Individuen über ihre angeblich Schauer erregende Onanie genau und detailliert zu unterrichten. Tut man dies vorurteilslos, so kommt man zu folgendem Resultat:

Die Leute sind erblich belastete Psychopathen, von Jugend auf scheu, ängstlich, zurückgezogen, zu Grübeleien neigend, mit sich selbst beschäftigt und vor allem hypochondrisch angelegt, d. h. dazu disponiert, in irgend welchen Empfindungen oder kleinen körperlichen Störungen schwere und gefährliche Krankheiten zu sehen, die ihr Leben und ihre Gesundheit ruinieren und auf die sie nun in einem fort ihre Aufmerksamkeit gerichtet halten. Diese geistige Abnormität ist bei ihnen der Onanie lange vorangegangen, falls sie überhaupt Onanisten sind, was oft gar nicht der Fall ist. Unter den vielen derartigen armen Kranken, die ich zur Behandlung bekam, befanden sich eine Reihe solcher, die einfach zur Pubertätszeit in normaler Weise nächtliche Pollutionen bekamen und sich dann einbildeten, es sei dies die sie ruinierende Onanie. Sehr viele sind freilich Notonanisten und dies gerade deshalb, weil ihr scheues, einsames, ängstliches Wesen sie von der Prostitution und von sonstigen sexuellen Ausschweifungen abhielt, so dass sie um so leichter und bei ihrem Grübeln über alle Empfindungen besonders leicht auf die Onanie verfielen. Doch sind sie meistens so ängstlich, dass sie durchaus nicht zu den exzessiven Onanisten gehören. Es kommt bei ihnen vielleicht ein- oder zweimal in der Woche vor, sehr oft auch viel seltener, so dass das früher erwähnte Luther'sche Mass des normalen Beischlafes häufig nicht erreicht, selten überschritten wird. Die geringste Zahl dieser Leute besteht aus frühzeitigen oder exzessiven Onanisten. Wir geben immerhin, wie gesagt, zu, dass die hypochondrische Konstitution und Stimmung zur Onanie einigermassen prädisponiert.

Was wir aber des bestimmtesten behaupten müssen, ist, dass diese Kategorie zur Schau getragener Onanie keineswegs ihre exzessivste Form darstellt. Die exzessivsten Onanisten, die oft täglich mehrmals Samenentleerungen provozieren, gehören zur Kategorie der sexuellen Hyperästhetiker und pflegen keineswegs der populären Vorstellung vom Onanisten als einem Jammerbilde zu entsprechen. Sie werden nicht selten bald darauf freche Don Juans, können ebenso couragierte und körperlich gewandte Leute sein wie andere, und sich zu allen Streichen und Tollheiten bereit finden. So ist es einfach nicht wahr, dass man „jedem Menschen, der onaniert, dies am Gesicht und am Benehmen ansieht", wie es

oft behauptet wird. Dass sich jene Par-force-Onanisten trotzdem in vieler Hinsicht schaden, haben wir bereits bei der sexuellen Hyperästhesie gezeigt. Der grosse Irrtum aber, den man beim hypochondrischen Onanisten zu begehen pflegt, ist wiederum die Verwechslung der Ursache mit der Wirkung. Die sexuelle Hypochondrie ist keineswegs die Wirkung der Onanie, sondern sie geht ihr voraus und ist mit ihre Ursache. Freilich findet sie dann in dem beschämenden Wesen der Onanie ein ganz geeignetes Objekt zu quälenden Grübeleien, das sie weidlich ausbeutet.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich zweierlei; erstens, dass man den sexuellen Hypochonder als Hypochonder und wegen seiner Hypochondrie und nicht als Onanisten zu behandeln hat; zweitens, dass man den schlimmsten Onanisten ganz anderswo als bei dieser Jammerkategorie psychisch Erkrankter suchen muss.

Bei Weibern ist die Hypochondrie eine ziemlich seltene Krankheit, besonders bei jungen Mädchen. Dementsprechend sind Fälle sexueller Hypochondrie mit Jammern und Selbstbeschuldigung wegen Onanie bei ihnen eine ausserordentliche Seltenheit. Onanierende Weiber behalten ihre üble Gewohnheit meistens recht hübsch für sich und amüsieren sich damit, in der Regel ohne sich über viele Beschwerden zu beklagen. Es wäre dennoch ein grosser Fehler, zu glauben, dass ihnen die Sache viel weniger schade als den Männern. Fehlt auch der Samenerguss und der damit einhergehende Säfteverlust, so ist dafür die Wiederholung und Intensität des Nervenreizes meistens stärker und diese schaden im ganzen mehr, als der Säfteverlust. Immerhin ist es eigentümlich, dass Weiber, die onanieren, sich dessen weniger zu schämen pflegen als onanierende Männer, sodass die Gemütsdepression, die dabei am meisten zu schaden scheint, bei ihnen augenscheinlich geringer ist. Vielleicht hängt dies mit dem Fehlen des Samenverlustes zusammen. Dieser zwecklose Samenverlust hat beim Manne etwas besonders Deprimierendes, weil er so recht die Abnormität, die von dem Zweck des Geschlechtstriebes abweichende Eigenheit der Onanie dem Onanisten vor Augen führt. Wendet man mir ein, die Ursache sei eine andere und liege darin, dass onanierende Frauen moralisch minderwertigere, schlechtere Geschöpfe seien, so entgegne ich, dass dies in manchen Fällen zwar zutreffen kann, dass aber die, wenn auch abnorm hohe Reizbarkeit des Geschlechtstriebes beim Weibe mit dessen sonstigen Charaktereigenschaften an und für sich nichts zu tun hat und mit höherer Begabung in

ethischer, ästhetischer und intellektueller Beziehung, sogar mit starkem Willen einhergehen kann. Ethische Defekte und Willensschwäche können anderseits mit sexueller Kälte gepaart sein und, wie wir schon sagten, bei der Eigentümlichkeit des weiblichen Empfindens, ohne Wollust zu geschlechtlichen Ausschweifungen führen. Wir sehen somit immer mehr, wie ausserordentlich kompliziert die Komponenten im sexuellen Gebiet sind, die einer Resultante zugrunde liegen.

7. Perversionen des Geschlechtstriebes oder Parästhesien der sexuellen Empfindung. Es handelt sich hier um eine Richtung des Geschlechtstriebes auf abnorme Objekte. Diese Frage ist von Krafft-Ebing am gründlichsten studiert worden und wir wollen der Hauptsache nach seiner Einteilung folgen.

a) Geschlechtliche Neigung zu Personen des anderen Geschlechtes in perverser Betätigung des Triebes.

a) Sadismus (Verbindung von aktiver Grausamkeit und Gewalttätigkeit mit Wollust). Die Verbindung von Grausamkeit bis zur blutigen Zerfleischung des Opfers mit sexueller Wollust ist eine historisch bekannte Erscheinung. An berühmten Beispielen fehlt es nicht. Die furchtbarsten Prototypen der Art sind die sogenannten Lustmörder. Der Name Sadismus rührt von Marquis de Sade her, einem Franzosen, dessen obszöne Romane von Wollust und Grausamkeit triefen. Sadistische Anklänge sind sowohl bei Männern wie bei Weibern häufig, indem nicht so selten während der höchsten wollüstigen Erregung des Begattungsaktes, sei es der Mann, sei es das Weib den an sich gedrückten Genossen „aus purem Liebesexzess“ beisst oder kratzt. Lombroso zeigt, wie durch Kampf und Schlacht und die vom Krieg entfesselte Mordlust aufgeregte Soldaten zu viehischen sexuellen wollüstigen Exzessen geführt werden. Dies ist sozusagen die ursächliche Umkehrung des Sadismus. In der Exaltation des Kampfes drängt sich die Vorstellung der Exaltation der Wollust ins Bewusstsein, wie umgekehrt die Exaltation der Wollust zur Blutgier werden kann. Von Krafft-Ebing erinnert daran, dass Liebe und Zorn zugleich die stärksten Affekte und die beiden Formen der motorischen Entladung sind. Dies erklärt, wie sie sich in einem Affekttaumel verbinden können. Ausserdem kommt speziell beim Manne hinzu, dass er als aktiver Teil einen atavistischen Rest des Instinktes der Konkurrenzkämpfe seiner Ahnen mit anderen Männchen und der gewalttätigen Eroberung der Weibchen besitzt, und dadurch eine ge-

wisse Wollust in der völligen gewalttätigen Unterwerfung des Objektes seiner sexuellen Begierde empfindet. Der wirkliche Sadismus kann jedoch nur unter der Kombination von zwei Ursachen effektiv werden: erstens einer durchaus pathologisch gesteigerten Association der sexuellen Wollust mit Blutgier und Trieb zur Misshandlung oder Unterdrückung eines Opfers; zweitens einem Mangel an ethischen Gegenvorstellungen, einer rohen, egoistischen Gefühllosigkeit. Kleine (unbeabsichtigte) sadistische Anwandlungen während der höchsten Aufregung der Begattung entbehren selbstverständlich der zweiten Ursache.

Mit Recht betont v. Krafft-Ebing, dass der Sadismus in der Regel, wenn nicht immer, angeboren ist. Er wird aber zuerst lange Zeit aus Motiven der Angst und der Ethik unterdrückt und kommt erst infolge der fortgesetzten, mangelhaften Befriedigung des Sexualtriebes durch den gewöhnlichen Beischlaf zum Durchbruch, was ihm den Schein des Erworbenseins gibt.

Die höchste Potenz des Sadismus bei Vernichtung jedes ethischen Fühlens macht den Lustmörder. Jedermann hat durch die Zeitungen von solchen Scheusalen erfahren, deren grässlichster Typus wohl der berühmte Jack der Aufschlitzer in London bildet. Die Lustmörder empfinden die höchste Wollust durch das Zerschneiden oder geradezu durch das Metzgen der von ihnen in einen Hinterhalt gelockten Weiber. Die einen verüben noch den Coitus mit ihnen vor oder nach ihrer Schlachtung, oder onanieren in ihrem zerfleischten Leibe, andere jedoch gar nicht, indem bei ihnen die Wollust sich keineswegs mit dem normalen Geschlechtsakt verbindet, sondern durch das Ansehen der Angst, des Leidens und des Blutes ihres Opfers allein befriedigt wird. Manche martern noch ihre Opfer, bevor sie sie töten. Einige gehen in ihrer wollüstigen Raubtiergier so weit, dass sie Körperteile ihrer Opfer verzehren, oder von ihrem Blut trinken. Diese Leute erlangen eine wahre Virtuosität in der Art, wie sie ihre Morde begehen, ohne entdeckt zu werden. Der Cynismus, mit dem manche ihre Empfindungen schildern, lässt an Schauerlichkeit nichts zu wünschen übrig. v. Krafft-Ebing beschreibt eine Reihe grässlicher derartiger Fälle, und neue werden leider immer hin und wieder durch Zeitungen und Gerichtsverhandlungen bekannt. Manche Sadisten morden Kinder. Es gibt ferner solche, deren Mordlust sich auf das männliche Geschlecht erstreckt, indem sie mehr oder weniger konträr sexual sind.

Der Sadismus vergreift sich jedoch nicht immer am lebenden Menschen. Manche Sadisten (Nekrophile) fühlen sich direkt zur Schändung und Zerstückelung von menschlichen Leichen getrieben, die ihre Wollust am höchsten erregen, oder die ihnen als Ersatz für Lebendige dienen. Andere töten Tiere statt Menschen und sättigen ihre Wollust mit deren Blute.

Weitere Sadisten finden die Befriedigung ihres Triebes darin, dass sie prostituierte Weiber peitschen oder blutig stechen. Anderen gewährt das langsame, systematische Martern und Quälen ihrer Opfer den höchsten Genuss. Weitere begnügen sich mit Scheinszenen der Unterwerfung, bei welchen das Weib sie anbeten oder um Gnade bitten muss, oder auch mit Abschneiden von Haaren, mit der Beibringung kleiner blutiger Schrunden, mit einem zum Schein aufgeführten Rasieren des Haupthaares und dergleichen mehr. Die Demütigung des Weibes spielt beim Sadismus des Mannes eine grosse Rolle. Manche derartige Fälle arten in Fetischismus aus. Vielfach sind es nur blutige und tyrannische Phantasiegebilde, die sich mit Onanie oder normalem Beischlaf verbinden und dabei allein genügen, die Wollust zu erhöhen. Andere Sadisten befriedigen sich durch Besudelung des von ihnen „geliebten" Weibes mit Schmutz und dergleichen. Bei derartig fetischistischem oder symbolischem Sadismus erfolgen die Samenergiessung und die Wollust oft, vielleicht meistens, ohne Berührung des weiblichen Körpers mit dem männlichen Gliede. Wenn auch der Sadismus des Mannes der gewöhnlichste ist, so fehlt diese Perversion durchaus nicht beim Weibe. Typische historische Sadistinnen waren Messalina und Katharina von Medici, welche die Bartholomäusnacht anstiftete und ihre Hofdamen vor ihren Augen mit Ruten streichen liess. Häufiger besteht der Sadismus des Weibes in milderer Form, in Blutigbeissen des Mannes u. dgl. mehr.

b) Masochismus (Verbindung passiv erduldeter Grausamkeit mit Wollust). Der Name Masochismus wurde dieser Perversion von Krafft-Ebing nach dem Schriftsteller Sacher-Masoch beigelegt, der sie in verschiedenen seiner Romane verwertet und dargestellt hatte. Der Masochismus ist ziemlich genau das Gegenstück des Sadismus. Der Masochist empfindet sexuelle Wollust, wenn er unterworfen, gedemütigt, geprügelt, gepeitscht wird und Schmerzen erleidet. Diese Perversion kann wie der Sadismus vollständig und unvollständig sein. Ist sie vollständig, so ist der Betreffende psychisch impotent d. h. zur normalen Begattung unfähig. Nur die genannten

Misshandlungen und Demütigungen sind imstande, ein Wollustgefühl, verbunden mit Erektionen und Samenergiessungen, bei ihm hervorzurufen. Wie beim Sadismus, können aber auch konsequent durchgeführte entsprechende Vorstellungsketten und Demütigungskomödien die tatsächliche Misshandlung ersetzen und den gewünschten Erfolg herbeiführen.

Der Masochismus ist wie der Sadismus ein erblich angeborener Trieb. Schon als Kind, wenn die ersten sexuellen Regungen sich bilden, sehnt sich der Masochist wollüstig nach Knechtschaft und Unterwerfung unter ein herrschsüchtiges, ihn misshandelndes Weib. Er schwelgt in der Phantasie, vor derselben auf den Knieen zu liegen, mit Füssen getreten, mit Ketten beladen oder gar in den Kerker geworfen zu werden. Die Herrin soll darüber lachen und ihn möglichst demütigen. Körperliche Züchtigungen, die den ernsten Zweck der Besserung verfolgen, befriedigen den echten Masochisten nicht. In seinen „Confessions“ hat sich Rousseau als ziemlich echter Masochist entpuppt. Es ist wunderbar, zu sehen, wie sich beim Masochisten poetisch-romantische mit sexuellen Vorstellungen verweben, indem er sich die Idealgestalt eines herrischen und grausamen Weibes zusammenträumt, der er in schwärmerischer Neigung und anbetender Demut sich ergeben denkt. Dagegen erregt der normale Beischlaf weder Reiz noch Wollust, oder höchstens bei unvollständigem Masochismus, unter Zuhülfenahme entsprechender masochistischer Vorstellungen. Selbstverständlich werden die durch masochistische Vorstellungen provozierten Erektionen oft unter onanistischen Manipulationen zu Samenentleerungen geführt. Die Masochisten werden ganz gewöhnlich zu sogenanten Flagellanten, indem sie sich von Prostituierten peitschen und treten lassen. Doch passiert es ihnen häufig dabei, dass sie eine Enttäuschung erleben und nur Schmerz statt Wollust empfinden, weil sie plötzlich von der Vorstellung überrumpelt werden, das Ganze sei nur eine von ihnen selbst bestellte Komödie, und das Weib misshandle sie nicht aus eigenem Antrieb, sondern nur auf Bezahlung hin. Andere Masochisten finden Genuss in der Vorstellung, dass sie von Frauen mit Messern tot gestochen, sogar zerschnitten werden. Einige liessen sich schon von ihren Frauen einseifen und rasieren, statt mit ihnen sexuellen Umgang zu pflegen, wobei ebenfalls eine masochistische Vorstellung sie beherrschte. Reiche Masochisten veranstalten die Aufführung ganzer Theaterszenen, in denen sie herrische Weiber als Richterinnen auftreten und sich

nackt und gebunden von ihnen peitschen, demütigen und zum Tode verurteilen lassen. Anderen genügt es schon, sich das alles mit oder ohne Beischlaf oder Onanie bloss vorzustellen. Die sonderbaren Phantasien des talentvollen, in gewisser Hinsicht sogar genialen, wenn auch sehr manierierten französischen Dichters Baudelaire, der seine eigene am Galgen hängende Leiche auf der Insel Cythera von Aasvögeln fressen lässt und dergleichen mehr (siehe Baudelaire: Fleurs du mal, Un voyage à Cythère), dürften, wie v. Krafft-Ebing wohl richtig bemerkt, auf einem Gemisch von masochistischen und sadistischen Neigungen beruhen, die der Dichter mit einer Art passiv-sexueller Nekrophilie seiner eigenen Person verbindet. Er suchte sich zum Beischlaf die widerwärtigsten Weiber aller Rassen, Chinesinnen, Negerinnen, Zwerginnen, Riesinnen, sowie gekünstelte moderne Weiber aus, und war überhaupt eine durch und durch pathologische Natur. Folgender von Krafft-Ebing zitierter Fall Hammonds ist typisch:

„X., Muster eines Ehemanns, streng sittlich, Vater mehrerer Kinder, hat Zeiten, resp. Anfälle, in welchen er ins Bordell geht, sich zwei bis drei der grössten Mädchen auswählt und sich mit ihnen einschliesst. Er entblösst seinen Oberkörper, legt sich auf den Boden, kreuzt die Hände auf dem Abdomen, schliesst die Augen und lässt die Puellae über seine nackte Brust, Hals und Gesicht gehen und ersucht sie, kräftig bei jedem Tritt sein Fleisch mit den Absätzen ihrer Schuhe zu drücken. Gelegentlich verlangt er eine noch schwerere Dirne oder einige andere Kunstgriffe, die jene Prozedur noch grausamer gestalten. Nach zwei bis drei Stunden hat er genug, honoriert die Mädchen mit Wein und Geld, reibt sich seine blauen Flecke, kleidet sich an, zahlt seine Rechnung und geht in sein Geschäft, um nach einer Woche etwa dieses sonderbare Vergnügen sich neuerdings zu verschaffen."

Als „larvierten Masochismus" bezeichnet v. Krafft-Ebing die Fälle von Fetischismus, bei denen die Art des Fetisches, der die sexuelle Erregung auslöst, und die Manier seiner Handhabung beweisen, dass beim Fetischisten zugleich ein Bedürfnis der Demütigung vor dem Weibe und der Misshandlung durch dasselbe vorhanden ist. Hierher gehört vor allem der Schuh- und Fussfetischismus. Bei den Vertretern dieser Spezialität werden Wollustgefühle vor allem ausgelöst, wenn sie sich von weiblichen Füssen und Schuhen treten lassen. Solche Individuen träumen nur von Stiefeletten schöner Frauen und dergleichen mehr. Einige lassen sich nach

innen vortretende Nägel in die Schuhe schlagen, weil der Schmerz, den diese ihnen verursacht, sie wollüstig erregt. Schliesslich können ihnen weibliche Schuhe und die Berührung ihres Gliedes mit denselben genügen, um sich sexuell zu reizen. Noch andere larvierte Masochisten erregen sich an den Sekreten, sogar an den Exkrementen von Weibern u. dergl.

Ist der Masochismus beim Manne eine häufige Erscheinung, so tritt er beim Weibe mehr als Andeutung innerhalb der normalen Geschlechtsempfindung auf, weil er mit ihrer normalen passiven Rolle vielfach übereinstimmt. Das Weib mag den schwachen, unterwürfigen Mann nicht; sie will einen starken Herrn haben, an dem sie hinaufschauen kann. Im ganzen haben es auch normale Frauen gerne, wenn ihr Mann sie nicht zu viel zu Rate zieht, nicht zweifelt und zaudert, sondern wenn er entschieden befiehlt und selbst etwas herrisch, wenn auch nicht bösartig auftritt. Es ist sprichwörtlich, dass viele Frauen sogar von ihren Männern geschlagen werden *wollen* und nicht zufrieden sind, wenn es nicht geschieht. Es soll dies in Russland besonders oft vorkommen. Im übrigen sind ausgesprochene pathologische Formen des Masochismus beim Weibe sehr selten.

Der Masochismus zeigt offenbar eine gewisse Analogie mit der religiösen Ekstase der Fakire, der religiösen Flagellanten, die sich selber geisseln u. dgl. m. Offenbar steigern sich diese Leute in eine gewisse Verzückung, durch die Idee mit ihrer Marter Gott wohlgefällig zu sein, den Himmel zu verdienen u. dgl. m. Erwähnen wir noch zum Schluss, dass der Masochismus, so gut wie der Sadismus, bei konträr Sexuellen genau in den gleichen Formen auftritt, sich aber natürlich hier auf das eigene Geschlecht statt auf das andere bezieht. Ich habe selbst einen alten hochgebildeten Herrn gekannt, für den sein ganzes Leben lang der einzige wollusterregende Reiz in einer Tracht Prügel bestand. Als Knabe suchte er daher mit allerlei List und Ungezogenheiten derartige Strafen (wie Rousseau) für sich zu erwirken. Als er erwachsen war und das nicht mehr anging, veranlasste er in raffinierter Weise die Schulknaben, einander zu prügeln, indem er sich den Schein gab, sich darüber zu ärgern und ihnen Vorwürfe deswegen machte. Dieses reizte natürlich die Buben zu Scheinprügeleien, mit denen sie ihn aufzubringen und zu ärgern meinten. Dadurch allein gelang es ihm nun, sein Leben lang sich wollüstige Erektionen und Samenentleerungen zu verschaffen. Andere sexuelle

Reizungen blieben ihm im übrigen ebenso unbekannt, wie die sexuelle Liebe.

c) Fetischismus (Auslösung von Wollustgefühlen durch einzelne Körperteile oder Kleidungsstücke des Weibes, oder durch deren blosse Vorstellung). Wir haben dieses Symptom bereits besprochen und sahen die besondere Rolle, die er bei gewissen Formen des Masochismus spielt. Wir sahen ferner schon, dass ein gewisser Fetischismus dem normalen Sexualtrieb anhaftet, insofern bestimmte Körperteile, Kleidungsstücke, Gerüche etc. von vielen Personen als besonders starke Reize für den Sexualtrieb empfunden werden. Die in normaler Weise sexuell erregenden Körperteile, wie die weiblichen Brüste und die Geschlechtsteile, sowie deren Vorstellung können daher nicht zum pathologischen Fetischismus gerechnet werden; ebensowenig die Entblössung für gewöhnlich bekleideter weiblicher Körperteile.

Der richtige Fetischist ist ein recht pathologischer Mensch, dessen ganzer Sexualtrieb oft sogar mitsamt seinen Ausstrahlungen in höhere Liebesgefühle, soweit dies hier in Betracht kommen kann, auf bestimmte Gegenstände beschränkt bleibt, die mit der Weiblichkeit in Verbindung stehen. Als gewöhnlichste Fetische wirken weibliche Taschentücher, Damenschuhe und Handschuhe, besonders auch Samtstoffe u. dgl., sowie auch weibliche Körperteile, wie Haarzöpfe, die Hand, der Fuss usw. Man darf diesen als Fetisch wirkenden Objekten aber ja nicht dieselbe Rolle zuschreiben, die sie in der normalen Liebe spielen, wo sie durch Ideenassociation die Vorstellung des geliebten Weibes hervorrufen. Davon ist beim Fetischist nicht im geringsten die Rede. Er liebt nur seinen Fetisch und durchaus nicht das Weib, dem er gehört. Der Anblick des Fetisches, seine Berührung, ihn ans Herz zu pressen oder an die Geschlechtsteile, das allein ruft beim Fetischisten Erektionen, Wollust und Samenentleerungen hervor. Es gibt sogar Fetischisten, die allein an bestimmten Gebrechen von Frauen, an schielenden Augen, an missgestalteten Füssen etc. sich sexuell aufregen. Die Zopfabschneider sind berühmt; derartige Individuen suchen in Menschengedrängen Frauenzöpfe abzuschneiden, um damit zu masturbieren. Sogar zu Gedichten auf das Frauenhaar können solche Zopffetischisten sich begeistern. Bestimmte weibliche Trachten werden ebenfalls zu Fetischen und deshalb in Prostitutionshäusern gehalten, um Individuen, die darnach Verlangen tragen, zu befriedigen. Der beim Masochismus bereits genannte Schuhfetischismus

ist noch häufiger als der Kleider- und Taschentuchfetischismus. Der Fetischismus ist der Hauptsache nach eine männliche Perversion. Von Krafft-Ebing erwähnt einen typischen Fall psychischer Ausstrahlung bei einem Schuhfetischisten. Derselbe empfand die Ausstellung von Damenstiefeletten in Schaufenstern als höchste Unmoralität. Andere erröten wenigstens beim Anblick solcher Schaufenster. Der nackte weibliche Körper ist ihnen dagegen völlig gleichgültig.

d) Exhibitionismus. Es gibt eine Reihe Individuen, vornehmlich Männer, deren einzige sexuelle Befriedigung darin besteht, in Gegenwart von Frauen zu onanieren. Sie machen das so, dass sie sich irgendwo an einer wenig begangenen Stelle postieren, oder sie verstecken sich mit geöffnetem Hosenschlitz hinter einem Gebüsch. Kommt dann ein weibliches Wesen oder mehrere vorüber, so treten sie hervor, rufen sie an oder lenken sonst ihre Aufmerksamkeit auf sich und präsentieren ihre Geschlechtsteile, indem sie dabei mit aller Wucht onanieren. Sie können ihre Befriedigung nur dadurch erlangen, dass sie sich von den betreffenden Frauen beobachtet fühlen. Da sie wissen, dass man sie bald polizeilich anzeigen wird, richten sie sich so ein, dass sie sofort nach erfolgter Samenentleerung davon laufen, und darin erlangen sie eine grosse Virtuosität. Sie suchen niemals den Gegenstand ihrer sexuellen Aufregung zu berühren. Alles geschieht aus der Ferne. Diese Fälle sind gar nicht selten und werden begreiflicherweise in der Regel sehr bald ruchbar. Daher entgehen solche arme Teufel selten der Polizei. Selbst hohe soziale Stellung und gerichtliche Bestrafung können aber die Leute von der Betätigung ihres Triebes nicht immer abhalten, der ihnen selbst viel mehr Unzukömmlichkeiten bereitet, als den Frauen, die sie damit belästigen und erschrecken; freilich handelt es sich oft um unreife Kinder. So werden die männlichen Exhibitionisten fast alle zu Opfern der Gerichte.

Weiblicher Exhibitionismus kommt bei Geisteskranken nicht so selten vor; ich habe selbst zwei sehr ausgesprochene Fälle davon behandelt. Ob er sich beim nicht geisteskranken Weibe findet, ist mir unbekannt: jedenfalls dürfte es solchen kaum möglich sein, etwaige derartige Triebe ohne die grösste Gefahr zu betätigen.

β. Geschlechtliche Neigung zu Personen des gleichen Geschlechtes (homosexuelle Liebe und konträre Sexualempfindung). So schrecklich und absurd die bisher besprochenen

Verirrungen des Sexualtriebes und seiner pathologischen Ausstrahlungen sind, so lassen sie sich doch noch alle aus seiner ursprünglich normalen Beziehung zum andern Geschlecht ableiten. Die nun zu besprechenden haben die Eigentümlichkeit, dass nicht nur der instinktive Sexualtrieb, sondern seine sämtlichen seelischen Ausstrahlungen sich auf das eigene Geschlecht beziehen, während ein sexueller Abscheu vor dem andern besteht, der nicht geringer ist als derjenige des normalen Menschen für sein eigenes Geschlecht. Dieser Abscheu bezieht sich aber wohlverstanden nur auf den sexuellen und keineswegs auf den übrigen Verkehr. Es handelt sich also um den Sexualtrieb und die sexuelle Liebe des Mannes zum Manne und des Weibes zum Weibe. Was wir hier besprechen, hat nichts mit dem blossen Ersatz oder Notbehelf zu tun, den wir bei Anlass der Notonanie besprochen haben und der sich z. B. in Ermangelung des Weibes beim Mann in der Form der Päderastie und in Ermangelung des Mannes beim Weibe in der Form gegenseitiger sexueller Reizung kundgibt. Letztere Erscheinungen sind nur die Folge verkommener Sitten und mangelhafter Gelegenheit zum normalen Beischlaf, sexueller Ueberreizung überhaupt oder schlechter Gewohnheiten. Man kann seelisch von etwas angewidert sein und dennoch einen rein periferen (spinalen) Geschlechtsreiz in onanistischer Weise daran „befriedigen", d. h. sich so des Reizes, oft mit sehr geringer Lust, entledigen, besonders wenn er zu lästig wird.

a) Die männliche homosexuelle Liebe. So absurd es erscheinen mag, dass die ganze sexuelle Begierde und die ganze Liebe eines männlichen Individuums von frühester Jugend auf und für das ganze Leben sich nur auf Individuen des gleichen Geschlechtes richtet, so steht es nichtsdestoweniger fest, dass diese pathologische Erscheinung eine leider sehr häufige ist und dass sie nach ihrer psychologischen und ethischen Seite, sowohl vom Publikum wie von den Rechtsgelehrten vollständig missverstanden wurde, bis einige dieser Kranken selbst und dann die Irrenärzte Klarheit über die Frage verbreitet haben. Die so beschaffenen Männer hat einer derselben, Assessor Ulrich, der schriftstellerisch als Anwalt der homosexuellen Liebe öffentlich auftrat, mit dem Ausdruck Urninge belegt. Dieser Name ist geblieben. Ulrich und Seinesgleichen versuchten den absurden Beweis zu erbringen, dass die Urninge eine besondere normal-physiologische Art Menschen seien, und sie bemühten sich, dieser Art Liebe eine mit der

normalen gleichberechtigte Anerkennung zu verschaffen. Die normalen Menschen nennt Ulrich Dioninge. So lächerlich auch diese Anschauung einem normal fühlenden und denkenden Menschen erscheinen muss, und so unhaltbar es ist, einen so absolut zwecklosen Geschlechtstrieb als normal erscheinen lassen zu wollen, so ist die Sache für das Fühlen der Urninge durchaus charakteristisch. Es ist höchst eigentümlich, dass Hirschfeld neuerdings die Urninge als Varietät der normalen Menschen gelten lassen will. Diese Anschauung ist unhaltbar,*) und beruht auf einer sophistischen Wortspielerei mit den Begriffen der Krankheit und der Normalität.

Bei den Urningen sind die ersten kindlichen sexuellen Regungen so, dass sie sich, wenn sie Männer sind, andern Männern gegenüber als Weiber fühlen. Sie empfinden so etwas wie passives Unterordnungsbedürfnis; sie sind schwärmerisch, lieben es, weibliche Handarbeiten zu verrichten und sich weiblich zu kleiden, verkehren sehr gerne mit Frauen als mit Freundinnen und Geistern, die sie verstehen. Sie sind gewöhnlich (nicht immer) kleinlich sentimental, gerne frömmelnd, putzsüchtig und kokett, freuen sich an allem, was glänzt, an Prunk, an Luxus. Sehr früh beginnt ihr gewöhnlich starker Sexualtrieb mit unglaublichen Liebesschwärmereien für bestimmte männliche Individuen. Ich habe selbst sehr viele solche Urninge kennen gelernt und musste mich jedesmal wieder über ihre tollen Verliebtheiten wundern. Ich erwähne nur einen Anstalts-Krankenwärter, der sich in einen andern (einen Kameraden) so toll verliebte, dass er an die zehn Meter Leinenband, wie es zur Zeichnung der Patientenwäsche diente, mit dem Namen seines Geliebten beschrieb. Die glühendsten Liebesbriefe, Treueschwüre bis zum Tode, brennende Eifersucht gegen andere Freunde des Geliebten, sogar Hochzeitsfeierlichkeiten gehören zu den häufigen Vorkommnissen unter Urningen. Der Urning verliebt sich gewöhnlich nicht so leicht in einen andern Urning, als in einen normalen Mann. Letzterer zieht ihn besonders an; er möchte „seine Frau“ sein. Da er jedoch gewöhnlich mit Abscheu zurückgewiesen, mit gerichtlicher Anzeige bedroht, häufiger aber noch zu Erpressungen missbraucht wird, muss er sich oft mit Seinesgleichen begnügen. Und die

*) Ich empfehle hier die Lektüre eines vorzüglichen Aufsatzes des Dr. Ernst Rüdin: „Zur Rolle der Homosexuellen im Lebensprozess der Rasse“ (Archiv für Rassen und Gesellschaftsbiologie 1904, 1. Heft, Berlin, Verlag der Archiv-Gesellschaft, Berlin W. 62.)

Herren erkennen sich wunderbar untereinander und bilden eine geheime Clique, eine Art Freimaurerei. Der beginnende Homosexualtrieb, mit seinen ersten naiven Regungen, lässt den Urningen die Welt, das Glück, die Liebe in einem ganz eigenen, durch ihre sexuelle Richtung bedingten Licht erscheinen. Ihr Lebensglück stellen sie sich in der Vereinigung mit einem geliebten Manne vor. Wenn die sexuellen Regungen stärker werden und es ihnen allmählig klar wird, dass die Mehrheit der Menschen anders empfindet als sie, dass die Menschheit durch die Verbindung von zwei verschiedenen Geschlechtern sich vermehrt u. s. f., werden sie darüber sehr unglücklich, verbittert. Sie merken, dass es zugleich lächerlich und gefährlich wäre, ihr Inneres zu entdecken und sie verfallen gewöhnlich der Onanie. Doch können sie ihre glühendsten Gefühle bestimmten jungen Männern gegenüber nicht beherrschen, erregen dadurch Abscheu und Entsetzen bei den andern und sind so zu der Qual verurteilt, ihre heissen Begierden beständig wie Verbrecher zu verbergen und in fortwährender Angst zu leben, sie dennoch gelegentlich entdeckt zu sehen. Daher sind sie glücklich, wenn sie die geheime Verbindung anderer Urninge entdecken und schliessen sich derselben an, wenn sie nicht auf sehr hoher ethischer Warte stehen.

Gelingt es ihnen, einen willfährigen Geliebten zu finden, so pflegen sie zunächst meistens nicht eine beischlafähnliche Situation durch Einführung ihres Gliedes in den After herbeizuführen. Ihre Begierde treibt sie vielmehr einfach zur gegenseitigen Onanie. Immerhin empfinden die meisten ihre höchste Wollust, wenn ein anderer Mann sein Glied in ihren After einführt, wenn sie somit die Rolle des sogenannten passiven Päderasten spielen. Manche begnügen sich übrigens auch mit der Rolle des aktiven.

Das Ideal des Urnings wäre die gesetzliche Gestattung der Ehe zwischen Männern. Immerhin sind die Herrschaften in der Regel nicht sehr beständig in ihrer Liebe und zeigen eine sehr starke Neigung zur männlichen Polygamie. Sie verachten im höchsten Grade die sexuelle Liebe mit Frauen, finden dieselbe schmutzig und niedrig, höchstens dazu geeignet, junge Urninge zu erzeugen! Das Urningtum hat in der Weltgeschichte eine viel grössere Rolle gespielt als man glaubt. Platen und Sappho waren Urninge. Von manchen anderen historischen Grössen (Plato, Friedrich der Grosse) wird es von den Urningen behauptet, aber keineswegs bewiesen.

Wir müssen mit v. Krafft-Ebing daran festhalten, dass die homosexuelle Liebe krankhaft ist und dass nahezu alle Urninge auch sonst mehr oder minder tiefe Psychopathen sind, deren Sexualtrieb nicht nur abnorm, sondern in der Regel gesteigert ist. Dieses stimmt durchaus mit meiner Erfahrung überein. Geisteskranke Urninge, wie König Ludwig II. von Bayern, eine grosse Zahl von an Pseudologia phantastica leidenden Kranken, die gleichzeitig homosexuell sind, beweisen die nahe Verwandtschaft des Uranismus mit den Psychosen. Ich stimme auch völlig mit Rüdin (l. c.) gegen Hirschfeld darin überein, dass die übrigen psycho-pathologischen Erscheinungen der meisten Urninge primär, d. h. vererbt und keineswegs durch die Lebensschicksale erworben zu sein pflegen oder doch nur zum kleinsten Teil in dem Sinne, dass die Schicksale dabei nur eine auslösende, aber keine erzeugende Rolle spielen.

Diejenigen Urninge, mit denen man meistens zu tun hat, sind Cyniker und Wollüstlinge, so sehr sie auch ihre Ideale im Munde führen. Doch täte man sehr Unrecht, diese Wahrnehmung zu verallgemeinern. Die Cyniker kommen am meisten zum Vorschein, weil sie sich nicht genieren. Ich habe nun auch viele sehr anständige Urninge kennen gelernt, die Scham und Kummer über ihre Perversion und Psychopathie zu Pessimisten machten. Solche endigen nicht selten mit Selbstmord, weil sie in aller Stille einen verzweifelten Heldenkampf gegen ihren krankhaften Trieb führen und lieber in den Tod gehen als unterliegen. Derartige Fälle gehören nun in das Gebiet der Tragik und müssen unser ganzes Mitleid hervorrufen. Sie halten sich von der oben erwähnten Clique der Urninge meistens fern.

Das Urningwesen hat zwei sehr böse Schattenseiten, die zum grössten Teil die Konsequenz der strengen gerichtlichen Verfolgung sind, die die meisten Gesetzgebungen gegen diese abnormen Menschen anordnen: erstens, sobald ein Urning seiner absonderlichen gefährlichen Stellung in der Gesellschaft gewahr wird und sich als Paria fühlt, glaubt er sich oft verpflichtet, dem Rat unwissender Freunde, leider auch oft unwissender Aerzte zu folgen und versucht seine Abnormität durch Heirat zu kurieren. In manchen Fällen geht der Bordellbesuch seiner Heirat voran. Vielen Urningen gelingt im Bordell der Begattungsakt dadurch, dass sie sich in ihrer Phantasie die Dirnen als Männer vorstellen. Die dabei nur schwer überwundene Abneigung führen sie zum

Teil auf die käufliche Liebe zurück, die sie anwidert, und sie lassen sich nun zur Ehe überreden. Das ist der grossartigste Unsinn und zugleich die schlimmste Tat, die sie begehen können, denn ihre Frauen führen ein Marterleben, indem sie sich sehr bald betrogen, verachtet und verlassen fühlen. Der Urning behandelt seine Frau wie eine Magd oder eine Haushälterin, lässt sich gar nicht oder sehr selten zum Beischlaf herbei, höchstens um etwa kleine Urninge zu erzeugen, was ja sein Ideal ist, führt seine männlichen Geliebten ins Haus ein und fällt sehr oft infolge dieses ehelichen Missverhältnisses der Trunksucht anheim. Solche Ehen waren übrigens früher häufiger als heute, weil man die ganze Frage damals missverstanden hatte und auf schlechte Gewohnheit zurückführte. Sie endigen mit tiefster Zerrüttung oder Ehescheidung, und sie wissentlich zu fördern ist geradezu verbrecherisch. Dagegen, und nicht durch Bestrafung urningischer Liebesverhältnisse zwischen erwachsenen Männern sollte das Gesetz Vorkehrungen treffen.

Eine zweite böse Folge der homosexuellen Liebe sind die zahllosen Erpressungsversuche, welchen die Urninge von seiten aller möglichen Gauner ausgesetzt sind. Eine der gewöhnlichsten Rendez-vous-Stellen der Urninge sind die öffentlichen Pissoirs. Das wissen die Berufserpresser recht wohl, lassen sich dort an den Geschlechtsorganen greifen, und geben sich gerne für Geld mit dem Urning ab. Sobald sie aber seinen Namen und seine Stellung erfahren haben, bedrohen sie ihn mit gerichtlicher Anzeige, wenn er ihnen nicht so und so viel Geld zahle. Ist der Urning reich, dann haben sie ihre Beute, ihre Milchkuh gefunden. Auf diese Weise gehen die meisten vermöglichen Urninge zugrunde und führen ein Leben voll Angst und Qual, weil ihr Trieb sie eben zu Andersfühlenden hinzieht.

Moll, v. Krafft-Ebing und Hirschfeld haben sehr viel über das Urningtum geschrieben. Die Gesetze sind viel zu streng und fassen die Sache von einem falschen Gesichtspunkte auf. Schliesslich ist die homosexuelle Liebe, so lang sie sich nicht an Minderjährigen vergreift, ziemlich harmlos, indem sie keine Nachkommen erzeugt und dadurch sich selbst selektiv ausmerzt. Wenn beide Individuen einverstanden sind, ist sie nicht schlimmer, sogar entschieden weniger schlimm als die gesetzlich geschützte Prostitution. Wird ein normaler Mann von einem Urning belästigt, so fällt es ihm nicht schwer, denselben zurechtzuweisen; es ist ihm dies

sogar viel leichter, als einem von einem unzüchtigen Manne verfolgten Mädchen.

Ganz anders dagegen verhält sich die Sache, sobald der Urning sich an minderjährigen Knaben vergreift, oder sobald sein Urningtum sich mit anderen gefährlichen sexuellen Parästhesien, wie vor allem mit dem Sadismus verbindet. In neuester Zeit hat der schauderhafte Fall eines offenbar urningischen Sadisten die zivilisierte Welt Europas in Aufregung gebracht, nämlich der Fall des Lehrers Dippold, der die furchtbarsten Grausamkeiten an zwei ihm zur Erziehung anvertrauten Knaben verübte, den einen sogar schliesslich zu Tode marterte. Der gesetzliche Schutz beider Geschlechter gegen sexuelle Missbräuche jeder Art sollte entschieden mindestens bis zum siebzehnten, sogar bis zum achtzehnten Jahre ausgedehnt werden.

Das Urningtum zieht ganz wunderliche Folgen nach sich, an die man viel zu wenig denkt. Die menschliche Gesellschaft betrachtet es naturgemäss als ungefährlich und den Anstand nicht verletzend, dass Individuen des gleichen Geschlechtes zusammen baden, schlafen, wohnen etc. In den Irrenanstalten werden die Männer durch Männer, die Frauen durch Frauen gewartet. Das Keuschheitsgelübde katholischer Geistlicher und Nonnen veranlasst ebenfalls zu einer Trennung der Geschlechter. In allen diesen Dingen ist auf das Urningwesen keine Rücksicht genommen worden. Man muss sich daher nicht wundern, wenn die Urninge sich dies zu nutze machen und mit Vorliebe solche Situationen aufsuchen, in denen sie mit Grund auf gute Gelegenheit hoffen können, ihre perversen Leidenschaften ungefährlich mehr oder weniger zu befriedigen. Sie wählen mit besonderer Vorliebe z. B. den Beruf eines katholischen Geistlichen, eines Wärters, besonders eines Irrenwärters etc. In letzterem Fall spekulieren sie z. B. auf die Verwirrtheit des Geisteskranken und auf seine Unfähigkeit sich zu beklagen. Im öffentlichen Bade können sie sich ohne Gefahr an dem sonst nicht so häufigen Anblick nackter Männer weiden u. dgl. m.

Wir haben bis jetzt den reinen vollständigen Urning geschildert. Selbstverständlich sind nicht alle hierhergehörigen Individuen so ausgesprochen homosexual veranlagt. Es gibt viele, die mehr neutrale, unbestimmte sexuelle Neigungen haben, und die sich gelegentlich auch an Frauen sexuell aufregen. v. Krafft-Ebing spricht sogar von psychosexuellen Hermaphroditen,

die sich ziemlich gleichmässig von beiden Geschlechtern angezogen fühlen und abwechselnd mit denselben verkehren. Ich habe einen verheirateten Mann gekannt, der seiner Frau gegenüber sehr potent war, ihr aber ausserdem sowohl mit Frauen als mit Männern vielfach untreu war und der wiederholt wegen päderastischer Unzucht mit Männern und Knaben verurteilt wurde. Er erklärte mir mehrmals, im ganzen und grossen mehr Freude am sexuellen Verkehr mit Männern als an demjenigen mit Frauen zu haben, jedoch an beiden sich zu vergnügen. Ein unvollständiger Urning sagte mir, sein Ideal wäre ein Mann mit einer Scheide.

Es gibt aber ausserdem eine Reihe von Urningen, deren Homosexualität man als erworben bezeichnet. Dieselben zeigen zuerst normalen Sexualtrieb Weibern gegenüber. Wenn sie jedoch bei irgend einer Gelegenheit zur mutuellen Onanie oder zur Päderastie verführt werden, werden sie dadurch heftig erregt, bekommen plötzlich (siehe Suggestion) oder allmählig Ekel vor Weibern und nur noch sexuelle Neigung für Männer. Diese Fälle gehören jedoch tatsächlich nur zum geringsten Teil zum erworbenen Uranismus. Es handelt sich da, ausser bei den rein suggestiven Fällen, um eine latente oder larvierte erbliche Urningsanlage, die dann bei der ersten Gelegenheit geweckt wird und mächtig auftritt. Es lässt sich unschwer nachweisen, dass sexuell normal angelegte Männer, selbst dann, wenn sie durch Verführung, Beispiel und Gewohnheit zur mutuellen Onanie oder Päderastie verleitet werden, sofort davon lassen, wenn ihnen der normale sexuelle Verkehr mit Frauen ermöglicht wird. Es ist somit falsch, die urningische Empfindung auf Verkommenheit und Lasterhaftigkeit zurückführen zu wollen. Sie ist und bleibt, wenigstens in der weitaus überwiegenden Regel, ein pathologisches Produkt abnormer sexueller psychopathischer Anlagen. Ich habe selbst einen gedruckten Roman (Rubi) zu Gesicht bekommen, der von einem Urning verfasst war und der die urningische Liebe preist. Das Ganze war ein literarisch recht schwaches Elaborat, gab aber den urningischen Liebesgefühlen Ausdruck.

Das Urningtum geht so weit, dass besonders in gewissen Ländern, wo es sehr verbreitet ist, wie z. B. in Brasilien, und auch in gewissen Städten Europas Männerbordelle existieren.

v. Krafft-Ebing bringt in seinem Buche nachstehende charakteristische Schilderung:

„Die folgende Notiz aus einer Berliner Zeitung vom Februar 1894, welche mir durch einen Zufall unter die Hand kam, scheint geeignet, das Leben und Treiben der Urninge zu kennzeichnen."

„Der Ball der Weiberfeinde. Fast alle sozialen Elemente Berlins haben ihre geselligen Vereinigungen: die Dicken, die Kahlköpfigen, die Junggesellen, die Witwer — warum nicht auch die Weiberfeinde? Diese psychologisch merkwürdige und gesellschaftlich nicht allzu erbauliche Menschenspezies hatte dieser Tage einen Ball. „Grosser Wiener Maskenball" — so lautete die Ansage; bei der Billetverteilung bezw. dem Billetverkauf wird mit grosser Rigorosität verfahren; die Herrschaften wollen unter sich sein. Ihr Rendez-vous ist ein bekanntes grösseres Tanzlokal. Wir betreten den Saal gegen Mitternacht. Nach den Klängen eines gut besetzten Orchesters wird flott getanzt. Der starke Tabaksqualm, der die Gaslustres verschleiert, lässt die Details des wogenden Treibens nicht sofort hervortreten. Erst in der Tanzpause können wir nähere Umschau halten. Die Masken sind bei weitem in der Mehrzahl; schwarzer Frack und Ballrobe erscheinen nur vereinzelt.

Doch, was ist das? Die Dame, die eben in rosa Tarlatan an uns vorüberrauscht, hat eine glimmende Zigarre im Mundwinkel und pafft wie ein Dragoner. Und ein blondes, nur leicht „weggeschminktes" Bärtchen trägt sie auch. Und jetzt spricht sie mit einem stark dekolletierten „Engel" in Trikot, der mit auf dem Rücken verschränkten nackten Armen dasteht und gleichfalls raucht. Das sind zwei Männerstimmen, und die Unterhaltung ist gleichfalls stark männlich; sie dreht sich um den „verfl . . . . . Tobak, der keine Luft hat". Also zwei Männer in Damenkleidern.

Ein landesüblicher Clown steht dort an einer Säule im zärtlichen Gespräch mit einer Balleteuse und hat seinen Arm um ihre tadellose Taille geschlungen. Sie hat einen blonden Tituskopf, scharfgeschnittenes Profil und anscheinend üppige Formen. Die blitzenden Ohrgehänge, das Collier mit dem Medaillon um den Hals, die vollen runden Schultern und Arme lassen einen Zweifel an ihrer „Echtheit" nicht aufkommen, bis sie mit einer plötzlichen Wendung von dem sie umfangenden Arme sich losmacht und gähnend sich abwendet mit dem im tiefsten Bass geleisteten Stossseufzer: „Emil, Du bist heute zu langweilig!" Der Uneingeweihte traut seinen Augen kaum; auch die Balleteuse ist männlichen Geschlechts!

Misstrauisch mustern wir weiter. Wir vermuten fast, hier werde verkehrte Welt gespielt; denn hier geht oder vielmehr trippelt ein Mann — nein, entschieden kein Mann, obgleich er ein sorgfältig gepflegtes Schnurrbärtchen trägt. Der wohlfrisierte Lockenkopf, das gepuderte und geschminkte Gesicht mit den stark „nachgetuschten" Augenbrauen, die goldenen Ohrgehänge, das von der linken Schulter nach der Brust zu verlaufende Vorsteckbouquet von lebenden Blumen, das den eleganten schwarzen Leibrock ziert, die goldenen Armbänder an den Handgelenken und der zierliche Fächer in der weiss beganteten Hand — das sind doch keine Attribute des Mannes. Und wie kokett er den Fächer handhabt, wie er tänzelt und sich dreht, wie er trippelt und lispelt! Und doch! Und doch hat die grundgütige Natur diese Puppe als Mann geschaffen. Er ist Verkäufer in einem hiesigen grossen Konfektionsgeschäft, und die Balleteuse von vorhin ist sein „Kollege".

Am Ecktischchen dort scheint grosser Cercle abgehalten zu werden. Mehrere ältere Herren drängen sich um eine Gruppe stark dekolletierter Damen, die beim Glase Wein sitzen und — der lauten Heiterkeit nach — nicht allzu zarte Scherze machen. Wer sind diese drei Damen? „Damen!" lächelt mein kundiger Begleiter. Nun wohl: die rechts mit den braunen Haaren und dem halblangen Phantasiekostüm ist die „Butterrieke", ihres Zeichens ein Friseur; die zweite, blonde, im Chansonettenkostüm und mit dem Perlencollier ist hier unter dem Namen „Miss Ella auf's Seil" bekannt und ihres Zeichens ein Damenschneider, — und die Dritte — nun, das ist die weit und breit berühmte „Lotte".

. . . . „Das kann aber doch unmöglich ein Mann sein? Diese Taille, diese Büste, diese klassischen Arme, das ganze Air und Wesen ist doch ausgesprochen weiblich!"

Ich werde dahin belehrt, dass „Lotte" früher Buchhalter gewesen ist. Heute ist sie oder vielmehr er allerdings ausschliesslich „Lotte", und findet ein Vergnügen daran, die Männerwelt möglichst lang über sein Geschlecht zu täuschen. Lotte singt eben einen nicht ganz courfähigen Chanson und entwickelt dabei eine durch langjährige Schulung erworbene Altstimme, um die sie manche Sängerin beneiden dürfte. „Lotte" hat auch schon als Damenkomiker „gearbeitet". Heute hat sich der ehemalige Buchhalter so in die Damenrolle hineingefunden, dass er auch auf der Strasse fast ausschliesslich in Damenkleidern erscheint und sich,

wie seine Wirtsleute erzählen, sogar eines gestickten Damen-Nachtnegligés bedient.

Bei genauer Musterung der Anwesenden entdeckte ich zu meiner Verwunderung auch allerhand Bekannte: meinen Schuhmacher, den ich für alles andere eher als für einen „Weiberfeind“ gehalten; er ist heute „Troubadour“ mit Degen und Federhut, und seine „Leonore“ im Brautkostüm pflegt mir im Zigarrenladen die „Bock“ und „Uppmann“ vorzulegen. Die „Leonore“, welche in der Pause die Handschuhe abgelegt hat, erkenne ich ganz genau an den grossen erfrorenen Händen. Richtig! da ist ja auch mein Shlipslieferant. Er läuft in einem bedenklichen Kostüm als Bacchus umher und ist der Seladon einer widerwärtig ausstaffierten Diana, die sonst in einem Weissbierlokal als Kellner fungiert. Was an wirklichen „Damen“ auf dem Balle verkehrt, entzieht sich der öffentlichen Schilderung. Jedenfalls verkehren sie nur ganz unter sich und vermeiden jede Annäherung an die weiberfeindlichen Männer, während diese wieder konsequent unter sich bleiben und sich amüsieren, die holde Weiblichkeit aber gänzlich ignorieren.“

b) Das weibliche Urningtum oder die weibliche homosexuelle Liebe ist durchaus nicht selten, tritt aber in viel geringerem Grade und weniger häufig öffentlich hervor, als die entsprechende männliche Anomalie. Man nennt die weibliche Homosexualität Amor lesbicus oder Sapphismus. Weibliche Urninge heissen Tribaden. Sie sind geschichtlich, aber auch in unseren heutigen Städten bekannt und befriedigen ihren Trieb durch mutuelle Onanie, besonders aber durch gegenseitigen Cunnilingus. Der ausgesprochene weibliche Urning kleidet sich gerne als Mann, fühlt sich auch als Mann anderen Frauen gegenüber. Solche Weiber schneiden ihr Haar kurz, reiten und haben überhaupt an männlichen Beschäftigungsarten ihre helle Freude. Sie sind nicht selten sexuell kolossal aufgeregt und werden zu den reinsten weiblichen Don Juans. Ich habe einige solche Fälle gekannt, die wahre Orgien feierten und eine ganze Reihe normaler Mädchen verführten, resp. zu ihren Geliebten oder Frauen in der eben bezeichneten Weise machten. Wie bei den Männern, tritt auch hier das Bedürfnis nach Verlobung, Verehelichung und ewiger Treue auf. Heimliche, sogar öffentliche Verlobungsfeiern (letztere besonders, wenn der Urning sich für einen Mann ausgibt und als solchen verkleidet, oder ohne eine solche Vermummung, aber unter Zuhülfenahme

geheimer, von den Beteiligten allein gekannter Symbole) werden veranstaltet, Ringe gewechselt u. dgl. mehr. Auch hier dient der Alkohol nicht selten als Vehikel zu den sexuellen Orgien. Ich habe einen weiblichen Urning gekannt, der seine Geliebte seine Venus nannte. Die Exzesse, die in dieser Weise begangen werden, übertreffen an Intensität womöglich diejenigen der Männer; ein Orgasmus folgt in manchen Fällen dem anderen, Tag und Nacht, fast ohne Unterbruch; indessen sind derartige urningische Nymphomaninnen nicht gerade häufig.

Eine höchst charakteristische Eigentümlichkeit des weiblichen Urningtums beruht auf der früher geschilderten Eigenart der psychischen Ausstrahlung des weiblichen Sexualtriebes, der, wie wir sahen, für gewöhnlich viel weniger auf die Geschlechtsteile lokalisiert und weniger auf die örtliche Wollust gerichtet ist, als beim Manne. Wenn nämlich ein urningisches Weib normale Mädchen verführen will, gelingt ihr dies gewöhnlich leicht dadurch, dass sie dieselben zu einer schwärmerischen Liebe aufreizt, die dem weiblichen Naturell auch Weibern gegenüber nicht sehr auffällig ist. Küsse, Umarmungen, Zusammenliegen im Bett, Liebkosungen usw. fallen bei Mädchen viel weniger auf, als bei Knaben und rufen auch beim normalen Weib, das von einem anderen zum Gegenstand solcher Zärtlichkeit gemacht wird, in der Regel nicht den gleichen Ekel hervor. Ganz allmählig, durch geschickt herbeigeführte Steigerung bringt es oft der weibliche Urning dazu, bei seinem Opfer Wollustempfindungen durch Küssen der Brustwarzen und durch Reibung der Klitoris hervorzurufen. Das Wunderbare dabei ist aber, dass die Geliebte sich in der Regel oder wenigstens sehr oft der Abnormität der ganzen Sache nicht recht bewusst wird und sehr leicht schwärmerisch verliebt bleibt. Ein normales Mädchen wurde z. B. von einem als Mann verkleideten weiblichen Urning getäuscht und in ein Liebesverhältnis verwickelt, das in einer formellen Verlobung seinen vorläufigen Abschluss fand. Darnach wurde jedoch die Betrügerin ertappt, verhaftet und dann zur Beobachtung in die Irrenanstalt versetzt. Aber auch nach ihrer Entlarvung blieb das normale Mädchen verliebt und besuchte ihren „Liebling“, der, nun weiblich gekleidet, ihr um den Hals fiel und sie in einer erotisch wollüstigen Weise vor allen Leuten abküsste, die kaum zu beschreiben ist. Ich war selbst dabei anwesend und drückte nachher dem gesund und blühend aussehenden Mädchen (Wirtstochter) mein Erstaunen darüber aus, dass sie in ihren Ge-

fühlen dem falschen Jüngling gegenüber verharre, nachdem sie doch von ihm in dieser Weise betrogen worden sei. Die Antwort war echt weiblich und recht charakteristisch: „Ach, sehen Sie, Herr Doktor, ich liebe sie halt und kann nicht anders.“ Eine derartige psychische Liebe ist beim Manne kaum denkbar. Wenn man aber der Sache auf den Grund geht und das Wesen des Weibes kennt, begreift man, dass gewisse weibliche Schwärmereien ganz allmählig unvermerkt in Liebe und schliesslich in sexuelle Liebe übergehen. Zunächst „versteht man sich so gut“, empfindet soviel Sympathie für einander, gibt sich Koseworte, kommt zu Küssen, Umarmungen, Zärtlichkeiten aller Art, und so wird in leiser Steigerung unvermerkt eine ganze Stufenleiter von Liebkosungen durchlaufen, bis man endlich, oft fast ohne es zu wollen und zu wissen, bei der Erregung sexueller Wollust angelangt ist. Und so kann ein normales Weib*) von einem weiblichen Urning systematisch verführt werden, sich in ihn bis über die Ohren verlieben und mit ihm Jahre hindurch arge sexuelle Exzesse begehen, ohne deshalb an und für sich pathologisch zu sein. Pathologisch wird die Sache nur, wenn die Perversion durch längere Gewohnheit, die infolge der natürlichen Ausdauer des Weibes in der Liebe leicht eintreten kann, fixiert wird. Die v. Krafft-Ebing'schen Fälle (z. B. der weibliche Urning „Graf Sandor“ und seine Opfer) weisen die gleiche Erscheinung auf. Man sieht auch dort von weiblichen Urningen verführte junge Mädchen in Verzweiflung geraten, sogar mit sich erschiessen drohen, wenn sie von ihrer Verführerin wieder verlassen werden. Wird dagegen ein normaler Mann durch einen Urning zur Onanie oder dergleichen veranlasst oder verführt, so bleibt es bei ihm rein perifer lokalisierter Reiz und ruft durchaus keine psychischen Liebesausstrahlungen hervor. Letztere sind ausschliesslich Sache des männlichen Urnings, sodass seine „Opfer“ jeden Augenblick mit grösster Leichtigkeit von ihm lassen. Infolgedessen sind jene „Opfer“, von Kindern abgesehen, so gut wie immer Erpresser oder sich für Geld hergebende Männer. Mit einem Wort:

Der normale Mann trennt die geistige Schwärmerei und Sympathie, die er für einen anderen Mann empfindet, vollständig scharf von jeder sinnlichen Regung und empfindet nicht die geringste

---

*) Ein weiblicher Urning gestand mir, an die zwölf normale Mädchen verführt und verdorben zu haben, die sich alle in ihre Verführerin toll verliebten.

Lust, seinen am heissesten geliebten Freund abzuküssen, zu streicheln oder gar sich sexuell mit ihm abzugeben.

Beim normalen Weib dagegen rufen, wie schon erwähnt, die schwärmerischen Sympathiegefühle die Lust nach Küssen, Liebkosungen und Umarmungen vielfach hervor. Ein gewisser, wenn auch nicht lokalisierter sinnlicher Genuss wird dabei, wenigstens nicht selten, empfunden. Wenn derselbe dann zu gesteigerter Zärtlichkeit führt und schliesslich in gegenseitige Onanie und dergleichen ausartet, so bleibt er doch innig mit der seelischen Schwärmerei und Sympathie verbunden und lässt sich von ihr nicht so trennen, wie beim Manne. Wir haben dieses Verhältnis früher schon angedeutet; es tritt aber am deutlichsten in den Liebesverhältnissen der weiblichen Urninge bei ihren Opfern hervor.

Die Folge dieser Verhältnisse ist, dass beim Weibe die erbliche Anlage zum Urningtum von der sekundär erworbenen Sympathie und Angewöhnung im Einzelfall schwieriger zu trennen ist, als beim Manne

Die urningische Frau aber fühlt sich, wie gesagt, als Mann. Die Idee des sexuellen Umgangs mit Männern ist ihr ein Greuel. Am liebsten geht sie in Männerkleidern herum und nimmt männliche Gewohnheiten an. So sah man solche Individuen Jahre hindurch unter Verkleidung (bei irregulären Verhältnissen) Soldatendienst leisten u. dgl. m.

γ) Geschlechtliche Neigung zu unreifen Kindern (Pæderosis). Man kann darüber streiten, ob diese Kategorie als etwas Besonderes für sich aufgestellt zu werden verdient, indem viele sexuelle Attentate auf Kinder, vielleicht die meisten, entweder die Folge des Altersblödsinns sind oder auf dem Missbrauch kindlicher Unschuld zum Zweck der Befriedigung eines sonst normalen Geschlechtstriebes beruhen. Doch habe ich selbst zu viele Fälle gesehen, bei welchen der Sexualtrieb sich fast oder ganz ausschliesslich auf Kinder richtet, um nicht der festen Ueberzeugung zu sein, dass es auch in dieser Richtung eine spezielle angeborene pathologische Anlage gibt. Freilich sind die meisten Kinderschänder entweder der normalen Begattung mit Frauen fähig oder sind zugleich auch Urninge oder endlich auch Sadisten oder Masochisten. Aber bei vielen ist der Trieb zu Kindern von Hause aus ein so auffälliger, dass er eine besondere Anlage verrät. Ein typischer Fall eines ausschliesslich auf Kinder gerichteten Sexualtriebes ist folgender:

Ein begabter Mann, auch Künstler, ethisch hoch angelegt, zugleich mit feinem Empfinden ausgestattet, ist von Jugend auf ausschliesslich durch kleine Kinder, besonders durch kleine Mädchen von fünf bis zehn Jahren sexuell angeregt worden. Ihre kurzen Röcke, ihre Beinchen usw. reizen ihn hochgradig; der Trieb richtet sich freilich hauptsächlich, wenn nicht ausschliesslich, auf Mädchen. Sobald dieselben etwas grösser werden — sie brauchen noch nicht einmal geschlechtsreif zu sein — so verlieren sie für ihn jeden sinnlichen Reiz. Ebenso ist er Frauen und Männern gegenüber sexuell absolut indifferent und hat niemals in seinem Leben einen Beischlaf ausgeübt. Sein starker Sexualtrieb hat ihn in manchen Fällen psychisch zu einer förmlichen Verliebtheit in einzelne kleine Mädchen von fünf bis zehn Jahren geführt. Da er sehr früh die Abnormität seines Triebes erkannte, hat er ihn zeitlebens unterdrückt. Er ging nur so weit in einzelnen Fällen, kleine Mädchen in einer unauffälligen Weise zu liebkosen, auf den Schoss zu nehmen und etwas an sich zu drücken, bis dadurch Erektion und Samenentleerung erfolgte, ohne dass natürlich das Kind eine Ahnung davon hatte. Seine ethischen Gefühle und Grundsätze waren stark genug, um ihn von weitergehenden Handlungen abzuhalten, und er onanierte, um sich Ruhe zu verschaffen und bemeistern zu können, was jedoch sehr wenig half. Doch trieb ihn dieser Zustand allmählig zu einer grossen nervösen Aufregung und zu einer gemütlichen Depression, die an Verzweiflung grenzte.

Es kommt ebenfalls, wenn auch selten, vor, dass Frauen eine abnorme sexuelle Neigung zu kleinen Knaben haben.

δ) Geschlechtliche Neigung zu Tieren (Sodomie oder Bestialität). Ein pathologischer Sexualtrieb, der ausschliesslich auf Tiere gerichtet ist, ist jedenfalls nicht häufig. Die Begattung mit Tieren pflegt für gewöhnlich aus Mangel an Gelegenheit zu normaler Befriedigung des Sexualtriebes oder dann infolge von Ueberreizung und Abwechslungssucht zu geschehen. Ich habe sie hauptsächlich bei Schwachsinnigen oder Tölpeln beobachtet, die, von allen Mädchen ausgelacht und verschmäht, in der Stille eines Stalles bei einer Kuh Trost suchten und fanden, dafür jedoch mit schwerer Zuchthausstrafe büssen mussten. Verschiedene verkommene Wüstlinge dagegen treiben Unzucht mit Ziegen, sogar mit geschundenen grossen Vögeln, Kaninchen u. dgl. mehr, um ihren pervertierten überreizten Trieb zu befriedigen. Immerhin kommen Fälle vor, wo der Sexualtrieb in pathologischer Weise einzig und

allein auf Tiere gerichtet ist. Ganz auffällig ist es dabei, dass kleine Tiere, wie Kaninchen, Hühner, Gänse sehr häufig bevorzugt werden und dabei zugrunde gehen, während es selbstverständlich grösseren Tieren, wie bereits Hunden oder Ziegen, und erst recht Kühen vollständig gleichgültig ist. Der Sexualtrieb zu Tieren kommt auch bei Frauen vor, wobei es sich in der Regel um Hunde handelt, die dann zur Begattung oder zum Ablecken der Klitoris abgerichtet werden; auch grössere Tiere kommen manchmal in Betracht.

In dieser „furchtbarsten aller Sünden Sodoms" können wir von einem nüchternen Standpunkt aus — ausser der Tierquälerei, wenn es sich um kleine Tiere handelt — weder eine furchtbare Sünde, noch ein Verbrechen erblicken. Tatsächlich ist es, menschlich und rechtlich betrachtet, in allen Beziehungen eine der harmlosesten Formen der pathologischen Verirrung des Sexualtriebes. Einzig und allein die menschliche Phantasie hat sie mit dem Stigma des schaurig-scheusslichen versehen und zum Verbrechen gestempelt. Erstens wird bei der Sodomie mit grossen Tieren niemand geschädigt, auch nicht das Tier selbst; zweitens ist keine Nachkommenschaft zu riskieren und drittens auch in der Regel keine Infektion. Höchstens mag die Aesthetik dabei verletzt werden, im übrigen aber ist es für die menschliche Gesellschaft sicher besser, wenn ein Idiot oder ein Schwachsinniger sich an einer Kuh sexuell vergreift, als wenn er ein Mädchen schwängert und für Weitererzeugung von Idioten sorgt; die Kuh frisst gemütlich weiter und kümmert sich nicht darum. Bei gerichtlichen Fällen dieser Art fand ich stets, dass die wirkliche Sünde und das wirkliche Unrecht nicht auf Seite des Sodomisten, sondern auf Seite seiner Denunzianten und der Richter lag, die den armen Teufel zu jahrelangem schwerem Zuchthaus verurteilten und damit zugrunde richteten. Ein Türke wurde einmal wegen Sodomie mit einer Ziege von christlichen Richtern verurteilt. Als man ihm seine Tat vorwarf, sagte er: „Was geht euch das an; die Ziege gehört ja mir; ich habe sie aus meinem Geld gekauft." Er fügte sich zwar mit muselmännischem Fatalismus in die Strafe. Jedoch warum man ihn strafte, dies konnte ihm nie begreiflich gemacht werden.

ε) Es gibt noch *eine ganze Reihe* krankhafter Perversionen des Sexualtriebes, die wir nicht alle aufzählen wollen. Wir nennen nur noch den Reiz, den speziell weibliche Bildsäulen auf manche Männer ausüben und der sie veranlasst, daran onanistische Manipulationen vorzunehmen. Eine Abart des Sadismus führt auch

zur Verübung von Grausamkeiten bei Tieren mit entsprechender Befriedigung des Sexualtriebes u dgl. mehr.

8. Die sexuellen Abnormitäten bei Geisteskranken und geistig Abnormen (Psychopathen). Wenn man mit der Bevölkerung einer Irrenanstalt vertraut ist, muss man auf sexuellem Gebiet vor allem eine sonderbare und ganz auffällige Erscheinung feststellen: die weiblichen Insassen der Anstalt zeigen sich zu einem grossen Teil hochgradig sexuell erregt. Diese Erregung äussert sich bei der einen Kranken in exzessiver Onanie, bei der anderen in obszönen Redensarten, unzählige Male in sinnlicher oder rein psychischer oder eingebildeter Verliebtheit, nicht selten in direkter Aufforderung an die Aerzte zum Beischlaf, in beständigen, tollen Eifersuchtsszenen, und nicht am wenigsten in sexueller Verdächtigung anderer. Kurz, alle Varianten des weiblichen Geschlechtslebens kommen gewöhnlich in der widerwärtigsten Verzerrung und Entartung in den Irrenanstalten zum Ausdruck: Kokettes Wesen, der Trieb, sich mit allerlei Tand zu schmücken, sich infolge sexueller Aufregung mit Kot und Urin zu besudeln, vor allem aber unflätiges Schimpfen über vermeintliche sexuelle Attentate oder unsittliche Handlungen anderer, besonders ihrer Person gegenüber. Geisteskranke Frauen wähnen sich mit Vorliebe Bräute oder Ehefrauen eines Kaisers, Christi, Gottes etc. Die Schwangerschaften, die Geburten spielen dabei eine Hauptrolle. Manche Kranken leiden am Wahn, schwanger zu sein, behaupten, sie seien heimlich geschwängert worden, heimlich in Narkose niedergekommen und man hätte ihnen das Kind entwendet. Eine meiner früheren Kranken behauptete unter wütendem Schimpfen, ich besuche sie heimlich in der Nacht, um mit ihr Unzucht zu treiben. Auf diese Weise erzeuge ich ihr mindestens alle acht Tage ein Kind, wofür sie mich mit dem Kosenamen „Schnellschwängerer“ belegte. Die Hunderte von Kindern, die auf solche Weise erzeugt und ihr dann heimlich entwendet worden seien, würden nun von mir in den Wänden der Anstalt versteckt und fortwährend gemartert, sodass sie beständig ihr Gewinsel hören müsse. Eine andere Kranke, die an heilbarer Manie litt, war während dieser Zeit so furchtbar erotisch, dass sie jeden besuchenden Arzt zum Beischlaf aufforderte. Ihr Kopf war derart mit erotischen Bildern gefüllt, dass sie nach erfolgter Heilung in der Angst war, schwanger zu sein, obwohl sie während der ganzen Krankheit unter strenger weiblicher Aufsicht in der unruhigen Abteilung gehalten wurde und selbst bei

vernünftiger Ueberlegung zugeben musste, dass keine Möglichkeit einer Schwängerung vorläge. Selbst die sittsamsten und im normalen Zustand sexuell kühlsten Frauen können, wenn sie geistig erkranken, dem wildesten Erotismus verfallen und zeitweilig sich wie Prostituierte aufführen, wie man es besonders bei periodischen Hypomanien beobachtet. Es ist eine bekannte Erscheinung, dass in der unruhigen Frauenabteilung der Irrenanstalt die Aerzte stets von erotischen Weibern umringt, gezerrt und gekniffen werden, sodass sie oft ihre Not haben, durchzukommen, ohne mit wenig angenehmen Liebesbezeugungen, Küssen usw., oder umgekehrt mit den wilden Angriffen wütender Eifersucht beglückt zu werden.

Wenn man umgekehrt, selbst in weiblicher Begleitung, durch die Männerabteilung der Irrenanstalt geht, ist man über die blöde Gleichgültigkeit und die tiefe sexuelle Indifferenz fast aller geisteskranken Männer erstaunt. Nur eine geringe Zahl davon ist erotisch und befriedigt sich mit Onanie, einige wenige mit päderastischen Versuchen. Mit Ausnahme der unruhigsten, können fast immer alle Abteilungen selbst von jungen Damen, ohne dass sie Zudringlichkeiten riskieren, besucht werden. Eine junge, starke Assistentin, Fräulein Dr. G., die allerdings couragiert war, machte in der Zürcher Irrenanstalt allein die Visite durch die ganze Männerabteilung, sogar durch die unruhigste, ohne je von den Kranken belästigt zu werden, während sie selbst, obwohl eine Frau, von der Zudringlichkeit der erotischen Weiber fast ebenso sehr behelligt wurde, wie die männlichen Assistenten. Ich erwähne dies, weil einige Leute sich eingebildet haben, die sexuelle Aufregung der geisteskranken Frauen sei durch den Besuch männlicher Aerzte verursacht.

Diese Tatsachen sind im höchsten Grad auffällig und beweisen vielleicht am besten, wie der weibliche Sexualtrieb viel mehr im Grosshirn, der männliche dagegen eher in den untergeordneten Hirnzentren wohnt, wie wir es schon früher zeigten. Die Geistesstörungen beruhen auf Grosshirnreizungen und es dürfte darin der Grund liegen, warum sie bei Frauen eine derart gewaltige Erregung sexueller Vorstellungen hervorrufen, was bei Männern umgekehrt so viel weniger der Fall ist. Die wichtigsten pathologischen Eigentümlichkeiten auf sexuellem Gebiet bei Geisteskranken sind die folgenden:

a) Erotomanie (Satyriasis und Nymphomanie), d. h. abnorme Steigerung des Sexualtriebes. Sie kommt be-

sonders bei akuten Manien, im Beginn der progressiven Paralyse und des Altersblödsinnes, sowie bei manchen anderen Psychosen vorübergehend oder dauernd vor. Sie gibt sich durch sexuelle Excesse, obscöne Redensarten und excessive Onanie kund. Die konstitutionelle Nymphomanie besprachen wir früher bei der sexuellen Hyperästhesie

b) Depressionszustände und manche Verblödungsprozesse, sowie die späten Stadien der Paralyse und des Altersblödsinnes rufen umgekehrt oft sexuelle Anästhesie und Impotenz hervor. Bei der progressiven Paralyse tritt oft im Beginn eine enorme Libido sexualis verbunden mit tatsächlicher Impotenz oder geschwächter Potenz ein. Dieses ist auch oft beim Alkoholismus der Fall.

c) Schreckliche sexuelle Excesse können Verrückte begehen, die an Grössen- und Verfolgungswahn leiden; sie sind oft sexuell sehr erregt, tyrannisieren und quälen ihre weiblichen Opfer in grauenerregender Weise. Zu den schlimmsten Aeusserungen des verrückten Erotismus kommt es bei religiösen Formen der Verrücktheit, wo er mit religiösen Wahnideen und Zuständen fanatischer Verzückung vermischt häufig in sexuelle Orgien widerwärtigster Art ausartet. Ich habe einen Verrückten kennen gelernt, der sehr fromme Redensarten im Munde führte, sich für eine Art Prophet ausgab und dabei eine arme Arbeiterin und ihre Mutter derart unter seine Gewalt bekam, dass er im gleichen Zimmer mit beiden schlief, beide abwechselnd sexuell missbrauchte und schliesslich die Tochter zwang, ihr Menstrualblut mit seinem Samen gemischt im Kaffee zu geniessen. Dieses sollte eine religiöse Bedeutung haben und ein Mittel sein zur Erzeugung eines kräftigen Geschlechtes. Schliesslich zündete er noch das Haus der armen Frauen an. Durch ihre religiös-asketischen Phrasen verdrehen manche Verrückte armen Frauen den Kopf, um sie dann sexuell zu missbrauchen. Die bösesten sind die sogenannten „partiell“ Verrückten, die ihren Wahn sorgfältig verbergen und dem Volk nach aussen als Gesunde oder gar als Heilige imponieren. Ich habe einen frommen Pfarrer untersucht, der grosses Ansehen, selbst in Fachkreisen, genoss, streng orthodoxe, asketische Predigten hielt, und dabei zu Hause seine Frau misshandelte, manchmal halb zu Tode würgte, von ihr die schmutzigsten sexuellen Handlungen forderte, sein Vermögen und das seiner Frau vergeudete, aber dessen Wahn-

system zu wenig auffällig war, um von den deutschen Juristen anerkannt zu werden, sodass der Frau nur noch die Flucht übrig blieb. Wir könnten Bücher schreiben, wenn wir alle sexuellen Scheusslichkeiten schildern wollten, die von Geisteskranken verübt werden.

Doch müssen wir noch eine der häufigsten Formen der pathologischen Liebe irrsinniger Frauen erwähnen, die sexuellen Wahnsysteme. Solche Frauen kombinieren ihre Liebesgefühle für irgend einen Mann mit den tollsten Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen (Trugwahrnehmungen). Der Gegenstand ihrer Liebe wird zum Beispiel zum Christus, oder zum König gestempelt; die Kranke selbst hält sich für die Braut Christi, oder für eine Königin, Weltherrscherin etc. Träume und Trugwahrnehmungen lassen dann diesen „Christus" oder „König" zu ihr ins Bett kommen. Sie fühlt denselben (Gefühlshallucinationen) und zwar sehr leiblich, wie er den Beischlaf mit ihr ausübt, was mit oder ohne Wollustempfindungen einhergehen kann. Die Folgen bleiben aber auch nicht aus. Sie glaubt sich schwanger und trägt neun Monate lang ein eingebildetes Kind im Leibe. Selbst die Geburt kann noch halluciniert werden. Dann aber hat man ihr das Kind entwendet, dasselbe misshandelt, sie betrogen und dgl. mehr. Unzählig sind die Wahnsysteme, die sich an derartige pathologische Vorgänge der sexuellen Sphäre des Zentralnervensystems knüpfen (siehe z. B. den weiter oben angeführten Fall).

Man sieht, wie solche psychischen Ausstrahlungen der sexuellen Pathologie quälende und zur Raserei führende Vorstellungen erzeugen, die sich mit entsprechenden Parästhesien und Trugwahrnehmungen verbinden. Die Erinnerungsfälschungen spielen hierbei eine grosse Rolle, denn Vieles, worüber solche Kranken klagen, haben sie nie gefühlt und beruht nur auf Illusionen der Erinnerung. Bemerken wir gleich hier, dass auch bei Gesunden die sexuellen wie die andern Leidenschaften sehr zur Fälschung der Erinnerungen beitragen und viele falsche Deutungen und Auslegungen des wahren Sachverhaltes später als Gewissheit erscheinen lassen. Man wirft sich dann gegenseitig Lüge und Falschheit vor, wo beiderseits nur Erinnerungsfälschung vorliegt.

d) Eine der verhängnisvollsten Anomalien im sexuellen Gebiet bei Geisteskranken ist die pathologische Eifersucht namentlich der Männer und ganz besonders verrückter Männer, deren Frauen dadurch zu wahren Märtyrerinnen werden. Nicht

selten erreichen ihre Qualen erst mit ihrer Ermordung ein Ende. Auch bei geisteskranken Frauen spielt die Eifersucht eine furchtbare Rolle, und ebenso bei Alkoholikern. Der Eifersuchtswahn oder Wahn der ehelichen (event. auch sexuellen, ausserehelichen) Untreue bringt den daran Leidenden zur Raserei. In jedem harmlosen Wort, in jedem Blick, in jedem gleichgültigen Ereignis sieht er „unzweideutige Beweise“ der Untreue seiner Frau. Mag diese auch noch so sorgfältig alles, sogar den leisesten äusseren Schein, der zur Eifersucht Anlass geben könnte, vermeiden; es hilft nichts. Reserve und Sprödigkeit werden als Heuchelei gedeutet. Die Frau wird bewacht, bedroht, beschimpft, Tag und Nacht verfolgt, oft in rohester Weise auch Dritten gegenüber völlig grundlos verdächtigt, verleumdet, besudelt. Es werden ihr raffinierte Fallen gelegt. Und das alles wird als „Liebe“ bezeichnet! Leider ist die Zahl solcher Fälle Legion, bei Säufern sogar fast die Regel.

e) Es ist selbstverständlich, dass die oben besprochenen sexuellen Parästhesien: Sadismus, Masochismus, Fetischismus, homosexuelle Liebe etc. bei eigentlichen Geisteskranken auch vorkommen.

f) Die furchtbarsten sexuellen Verbrechen, resp. die widerlichsten sexuellen Abnormitäten werden mit Vorliebe von Idioten, ganz besonders aber moralischen Idioten begangen, da diesen jede ethische und vielfach jede ästhetische Gegenvorstellung abgeht. Notzucht, Kinderschändung, Lustmord, Sodomie u. dgl. m. sind in den meisten Fällen Produkte des Schwachsinns und speziell des moralischen Schwachsinns.

g) Auch die Hypochondrie zeitigt Blüten auf sexuellem Gebiet (sexuelle Hypochondrie). Wir haben bereits die eingebildeten onanistischen Ausschweifungen der Hypochonder erwähnt. Andere sind ihrerseits überzeugt, sexuelle Exzesse zu begehen und dadurch furchtbar geschwächt zu werden, in Fällen, wo nichts derartiges vorliegt. Ich kannte einen kräftig gebauten verheirateten Hypochonder, der sich durch sexuelle Exzesse ruiniert glaubte, weil er einmal alle zwei bis drei Monate den Coitus mit seiner Frau ausübte. Andere Hypochonder werden impotent, nur deshalb, weil sie sich einbilden, es zu sein. Andere verbittern sich das Leben durch die Idee, an venerischen Krankheiten zu leiden, und dergl. mehr.

h) Eine ganz besondere und wunderbare Sexualität besitzen die hysterischen Frauen und Männer. Die Hysterie be-

ruht auf einer krankhaften Autosuggestibilität oder Dissoziabilität der geistigen Tätigkeit. Eine einzige Vorstellung genügt oft, um bei Hysterischen die Verwirklichung des Vorgestellten hervorzurufen. Ihre Phantasie kann sie zu ganz entgegengesetzten Anschauungen und Handlungen treiben, oft ohne dass sie sich des Widerspruchs deutlich oder überhaupt bewusst sind. Liebe und Hass wechseln rasch bei ihnen ab und wandeln sich leicht in einander um. Das gleiche hysterische Weib kann je nach den Einflüssen, denen es ausgesetzt ist, ein Genie des Guten oder ein Genie des Schlechten werden. In der sexuellen Sphäre zeigen sich die gleichen Extreme in auffälligster Weise. Eine Hysterica kann glühend verliebt zu den furchtbarsten erotischen Exzessen geführt werden und umgekehrt sexuell vollständig kalt und gleichgültig sein. Sie kann dem Gegenstand ihrer Liebe gegenüber die heisseste sexuelle Begierde bekunden und zu gleicher Zeit andern Männern gegenüber kalt wie Eis sein. Man hat die Frage aufgeworfen, ob eine Frau überhaupt zweimal lieben könne oder nicht. Sicher sind viele Frauen so monogamisch angelegt, dass sie nur einmal in ihrem Leben zu lieben imstande sind, aber ebenso sicher ist es, dass eine Hysterica nicht nur mehrmals zu verschiedenen Zeiten und zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedenartige Leute lieben kann, sondern dass sie auch nicht selten zu gleicher Zeit mehrere Männer sehr heiss zu lieben vermag, denn ihre Persönlichkeit spaltet sich ungemein leicht. Sie kann aber auch denjenigen, den sie geliebt hat, nachher ebenso glühend hassen und umgekehrt den Gehassten wieder lieben, je nach den Suggestionen, unter welchen sie steht. Das alles gilt in ähnlicher Weise vom hysterischen Manne.

Aus dem gleichen Grunde kann ein hysterisches Individuum die Qualität seiner Liebesempfindungen unter verschiedenen Einflüssen wechseln und z. B. einmal pervers und einmal normal lieben. In einem von mir beobachteten Falle verliebte sich eine sehr gebildete Hysterica in ihrer ersten Jugend innig in ein anderes Mädchen. Damals fühlte sie überhaupt nur homosexual; ihre Liebe zu dem betreffenden Mädchen war durchaus urningischer Natur, mit intensiver Libido sexualis verbunden, und die Männer waren ihr vollständig gleichgültig. In späteren Jahren verliebte sich ein Mann in sie und sie gab mehr aus Mitleid und weiblicher Passivität ihm nach. Noch später aber verliebte sie sich ebenso innig und glühend in einen anderen Mann, wie früher in das

junge Mädchen. Diese letzte Liebe war durchaus schwärmerisch, aber ebenso intensiv libidinös. Der Sexualtrieb hatte somit in spontanster Weise die normale Richtung wiedergewonnen. Aehnlicher Wechsel kommt bei hysterischen Männern der Natur des männlichen Sexualismus wegen weniger leicht, aber doch vor. Bei Frauen macht die hysterische Phantasie und Dissoziation die bei ihnen sonst relativ selten vorkommende polyandrische Triebrichtung leicht möglich, wodurch sie sich von der durchschnittlichen, sexuellen, weiblichen Normalität entfernen, und sich der männlichen nähern. Umgekehrt werden hysterische Männer nicht durch geringeren polygamischen (polygynischen) Trieb, sondern nur durch grössere Dissoziation im Fühlen und Denken weiblicher.

i) Eine Varietät der pathologischen Liebe geistig abnormer Menschen ist die nicht auf Wahnideen beruhende eingebildete Liebe. Es gibt Psychopathen, weibliche wie männliche, die sich einreden, jemanden zu lieben und nachher, entweder schon während der Verlobung oder nach der Verheiratung plötzlich merken, dass sie sich irrten und den Betreffenden nie liebten. Derartige sonderbare Selbsttäuschungen sind durchaus nicht selten und kommen bei beiden Geschlechtern vor. Sie führen zu vielen Verlobungsbrüchen, auch zu Ehescheidungen und Eheunglück.

k) Eine andere Variante der Liebespathologie bildet die Liebestyrannei, die darin besteht, den Gegenstand der Liebe in einem fort zu quälen, zu tyrannisieren, mit Wünschen, Aussetzungen, Empfindlichkeiten, sinnlosen Widersprüchen, Forderungen und Eifersüchteleien ihm das Leben sauer zu machen. Diese entsetzliche Art zu lieben kommt bei Männern und Frauen vor, vielleicht noch häufiger bei den letzteren.

l) Die Liebe der Psychopathen bildet überhaupt ein unendliches Kapitel. Würde die menschliche Gesellschaft dieselbe besser kennen, so würde ein grosser Teil der Missverständnisse und Miseren der Ehe wegfallen. Die eben besprochene Liebestyrannei kann bei Psychopathen geradezu schauderhafte Dimensionen annehmen. Die unter d) besprochene Eifersucht kann so krankhaft werden, dass der Eifersüchtige in der harmlosesten Handlung seiner Ehehälfte eine Untreue sieht. Ich habe eine Frau gekannt, die ihrem Manne nicht gestattete, sich in den Abtritt einzusperren, weil sie fortwährend fürchtete, er könnte eine Dienstmagd mit einsperren. Eine andere kam in tiefste Aufregung, wenn an einem Hoteltisch ein Frauenzimmer ihrem Mann gegenüber sass und ihn

auch nur anblickte. Der arme Mann wusste auf Strassen und in Hotels nicht, wo seine Blicke hindirigieren, um von seiner Frau nicht verdächtigt zu werden. Noch schlimmer ergeht es den Frauen, deren Männer an krankhafter Eifersucht leiden. Sie werden, wie wir sahen, auf Schritt und Tritt verfolgt, gequält und bedroht — aus lauter Liebe natürlich. Andere Psychopathen quälen den Gegenstand ihrer Liebe durch beständige unnütze Sorgen, indem sie Tag und Nacht wegen nichts und wieder nichts sich Gedanken machen über eingebildete Gefahren, über ein geringes Unwohlsein und dergleichen. Noch andere leiden an Hyperästhesie (Ueberempfindlichkeit) und werden durch das kleinste Geräusch, durch Berührungen, durch jeden starken Sinneseindruck überhaupt aufgeregt und machen dadurch das Zusammenleben mit ihnen zu einer Qual für sich und den anderen. Noch schlimmer ist die gemütliche Ueberempfindlichkeit, bei welcher alles als Kränkung, böse Absicht etc. empfunden wird. Das Missverhältnis zwischen Liebe und Sexualtrieb bildet auch eine quälende Eigenschaft vieler Psychopathen, sei es, dass eine innige geistige Liebe sich mit sexueller Gleichgültigkeit oder gar mit Schmerzen und Ekel beim Beischlaf verbindet (besonders bei Frauen, bei welchen der Beischlaf oft infolge des Vaginismus schmerzhaft ist), sei es, dass umgekehrt ein intensiver Sexualtrieb sich mit Lieblosigkeit oder gar krassem Egoismus verbindet (besonders bei Männern). Manche Psychopathen scheinen innig verliebt, regen sich dabei furchtbar auf, führen sich aber dann dem Gegenstand ihrer Liebe gegenüber nicht selten wie die reinsten Bestien auf. Das sind vielfach jene Helden, die ihre Geliebte gleich erschiessen, erwürgen oder erdolchen, wenn sie ihnen nicht sofort in allem nachgibt, oder auch jene anderen, schwächeren Menschen, die sofort mit Selbstmord drohen, wenn man ihre Liebe nicht erwiedert. Andere wiederum, die von pathologischem Erotismus geplagt werden, verfolgen anständige Mädchen unausgesetzt mit ihren Anzüglichkeiten, selbst mit pornographischen Roheiten. Ich sah einen solchen Mann, der einem anständigen Fräulein Briefe und sogar offene Postkarten schrieb, auf welche weibliche Geschlechtsteile gezeichnet waren. Beim Weibe zeigen sich Hass und Rachsucht, verbunden mit Eifersucht, in besonders blinder und zäher Weise, der Willensausdauer der Frau entsprechend, da, wo der chronische Affekt der Psychopathie mitwirkt. Eine solche Frau kann durch ihre raffinierten Intriguen, ihre durch die Erinnerungsfälschungen der Leidenschaft entstellten,

aber mit dramatischer Komödiantenkunst vorgetragenen Schilderungen eine wahrhaft teuflische Rolle spielen und sogar ganze Gerichte hinters Licht führen. Wenn man der Sache genau auf den Grund geht, findet sich ganz gewöhnlich die sexuelle Leidenschaft als der Sache ursprünglicher wahrer Urheber, der aber nachträglich mit allerlei vielfach unbewusst erheuchelten edlen Motiven schön gefärbt und verdeckt wird. Die Psychopathin belügt sich dabei (wie auch der Psychopath) selbst mit den anderen zusammen.

Andere krankhafte Symptome, die Zwangsimpulse und die Zwangsvorstellungen, besitzen auch eine besondere Bedeutung für den Sexualtrieb und die Liebe. Die Liebe oder die Abneigung, sowie auch verschiedenartige sexuelle Vorstellungen, können zum Objekt von Zwangsvorstellungen werden und die bezüglichen Menschen furchtbar quälen. Hier leiden die anderen weniger darunter, da die Zwangsvorstellung passiv zu bleiben pflegt und meist nur denjenigen plagt, der sie besitzt. Sie tritt immerwährend in den Vordergrund des Bewusstseins und lässt dem armen Kranken keine Ruhe. Zwangsimpulse können dagegen gefährlich werden und zu sexuellen Attentaten führen, denn hier treibt die krankhafte Vorstellung zur Tat. Solche Zustände können sich sowohl mit normalem Sexualtrieb, als mit perversen Neigungen verbinden.

m) Eine Eigentümlichkeit der sexuellen Pathologie des männlichen Altersblödsinns ist, wie wir sahen, die Verliebtheit in Kinder (siehe Paradoxie). Sie ist eine Teilerscheinung der geistigen Aufregung im Beginn der Krankheit, und kann sehr häufig bis zur Schändung von kleinen Kindern gehen. Die „moralische Entrüstung“, die das Publikum und leider auch viele unwissende Richter über solche „verkommene Greise“ zu erfassen pflegt, hat oft zur Folge, dass brave, bisher unbescholtene Männer, die im Alter von jener Hirnkrankheit ergriffen werden, der öffentlichen Verachtung oder gar dem Zuchthause verfallen. Andere werden von jungen, schamlosen Dirnen ausgebeutet oder geheiratet, die dann nicht selten die Frucht ihrer Lebensarbeit vernichten. Im Namen der persönlichen Freiheit lässt man den Kranken gewähren und sich oft ruinieren, um ihn dann, wenn er verklagt wird, ins Zuchthaus zu sperren.

9. Einwirkung der narkotischen Mittel, insbesondere des Alkohols, auf den Sexualtrieb. Die funktionelle Gehirnlähmung, die durch die narkotischen Mittel bewirkt wird, hat in ihrem psychologischen Ausdruck bekanntlich eine grosse Aehnlichkeit mit

der organischen Lähmung infolge langsamer Schrumpfungsprozesse der Hirnrinde, wie man sie bei der progressiven Hirnparalyse beobachtet: Glückselige Stimmung, Verlangsamung und Unsicherheit der Bewegungen bis zur totalen Lähmung, zeitliche und örtliche Desorientierung, geistige Dissociation überhaupt. Zugleich verliert der Mensch die richtige Schätzung seiner Person und der Aussenwelt; er glaubt sich geistig und körperlich sehr fähig, während das Gegenteil der Fall ist und selbst in der schlimmsten Lage erscheint ihm alles in rosigen Farben. Er fühlt sich von grosser Muskelstärke, während er taumelig gelähmt ist. Die Erscheinungen sind im Anfang der Narkose etwas anders als am Ende. Im Beginn derselben wiegt eine gewisse Aufregung, Unternehmungslust und Steigerung der Triebe vor, während später die Lähmung, die Erschlaffung und der Schlaf die Hauptrolle spielen. In der Sexualsphäre wirkt die Narkose in ähnlichem Sinne und zwar allgemein so, dass sie bei Schwächung der Potenz die Lust und die Libido, zuerst wenigstens, erhöht. Shakespeare schrieb darüber: „Der Trunk befördert Buhlerei und dämpft sie zugleich. Er befördert das Verlangen und erschwert das Tun.“ (Shakespeare, „Macbeth“, Akt II, Szene 2.) Freilich sind nicht alle narkotischen Mittel gleich, und hat jede Sorte ihre spezifischen Eigentümlichkeiten der Wirkung. Doch im ganzen und grossen liegt in diesen wenigen Worten das wesentliche der Wirkung der Narkose auf den Sexualtrieb ausgedrückt: zuerst Erregung der Libido, Wegfall der hemmenden ethischen und intellektuellen Vorstellungen und Steigerung der Unternehmungslust. Dann progressive Lähmung der Potenz und schliesslich Erlöschen des anfänglichen Reizes.

Von hervorragender Bedeutung sind diese Erscheinungen bei der Alkoholnarkose, die in den Kulturländern weitaus die Hauptrolle spielt. Bei derselben ist die anfängliche Erregung sehr ausgesprochen. Untersucht man letztere jedoch genauer, so zeigt sich gleich im Beginn eine Verlangsamung der sexuellen Tätigkeit und besonders der Empfindungsreize. Beim Coitus erfolgen die Erektionen langsamer; die Wollustgefühle sind zwar subjektiv sehr intensiv, entwickeln sich aber auch langsamer und die Samenentleerung pflegt später einzutreten. Die nachfolgende Erschlaffung ist eine sehr grosse, und ein selbst nur leicht angetrunkener Mann ist nicht imstande, so rasch und so oft nacheinander den Begattungsakt zu vollziehen, wie im ganz nüchternen

Zustand. Bei steigender Narkose erfolgt allmählig eine vollständige Impotenz. Im Gegensatz zu den wirklichen Tatsachen fühlt sich aber ein Betrunkener, infolge der Illusion, in die die Narkose ihn einwiegt, ungeheuer potent.

Allbekannt ist die plumpe, rohe, täppische und durch ihre unaufhörlichen Wiederholungen ungemein lästige Art, die der Flirt unter der Wirkung des Alkohols annimmt. Die unflätigen Manieren, die angetrunkene Männer auf der Eisenbahn, in Versammlungslokalen etc. Frauen gegenüber zeigen, sind nichts anderes als alkoholischer Flirt (siehe Kapitel IV).

Eine weitere Eigentümlichkeit des Sexualtriebes in der Alkoholnarkose ist seine Bestialität. Die höheren Liebesausstrahlungen des Triebes sind hier zumeist völlig gelähmt und die reinste Sinnlichkeit tritt nackt und ungehemmt selbst bei solchen Menschen hervor, die im nüchternen Zustande feine und höhere Liebesgefühle in hohem Grade besitzen. Die verderblichen Wirkungen des Alkohols auf den Sexualtrieb sind infolgedessen unberechenbar, und geradezu ungeheuer. Dennoch sind mit dem Gesagten seine schlimmen Einwirkungen durchaus nicht erschöpft; wir müssen zwei derselben noch besonders hervorheben:

Der Alkohol begnügt sich nicht damit, durch die Lähmung der höheren ethischen Vorstellungen und der Vernunftüberlegung dem bestialischen Trieb völlig freien Spielraum zu verschaffen, sondern er hat eine grosse Tendenz, den Trieb selbst pathologisch zu gestalten. Ein erheblicher Teil der Fälle von Exhibitionismus, der homosexuellen Triebe, der pathologischen Triebe zu Kindern oder Tieren und dergleichen mehr werden durch die Wirkung des Alkohols ungemein verstärkt oder sogar (bei einigermassen latenter Anlage) direkt erzeugt. Ich habe eine Reihe solcher Fälle sexueller Parästhesien behandelt, wo die Patienten im nüchternen Zustand einen normalen Sexualtrieb hatten, und nur im Zustand des leichten Rausches pervers wurden. Ich bin überzeugt, dass, wenn man dieser Tatsache mehr Aufmerksamkeit schenkt, die Zahl der Fälle sich vermehren wird, wo der Alkohol die Perversion steigert oder zum Ausbruch bringt.

Noch wichtiger ist die Tatsache, dass sowohl die akute wie die chronische Alkoholvergiftung in hohem Masse verderblich auf das Keimplasma der Erzeuger wirkt. Ich verweise auf das am Schluss des Kapitels I über die Blastophthorie Gesagte. Es scheint ferner aus den neueren Untersuchungen von Bezzola hervorzu-

gehen, dass der alte Glaube an die schlimme Beschaffenheit der Rauschkinder berechtigt ist. Dieser Autor hat nämlich auf Grund der Verarbeitung des statistischen Materials einer Idiotenzählung in der Schweiz bei Anlass einer allgemeinen Volkszählung (1900) festgestellt, dass die 9000 gezählten Idioten hauptsächlich während zwei kurzen Perioden des Jahres gezeugt werden, nämlich zur Zeit der Weinlese und der Fastnacht, wo am meisten getrunken wird, und zwar so, dass speziell in den weinbauenden Kantonen die Zeit kurz nach der Weinlese fast allein eine gewaltige Zahl Zeugungen von Idioten aufweist. Diese beiden „Zeugungsmaxima“ fallen aber in Jahresperioden, wo die Zeugungskurve für die übrigen Menschen ihr Minimum zeigt. Das Maximum der normalen Zeugungen findet im Sommer, besonders am Anfang desselben, statt. Bestätigt sich diese Tatsache, so geht daraus hervor, dass auch die vorübergehende Alkoholvergiftung blastophthorisch wirkt. Es bleibt hier nichts anderes übrig, als anzunehmen, dass, wenn eine Keimzelle gerade im Moment, während sie alkoholisiert ist, vom Körper ihres Trägers abgelöst wird und zu einer erfolgreichen Konjunktion gelangt, sie nicht mehr imstande ist, ihren normalen Zustand wieder zu erlangen, weil ihr die rasche „Abwaschung“ durch den Stoffwechsel des Blutkreislaufes fehlt, sodass sie blastophthorische Minderwertigkeiten dem aus ihr hervorgehenden Wesen überträgt.

Nach alledem können wir folgende individuell und sozial entartende Wirkungen der narkotischen Mittel und speziell des Alkohols auf sexuellem Gebiet hervorheben:

a) Unbesonnene sexuelle Verbindungen infolge des gesteigerten tierischen Triebes und des Wegfalles der Hemmungen: also Mädchenverführungen, Prostitution, Erzeugung von Kindern mit Minderwertigen und unter schlechten Bedingungen.

b) Aus den gleichen Gründen grosse Vermehrung der venerischen Krankheiten. Eine von mir gemachte Statistik ergab, dass zirka 75 Prozent der venerischen Ansteckungen unter dem Einfluss des Alkohols stattfanden, und zwar hauptsächlich im Zustand der leichten Anheiterung und gesteigerten Unternehmungslust.

c) Wiederum aus den gleichen Gründen allerlei Unheil und Katastrophen, wie uneheliche Schwängerungen, Verzweiflung, Selbstmord etc. als Folgen unbesonnener sexueller Verbindungen.

d) Erzeugung der Mehrzahl der sexuellen Verbrechen, gleichfalls infolge der Unbesonnenheit und des gesteigerten Erotismus, in Verbindung mit der motorischen Aufregung. Hier spielen Eifer-

suchtstriebe auch eine grosse Rolle. Ueber die Hälfte bis zu drei Viertel der Verbrechen gegen die Personen werden durchschnittlich, nach den Statistiken, unter dem Einfluss des Alkohols ausgeübt. Darunter stehen die Sittlichkeitsverbrechen oder sexuellen Verbrechen obenan mit 75 bis 80 Prozent in den bedeutendsten und zuverlässigsten Statistiken (Baer, für Deutschland).

e) Steigerung und zuweilen Erzeugung von sexuellen Perversionen.

f) Erzeugung der erblichen alkoholischen Blastophthorie, sowohl durch einmalige Berauschung, wie durch die Gewohnheitstrunksucht. Die durch alkoholische Blastophthorie erzeugte Nachkommenschaft leidet wiederum an zahllosen psychischen Abnormitäten, worunter ethische Defekte und sexuelle Perversionen eine Hauptrolle spielen.

g) Der Eifersuchtswahn ist ein spezifisches Symptom des chronischen Alkoholismus und zeitigt furchtbare Früchte, vor allem die grauenvollsten körperlichen Misshandlungen und Mordtaten.

h) Ferner ist der Alkohol das fast unentbehrliche Vehikel der Prostitution und der Kuppelei, die ohne ihn, wenigstens in ihrer rohen, jetzigen Form, unmöglich bestehen könnten. In den Klauen des Bacchus wird die sonst so anmutige Venus zu einer gemeinen, schmutzigen, feilen Dirne.

i) Der durch den Alkohol erzeugte täppische Erotismus erzeugt an öffentlichen Orten, aber auch in der Intimität, eine höchst lästige und unanständige Art des Flirtes, die sich oft geradezu unflätig, jeden Anstand roh verletzend gestaltet.

Das bisher Gesagte bezieht sich vornehmlich auf die Männer. Bei den Frauen ist der Alkoholismus, wenigstens bei uns im kontinentalen Europa, viel seltener. In England freilich grassiert er schauderhaft und hat die allerschlimmsten Folgen. Immerhin herrscht der Alkoholismus fast überall unter den prostituierten Weibern. Die Mädchen werden gewöhnlich mittelst alkoholischer Getränke zur Prostitution verführt, indem sie mit schlauer Berechnung von Kupplern betrunken gemacht und dann verführt und missbraucht werden. Dann trinken sie vielfach weiter, um sich in ihrer elenden Lage zu betäuben.

Sehr auffällig ist die Wirkung des Alkohols auf den Sexualtrieb des Weibes. Hier wird der Trieb in der Regel gesteigert, während bei der passiven Rolle des weiblichen Geschlechtes die Potenz nicht in Frage kommt. Vor allem aber bewirkt der Wegfall der psychischen Hemmungen und Ausstrahlungen (Liebe,

Schamgefühl etc.) durch die Alkoholwirkung eine ungeheure Resistenzunfähigkeit des Weibes der Libido der Männer gegenüber. Ein betrunkenes Weib ist daher die leichte Beute jedes sexuell erregten Mannes. Ich habe in dieser Beziehung einige höchst lehrreiche Fälle kennen gelernt und will hier einen derselben erwähnen.

Ein junges, hübsches, frisches und vermögliches Mädchen heiratete einen Mann mit ziemlich schwachem und unfeinem Charakter, der übrigens nicht böse war. Beide tranken gerne etwas viel. Sie erhielt bei einer Schwangerschaft, auf Grund ärztlicher Verschreibung, reichliche Weingaben und wurde daraufhin eine leidenschaftliche Trinkerin. Da kamen nun die Freunde und Bekannten, machten sich mit ihr zu schaffen, und sie benahm sich allmählig wie die reinste Dirne, indem sie sich in ihrem ständigen Alkoholdusel jedem geschlechtlich hingab. Der Mann hatte zuerst nicht den Mut, der Sache ein Ende zu machen und wollte sich des Geldes wegen auch nicht scheiden lassen. Die Frau wurde deshalb in die von mir dirigierte Irrenanstalt gebracht, wo sie durch vollständige Entziehung des Alkohols behandelt wurde. Ich erwartete nun ein cynisches, sexuell reizbares, die Männer anlockendes Weib. Nicht im mindesten. Kaum war die Frau nüchtern geworden, so zeigte sie sich im höchsten Grade sittsam, anständig und fleissig. Ihr Schamgefühl war keineswegs gering. Ein näheres Eindringen in ihr psychisches Wesen zu Hause ergab, dass sie sich viel weniger aus starker Libido sexualis, als aus psychischer Schwäche und Gleichgültigkeit infolge der Alkoholwirkung den Männern hingegeben hatte Ihr Betragen blieb nun tadellos. Sie schloss sich einem Abstinenzverein an, kam wieder zu ihrem Mann und lebte seitdem, des Alkohols sich stets enthaltend, glücklich, sittsam und friedlich mit ihm, ohne je mehr in ihre frühere sexuelle Untreue zu verfallen. Ich sah sie noch mehrere Jahre später glücklich, dankbar, frisch und blühend, mit ihrem Manne zusammen.

Ich habe diesen Fall angeführt, um zu zeigen, dass sexuelle Exzesse an und für sich, selbst beim Weibe, durchaus nicht den Charakter, den Willen, das Schamgefühl etc zu verderben brauchen. Es kommt ganz auf ihre Ursache an. Liegt diese Ursache in einer angeborenen Charakterschwäche, dann ist der Schaden natürlich kaum zu bessern. Ist sie dagegen erworben und wird sie rechtzeitig beseitigt, so kann auch die Wirkung dauernd gehoben werden.

Es kommen übrigens auch trunksüchtige Weiber vor, die sexuell kalt und abweisend sind. Bei anderen dagegen verbindet

sich der Erotismus bis zur Nymphomanie mit der Trunksucht in ekelerregender Weise.

Wer noch ein Herz hat für die Menschheit und ihre Zukunft und nicht nur die eben geschilderten Verhältnisse, sondern auch die übrigen Verwüstungen des Alkohols in der Gesellschaft ins Auge fasst, sollte sich endlich einmal dazu aufraffen, versuchsweise — sagen wir für ein halbes Jahr — sämtlichen alkoholischen Getränken zu entsagen, um durch sein Beispiel und nicht nur durch Phrasen dem sozialen Alkoholelend entgegen zu wirken. Findet er dann, wie es sozusagen alle abstinent gewordenen Menschen erfahren haben, dass der auch noch so mässig genossene Alkohol ihm nichts nützte, sondern höchstens nur schadete, so wird er zeitlebens bei der Abstinenz bleiben. Er wird dann immer weniger die Torheit der sich alkoholisierenden Menschheit verstehen und auch nicht begreifen, wie er selbst früher aus Nachahmungssucht diese soziale Unsitte mitmachen konnte.

10. Sexuelle Abnormitäten und Perversionen durch Suggestion und Autosuggestion. Die Rolle hypnotischer Erscheinungen, das heisst der Suggestion im Sexualleben, ist viel gewaltiger, als man gewöhnlich annimmt. Wir werden in einem besonderen Kapitel darauf zurückkommen. Hier muss ich aber erklären, dass eine ganz bedeutende Kategorie von sexuellen Perversionen und Abnormitäten aller Arten, die nicht angeboren, sondern erworben sind, und die z. B. von Krafft-Ebing, obwohl er selbst eklatante Fälle davon erwähnt, einfach unter den Folgen sexueller Exzesse und Verkommenheit oder gewöhnlicher Psychopathie einreiht, nichts anderes sind als die direkte Wirkung einer mächtigen Suggestion oder Autosuggestion. Dahin rechne ich alle die Fälle, in denen ein bis dahin sexuell normaler Mensch plötzlich infolge eines starken Eindrucks pathologisch wird. Ein Mann wird z. B. in einem Bordell oder sonstwo von einem erotischen Weib mit hübschen Stiefeletten mächtig sexuell erregt. Seine Erregung erreicht beim Anblick jener Stiefeletten zufällig die höchste Potenz. Von diesem Moment an üben weibliche Stiefeletten durch suggestive Assoziation auf ihn einen unwiderstehlichen sexuellen Reiz aus, der alles andere überflügelt und er wird nun zum Schuhfetischisten, indem der weibliche Körper ihn nicht mehr, sondern einzig und allein noch der weibliche Stiefel geschlechtlich aufzuregen vermag. Auf gleiche Weise kann die konträre Sexualempfindung suggestiv erworben werden, wenn z. B. ein bis dahin

sexuell normaler Mensch, durch unzüchtige, päderastische oder onanistische Handlungen, oder auch einfach durch irgend eine einfältige, aber intensiv suggestiv wirkende Vorstellung psychisch mächtig aufgeregt, auf einmal seine Libido für Weiber verliert und nur noch Männern gegenüber libidinös wird.

Selbstverständlich kommt dies ganz besonders bei pathologisch suggestiblen oder hysterischen, aber auch überhaupt bei stark suggestiblen Menschen vor; hier liegt der Schlüssel zur Erklärung eines grossen Teiles der erworbenen sexuellen Abnormitäten, zugleich aber auch der Wink zu ihrer Heilung. In allen diesen Fällen handelt es sich also weder um eine angeborene erbliche Anlage, noch um moralische Verkommenheit, sondern lediglich um eine gewöhnlich einmal plötzlich, oder auch wiederholt eintretende suggestive Wirkung. Ich habe z. B. selbst unter manchen ähnlichen einen Fall erlebt, wo ein in seine junge Frau heissverliebter hochanständiger Mann, der aber sehr suggestibel war, plötzlich, infolge einer einfältigen Vorstellung, impotent und konträr sexuell wurde. Zwar liess er sich keineswegs durch seinen erworbenen pathologischen Trieb zum Verkehr mit Männern hinreissen, war aber darüber ganz desperat. Ich bin überzeugt, dass man durch sorgfältigeres Studium immer mehr solche Fälle durch Suggestion oder Autosuggestion erworbener sexueller Psychopathie finden wird.

Derartige Fälle können spontan genesen. Bei ihnen ist selbstverständlich die suggestive Therapie durchaus angezeigt und auch allein wirksam. Es wäre vollständig überflüssig, hier nochmals alle Arten von Abnormitäten zu besprechen, die wir in diesem Kapitel beschrieben haben, denn alles, was funktionell psychisch ist, kann suggestiv entstehen und suggestiv beseitigt werden. Wichtig ist es aber, hier zu betonen, dass in allen Fällen, wo sexuelle Abnormitäten bei bisher normalen Menschen mehr oder weniger plötzlich oder scheinbar unvermittelt entstehen, ohne dass sie durch lange schlechte Gewohnheiten allmählig erworben worden wären, an Suggestion oder Autosuggestion gedacht werden muss. Die beiden Begriffe Suggestion und Autosuggestion sind hier kaum auseinander zu halten, denn dasjenige, was hier suggeriert, sind in der Regel Sinneswahrnehmungen (Gesichts-Geruchs-Gehörswahrnehmungen), die mit bestimmten Situationen, heftigen Affekten assoziiert sind, und auf diese Weise sich tief und fest ins Gehirn einnisten. Es können eventuell auch blosse Vorstellungen sein.

In den seltensten Fällen handelt es sich um einen bewussten, das heisst mit Intention suggerierenden Hypnotiseur. Es sind also für gewöhnlich mehr unbeabsichtigte, von Personen oder Objekten ausgehende Suggestionen, Situationen oder Eindrücke, die den Nachahmungstrieb reizen und dergl., was alles der Autosuggestion sehr nahe kommt. Die Fälle, in welchen bewusst eingewirkt wird, werden wir später besprechen.

II. Sexuelle Perversionen durch Angewöhnung. Nahezu sämtliche Perversionen des Geschlechtstriebes, die wir in diesem VIII. Kapitel besprochen haben, können, ohne angeboren zu sein und auch ohne auf einer besonderen Anlage zu beruhen, dadurch angewöhnt werden, dass ein künstlich gereizter Sexualtrieb in der Abwechslung und in der Sucht nach Seltsamkeiten Befriedigung sucht. Ausserdem wird zu manchen perversen Befriedigungen des Geschlechtstriebes durchaus nicht selten Zuflucht genommen, sei es weil sie keine Zeugung nach sich ziehen (z. B. die Onanie, die Einführung des Gliedes in den Mund oder in den After), sei es, um venerische Infektionen zu vermeiden, sei es endlich als Notbehelf (besonders die Onanie), um einer möglichen Strafe oder Blosstellung zu entgehen. Ausserdem, wie soeben gesagt, treibt der so häufige Alkoholgenuss zu sexuellen Perversionen aller Art. Es liegt auf der Hand, dass ein systematischer, staatlich geduldeter Weiberhandel, wie die mit Kuppelei verbundene Prostitution es ist, zur Anziehung und Anreizung seiner Klienten alles Erdenkliche anwendet. So wird die Prostitution zur Hohen Schule der raffiniertesten sexuellen Perversionen. Sie bietet nicht nur ihre Ware allen von Geburt aus sexuell perversen Individuen, wie wir sie kennen lernten, sondern sie züchtet künstlich Perversionen bei normal angelegten Menschen. Sogar sadistische und masochistische Manipulationen werden zur Reizung eines durch Missbrauch geschwächten Geschlechtstriebes verwendet. Impotent gewordene Individuen suchen sich nicht selten durch die Betrachtung der Begattung anderer aufzuregen u. dgl. m. Mit einem Wort, es entsteht ein Pfuhl der Niedertracht und der Schweinerei, auf Grund der künstlichen Züchtung eines zwecklosen Sexualtriebes, und dass dieser Pfuhl bestehen bleibe, dafür sorgen ganz besonders die Anbeter des Mammons und des Bacchus, das heisst die Gewinnsucht und der Alkoholkultus, — jene aus Geldinteresse, dieser durch Herbeiführung pathologischer Reizung und Entartung bei Lähmung aller Hemmungen des ethischen Fühlens und der Besonnenheit.

Damit man uns recht versteht, stellen wir also resümierend fest:

a) dass es sehr häufig eine Päderastie gibt, ohne eine Spur von homosexuellem Trieb und Liebe. Sie kommt auch Frauen gegenüber vor (paedicatio mulierum);

b) dass es eine sehr häufige Notonanie gibt, die bei Gelegenheit zur normalen Geschlechtsbefriedigung von selbst aufhört;

c) dass es eine Sodomie aus gleichen Gründen gibt;

d) dass Kinderschändungen keineswegs immer, vielleicht nicht einmal in den meisten Fällen, auf angeborenen Triebperversionen beruhen;

e) dass es einen Amor lesbicus und einen Cunnilingus, sowie einen Coitus in den Mund gibt, ohne eine Spur von homosexueller Liebe oder von sonstiger angeborener Perversität des Triebes.

Alle diese Dinge werden besonders in Bordellen, überhaupt mit Prostituierten, in Kasernen, in Schulen, in Klöstern, an entlegenen Orten, wo Männer (manchmal auch Frauen) in Abgeschlossenheit vom andern Geschlecht zusammen leben, getrieben.

Der Natur der Sache nach sind Sadismus, Masochismus und Fetischismus, sowie auch der Exhibitionismus viel weniger häufig die Folge solcher Gewohnheiten, weil ihre Objekte und die Vorstellungen, mit denen sie verknüpft sind, den normalen Geschlechtstrieb selten und höchstens nebenbei reizen. Hier muss ich v. Krafft-Ebing entgegentreten, der den Exhibitionismus mehr als Folge der Impotenz verworfener Excedenten, oder als unbewusste Handlung von Epileptikern betrachtet. Es mag dies in gewissen Fällen vorkommen; die verschiedenen Fälle, die ich sah, beruhten jedoch alle auf angeborenem perversem Trieb, mit Ausnahme von zwei oder drei Fällen, die durch den Alkoholismus erzeugt worden waren oder bei welchen der Alkohol wenigstens die Anlage zum Durchbruch brachte.

Wenn auch die Kategorie der durch Gewöhnung erworbenen Perversionen an und für sich von derjenigen der erblich angeborenen durchaus verschieden ist, so haben wir doch gesehen, dass durch mehr oder weniger entwickelte latente Anlagen eine ununterbrochene Kette von Uebergängen geschaffen wird, die die richtige Beurteilung der einzelnen Fälle ungemein erschweren.

Wir müssen betonen, dass unter denjenigen sexuellen Perversitäten, die rein ererbt und angeboren sind, sehr viele Fälle bei durchaus anständigen, sogar bei hochbegabten und ethisch feinfühlenden Menschen vorkommen. Dieselben sind freilich fast

immer auch sonst mehr oder weniger starke Psychopathen. Sie schämen und entsetzen sich aber in so hohem Grade über ihr sexuelles Gebrechen, dass sie oft vorziehen, es als ihr tiefes und schmerzliches Geheimnis ins Grab mitzunehmen, als sich auch nur einem Arzt anzuvertrauen. Andere eröffnen sich gelegentlich einem Arzt allein und da enthüllt sich nicht selten das Leben eines wahren Märtyrers und Dulders, der sich nach Tod sehnt und beständig an Selbstmord denkt. Schwächere Naturen, Cyniker, Egoisten, und ethische Idioten pflegen dagegen solchen perversen Trieben zu unterliegen und diese sind es dann, deren Fälle gewöhnlich gerichtlich oder sonst bekannt werden. Schliesst man daraus in leichtfertig generalisierender Weise, dass sexuell perverse Menschen überhaupt Cyniker und gemeine Menschen sind, so macht man demnach einfach einen groben Fehlschluss. Man kann leider nicht beurteilen, wie viel sexuelle Perversionen sich hinter einer grossen Zahl von Hagestolzen, Pessimisten, Originalkäuzen etc. beider Geschlechter, besonders aber des männlichen, verbergen.

Ich glaube nicht irre zu gehen, wenn ich behaupte, dass, wenn eine sexuelle Perversion weder erblich angeboren, noch durch eine latente Anlage unterstützt, noch durch Alkoholismus entwickelt und infolge alkoholischer Schwächung des Gehirns und speziell des Willens ganz befestigt worden ist, ihre Beseitigung mittelst Suggestion in der Regel gelingen dürfte. Die unverbesserlichen Rezidivisten im Gebiete der sexuellen Perversionen sind somit nach meiner festen Ueberzeugung entweder erblich perverse oder erblich stark zur Perversion disponierte oder alkoholisch degenerierte Individuen. Eine soziale Sanierung der sexuellen Verhältnisse könnte gewiss die Perversionen normal angelegter und nicht narkotisierter Menschen auf ein ungefährliches Minimum reduzieren. Die durch Alkohol verursachten Perversionen können definitiv nur durch die Prohibition alkoholischer Getränke und die ererbte Anlage dazu durch die gleiche Massregel in Verbindung mit konsequenter gesunder menschlicher Zuchtwahl bekämpft und schliesslich grösstenteils beseitigt werden. Da die suggestiv und autosuggestiv bedingten Perversionen vielfach in Bordellen oder durch die Wahrnehmung der Perversionen Anderer erzeugt werden, sind sie teils vorbeugend durch soziale Sanierung, teils therapeutisch durch suggestive Behandlung zu bekämpfen. Dass sexuell Perverse überhaupt vom Alkohol gänzlich zu abstinieren haben, ist selbstverständlich.

Kapitel IX.

Die sexuelle Frage in ihrem Verhältnis zum Geld oder zum Besitz. Prostitution, Kuppelei, Kokotten- und Maitressenwesen.

1. Allgemeines.

Im Kapitel VI lernten wir als Fortsetzung der Phylogenie die historische Entwicklung der menschlichen Ehe kennen und stellten fest, dass die Kaufehe und die Polygamie eine Art Mittelstufe und zugleich Verirrung der Kultur bilden, die als Folge der Entwicklung menschlicher Gesellschaften und menschlichen Besitzes zu betrachten sind. Wenn in der Tat ein geistig so hochstehendes, dabei aber so individualistisches und nach der Gründung und dem Wohlergehen einer eigenen Familie sich so stark sehnendes Wesen wie der Mensch zu einem Leben in notgedrungener Gemeinschaft und Gesellschaft mit Anderen geführt wird, so kommt es bei der Vielseitigkeit und der grossen individuellen Verschiedenheit seiner Gehirnentwicklung notwendig dazu, dass einzelne Individuen, die höher entwickelt und begünstigter werden, über Schwächere und Minderbegabtere zu herrschen und dieselben zu ihrer und ihrer Familien Gunsten auszubeuten suchen. Wir sehen ja bereits Andeutungen derartiger Dinge bei Tieren. Wir sehen alte, sogenannte Raubbienen die Frucht der Arbeit der anderen für sich missbrauchen. Wir sehen, wie Ameisen eine Art Sklaverei, wenn auch auf instinktiver Basis, treiben, bei welcher die Puppen einer schwächeren Art von einer anderen, stärkeren, geraubt werden. Aus der Puppe ausgeschlüpft, arbeiten diese Sklaven instinktiv für ihre Räuber. Wir sehen bei den unvollkommenen Säugetiergesellschaften (bei Rindern, bei manchen Affensorten) alte Männchen, gelegentlich auch beherztere Weibchen (bei Kuhherden) die Führung der anderen übernehmen. Doch spielt der persönliche Besitz von Sachen und lebenden Wesen hierbei noch keine Rolle, weil diese Tiere auf dessen Wert noch nicht gekommen sind.

Erst der Mensch, als er einen gewissen Grad von Kultur erlangt hatte, begriff den Nutzen, den er aus dem Besitz an Boden und Arbeitsprodukten nicht nur, sondern auch an anderen Menschen (aus ihrer Arbeit) ziehen könne. Mit diesem vorteilhaften Besitz wusste der stärkere, männliche Teil der Menschen die Befriedigung seines Sexualtriebes zu verbinden, indem er das schwächere, weibliche Geschlecht immer mehr in Abhängigkeit von sich brachte und ausbeutete. So wurde das Weib einerseits Verkaufsobjekt, um dafür andere begehrenswerte Dinge einzutauschen, anderseits — für den Käufer — ein Mittel zur Stillung des Geschlechtstriebes und gleichzeitig ein wertvoller Besitz an Arbeitskraft sowie eine Erzeugerin von neuen Arbeitskräften in Gestalt der Kinder. Aus diesem einfachen und in der Ethnologie und Geschichte überall aufs klarste zu Tage tretenden Grunde entstand der ganze Schacher, der mit der Liebe oder besser mit dem Geschlechtsgenuss getrieben wurde. Wir haben den Vorteil besprochen, den polygame Barbaren aus dem Besitz vieler Weiber und Kinder zu ziehen verstanden und wie infolgedessen Weiber und Kinder gekauft und verkauft wurden. Diese Zustände haben mit dem Sklavenhandel viel Aehnlichkeit und sind mit demselben sogar vielfach und innig verbunden. Solche Verhältnisse sind für unsere jetzige moderne Kultur zum Glück überwunden; dafür hat das Geld in einer kaum besseren Art seinen Einfluss auf unser modernes Sexualleben ausgeübt. Wie wir im Kapitel VI sahen, werden bei der Komplikation und der Raffiniertheit des modernen Lebens die Frau und die Kinder immer mehr zu Luxusgegenständen und sind nicht mehr ein Reichtum wie früher. Dies hat zwei Ursachen. Einerseits hat eine freiere und humanere Auffassung der sozialen Stellung der Frauen und der Kinder ihre Rechte immer mehr erweitert; sie können immer weniger vom Manne ausgebeutet werden, wie dies zur Zeit des Patriarchats der Fall war. Der Familienvater hat im Gegenteil die Pflicht, Weib und Kinder zu erhalten und für eine anständige Erziehung der letzteren zu sorgen. Bei Armen findet zwar die Ausbeutung der Kinder und der Frau vielfach noch statt. Bei Reichen und Gebildeten dagegen schlägt die Sache vielfach ins Umgekehrte um. In der Meinung und Absicht, fein und vornehm für seine Familie zu sorgen, erzieht sie der Vater oft im Luxus, Genuss und Müssiggang, und zwar auf eine Art, die ihr ungemein schadet. Ausserdem wirkt auch die Verfeinerung oder besser die grössere Raffi-

niertheit der modernen Lebensführung und der Genüsse verweichlichend auf die Sitten. Sie übt einen Druck auf die ganze Gesellschaft und artet in eine solche Sucht nach Schein und Glanz aus, dass die Erziehung einer schlichten, einfachen und nüchternen Familie immer mehr erschwert wird. Männer und Weiber, besonders aber die letzteren, suchen sich unter einander in Schmuck und Toiletten, reicher und bequemer Ausstattung der Wohnungen, Vergnügungen, Zerstreuungen, üppigen Festen und Gastereien, vor allem aber im glänzenden Schein zu überbieten. Eine Menge menschlicher Arbeit wird so für Tand und Luxus vergeudet und so kommt es dazu, dass eine Kultur, die dank der Wissenschaft und der Technik alle ihre Vorgängerinnen an Mitteln zur Produktion der Lebensbedürfnisse weit überflügelt, nicht nur im Ueberfluss schwelgende Reiche auf der einen und in Not darbende Arme auf der anderen Seite aufweist, sondern auch aus „Sparsamkeitsrücksichten“ immer weniger Ehen und Kinder hervorbringt. Ausserdem entarten die Nachkommen unserer Gesellschaft durch den Gebrauch von narkotischen Mitteln (Alkohol) und durch eine einseitige, ungesunde Lebensführung. Sie werden ferner an eine Menge künstlicher Bedürfnisse so gewöhnt und dadurch so anspruchsvoll gemacht, dass sie vielfach von der Gesellschaft bedeutend mehr verlangen, als sie für sie leisten, während ein nützliches Mitglied der Gesellschaft sich umgekehrt verhalten sollte. Als besonders schlimme Erscheinung möchte ich den in Nord-Amerika grossgezogenen Müssiggang der Frauen bezeichnen. Betrachten wir nun die Folgen, welche diese Sachlage für das sexuelle Leben unserer modernen Kulturmenschen gehabt hat. Sie machen sich in dreifacher Gestalt geltend: erstens als Geldehe, zweitens als Prostitution und Kuppelei, drittens als Mittelstufe des Kokotten- und Maitressenwesens.

2. Geldehe.

Die Geldehe ist die moderne Form (die Nachfolgerin) der Kaufehe. Früher kaufte man sich eine Frau und verkaufte seine Tochter. Heute verkauft man sich an eine Frau und kauft sich einen Schwiegersohn. Freilich ist die Sache nicht mehr so schlimm, weil Käuferin und Verkaufter nicht mehr im Verhältnis von Eigentümer und Besitzobjekt zu einander stehen. Nichtsdestoweniger gibt der heutige Geldschacher in der Ehe zu den schmutzigsten

Spekulationen und Ausbeutungen Anlass. Dieselben sind so allbekannt, dass wir nicht lange darüber zu sprechen brauchen. Statt Liebe, Charakter, Tüchtigkeit, Wesensharmonie, sowie geistige und körperliche Gesundheit sucht man in der Ehe Geld als erstes und letztes. Das Geld blendet die meisten Menschen derart, dass sie davon ganz kurzsichtig werden und nicht merken, wie körperliche und geistige Tüchtigkeit und Gesundheit einer Ehegattin ein viel sichereres Kapital sind, als die Werttitel, die sie auf der Bank liegen hat und die durch minderwertige, infolge erblicher Belastung oder sonst schlecht gearteter Kinder oft schnell genug vertan werden. So geschieht fortwährend das Unglück, dass aus Unkenntnis des Vererbungsgesetzes und Geldgier eine missratene Nachkommenschaft erzeugt wird. Umgekehrt bleiben tüchtige Menschen vielfach unverheiratet und kinderlos, weil sie kein Geld haben. Sie werden vom Kapital als Arbeiter ausgebeutet und kommen nicht dazu, ihre Rasse zu reproduzieren.

Eine charakteristische und prinzipiell symptomatische Erscheinung in diesem Gebiet finden wir in der deutschen Armee, wo Offiziere, die nicht von Haus aus bemittelt sind, nur Frauen heiraten dürfen, die ein gewisses Vermögen oder Einkommen besitzen, denn Frau und Familie müssen „standesgemäss“ unterhalten werden können. Diese Einrichtung, die man durch allerlei Zweckmässigkeitsrücksichten zu rechtfertigen sucht, zeigt so recht deutlich, wie tief unsere Sitten durch die Herrschaft des Geldes und der Standesvorurteile entartet sind. Man kann tatsächlich nicht mehr, ohne vermögend zu sein, seinem Vaterland als Offizier dienen und zugleich heiraten, wenn man sich nicht an eine begüterte Frau eines gewissen Standes verkauft. Mit andern Worten, man darf als Offizier nicht ohne weiteres aus freier Liebe und Neigung heiraten, falls man nicht zufällig selbst ein gewisses Vermögen besitzt. Freilich gibt es trotzdem Offiziere, die aus Liebe heiraten. Aber man verlangt, um den Heiratkonsens zu erteilen, nicht nur genanntes Vermögen oder Einkommen, sondern einen gewissen Stand und Bildungsgrad von seiten der Frau. Ist das Vermögen reichlich, so wird man bezüglich der Bildung weniger anspruchsvoll. Die Frau muss eben gelegentlich an Bällen des Offizierskasinos, an offiziellen Einladungen etc. teilnehmen, darf keinen einfachen Beruf öffentlich ausüben, ja ihre Eltern dürfen nicht einmal selbst ein offenes Ladengeschäft betreiben! Eine meiner nächsten Verwandten hörte selbst in einer deutschen Stadt

eine reiche Mutter zu ihrer Tochter sagen, die sich nicht recht dazu entschliessen konnte, einen vorgeschlagenen Bräutigam anzunehmen: „Wenn du ihn nicht magst, dann lass ihn nur gehen; wir wollen dich nicht zwingen; wir haben ja Geld genug. Wenn du mal später heiraten willst, dann können wir dir immer noch einen Offizier kaufen.“

Bei der Tyrannei der sogenannten standesgemässen Ehe spielt heute fast nur das Geld die massgebende Rolle. Früher galten Geburt und Adel alles. Sie gaben auch Macht und Mittel. Heute sind sie bekanntlich durch das Geld ersetzt worden, das sozusagen allein die Macht bildet. Wenn ein Mensch konsequent und energisch dagegen reagieren und zu den schlichten alten Sitten zurückkehren möchte, wenn er einfach gekleidet geht, mit seinen Händen arbeitet, mit den Dienstboten am gleichen Tische isst oder überhaupt keine braucht, wird er verachtet, in der sogenannten besseren Gesellschaft unmöglich. Sogar jeder Kellner in den Hôtels, jeder Ladenschwengel sieht mit vornehmer Geringschätzung auf ihn herab; er gilt als „unfein“, als Geizhals, als Originalkauz, der für die Irrenanstalt reif ist. Man darf also nur bis zu einem gewissen Grade und mit ziemlicher Vorsicht gegen den modernen Geldschwindel reagieren und die Sache wird gerade bei der Ehe am heikelsten und schwierigsten. Ein gebildeter, aber mittelloser Mann, der z. B. um der Prostitution oder sonstigen Unsitten zu entgehen, als Student heiraten und vielleicht mit seiner Frau in einem Zimmer und ohne weiteren Aufwand leben möchte, wird schwerlich ein gebildetes Mädchen finden, das sich dazu hergibt. Alles muss nach der herrschenden Mode und „standesgemäss“ geschehen, sodass die Ehe dadurch in den meisten Fällen verunmöglicht wird. Dennoch kann der gleiche Student im Konkubinat leben, weil bei diesem Verhältnis die genannten Vereinfachungen zulässig sind. Warum können aber dieselben Existenzmittel, die zu einem Konkubinat reichen, für eine Ehe unmöglich genügen? Mit dieser Frage will ich nur das Problem andeuten, auf das wir später zurückkommen werden, und zugleich auf das Geschwür aufmerksam machen, das an unserm modernen Geschlechtsleben nagt.

Unter Geldehe versteht man die Ehe, die nicht aus Liebe, sondern aus Geldberechnung geschlossen wird. Das Geld kommt indessen nicht immer allein in Betracht. Stand, Name, Konvenienz spielen hierbei meistens mit und bilden allerlei Abstufungen.

Einmal ist es ein ruinierter Adeliger, der eine reiche bürgerliche Erbin heiratet, um wieder zu Geld zu kommen, während diese aus Eitelkeit adlig werden will. Ein anderes Mal simuliert eine Kokette durch geschickten Flirt eine nicht vorhandene Liebe, um einen reichen Mann zu fangen. Oefters noch macht man auf beiden Seiten Berechnungen und betrügt sich gegenseitig, wobei vielfach auf Erbschaften spekuliert wird. Meistens sind es die Männer, die sich eine Frau von so und so viel Geldwert aussuchen, und sich dabei vielfach gründlich verrechnen, weil sie den Wert ihrer Charaktereigenschaften unterschätzen. Es gibt nicht nur im Grossen, bei den Reichen, sondern auch im Kleinen, im Volk, bei Bauern und Arbeitern alltäglich Geldehen, deren korrumpierende Wirkung nicht ausbleibt. Brave Dienstmägde, die sogar nur einige hundert Mark oder Franken erspart haben, werden oft genug dieser kleinen Summe wegen geheiratet und dann verlassen, wenn der saubere „Gemahl" dieselbe durchgebracht hat. Damit soll nicht behauptet werden, dass eine Geldehe niemals glücklich werden kann. Es kann der Geld-Vertrag ehrlich sein und die Liebe nachhinken, besonders wenn der berechnende Teil oder beide Teile nicht nur das Geld, sondern auch den Charakter, die Gesundheit etc. mit in die Rechnung gezogen haben.

Um nicht in Banalitäten zu verfallen wollen wir das sowohl in modernen Romanen als in modernen Gesprächen schon hinlänglich abgedroschene Thema der Geldehe nicht weiter ins Detail behandeln und mit der kurzen Bemerkung schliessen, dass dieselbe Tür und Tor zur Heuchelei, zum Betrug und zu Missbräuchen aller Art öffnet. Nicht mit Unrecht hat man sie als eine fashionablere Form der Prostitution bezeichnet.

3. Prostitution und Kuppelei.

Die Prostitution ist schon, wie wir im Kap. VI, 17 sahen, eine alte Einrichtung und ist als Entartungszeichen bei allen Kulturvölkern anzutreffen. Es ist nicht zu verwundern, dass da, wo das Weib Kauf- und Verkaufsgegenstand war, gewisse minderwertige Weiber auf den Gedanken kamen, da. wo sie es konnten, das Geschäft auf eigene Rechnung zu besorgen, d. h. den Genuss ihrer Reize den Männern jeweilen zu verkaufen, statt sich als eheliches Kaufobjekt herzugeben. Da jedoch der Mann der stärkere ist, findet er bei noch niedriger, barbarischer Kultur oft vor-

teilhaft, auch dieses Geschäft für sich in Anspruch zu nehmen und die unter seiner Herrschaft stehenden Frauen zur Prostitution zu veranlassen. Wir sahen, dass Eltern ihre eigenen Töchter, Ehemänner ihre Frauen auf solche Weise missbrauchen. In unseren modernen Kulturverhältnissen laufen die prostituierten Weiber aus dem gleichen Grunde (besonders wenn man die zweifelhafte Qualität ihrer Kundschaft berücksichtigt) ständig die Gefahr, brutal missbraucht oder nicht bezahlt zu werden. Es ist daher ganz naturgemäss, dass sie für ihr Gewerbe ein Schutzsystem suchen. Entweder nehmen sie sich als Schutzmannschaft männliche Geliebte, die von ihnen dafür bezahlt werden (Zuhälter) oder sie verdingen sich an Geschäftsleute (Kuppler), die aus ihrem Gewerbe Nutzen ziehen. So waren und sind Zuhälterwesen und Kuppelei die stetigen Begleiter der Prostitution. Die Prostitution florierte schon zur Zeit der Alten, ferner im Mittelalter, besonders infolge der Kreuzzüge (siehe Kap VI, 17). Ihre Geschichte zu schreiben, wollen wir nicht unternehmen, denn es genügt vollständig für unsern Zweck, die moderne Prostitution zu kennen. Wir bemerken bloss, dass bei vielen Urvölkern und bei jungen aufstrebenden Nationen, die noch solid und sexuell unverdorben waren, neben dem normalen Geschlechtsverkehr die Prostitution kaum oder nur in geringem Masse aufkommen konnte. Ihre heutige Organisationsform verdankt man hauptsächlich Napoleon I. Sie ist auch, wie seine ganze Gesetzgebung in bezug auf Ehe und Geschlechtsverkehr der rechte Ausdruck seiner Maxime über die Behandlung des Weibes: Unterdrückung der Frau, Missachtung ihrer Rechte und Herabwürdigung des Weibes zum Genussgegenstand für den Mann und zum Fortpflanzungsinstrument.

Organisation der Prostitution. Wir haben soeben die sozialen Bedingungen kennen gelernt, unter welchen sich naturgemäss die Organisation der Prostitution mit Zuhälter- und Kuppeleiwesen entwickelte. Ein Faktor kam aber infolge medizinischer Erkenntnis hinzu. Im Kapitel VIII (II) besprachen wir die venerischen Krankheiten. Als diese Geissel der Menschheit in ihrem Wesen allmählig genauer erkannt wurde, wurde auch ihr Zusammenhang mit der Prostitution nach und nach klar. Die Infektionskeime der Syphilis und der Gonorrhoe befinden sich gewöhnlich in der männlichen Harnröhre und in der weiblichen Scheide und Harnröhre. Jeder Beischlaf eines Infizierten mit einem Gesunden kann diesen anstecken. Es ergibt sich daraus



in sehr einfacher Weise, dass die Gefahr der Verbreitung dieser Infektionen mit der Zahl der sexuellen Wechselbeziehungen wächst. Wenn somit ein Weib sich systematisch an alle sich ihr bietenden Männer verkauft, wächst erstens die Wahrscheinlichkeit ins Ungeheure, dass sie bald von einem derselben infiziert wird. Ist sie aber einmal infiziert, so multipliziert sich zweitens die Infektionsgefahr jedesmal, da dieses Weib mit weiteren Männern sexuell verkehrt, denn die meisten derselben werden von ihr wiederum infiziert. Diese einfache arithmetische Tatsache hat man leider viel zu wenig beachtet und hat sich nur mit ihren Folgen befasst. Man muss hier in Betracht ziehen, dass die Heilung der Syphilis sehr schwierig sicher festzustellen ist und dass diese Krankheit, mindestens während der ersten zwei Jahre ihres Bestandes, ausserordentlich ansteckend, im ganzen Organismus und auch im Blut verbreitet ist, dass somit nicht nur grosse äussere sichtbare Geschwüre anstecken können, sondern auch kleine, versteckte Schürfungen der Schleimhäute der Scheide, des Mundes etc. Man muss ferner berücksichtigen, dass die Gonorrhoe beim Weibe wenig schmerzt, und auch beim Manne nicht mehr, wenn sie, wie so häufig, chronisch wird, dass ferner ihre Infektionskeime (die Gonococcen) sich, für die Behandlung schwer erreichbar, in allen möglichen kleinen Fältchen und Eckchen der Schleimhäute der Sexual-Organe verstecken, beim Weibe vielfach bis in die Gebärmutter dringen, und dass infolgedessen die Heilung auch dieser Krankheit sehr oft fast oder ganz unmöglich wird. Ueberlegt man ferner, dass die weiblichen Geschlechtsorgane tiefe, versteckte Falten bilden, die sich einer vollständigen Durchsicht, trotz aller Hilfsinstrumente und Sorgfalt, zum Teil entziehen, dass ferner, infolge der bei der Prostitution so üblichen, unnatürlichen Manipulationen auch die Mundschleimhaut der Prostituierten vielfach venerisch infiziert ist, und dass überhaupt kein Teil ihres Körpers Sicherheit vor Ansteckung bietet, so wird man ohne Mühe begreifen, welche ungeheuren Infektionsgefahren der Pfuhl des käuflichen Sexualgenusses in sich birgt.

Diese Gefahr erkennend, haben die Aerzte zu Napoleons Zeit das System der Reglementierung der Prostitution eingeführt in der redlichen Absicht, ihre Gefahr zu beseitigen oder wenigstens zu vermindern und in der Meinung, es sei unmöglich, die Prostitution als solche niederzukämpfen. Genanntes System besteht darin, dass die Polizei veranlasst wird, die sich prostituierenden Weiber aus-

findig zu machen, um sie zur sogenannten Einschreibung zu zwingen. Sie bekommen dann eine Karte und sind verpflichtet, sich regelmässig einmal alle Woche oder alle vierzehn Tage einer ärztlichen Untersuchung zu unterwerfen, ansonst sie verhaftet und gestraft werden. Ausserdem trachtet die Reglementierung meistens darnach, zur Vereinfachung der Sache, die Prostituierten gemeinschaftlich unter der Leitung eines Kupplers oder einer Kupplerin in sogenannte Bordelle oder Prostitutionshäuser einzusperren, die dann regelmässig ärztlich kontrolliert werden. Selbstverständlich soll der Theorie nach das Bordell nicht gerade ein staatliches Institut sein; man gebraucht daher ihm und den Kartenweibern gegenüber den Ausdruck „Duldung“ („Maisons de tolérance“) und will dadurch andeuten, dass man sie nicht als Wohlfahrtseinrichtungen, sondern als geduldetes Uebel zulässt. Nichtsdestoweniger beruht die Unterscheidung auf sehr misslichen und mangelhaften Merkmalen. Dulden, patentieren, organisieren, gutheissen und schliesslich befürworten, unterstützen und empfehlen sind Begriffe, die eine Kette von fast ununterbrochenen Uebergängen bilden. Sobald der Staat die Prostitution und die Bordelle duldet, muss er durch seine Organe sich in Unterhandlungen mit den Prostituierten und den Kupplern einlassen; er erkennt also dieselben an. Dann müssen seine bezüglichen Bemühungen bezahlt werden. Folglich müssen Prostituierte und Kuppler durch Gelder und Patente dem Staat und den untersuchenden Aerzten ihren Tribut zahlen. Ein Spruch sagt: „Wer zahlt, befiehlt.“ Wörtlich soll dieser Spruch hier nicht genommen werden, aber der Zahlende übt dennoch immer einen gewissen Druck auf den Bezahlten aus und so fühlen sich Bordellhalter und auf Karten eingeschriebene Weiber sozusagen als eine Art staatliches Institut, was ihr Ansehen in ihren eigenen Augen und auch in den Augen der gedankenlosen Menge erhöht. Wie sehr diese tatsächliche Organisation einer lasterhaften, sozialen Abnormität die Begriffe in gedankenlosen Köpfen verwirrt, will ich an zwei Beispielen zeigen: Einer meiner Bekannten beschäftigte sich mit der Bekämpfung der staatlichen Reglementierung. Die Sache missverstehend, kam eine Frau zu ihm, beklagte sich bitter über den leichtsinnigen Lebenswandel ihrer Tochter und fragte ihn schliesslich, ob er ihr nicht helfen wolle, dieselbe in ein staatlich patentiertes Bordell zu versetzen; das sei wenigstens ein staatliches Institut und es sei dann alles in regelrechter Ordnung! In Paris kam einst eine alte Kupplerin zum Polizeipräsidenten und bat

ihn, die Konzession ihres Hauses an ihre neunzehnjährige Tochter übertragen zu wollen. Ihr Haus sei stets solid, in loyalem und religiösem Geiste geleitet gewesen; ihre Tochter sei nun eine durchaus brave, solide und tüchtige Person, in allen Zweigen des Geschäftes eingearbeitet und würde dasselbe gewiss im gleichen, guten Geiste weiterführen. Ich meine, diese beiden Beispiele menschlicher Naivetät oder menschlicher Unbewusstheit in der Verworfenheit dürften genügen, um die Moral des Systems zu charakterisieren. In seiner Novelle „La Maison Tellier“ hat Guy de Maupassant in seiner meisterhaft feinen und treffenden Art die Psychologie der Prostituierten, der Bordellhalterin und ihrer Klienten geschildert.

Aus den oben angeführten Gründen ist nun einerseits die ärztliche Visite der Prostituierten ein äusserst unzuverlässiges Ding und anderseits gibt sie doch dem männlichen Publikum ein trügerisches Gefühl der Sicherheit, in welches es sich gar zu gern einlullen lässt, um sich in die Arme der Prostitution zu werfen. Der Zweck dieser Visiten ist ja, die kranken Prostituierten aus der Zirkulation auszuschalten und sie einer Zwangsbehandlung im Spitale zu unterwerfen. Wer jedoch die Verhältnisse kennt, weiss, wie wenig damit erreicht wird. Fast alle Prostituierten werden in kurzer Zeit angesteckt. Einerseits haben sie nun selbst, sowie der Bordellhalter, ein Interesse daran, ihren Spitalaufenthalt möglichst kurz zu gestalten, anderseits lebt der Bordellarzt zum Teil aus der Bezahlung dieser Leute, die er daher mehr oder weniger schonen muss. Daraus entsteht ein fast unlösbarer Konflikt, weil die Behandlung solcher Kranken eine sehr langwierige und in ihrem Erfolg sehr wenig zuverlässige ist. Ein gewissenhafter holländischer Arzt, Chanfleury van Issjelstein, der die Beseitigung aller angesteckten Bordelldirnen gewissenhaft durchführen wollte, kam dazu, nahezu sämtliche Dirnen dieser Häuser ins Spital zur längeren Behandlung zu schicken. Dadurch entstand eine förmliche Revolution, und er war seines Lebens nicht mehr sicher. In der gewöhnlichen Praxis drückt man auch im Spital ein Auge zu, heilt die auffälligsten Geschwüre, bringt den sichtbarsten gonorrhoischen Ausfluss zum Versiegen und lässt dann die Weiber wieder laufen. Ausserdem pflegt die Visite im Galopp gemacht zu werden, denn wenn man jede Dirne alle acht Tage vollständig und genau am ganzen Körper untersuchen wollte, könnten weder die Bordelle, noch die Dirnen, noch ihre Aerzte mehr existieren.

Man hat zwar den sehr radikalen, aber durchaus utopistischen Vorschlag gemacht, jeden Mann, der sich zu einer Dirne begibt, jedesmal vorher ärztlich untersuchen zu lassen! In der Tat wäre das das einzige Mittel, die Infektion der Bordell-Dirnen zu verhüten. Man stelle sich indessen die Durchführung einer solchen Massregel vor! Man denke sich jene Bordellhabitués, die oft fast täglich Prostituierte besuchen, sich jedesmal vorher einer ärztlichen Visite unterziehend, die bedeutend mehr Zeit und Geld in Anspruch nehmen würde, als der Bordellbesuch selbst! Man stelle sich ferner die untersuchenden Aerzte zu gewissen Zeiten vor, wo vor den Bordellen förmlich „Queue“ gemacht wird, so intensiv geht das Geschäft. Es gibt Kräutchen, die nur im Kopfe gewisser Bureaukraten wachsen können.

Während aber eine völlig selbständige private Prostituierte, infolge der freien Bestimmung, die sie über ihre Person hat, meistens noch menschliche Regungen, sowie ein gewisses Schamgefühl besitzt und in der Regel ihre beschränkte Zahl Klienten empfängt, unter welchen sie eine Wahl treffen kann, wird sie bereits durch die Polizeikarte offiziell in eine Klasse von Parias der Gesellschaft eingereiht und verliert dadurch fast den Rest ihres Schamgefühles. Erst recht zugrunde geht der letzte Rest ihrer Menschlichkeit im Bordell.

Die private Prostitution lässt verschiedene Grade erkennen. Eine weniger niedrige Spezies von Prostituierten sucht sich Männer auf öffentlichen Bällen, in Nachtcafés oder ähnlichen zweideutigen Lokalitäten aus, und hat, wie gesagt, eine Reihe zeitweiliger Bekannten, an welche sie sich verkauft. Die niedrigere, gewöhnlichere Form der Privat-Prostitution ist die sogenannte Strassen-Prostitution, und die Art, wie sie ihre Klienten angelt, der „Strich“. Gewöhnlich am Abend, manchmal auch am hellen Tag, laufen die betreffenden Weiber, möglichst auffällig gekleidet, in gewissen bekannten und sehr begangenen Strassen und geben sich durch provokatorische Zeichen, Blicke etc. zu erkennen, bis einer sich an sie hängt und ihnen nach Hause folgt. Das ist in zwei Worten der in allen Städten übliche „Strich“. Andere Dirnen stellen sich am Fenster ihrer Wohnung auf, um vorübergehende Männer anzulocken etc. Die verschiedenen Varianten des „Striches“ werden also in reglementierten Ländern polizeilich überwacht und nur den auf Karten eingeschriebenen Dirnen gestattet. Hier schaltet sich die Tätigkeit der Zuhälter ein. Dieselben überwachen die Klienten

in den Wohnquartieren der Dirnen. Wenn der Klient nicht zahlen will oder sonst droht oder ungebührlich sich aufführt, kriegt er eine Tracht Prügel oder wird gelegentlich um sein Portemonnaie oder seine Kleider erleichtert. Auch wirkt der Zuhälter als Spion der Dirnen, der Polizei gegenüber. Er hilft ebenfalls in seiner Weise Klienten anzulocken. Er dient ferner der Dirne auf anderer Art, besonders als legaler Ehegemahl, um ihre soziale Stellung zu erleichtern. Speziell für ausländische Dirnen und Kupplerinnen, die eine Ausweisung zu riskieren haben, ist ein solcher einheimischer „Ehemann“ sehr bequem. Derselbe ist gewöhnlich ein völlig verkommenes, arbeitsscheues Subjekt und lässt sich ganz von seiner „Ehefrau“ unterhalten, welche durch Prostitution ihr und sein Leben verdient. Andere Zuhälter glänzen durch ihre sexuelle Potenz und sind zugleich die wirklichen Liebhaber der Dirnen. Diese lassen sich dann von ihnen plündern und überhaupt alles gefallen. Während sie mit ihren übrigen Klienten tatsächlich ohne jeden Genuss den Beischlaf ausüben und nur, um sie zu befriedigen, durch Bewegungen, Atmung und Mienen Wollustgefühle vortäuschen, geben sie sich mit heissester Liebesinbrunst ihren Zuhältern hin. Dies trifft wenigstens sehr häufig zu. Dass die Zuhälter zu der denkbar gemeinsten Sorte Menschen, vielfach zu den Verbrechern gehören, braucht nicht näher erörtert zu werden. Kenner der Prostitution erklären, dass dieselbe ohne Zuhälter in unseren Städten nicht durchführbar ist. Der Zuhälter ist zugleich der Freund, die Stütze und der Ausbeuter der Strassendirne, während der Kuppler einfach der systematische Ausbeuter der Bordelldirne ist.

Angeblich um den Nachteilen der Strassenprostitution zu entgehen, werden die Bordelle oder Prostitutionshäuser eingerichtet. Solche gibt es natürlich für jeden Geschmack, für Reiche und weniger Bemittelte. Sie werden gewöhnlich von einem geriebenen, älteren Weibe geleitet (Kupplerin, Bordellhalterin, auch Hurenmutter genannt), die nicht selten von einem „Ehemann“ unterstützt wird Letzterer pflegt einem „höheren Zuhälter“ ausserordentlich ähnlich zu sein. In diesem Hause leben nun die Dirnen als Pensionärinnen, tatsächlich aber wie Gefangene. Sie erhalten einen Teil des Geldes der Klienten des Hauses, welchen sie bei deren Besuch zur Wahl angeboten werden. Ueber ihre Person verfügt allein die Kupplerin. Sie werden reichlich gefüttert, damit sie recht fett bleiben, und werden mit sexuell anreizenden, kurzen Kleidern versehen. Diese Kleidungen, das Essen etc. werden ihnen

sorgfältig und möglichst teuer angerechnet, denn die kluge Kupplerin sorgt wohlberechnend in der Regel dafür, dass die Dirnen stets in ihrer Schuld bleiben. Da dieselben sowieso als Parias ziemlich rechtlos sind, ist es auf diese Weise den Kupplern ein leichtes, sie als förmliche Sklavinnen zu halten. Formell sind sie allerdings frei. Doch dürfen sie meistens das Haus nicht verlassen, ohne ihre Schulden gezahlt zu haben.

Es muss hier noch erwähnt werden, dass man zwischen den Kategorien der Privatdirnen, Strassendirnen, Bordelldirnen und sogar der später zu besprechenden Kokotten nicht immer scharf unterscheiden kann. Je nach Gelegenheit oder Not tritt vielfach ein Mädchen von einer Kategorie in die andere und wird dabei „befördert“ oder fällt umgekehrt tiefer.

Einen Nachteil der Bordelle müssen wir noch erwähnen. Man rühmt bekanntlich ihre gute Organisation, Reinlichkeit, ärztliche Visitation etc. Man vergisst aber dabei die Eingangs von uns erwähnte grosse Gefahr der arithmetischen Vermehrung der sexuellen Wechsel-Beziehungen. Während eine Privatdirne selten mehr als einen Klienten an einem Abend empfangen kann und jedenfalls nicht mehrere empfangen muss, ist jede Bordelldirne gezwungen, soviel anzunehmen als ihrer begehren, resp. als die Kupplerin bestimmt. So kann es vorkommen, dass ein solches Mädchen förmlich belagert wird, und sich in der gleichen Nacht zwanzig bis dreissig Mal und noch öfter begatten muss, wenn man überhaupt derartige Abscheulichkeiten noch Begattung nennen kann. Es gibt besonders gewisse Gelegenheiten (die Anwesenheit vieler Soldaten, in Brüssel die Auslosung der Militär-Rekruten und dergleichen mehr), wo die Bordelle derart belagert werden, dass die Leute kaum Zeit finden, ihren Coitus auszuüben, damit der Nachfolger gleich Platz findet. Es ist nun klar, dass derartige Vorkommnisse die Infektionsgefahr kolossal vermehren, denn es genügt die Mitbeteiligung einer infizierten Person, um unzählige andere anzustecken.

Dass das Bordell ein Gefängnis ist, wird zwar vielfach geleugnet, ist aber für sehr viele Fälle genügend erwiesen. Da, wo die Polizei, wie in Frankreich, das Recht hat, gelegentlich eine Dirne und sogar nicht so selten ein unbescholtenes Mädchen, das sie irrtümlich für eine Dirne hält, aufzugreifen und in ein Bordell zu spedieren, liegt die Sache auf der Hand. Solches kommt wenigstens vielfach vor. Die Kuppler besitzen ausser den erwähnten, weise

unterhaltenen Schulden noch viele andere Mittel, um die Dirnen festzuhalten. Es ist sowieso schwer für einen solchen Paria, wieder zu einem freien, anständigen Leben zu gelangen. Zeigt aber dennoch ein Bordellmädchen Gelüste, fortzugehen oder lässt sie solche nur vermuten, so haben die Bordelle ein erprobtes, heroisches Mittel, ihr die Sache zu verleiden, nämlich den internationalen Austausch. Ein Mädchen, das die Sprache eines Landes nicht kennt, ist selbstverständlich noch viel mehr verkauft und unfähig, sich zu befreien, als ein sprachkundiges. So tauschen einfach die Bordelle verschiedener Länder gelegentlich Mädchen aus, um ihnen ihre Entweichungsgelüste zu nehmen. So werden unter allen möglichen betrügerischen Vorwänden, wie angebliche Stellvermittlungen und dergleichen mehr, Schweizer Mädchen nach Ungarn, ungarische Mädchen nach der Schweiz, deutsche Mädchen nach Frankreich, französische Mädchen nach England, Europäerinnen nach Buenos-Ayres und so fort exportiert. Hat man ein deutsches Mädchen glücklich nach Budapest oder gar nach Buenos-Ayres gebracht, so ist ihr die Entweichungslust vergangen, denn was soll sie da mittellos und fremd auf der Strasse tun. Lügen, Druckmittel, Drohungen und Vorwände findet man immer, um selbst Mädchen, die bereits in einem Bordell sind, nach dem Ausland zu befördern.

Mit der eben besprochenen Erscheinung im intimen Connex steht der moderne weibliche Sklavenhandel (Traite des Blanches) überhaupt. Die erwähnte Art, wie die Bordelle ihre Ware gegenseitig austauschen, bildet nur einen Teil der Sache. Die Hauptkunst besteht darin, ganz junge Mädchen, fast noch Kinder, von zwölf bis sechzehn Jahren, für Bordelle zu erwerben. Dies ist zwar von den meisten Gesetzen formell verboten. Wozu sind aber die Gesetze da, wenn nicht um umgangen zu werden! Es gibt ja Mittel genug, um solche Kinder unter irgend einem anderen Vorwand vorher abzurichten, bevor sie selbständig genug sind, um sich diesem Schauerleben zu entziehen. Es gibt so viele schlechte, verkommene, hungernde Eltern, die ihre Kinder gern für Geld abgeben, wenn man ihnen dazu, in heuchlerisch durchsichtiger Sprache, von einer guten Stelle spricht, für welche sogar vorausgezahlt wird. Ich war selbst auf einer Reise Zeuge, wie ein zwölfjähriges Mädchen auf diese Weise nach Pressburg verkauft wurde. Meine Versuche, die Sache auf der Durchreise durch Intervention bei einem Konsul und einem Gesandten zu inhibieren, erregten nur Achselzucken der hohen Herren. Wie hätte ich auch die Sache

vor einem Gericht beweisen können! Das Kind war in Begleitung eines Ludermädchens, die mir zugab, es könne sich nicht wohl um etwas anderes als um Mädchenverkauf zu Prostitutionszwecken handeln. Sie hatte einfach den Auftrag erhalten, mit dem Kinde bis Wien zu reisen. In diesem Falle erkannte ich die Ohnmacht, in der man sich solchen Vorkommnissen gegenüber befindet. In den letzten Jahren hat sich endlich eine internationale Organisation gebildet, um diesen ebenfalls internationalen Weiberhandel zu bekämpfen; doch glaube ich nicht, dass infolgedessen eine merkliche Abnahme desselben stattgefunden hat. Die Kuppler finden immer Mittel und Wege, mit Hülfe gewissenloser Eltern und aller möglichen Verführungssysteme zu ihrem Ziel zu gelangen. Es ist in der Tat nicht einzusehen, wie der Staat einerseits die Kuppelei dulden und patentieren und sie anderseits an der Gewinnung der ihr nötigen Marktware hindern könnte. Blutjunge Mädchen sind sowohl leichter zu verführen, als besonders begehrt.

Vielleicht die scheusslichste Seite des Kuppeleigewerbes ist aber die systematische Verführung und Abrichtung der Mädchen. Hier spielt die Anlockung durch Geld, schöne Kleidung, Versprechung gut bezahlter Stellen und nicht zum mindesten die zielbewusst eingeleitete Berauschung mit alkoholischen Getränken abwechselnd ihre Rolle. Manches Mädchen aus dem Volke, das sich zwar gern lustig macht, aber nicht weiter gehen möchte, wird leicht verführt, wenn es durch Wein angeheitert wird. Ist es einem Kuppler oder einem seiner Helfershelfer, zum Beispiel irgend einem Zuhälter, gelungen, auf diese Weise ein Mädchen zu einem Fehltritt zu verleiten, so werden das Schamgefühl, die Angst vor Schande und Entdeckung, verbunden mit Drohungen oder Erpressungskünsten dazu benutzt, sie auf der schiefen Bahn weiter zu führen, wo man dann vor ihren Augen schöne Kleider, leichtes Leben, gutes Essen, gute Bezahlung und ähnliche lockende Dinge glänzen lässt. Ist nun das Mädchen erst einmal an sexuellen Verkehr gewöhnt, so beginnt die hohe Schule des Lasters und wird sie systematisch dazu abgerichtet, den Geschlechtstrieb der Männer auf alle erdenkliche Weise zu reizen und auch unnatürlich zu befriedigen. Sie muss durch ihre Bewegungen, ihre Atmung etc. eine nicht empfundene Wollust simulieren, den Penis aussaugen und mehr dergleichen lernen, von den pathologischen Forderungen der Masochisten, Sadisten etc. (siehe Kapitel VIII) nicht zu sprechen. Verführte und verlassene Mädchen, solche, die unehelich geboren

haben, sind ausser den Kindern immer besonders günstige Objekte der Ausbeutung für die Schakale der Kuppelei. Wendet man uns ein, dass die meisten Prostituierten von Hause aus schlecht geartet sind und durch Faulheit und Leichtsinn zu diesem Beruf neigen, so bemerken wir, dass Leichtsinn und Vergnügungssucht noch lange nicht mit der schauderhaften und ekelerregenden Sklaverei einer Bordelldirne identisch sind. Man darf auch die Rolle, die der Alkohol bei der ganzen Sache spielt, nicht zu niedrig schätzen. Derselbe ist ein Hauptträger der Prostitution. Ohne ihn wäre dieselbe, wenigstens in ihrer rohesten Form, nicht möglich; sie wäre jedenfalls anständiger, reinlicher und freier. Durch Trinkgelage werden die meisten Mädchen verführt und durch chronischen Alkoholdusel in ihrer Erniedrigung erhalten.

In gewissen Städten (zum Beispiel in Hamburg) hat man versucht, ein Mittelding zwischen der Privat-Prostitution und dem Bordell zu schaffen, indem man sämtliche Prostituierte zwang, in bestimmten, wenigen, für sie reservierten Strassen oder Häusern zu wohnen und sich dann polizeilich einschreiben zu lassen. Die Sache wurde nicht besser und der Skandal in diesen Strassen unerträglich. Man darf auch nicht vergessen, dass die Besitzer und Vermieter solcher Häuser in mancher Hinsicht mehr oder weniger den Kupplern ähnlich werden. Wer sein Haus zu solchen Zwecken hergibt, muss schon erbärmlich wenig Scham- und Pflichtgefühl besitzen, denn sein Erwerb bringt ihn dazu, aus der Prostitution der Dirnen zu leben. Wir sprachen von den Staatsbordellen. Doch wuchern im geheimen daneben eine Unzahl Kuppelei-Institute aller Art, die der Staat um so weniger verbieten und bekämpfen kann, als er selbst die Kuppelei duldet und einrichtet. Eine Unzahl Winkelwirtschaften besitzen Hinterstübchen und Oberstübchen, die nichts anderes sind als kleine Bordelle, in welchen Kellnerinnen zu gleicher Zeit die Rolle der Dirnen spielen. Das gleiche gilt von vielen Coiffeurbuden, Tabakbuden und sonstigen Winkelhandlungen, bei welchen der Handel mit irgend einem harmlosen Gegenstand nur zur Maskierung des Kuppeleigewerbes dient. Eine Reihe Tingel-Tangels und herumziehender Sänger- und Artistentruppen sind ebenfalls mit Kuppelei und Prostitution verbunden. Besonders Tabak- und Coiffeurbuden, aber auch gewisse Papierhandlungen etc. verdecken nur halb und halb obszöne Verkaufsgegenstände, wie pornographische Bilder oder legen im Schaufenster Bilder halbnackter Weiberfiguren aus, die alle nur Lockmittel der Kuppelei

resp. der Prostitution sind. Diese Dinge wirken besonders bei der Jugend und werden unter grösseren Schülern mit Vorliebe verbreitet.

Man schätzt die Zahl der Prostituierten in Berlin auf 30,000, in Paris auf 40.000, in London auf 60,000. Daraus allein geht schon hervor, dass nur ein Teil dieser Weiber von Hause aus psycho-pathologisch geartet sein kann.

Das Gesagte dürfte genügen, da es sich ja um sehr bekannte Dinge handelt. Man ersieht daraus, wie das Geld, das heisst die Gewinnsucht, den Sexualtrieb der Männer und die schwache Resistenz-Fähigkeit der Frauen sowie deren Armut zu ihren Zwecken systematisch benutzt. Sobald der Staat diesem furchtbaren Sumpf durch seine organisierte Duldung eine Existenzberechtigung zuerkennt, erhebt die vorher verschämte und versteckte Korruption das Haupt, wird immer frecher und zieht selbst die Staatsorgane in ihr Bereich. Vor allem die Polizei, aber auch die Behörden, die Aerzte werden durch diese ganze Institution korrumpiert und die moralischen Begriffe werden verwirrt. Man drückt die Augen zu vor den Höhlen des Lasters. Die Kuppler fühlen sich als wichtige Personen und die vornehmeren unter denselben erfreuen sich nicht selten der Gunst und des Besuches hoher Staatsbeamter und angesehener Ehemänner. Wo das hinausführt, sollte nachgerade nicht schwer einzusehen sein.

Es ist eine der Polizei wohlbekannte Tatsache, dass in den öffentlichen Häusern die Prostitution nicht nur mit Alkohol-Exzessen sich zu verbinden pflegt, sondern dass diese Häuser zugleich auch zu Höhlen des Verbrechens werden. Die Polizei bezeichnet sogar von ihrem Standpunkt aus gewisse Dirnenkneipen und niedrige Bordelle als sehr nützlich zur Entdeckung von Verbrechern. Dort gibt es Spitzeln aller Art; vom Geheimpolizisten, der einem Verbrecher nachstellt und nebenbei die Dirnen poussiert, bis zum Gegenspitzel der Verbrecher und Kuppler, die den Geheimpolizisten auf den Zahn fühlen. Dort gewinnt die Verbrecherwelt einerseits Meisterschaft in Geriebenheit und Gewandtheit und wird anderseits, infolge ihrer Schwäche für Weib und Alkohol, dort am leichtesten erwischt. Dort kehren jene wunderbaren Individuen ein, die heute als Regierungsspitzel, morgen als Verbrecher und übermorgen als Kuppler ihr Dasein fristen, und welche der ehemalige deutsche Ministerpräsident von Puttkammer euphemistisch mit dem Ausdruck „Nicht-Gentlemen“ bezeichnete.

Die Psychologie der Prostituierten ist ein schwieriges und kompliziertes Kapitel. Je nach dem Standpunkt ihrer Beurteiler werden dieselben als von Hause aus unverbesserliche, schlechte Weiber, oder umgekehrt als Opfer unserer schlechten sozialen Einrichtungen hingestellt. Beide Behauptungen sind einseitig, daher falsch. Aus christlicher Nächstenliebe haben viele Vereine zur Hebung der Sittlichkeit sich mit der Aufrichtung gefallener Mädchen, das heisst Bordelldirnen etc., befasst. Doch sind im ganzen ihre Resultate sehr unbefriedigende und das lässt sich leicht begreifen. Das weibliche Gehirn ist, wie wir sahen, von den sexuellen Vorstellungen und ihren Irraditionen viel stärker beherrscht als das männliche. Es ist ausserdem weniger plastisch und wird leichter zum Sklaven der Gewohnheit und der Routine. Wurde daher ein Weib systematisch von Jugend auf auf sexuelle Abwege geleitet und darin erhalten, wurden ausserdem ihre sämtlichen Vorstellungen von früh bis spät nur auf Unzucht und sexuelle Verrichtungen missleitet, so ist sie kaum mehr zu einem arbeitsamen Leben und zur Erfüllung ernster sozialer Pflichten zurückzuführen. Seltene Ausnahmen bestätigen auch hier nur die Regel. Zudem darf man nicht vergessen, dass die sexuelle Reizung beim Weibe die Libido sexualis erst zu wecken pflegt, dieselbe aber dann durch Wiederholung und Uebung immer steigert. Anderseits ist nicht zu verkennen, dass faule, charakterschwache, hysterische, leicht suggestible, kokette und nymphomanische Weiber besonders günstige Verführungsobjekte bilden. Ein Hauptfördernis der Prostitution ist und bleibt endlich die Armut. Wir wollen nicht sentimental sein und nicht zu viel Gewicht auf die bekannte auf Rührung berechnete Behauptung legen, nach welcher ein armes Weib sich prostituiert, um den Hunger ihrer Kinder oder ihren eigenen Hunger zu stillen. Dies kommt zwar besonders bei orientalischen Juden und im Grosstadtproletariat vor, ist jedoch eine Ausnahme. Die Armut wirkt viel intensiver auf indirektem Weg. Zunächst zwingt sie den armen Proletarier in der ärgsten Promiscuität zu leben. Wenn Vater, Mutter und Kinder in derselben Stube nicht nur wohnen, kochen und essen, sondern auch schlafen, und oft sogar im gleichen Bett zusammen liegen, bleibt für das Schamgefühl wohl keine Stelle mehr übrig. Die Kinder wohnen direkt dem Begattungsakt ihrer Eltern bei und werden von frühester Jugend in der schmutzigsten Weise mit den sexuellen Verhältnissen bekannt. Verwahrlost, mit anderen ähnlichen

und meistens schlecht genug gearteten Kindern zusammenlebend, lernen sie nicht nur die gröbsten und die schmutzigsten, sondern auch die abnormsten und pathologischsten Auswüchse des ungesunden sexuellen Stadtlebens von frühester Kindheit an kennen. Es gibt Städte, in deren Proletariat es nur wenige vierzehnjährige Mädchen gibt, die noch keusch, d, h. Jungfrauen sind. Dies weiss ich aus zuverlässigen Quellen. Die Armut treibt ferner die Eltern dazu, ihre Kinder zum Erwerbszweck zu missbrauchen und was liegt da näher, als sie der Kuppelei auszuliefern. Aber nicht nur im elendesten Proletariat, sondern bis ins Bürgertum hinein. macht sich die Armut als indirekter Antrieb zur Prostitution geltend. Auch hier zeigt sich die Wirkung der erbarmungslosen Ausbeutungssucht, indem die Arbeitgeber gewisse, den Mädchen freie Abende lassende Gewerbe, wie die Arbeit in den Läden und dgl., elend schlecht bezahlen, weil sich die Prostitution gut damit verbinden lässt. Bekannt ist, wie Ladenmädchen, Näherinnen, Modistinnen wegen der grossen Konkurrenz in diesen Berufsarten sich häufig mit einer erbärmlichen Bezahlung, manchmal mit einem wirklichen Hungerlohn begnügen müssen, und dass man ihnen, wenn sie sich deswegen beklagen, und sofern sie etwas hübsch sind, nicht so selten deutlich genug zu verstehen gibt, wie sie bei ihrem vorteilhaften Aeussern es leicht hätten, ihre Einnahmen zu vergrössern und wie mancher Mann sich glücklich schätzen würde, ihnen als Freund an die Hand zu gehen, und was dergleichen zarte Andeutungen mehr sind. Die Kellnerinnen werden direkt, wie schon erwähnt, als Lockvögel von zweifelhaften Wirtsleuten benutzt.

Es bilden somit die Prostituierten eine Sammlung ganz verschiedener Individuen und wenn sie auch durchschnittlich eine erschreckend schamlose, rohe, verkommene und alkoholisierte Gesellschaft zu sein pflegen, so wäre es gleichwohl ein Irrtum, daraus zu schliessen, dass alle diese Mädchen von Hause aus schlecht seien. Eine grosse Zahl derselben sind pathologische Geschöpfe, darunter viele hysterische oder nymphomanische oder sonstige Psychopathinnen. Andere sind ethisch defekte, dumme, faule, verlogene oder durch und durch gleichgültige, apathische, leicht suggestible Naturen, die eben jedem von aussen kommenden Impuls und jeder Verführung nachgeben, daher auch vielleicht den grössten Haufen des Materials zur Prostitution liefern, weil sie die leichteste und bequemste Beute der Kuppler werden. Sehr

viele andere jedoch kommen dazu nur Schritt für Schritt durch Verführung, schämen sich anfangs eines Fehltrittes, haben aber nicht den Mut, seine Folgen zu tragen, fangen allmählig an, mit der prostituierten Welt anzubinden und geraten so immer tiefer in den Sumpf. Hier spielen uneheliche Geburten eine grosse Rolle. Ferner gibt es gewisse Prostituierte, die sich aus Not und Armut verkaufen und sich darüber schämen, aber das Geld zur Erhaltung ihrer Familie brauchen. Eine kleine, aber nicht uninteressante Gruppe wird durch solche Individuen gebildet, die sozusagen aus Liebe zur Prostitutionskunst sich derselben ergeben. Es sind dies gewöhnlich krankhaft sexuell erregbare Weiber, die ausserdem ethisch defekt sind und ihr Vergnügen an dieser Erwerbsart finden. Es haben sich schon reiche Weiber, Gräfinnen und Prinzessinnen, der Prostitution ergeben.

Auch aus dieser Verschiedenheit der Prostituierten folgt, was wir früher schon sahen, dass es verschiedene Grade der Prostitution geben muss. Die tiefste, wenn schon durch ein gewisses Wohlleben, gutes Essen und schöne Kleider etwas maskierte Erniedrigung stellt die Bordell-Prostitution dar, bei welcher das Weib nur noch ein in den Händen des Kupplers abgerichtetes Begattungsinstrument ist. Das elendeste Leben führen die Dirnen niedriger Bordelle für Soldaten und für das arme Volk. Solche Häuser führen bekanntlich auch nur „Ausschussware", das heisst ausgediente, ältere Dirnen. Es gibt kaum etwas Traurigeres als z. B. ein Soldatenbordell in Algerien. Etwas höher im Rang stehen die kleineren Prostitutionslokale, wie die schon erwähnten Coiffeurbuden, Winkelwirtschaften und ähnliche Geschäfte. An Infektionsgefahr lassen sie zwar nichts zu wünschen übrig, aber die dort befindlichen Dirnen sind weniger abhängig, können sich leichter frei machen und führen daher ein etwas menschlicheres Leben. Gerade deshalb, weil solche Lokale den Schutz des Gesetzes nicht geniessen, können deren Patrone den Dirnen gegenüber nicht dieselbe Autokratie und Schreckensherrschaft ausüben wie in den Staatsbordellen. Ungefähr auf der gleichen Stufe stehen die freien Strassen-Prostituierten. Sie hängen nicht von Kupplern, dafür aber von ihren Zuhältern und Logisgebern ab, was etwas weniger schlimm ist. Tief erniedrigt werden sie durch die Polizeieinschreibung, durch die ärztliche Zwangsvisite und durch das infame System des Striches, auf dem sie meistens ohne Wahl jeden unbekannten Mann auf der Strasse anzulocken suchen.

Es gehört schon fast der völlige Verlust eines jeden Schamgefühles und eine grosse cynische Frechheit dazu, um Strassendirne zu werden. Entschieden eine Stufe höher stehen die verschämten Prostituierten, die sich nur gelegentlich durch Vermittlung verkaufen und weder den Mut haben auf den Strich zu gehen, noch denjenigen, sich polizeilich einschreiben zu lassen. Doch riskieren sie zu jeder Zeit, da, wo die Reglementierung herrscht, polizeilich aufgegriffen und zu Strassenprostituierten degradiert zu werden. Diese verschämten privaten Prostituierten bilden den Uebergang der eigentlichen Prostitution zum Kokotten- und Maitressentum, das wir unter Ziffer 3 besprechen werden.

Wir sagten soeben, das Heer der Prostituierten bestände zum Teil aus pathologischen Individuen. Alkohol und die Gewohnheit des Lasters verstärken diese pathologischen Züge immer mehr, sodass das Gebaren der Dirnen an absurder Launenhaftigkeit, der Ton, der unter ihnen herrscht, an Gereiztheit, Impulsivität, Cynismus und Frechheit nichts zu wünschen übrig lässt. Hierzu liefern auch die venerischen Abteilungen der Spitäler eine treffliche Illustration. Sobald eine Bordelldirne im Spital etwas besser wird, weckt die sexuelle Abstinenz einiger Tage ihren Geschlechtstrieb meistens derart, dass sie nicht selten mit ihren Mitkranken lesbische Liebe treibt, oder sich nackt zum Anlocken der Männer ans Fenster stellt. Ferner pflegt sie unverschämt und grob, ja flegelhaft mit den Wärterinnen zu werden etc. Die Wärterinnen solcher Abteilungen verzweifeln oft darüber. Einige, besser geartete Dirnen leiden zunächst tief unter diesem Ton, gewöhnen sich aber schliesslich denselben an und machen später mit. Für Frauen, die durch Zufall venerisch angesteckt wurden und keine Dirnen sind, ist der Aufenthalt in solchen Spitalabteilungen ein wahres Märtyrertum.

Was wird nun mit der Zeit aus den Dirnen? In den Bordellen können sie nicht sehr lange verbleiben, denn, besonders die feineren Lupanars, können nur junge, blühende, hübsche Mädchen brauchen. Es wäre interessant, das Schicksal dieser Mädchen zu verfolgen. Jedenfalls ist es aber schwer, etwas Unsinnigeres vorzubringen, als die landläufige Behauptung, dass durch Abschaffung der Bordelle die Strassenprostitution gefördert oder umgekehrt, dass durch Einführung der Bordelle die Strassenprostitution beseitigt werde. Es ist doch klar, dass das Mädchenmaterial eines Bordells infolge seiner beständig notwendig werdenden Erneuerung nach einiger Zeit immer wieder auf die Strasse zurückgeworfen

wird. Sehr viele Dirnen gehen an Alkoholismus, Syphilis etc. frühzeitig zu grunde. Vielen anderen jedoch bleibt nichts übrig, als Strassen-Prostituierte zu werden oder in minderwertigen Bordellen und Spelunken sich zu betätigen. Gescheidtere, für das Gewerbe künstlerisches oder industrielles Verständnis zeigende, geriebenere Individuen wissen sich allmählig zu Kupplerinnen heraufzuarbeiten; das sind aber seltene Privilegierte. Manche endigen durch Selbstmord oder in der Irrenanstalt. Die meisten verfallen zu guter Letzt, wenn sie kein Mann mehr begehrt, den minderwertigsten und schmutzigsten Gewerben. Sie werden zu Winkelverkäuferinnen, Zwischenhändlerinnen, Abtrittsreinigerinnen, Wahrsagerinnen und zu allen möglichen und unmöglichen Arten alter Hexen, die wir hier nicht alle aufzuzählen brauchen, je nach Charakter und Temperament. Es war früher in München sprichwörtlich, dass die Zunft der sogenannten Radiweiber und Nussweiber (alte Weiber, die an den Strassenecken Rettiche und Nüsse verkaufen) sich meistens aus früheren Prostituierten rekrutiere. Hie und da gelingt es einer etwas schlaueren oder besseren Dirne sich zu verheiraten.

Betrachtet man den elenden Lebenslauf einer Prostituierten ohne Voreingenommenheit, so kann man den deutschen Ausdruck „Freudenmädchen“ nicht ohne eine Anwandlung von Wehmut anhören, denn es liegt in diesem Wort eine tragische, bittere Ironie, die jedem Manne die Schamröte ins Gesicht treiben sollte, der sich der Prostitution bedient. Könnte man die wahre Gemütsstimmung nachfühlen, die sich hinter dem Lachen und Singen mancher Tingel-Tangel-Mädchen oder den schamlosen Künsten mancher Dirne verbirgt, und könnte man ahnen, was dem alles vorausgegangen und was sie so weit gebracht, so würde keiner leichten Herzens da geniessen können, der noch einen Funken von Mitgefühl für seine Mitmenschen besitzt.

Wenn es wahr ist, dass viele Prostituierte pathologischer Natur sind, so entspricht es in noch höherem Grade der Wirklichkeit, dass ein guter Teil der Prostituierten im Dienste der Pathologie steht. Die so häufigen und zahlreichen sexuellen Abnormitäten, die wir im Kapitel VIII besprachen, stehen mit der Prostitution im engsten Konnex. Die Raffiniertheit der modernen Kultur lässt in dieser Beziehung nichts mehr zu wünschen übrig und bietet jeder pathologischen Form des Sexualtriebes ihre eigenen Bordelle oder wenigstens ihre eigenen dafür eingeschulten Objekte. Wir haben bisher nur von prostituierten

Weibern gesprochen. Wir sagten, dass solche sich auch für Masochisten, Sadisten etc. abrichten lassen. Sie müssen die Masochisten prügeln; von den Sadisten müssen sie sich prügeln lassen, oder beiden müssen sie Grausamkeits- oder Verknechtungsszenen symbolisch vorführen. Für die homo-sexualen Männer gibt es aber auch eigene Männer-Bordelle, in welchen sich junge Burschen für Geld zur Päderastie hergeben. Auch Kinder beider Geschlechter werden für raffinierte Roués und für solche, die nur an Kindern Gefallen finden, in Bereitschaft gehalten. Das ist jedoch eine teure Ware, weil ihre Beschaffung mit den Gerichten in Konflikt bringt. Sehr hoch werden auch noch jungfräuliche Mädchen bezahlt, und man geht so weit, ihr Hymen (Jungfernhaut) nach der Defloration wieder zu nähen, um sie mehrmals als Jungfrauen teuer an den Mann zu bringen. Diese Andeutungen dürften in Verbindung mit den Ausführungen des Kapitels VIII genügen, um zu zeigen, dass die ganze moderne, auf intensive käufliche Polyandrie promiscue beruhende Prostitution und Kuppelei nichts anderes ist, als eine grossartige Niedertracht der modernen Kultur zum Zweck der Ausbeutung der männlichen sexuellen Genussucht im Dienste des Mammons. Man verteidigt sie unter dem Vorwand der Hygiene, des Schutzes ehrbarer Frauen gegen männliche Attentate etc. Tatsächlich hat man aber mit ihrer Hülfe die Männer weibisch gemacht und korrumpiert, den normalen mit Liebe verbundenen sexuellen Verkehr in der Jugend unterdrückt, die Liebe selbst verdorben, eine grosse Zahl braver und tüchtiger Frauen von der Ehe, der Liebe, dem sexuellen Verkehr überhaupt fern gehalten und das sexuelle Leben unserer Gesellschaft auf böse Abwege geführt. Ohne das Geld und den Alkohol würde von der eigentlichen Prostitution nichts mehr übrig bleiben.

Die modernste Literatur hat sich einigermassen mit der Psychologie der Prostitution befasst. Wir erwähnten bereits „La Maison Tellier“ von Guy de Maupassant. Die „Nana“ von Zola ist eine emporkommende Prostituierte, deren Lebensgeschichte in der bekannten drastischen einseitig-naturalistischen Manier des berühmten Schriftstellers erzählt wird. Die sexuelle Verdorbenheit bezüglicher Pariser Kreise zur Zeit des zweiten Kaiserreichs wird in diesem Buch in grellen Farben dargestellt. Wir wollen noch kurz die soziale Bewegung besprechen, die gegen die soziale Monstrosität der staatlich organisierten Kuppelei sich erhoben hat und die man mit dem Namen Abolitionismus bezeichnet.

Entsetzt über Zustände, wie wir sie hier beschrieben, hat eine mutige und edle englische Frau, Mistress Josephine Butler, es unternommen, sowohl gegen die Kuppelei und den Mädchenhandel, als gegen die offizielle Duldung der Prostitution durch den Staat vorzugehen. Dieser ganze Feldzug wurde im Namen des Rechtes und der Freiheit der Frauen unternommen. Die schwere Ungerechtigkeit des „Code Napoléon“ gegen das weibliche Geschlecht, vor allem das Verbot der Vaterschaftsklage, das die armen verführten Mädchen zur Prostitution treibt, wurde ebenfalls angegriffen. Die Abolitionisten bestreiten der Gesellschaft das Recht, unter dem Vorwand einer hygienischen Massregel die Prostituierten zwangsmässig einschreiben, ärztlich untersuchen und unter polizeiliche Aufsicht stellen, oder gar in Bordelle einsperren zu lassen. Sie verlangen strenge Gesetze gegen die Kuppelei und bekämpfen ihre Duldung durch den Staat.

Diesem Standpunkt gegenüber erklärte man von ärztlicher Seite, die Gesellschaft habe allerdings das Recht, sich gegen gefährliche Infektionen zu schützen und, wie sie z. B. Pockenkranke oder Cholerakranke in Isolierungslazarete interniere, auch angesteckte Prostituierte zu ihrem Schutze zwangsmässig behandeln zu lassen. Dieselben hätten durch ihr schändliches Gewerbe sowieso besondere Rücksichten verwirkt.

Bei oberflächlicher Betrachtung mag ein solches Raisonnement recht verständig erscheinen. Ganz anders nimmt es sich jedoch aus, wenn man den Tatsachen tiefer auf den Grund geht.

Erstens ist der Vergleich mit Pocken und Cholera falsch, denn letztere Krankheiten gefährden eine Masse ahnungsloser, unschuldiger Menschen, während derjenige Mensch, der sich der Prostitution bedient, dies mit vollem Bewusstsein der Schmach dieser Institution und der Gefahr, welcher er sich aussetzt, tut. Man sieht doch nicht gut ein, warum die Gesellschaft verpflichtet wäre, für Don Juans und sonstige Lebemenschen sexuelle Exzesse recht hübsch und gefahrlos zu gestalten. Man wendet da freilich ein, unschuldige Ehefrauen würden angesteckt und müssten so oft für die Sünden ihrer Ehemänner büssen. Doch ist eine so weitgehende Einmischung in die Familienverhältnisse, wie sie sich aus einem solchen Standpunkt ergäbe, nicht zulässig und führt zu den ärgsten Missbräuchen. Die Gesellschaft hat weder das Recht noch die Pflicht, verwegene, gefährliche und böse Handlungen der Einzelnen zu erleichtern und gefahrloser zu gestalten, damit Dritte durch

dieselben weniger gefährdet werden; es ist dies die reinste Verkehrtheit. Sie hat einfach die Täter zur Verantwortung zu ziehen und eventuell zu bestrafen, wenn sie Schaden anrichten. Hier aber zwingt man sie (die Prostituierten) erst recht, sich ihrem bösen Handel zu widmen! Der Staat darf ferner nicht gegen einzelne Menschen unter dem Vorwand einschreiten, dass möglicherweise aus ihren Absichten oder Handlungen später schlimme Folgen für Andere entstehen könnten, sonst ist jeder Willkür und jedem Gewaltmissbrauch Tür und Tor geöffnet.

Eine Ausnahme bilden nur die Geisteskranken und ihre nächsten Verwandten, die recidivierenden Verbrecher, denn hier wird die krankhafte oder abnorme Hirn-Organisation des Einzelnen zur ständigen Gefahr für die Gesellschaft. Es entsteht allerdings hier die Frage, ob die Prostitution als solche, das heisst der Verkauf des eigenen Leibes zu sexuellen Zwecken, als Vergehen, resp. als gesetzwidrig zu betrachten ist. Wenn dies der Fall wäre, müssten jedoch nicht nur die Prostituierten, sondern auch ihre männlichen Klienten gestraft oder in Besserungsanstalten versetzt werden. Das wäre die gerechte, einfache und klare Logik eines solchen Standpunktes. Wie rechtfertigt es sich jedoch, statt dessen die Dirnen polizeilich zu stempeln, ihr schändliches Gewerbe ferner nicht nur zu dulden, sondern zu organisieren, dadurch diese Weiber immer tiefer sinken zu lassen und obendrein ihre Ausbeuter, die Kuppler, zu patentieren? Dahinter stecken doch nur Heuchelei und krasser Widerspruch.

Solche ganz exceptionellen Massregeln, die in unserer Gesellschaft, wie im Altertum, offiziell eine besondere Klasse weiblicher Parias schaffen, konnten einzig und allein mit Argumenten der Hygiene den Schein einer Rechtfertigung oder besser einer Entschuldigung erhalten. Sonst müssten sie ja jedem Unbefangenen als modernisierte Form barbarischer Sitten und als Rechtsverletzung erscheinen. Geisteskranke und selbst Verbrecher massregelt man nur aus Not. oder um womöglich ihre Besserung zu erzielen, aber man lässt nicht zu, dass ihr Körper als Beute und Handelsgegenstand der Genusssucht anderer Menschen durch Dritte (die Kuppler) preisgegeben werde.

Nun schwindet aber tatsächlich jener letzte aus der Hygiene hergeleitete Schein der Berechtigung einer staatlichen Regulierung der Prostitution und der Kuppelei angesichts ehrlich interpretierter statistischer Ergebnisse. Man wollte den Männern angeblich einen

gesunden und ungefährlichen Beischlaf verschaffen. Tatsächlich aber werden durch das ganze Regulierungssystem die venerischen Krankheiten in keiner Weise erfolgreich bekämpft oder auch nur nachweisbar vermindert. Die trügerische Sicherheit, die den Männern gegeben wird, macht sie unvorsichtiger; die oben erklärte Vermehrung der Wechselbeziehungen vergrössert die Ansteckungsgefahr um mindestens ebensoviel, als die Ausschaltung einiger schwer Kranker durch den Arzt sie vermindert. Die Korruption des Staates und seiner Beamten, der vor allem die Polizei und die Bordellärzte ausgesetzt sind, der Sitten überhaupt, durch eine so schändliche Institution, begünstigt die Prostitutionsgewohnheiten und mit ihnen die Ansteckungsgefahr. Zudem vergrössert die Frechheit der Kuppler und ihrer Helfershelfer die Zahl der Prostituierten, während anderseits die Angst vor der Polizei eine grosse Zahl derselben zur Umgehung der Gesetze veranlasst und in die geheime Prostitution treibt. Kurz, der Sumpf wird immer tiefer und grösser, und dadurch keineswegs hygienischer. Das letztere beweist klipp und klar die Vergleichung der Zahl der venerischen Krankheiten in den mit Reglementierung beglückten Ländern und in solchen ohne Reglementierung.

Im ganzen und grossen ist die Zahl der Infektionen unter dem Reglementierungssystem mindestens so gross, wie ohne dasselbe und hängt ausserdem von vielen anderen Umständen ab. Hier auf Detailbeweise einzugehen, würde zu weit führen. Ich verweise auf die Schriften des Bundes der Abolitionisten (Zentralstelle Rue St. Léger 6 in Genf). Massgebend erscheint vor allem die meisterhafte, unparteiische Statistik Mouniers (in Holland 1889). Der abolitionistische Standpunkt gewinnt mit vollem Recht, selbst unter den Aerzten, immer mehr an Boden. Die Duldung der Kuppelei und die Regulierung der Prostitution waren ganz falsche Wege, um die venerischen Infektionen zu bekämpfen.

Mit der Beseitigung der Regulierung ist aber die Prostitutionsfrage noch nicht gelöst. Dieses rein negative Vorgehen genügt allerdings für die Kampftaktik der abolitionistischen Bewegung, keineswegs aber für die höhere Aufgabe der Bekämpfung der Ursachen des Uebels. Ist es einmal gelungen, den Vertrag des Staates mit dem schändlichen Gewerbe der Kuppelei und der Prostitution zu vernichten, so fängt erst die positive Arbeit an.

Es wird die Aufgabe späterer Kapitel unserer Arbeit sein, zu untersuchen, welche Heilmittel unserem heutigen sexuellen Un-

wesen abhelfen können, und wir wollen hier nicht vorgreifen. Einiges müssen wir aber an dieser Stelle schon den Befürwortern der Reglementierung der Prostitution aus ärztlichen, hygienischen Gründen zu bedenken geben. Sie schreien sehr laut, die Abolitionisten seien fanatische Schwärmer, die durch ihre Unwissenschaftlichkeit eine neue Sündflut venerischer Krankheiten über unsere Gesellschaft heraufbeschwören werden. Dass diese Angst völlig unbegründet ist, haben wir bereits gezeigt. Nie und nimmer kann die staatliche Regulierung und Konzessionierung des Weiberkaufes und -Verkaufes die venerischen Krankheiten bekämpfen und vermindern. Das Grossziehen eines naturwidrigen Lasters durch den Staat kann nicht hygienisch sein. Ausserdem sahen wir ja, wie prekär und sogar wie undurchführbar die gründliche Desinfektion der Dirnen ist, welche übrigens ohne gleichzeitige Desinfektion oder Beseitigung ihrer angesteckten Klienten ihren Zweck verfehlt. In der Tat sehen wir gerade in Frankreich, wo das System am frühesten und strengsten durchgeführt wurde, die venerischen Krankheiten furchtbar verbreitet, während sie in der Schweiz, wo die Reglementierung jetzt nur noch in Genf besteht, nachdem sie vor einigen Jahren auch im ganzen Kanton Zürich aufgehoben wurde, weniger verbreitet sind. Genf zeigt auch keineswegs bessere sanitäre Verhältnisse als andere Städte in der Schweiz, trotz seiner prunkhaften Bordelle, und Zürich hat zum zweitenmale durch eine erdrückende Volksmehrheit die früher durchgeführte Volksinitiative zur Abschaffung der staatlichen Duldung bestätigt. In wenigen anderen Städten, z. B. in Biel, werden von den Lokalbehörden, dem Gesetze zum Trotz, Bordelle geduldet. Diese sind aber nicht reglementiert.

Man hat ferner behauptet, die Zahl der Sittlichkeitsdelikte würde durch die Abschaffung der staatlichen Regulierung sich vermehren. Auch dieses Schreckgespenst beruht auf Täuschung. Weitaus die meisten, wenn nicht alle Sittlichkeitsdelikte beruhen auf geistigen Abnormitäten (siehe Kapitel VIII) oder auf den Folgen des Alkoholrausches und werden durch eine Organisation der Prostitution keineswegs eingedämmt. Auch hier wird die Behauptung der Regulierungsfreunde durch die Tatsachen Lügen gestraft. Dagegen ist es sicher, dass es nicht genügt, die Reglementierung zu unterdrücken, um die Prostitution und die Kuppelei zu bekämpfen.

Zunächst sollen strenge Gesetze gegen die Kuppelei erlassen werden. Dieselbe ist ein Verbrechen, denn es ist gewiss auch dann

im höchsten Grade rechtswidrig, mit dem Leib anderer Menschen Handel zu treiben, wenn diese sich selbst dazu hergeben. Es ist ein Verbrechen, das ähnlich wie der Sklavenhandel behandelt werden sollte. Es sollte nicht als Antragsdelikt betrachtet werden, weil ganz besonders oft die durch Kuppelei Geschädigten die Sache aus Schamgefühl selbst zu verheimlichen trachten. Der Staat sollte vielmehr ohne weiteres die Kuppelei von sich aus verfolgen, ähnlich wie Mord, Sittlichkeitsattentate, Sklavenhalterei etc. In der Tat gehört der Kuppler, das heisst der Bordellhalter, zu den schlimmsten Menschensorten, die es gibt. Freilich kommen hier, wie anderswo, mildere Formen vor, die das Gesetz entsprechend milder behandeln muss. Wir wollen nichts übertreiben und auch in diesem Gebiet das Strafrecht nicht als Vergelter und die Strafe nicht als Sühne betrachten, sondern beiden nur in der Umgestaltung als Schutzmittel der Gesellschaft und Besserungsmittel des Verbrechers Berechtigung zuerkennen.

Was nun die Prostitution selbst betrifft, so kann sie unmöglich als solche zum Vergehen gestempelt werden, ohne der ärgsten Willkür Tür und Tor zu öffnen. Der Staat kann einem Menschen nicht verbieten, über seinen eigenen Körper zu verfügen, ohne sich als Anwalt der Gottheit aufzuspielen und die Metaphysik, resp. die Religion wieder als Gesetzgeberin einzuführen. Er kann aber verlangen, dass der- oder diejenige, die sich prostituieren, die Oeffentlichkeit nicht stören und kann daher den „Strich“, resp. die sexuelle Provokation beider Geschlechter auf der Strasse durch Geldbussen oder kleine, bei Rückfall durch grössere mit Zwangsarbeit verbundene Freiheitsstrafen ahnden. Er kann ferner den venerisch Angesteckten beider Geschlechter das Recht zugestehen, auf dem Zivilweg denjenigen auf Schadenersatz zu verklagen, der ihn durch Ansteckung geschädigt hat. Letzteres Recht wird zwar von vielen bestritten. Für mich ist es vollständig klar, dass dieses Recht bestehen soll, sobald der Staat sich nicht mehr duldend und regulierend in die Prostitutionsangelegenheiten mischt. Solange der Staat die Prostituierten zwingt, sich ärztlich untersuchen und behandeln zu lassen, nimmt er die Verantwortung für ihre Reinigung auf sich. Klagt dann ein Angesteckter, so sollte er logischerweise heute den Staat und nicht die Prostituierte für Schadenersatz belangen oder, wenn nicht den Staat selbst, so doch den patentierten Kuppler. Ganz anders steht es mit der Verantwortung bei der freien Prostitution. Die Verbindung einer Dirne mit dem sie auf-

suchenden Manne beruht sozusagen auf einem Privatvertrag mit gleichen gegenseitigen Verpflichtungen und Rechten, wobei im Fall einer Schädigung der Geschädigte den anderen zu verklagen befugt sein sollte, wenn er die Tatsache, auf die seine Klage sich stützt, genügend beweisen kann. Wenn die Wurst, die ich beim Fleischer kaufe, verdorben ist oder von einem kranken Tier stammt und ich dadurch erkranke, darf ich mit Fug und Recht den Fleischer verklagen; ist umgekehrt die Wurst gut und gebe ich dem Fleischer ein falsches Geldstück oder schädige ich ihn dabei auf irgend eine Weise, so darf er mich mit ebensoviel Recht vor Gericht ziehen.

Diese Mittel sind jedoch nicht die Hauptsache. Um die Prostitution und die venerischen Krankheiten wirksam zu bekämpfen, sind gründliche Sozialreformen nötig. Erstens muss das schändliche moderne System der Ausbeutung des Armen durch ungenügende Bezahlung seiner Arbeit bekämpft und die soziale Wirtschaft gründlich umgestaltet werden. Zweitens muss die Sitte des Genusses narkotischer Mittel und speziell des Alkohols beseitigt werden. Drittens muss die falsche Scham der Menschen in Bezug auf die normalen geschlechtlichen Verhältnisse aufhören. Viertens müssen die Gefahren der venerischen Krankheiten und die Mittel zur Vermeidung der Ansteckung durch dieselben überall bekannt gegeben werden. Fünftens muss die Reinlichkeit überall und speziell im sexuellen Verkehr grosse Fortschritte machen und sechstens muss man für die Behandlung der venerischen Infektionen in Spitälern in anständiger und humaner Weise überall Vorsorge treffen und dabei das Schamgefühl beider Geschlechter, besonders aber der Frauen, schonen, so dass Angesteckte, die keine verkommenen Subjekte sind, nicht mehr Angst und Höllenqualen auszustehen brauchen, bis sie sich getrauen, sich einer sachkundigen Behandlung im Spital zu unterziehen. Ordnung und Diskretion gehören dazu, während tatsächlich heute die Spitalabteilungen für venerisch Kranke vielfach eher kleinen Bordellen als Krankenzimmern gleichen. Letzteres ist nicht zu verwundern, solange der Staat die durch seine Fürsorge aufs tiefste herabgewürdigten öffentlichen Dirnen, wenn sie erkranken, wie eine Pariaherde hineinpfercht und dadurch diese Abteilungen für Personen, die noch einen Funken Schamgefühl besitzen, unmöglich macht. Es ist nicht zu verwundern, wenn unter solchen Verhältnissen namentlich Frauen, sogar die anständigeren Prostituierten (denn es gibt solche) sich bis aufs äusserste dagegen sträuben, sich einer Spitalbehandlung zu

unterziehen und infolgedessen zu besonders schlimmen Infektionsherden werden. Eine würdigere und rücksichtsvollere Spitalbehandlung, ein humaneres und offeneres Verhalten in der ganzen Frage der Geschlechtskrankheiten überhaupt, und eine bessere Sonderung der Kranken nach ihrem Verhalten könnten solche Uebelstände wohl beseitigen. Die venerischen Kranken würden dann ohne grössere Ueberwindung sich zur Spitalkur stellen, als jetzt etwa Hautkranke und dergl., und könnten viel eher geheilt werden. In Italien ist bereits manches in dieser Richtung geschehen.

Zum Schluss möchten wir unsere Ueberzeugung dahin aussprechen, dass die Prostitution zwar gegenwärtig nur eingedämmt und qualitativ gebessert, aber nicht ganz unterdrückt werden kann, dass jedoch die Umgestaltung des sozialen Lebens, vor allem des Geldausbeutungssystems, sowie die Beseitigung des Alkoholgenusses die Prostitution schliesslich beseitigen und durch das viel weniger schlimme Konkubinat ersetzen kann.

4. Kokotten- und Maitressenwesen.

Die jetzt zu besprechende Gruppe ist wenig scharf begrenzt; sie bildet den Uebergang von der eigentlichen Prostitution zum ausserehelichen Liebesverhältnis, das heisst zum Konkubinat. Vom letzteren unterscheidet sie sich wesentlich nur durch ihre Eigenschaft als bezahlte „Liebe“, die jedoch selbst wieder ausserordentlich undeutliche Grenzen zeigt. Die Vorbilder der hierher zählenden Spielarten wurden besonders in Paris geliefert und charakterisiert. Sie werden gewöhnlich nach dortigem Jargon bezeichnet.

Die niedrigste Stufe bezahlter Weiber, die nicht mehr eigentliche Prostituierte sind, mag man Kokotten (früher Loretten) nennen. Sie sind kaum von den etwas verschämteren und nicht offiziell eingeschriebenen Prostituierten zu unterscheiden. Doch wollen wir darunter solche verstehen, die wenigstens den „Strich“ vermeiden und sich nicht ohne weiteres jedem hergelaufenen Manne verkaufen, sondern die eine gewisse Auswahl treffen und sich jeweils, wenigstens für recht kurze Zeit, immer an dasselbe oder dieselben wenigen männlichen Individuen halten. Eine ethisch höhere Stufe bildet die besonders früher bekannte Grisette oder die „Petite Femme“ des Pariser Studenten und ähnlicher Leute. Man kann dieses Verhältnis mit einer Art völlig freier und meistens nur kurz dauernder

Ehe vergleichen, bei welcher eine relative Treue herrscht. Die Grisette pflegte (wie übrigens manche freie Prostituierte) nicht nur von ihrem Liebhaber zu leben. Sie war vielfach Arbeiterin, Modistin, Näherin oder Ladenmädchen, war, früher wenigstens, relativ schlicht und einfach, liess sich aber doch nebenbei, um besser und vergnügter zu leben, von einem Mann unterhalten, mit dem sie wohnte und schlief, und dessen Haushalt (Zimmer) sie oft besorgte. In letzterer Beziehung wechseln die Verhältnisse übrigens sehr. Ein sehr häufiges ist heute das sogenannte Garni-Verhältnis, bei welchem der Mann und seine Kokotte zusammen ein Zimmer in einem sogenannten Hôtel-garni bewohnen. Aus diesem Grunde haben bekanntlich die Hôtel-garnis einen recht zweifelhaften Ruf. Anderemale stellt sich das Verhältnis dadurch etwas höher, dass das Zusammenwohnen intimer wird und dass das Mädchen allenfalls für ihren Geliebten kocht, näht und dergleichen Arbeiten besorgt. Doch geht dieser Fall bereits in eine höhere Ordnung über. Bei der Grisette ist eine gewisse Zuneigung und sogar Liebe durchaus nicht ausgeschlossen. Doch pflegen die Verhältnisse derart geregelt zu werden, dass die Liebe nicht sehr tiefen Fuss fassen kann, denn solche „Ehen“ pflegen, wie gesagt, von sehr kurzer Dauer zu sein und alle paar Wochen oder Monate zu wechseln, sodass die natürlichen weiblichen Liebesgefühle durch solche Polyandrie sich nach und nach abstumpfen. Es handelt sich hier schliesslich doch noch immer um ein „Nebengewerbe“. Es gibt Kokotten und Grisetten aller Stufen. Doch pflegen dieselben weniger mit den sehr Reichen, als mit Kleinbürgern, Studenten, Kommis, Arbeitern und so fort zu leben. Es ist eine Art geschlechtliches Verhältnis auf kurze Miete nach gegenseitigem Uebereinkommen. Dieses Verhältnis ist in den grösseren Städten sehr verbreitet, wo die Einwohner von einander weniger wissen und sich nicht um einander kümmern. An kleineren Orten, wo jeder den anderen kennt, ist es dagegen schwerer durchführbar.

Die höhere Stufe solcher Mittelverhältnisse kann man mit dem Ausdruck Maitressenwesen bezeichnen. Hier zeigt sich aber bereits deutlich der Uebergang zu den einfachen Konkubinatsverhältnissen, die auf Liebe beruhen, indem eine Maitresse nicht nur immer des Geldes wegen sich hingibt. Die Hetären der alten Griechen (siehe Kapitel VI, 17) entsprachen mehr oder weniger den modernen Maitressen, besonders den geistreicheren Maitressen grosser Männer. Georges Sand war eine Art Hetäre, aber aus

reiner Zuneigung, während die Geldfrage bei den Hetären eine grosse Rolle spielte. Es gibt bezahlte, kameradschaftlich auf gleichem Fuss mit ihrem Geliebten lebende, und sogar denselben unterhaltende Maitressen. Es muss heute ferner wesentlich unterschieden werden, ob eine Maitresse mit einem Unverheirateten oder mit einemVerheirateten lebt. Der typischere Fall ist derjenige, wo ein lediger Mann, der frei sein will, sich eine Maitresse nimmt, die zugleich seine Haushälterin ist und daher eine Art ungesetzlicher Ehefrau bildet, die deshalb zu jeder Zeit fortlaufen oder abgedankt werden kann. Manche Weiber geben sich dazu ohne weitere Bezahlung, nur für ihren Unterhalt her, für welchen sie wiederum ihre Hausarbeit leisten. Hier treten wir aus dem eigentlichen Selbstverkauf heraus. Der Vertrag kann auf bestimmte oder unbestimmte Zeit geschlossen werden, ist aber in der Regel viel dauerhafter, als das Grisetten- und erst recht als das Kokottenverhältnis. Man kann bei solchen Verhältnissen die Wirkung des Geldes sofort herausfühlen, da der Ton des Mannes einer bezahlten Maitresse gegenüber ein ganz anderer, viel gröberer und viel verächtlicherer zu sein pflegt, als einer unbezahlten gegenüber. Bei den regelrecht bezahlten Verhältnissen pflegt die Liebe nicht viel intensiver und dauerhafter zu sein, als beim Grisettenwesen, mit welchem es fast zusammenfällt. Es gibt auch verheiratete Maitressen.

Zolas Nana prostituiert sich regelrecht mit reichen Leuten. Daneben ist sie die untertänige Maitresse oder Konkubine des Fontan, der die Rolle eines höheren Zuhälters spielt, während sie sich ausserdem in den kleinen Georges idyllisch und echt verliebt. Der Theaterdirektor Bordenave will mit Recht, dass man sein Theater ein Bordell nennt. Er ist auch eher ein Kuppler als ein Theaterdirektor. Man sieht aus diesem freilich etwas konzentrierten und drastischen Beispiel, wie elastisch und ineinanderfliessend alle diese Begriffe sind.

Viel heikler ist das Maitressenwesen bei verheirateten Männern. Hier haben wir auch nur diejenigen Fälle zu besprechen, die bezahlt werden. Solche kommen bei verheirateten Männern meistens nur dann vor, wenn die Ehe zerrüttet ist, sei es, dass Mann und Frau getrennt, sei es, dass sie in Hader leben. Umgekehrt kann ein verheirateter Mann bei innigen Familienverhältnissen dennoch Prostitutionshäuser und Privatprostituierte heimlich oder auch mit Wissen seiner Frau besuchen, weil dieselben mit den Familien-

verhältnissen nicht direkt interferieren. Man hat auch diesen traurigen Grund benutzt, um die Prostitution zu verteidigen. Freilich bestehen oft genug heimliche Liebesverhältnisse bei Verheirateten und dafür wird auch der Ausdruck „Maitresse“ vielfach gebraucht. Doch spielt hier das Geld keine oder eine andere Rolle. Häufig handelt es sich freilich um Intrigantinnen, welche versuchen, einen Mann seiner Frau abwendig zu machen, um ihn samt Vermögen zu heiraten, oder auch umgekehrt um männliche Intriganten, die Ehefrauen verführen. Wir deuten diese Verhältnisse nur an, um zu zeigen, wie schwer es oft ist, die bezahlte Maitresse von der Messaline resp von dem libidinösen Weibe zu unterscheiden, deren sexuelle Abenteuer nicht auf Geldinteressen beruhen.

Bei Kokotten, Grisetten und bezahlten Maitressen pflegen Kinder selten zu entstehen. Diese Weiber, wenigstens die höheren Sorten derselben, sind zwar venerisch viel weniger oft infiziert als die Prostituierten. Dafür sind sie aber gebildeter, geriebener, komplizierter und verstehen sich darauf, Mittel anzuwenden, die die Zeugung verhindern. Das Schicksal der Kinder solcher Weiber, die sich für Geld hergeben, pflegt in den meisten Fällen recht traurig zu sein. Es sind keine Früchte der Liebe, sondern eines meistens unnatürlichen, aus Genusssucht, Leichtsinn und Faulheit entstandenen Verhältnisses. Das Kind erscheint als Störenfried. Man pflegt es dann im Keime durch künstlichen Abortus abzutreiben oder nach der Geburt irgend einer Engelmacherin zu geben, die für seinen baldigen Tod sorgt. Es gibt freilich bessere Qualitäten verkaufter Weiber und man sieht sogar ganz gewöhnliche Bordelldirnen ihre gelegentlich erzeugten Kinder mit wahrer Mutterliebe versorgen und pflegen, während manchmal umgekehrt Damen aus der höchsten Gesellschaft für Beseitigung eines unehelichen Kindes am ehesten und eifrigsten besorgt sind, weil die Sache für sie viel kompromittierender ist. Sogar gewisse Ehefrauen pflegen den künstlichen Abortus aus purer Bequemlichkeit herbeizuführen.

Wir haben die eben besprochene vierte Gruppe hier nur ihres Verhältnisses zum Merkantilismus wegen in Betracht gezogen. Alle diese Verhältnisse sind aus dem Grunde unnatürlich und unwürdig, weil es sich um einen Verkauf des eigenen Körpers handelt. Verkaufte Liebe ist keine Liebe. Sie ist ein schmählicher Vertrag zur Befriedigung des niedrigsten, tierischen Sexualtriebes des Mannes. Gelegentlich kommen auch ähnliche Verträge vor im anderen oder umgekehrten Sinne, indem ein Homosexualer oder Urning (siehe

Kapitel VIII) sich zur Befriedigung seines abnormen Triebes junge Männer kauft oder indem ein nymphomanisches Weib sich, wenn auch in verblümter Form, arme aber schöne Männer zum Beischlaf anschafft.

So ekelerregend der Inhalt des ganzen vorstehenden Kapitels ist, so notwendig ist es, sich seine heutige Tragweite klar und unverfälscht vor Augen zu führen. Die Prostitution, die Geldehe und das bezahlte Konkubinat sind alle, jedes in seiner Weise, zur Korruption und Entartung führende Einrichtungen, die in Verbindung mit den Alkoholtrinksitten, den Hazardspielen und der Geldjagd überhaupt unsere moderne Kulturmenschheit zugrunde zu richten drohen. Die grösste Monstrosität darunter ist wohl die staatliche Organisation der Prostitution. Dieselbe muss unbedingt ausgerottet werden.

Die Göttin Venus oder Aphrodite war bei den Alten das Sinnbild der Schönheit und der Liebe. Fruchtbar und sehnsüchtig, wenn auch tückisch, verkörperte sie nicht nur natürliche menschliche Begierden, sondern auch künstlerische und humane Ideale. Zwei Aftergötter reichen sich jedoch heute immer frecher die Hand, um sie in den Kot zu ziehen, nämlich Bacchus, der aus ihr eine gemeine und rohe Bestie macht und der Götze Mammon oder das goldene Kalb, der sie in eine feile Dirne verwandelt, während anderseits starrer, neidischer oder heuchlerischer religiöser Asketismus ihr immer wieder eine Zwangsjacke anzulegen versucht. Möge die moderne Kultur noch die Kraft finden, sie zugleich aus jener Zwangsjacke und aus der Tyrannei der beiden genannten infamen Zuhälter zu befreien, dann wird die Göttin der Liebe wieder im alten Glanz am Himmel der Menschheit und ihres Glückes erstrahlen.

Kapitel X.

Einfluss der äusseren Verhältnisse auf das Sexualleben.

So gewaltig auch das auf der Grundlage uralt-phylogenetisch ererbter Triebe aufgebaute Sexualleben des Individuums von innen heraus sich geltend macht, so unzweifelhaft ist es anderseits, dass bei einem derart komplizierten Organismus wie der Mensch mit seinem vielseitigen Hirnleben die Angewöhnung und die Anpassung an äussere Verhältnisse des Lebens einen ungeheuren Einfluss auf Sexualtrieb und Liebe ausüben. Wir wollen hier die auffälligsten bezüglichen Erscheinungen untersuchen, sofern sie nicht in anderen Kapiteln behandelt sind.

Klima. Wir sahen schon am Schluss des Kapitels VI, dass das Klima offenbar in der Weise auf das Sexualleben einwirkt, dass eine grössere Wärme dasselbe intensiver zu gestalten pflegt. In heissen Ländern werden die Menschen meistens frühzeitig geschlechtsreif und mehr zu sexuellen Exzessen geneigt. Andere Einwirkungen des Klimas kenne ich nicht. Es ist auch möglich, dass indirekt der grosse Einfluss, den das Klima auf die ganze Existenz des Menschen ausübt, vor allem die schwereren Lebensbedingungen, sowie die härtere Arbeit, zu welcher die Völker der kalten Zonen gezwungen sind, die Intensität ihres Geschlechtslebens dämpfen. In heissen Ländern braucht man weder Heizung noch komplizierte Wohnräume und Kleider; der Lebensunterhalt vereinfacht sich enorm und das alles reizt den Menschen zu einem intensiveren Sexualleben.

Landleben, Stadtleben, Vereinsamung, Geselligkeit und Fabrikleben. Die geselligen Verhältnisse des Menschen üben einen ausserordentlichen Einfluss auf sein Geschlechtsleben aus. Lehrreich sind in dieser Hinsicht die bei Eremiten und einsam lebenden Farmern beobachteten Zustände. Die grosse Vereinsamung führt den Menschen in der Regel zu grillenhafter Ent-

artung und melancholischer Verstimmung, wenn er nicht einen grossen Wissensschatz in eine zur stillen Verarbeitung desselben gesuchte Einsiedelei mitnimmt. Dann aber ist das Experiment unrein, denn er hat diese Schätze vorher in einer Kulturgesellschaft erworben, mit der er im Geiste in seiner Abgeschiedenheit weiterlebt. Ganz anders bei dem geistig Oeden, oder bei dem Einsiedler von Jugend auf. Dieser wird eine Art Wilder, kehrt zu den Urzuständen zurück, wird scheu und geistig verkümmert. Der Erwachsene, der ohne geistiges Kapital als Farmer in die Einöde zieht, neigt auf die Dauer stark zu Seelenstörungen, was in Nord-Amerika häufig beobachtet wird, wie mir mein verstorbener Freund, Professor E. C. Seguin in New-York versicherte. Derselbe war ein sehr guter Kenner dieser Verhältnisse und Nervenarzt. Der ganz oder nur in Gesellschaft nächster Familienglieder Vereinsamte neigt ausserdem sehr oft zu sexuellen Abnormitäten, welche durch die Verhältnisse ihm nahe gelegt werden, wie Blutschande, Sodomie, Päderastie und Onanie.

Umgekehrt weisen unzweifelhaft die Ackerbau treibenden Menschenvereinigungen auf dem Lande die gesundesten sexuellen Verhältnisse, wie die gesundesten Verhältnisse überhaupt auf. Man sieht dies nicht nur bei den im Kapitel VI erwähnten Franzosen im Landbau treibenden Kanada, sondern überall bei gesunder, selbständig betriebener Landwirtschaft, wenn der Boden relativ gleichmässig unter den Einwohnern geteilt ist. Die Bauernfamilien zeugen durchschnittlich mehr und viel gesündere Kinder als die Familien der Städter. Mögen auch in den modernen Städten dank der ärztlichen hygienischen Kunst vielfach mehr Kinder am Leben bleiben als auf dem in dieser Hinsicht nachlässigeren und weniger begünstigten Lande, so sind dafür die Kinder vom Lande besser geartet und in allen Beziehungen durchschnittlich gesünder und kräftiger. Ich konnte dies lange Jahre hindurch als Irrenanstaltsdirektor selbst feststellen. Das Stadtmaterial beider Geschlechter war meistens als Wartpersonal unbrauchbar. Zwar lernte es gewöhnlich schneller den Dienst, hatte aber weder Geduld noch Ausdauer, noch Charakter, noch war es bei genauerer Prüfung geistig und körperlich leistungsfähig. Die Landkinder dagegen waren anfangs schwerfällig, ungelenkig, zeigten sich aber zusehends brauchbarer und tüchtiger. Diese Bemerkung kann man überall machen. Sie beweist ganz klar, dass die Keimanlagen des Bauernkindes durchschnittlich besser

sind als die des Stadtkindes. Letzteres bringt freilich seine Keimfähigkeiten durch Verkehr und Schliff früher, rascher und vollständiger zur Entfaltung als das Bauernkind, das daher zurückgebliebener, weniger beanlagt erscheinen kann, auch wenn es tatsächlich tüchtiger ist als das Stadtkind. Dadurch wird der oberflächliche Beobachter getäuscht. Auch bildet und unterhält das Landleben im menschlichen Organismus mehr Kraftreserve als das Stadtleben. Die sexuellen Exzesse sind auf dem Lande viel weniger unnatürlich und bestehen in der Regel in Konkubinat, ehelicher Untreue, sowie gelegentlich in Prostitution, die jedoch bei einer kleinen Bevölkerung, wo jeder ganz genau den andern kennt, niemals grosse Ausdehnung gewinnen kann. Ein eingehendes Studium der Alkoholfrage hat mir bewiesen, dass die sexuellen Schäden und auch die erblichen Entartungen auf dem Lande fast lediglich dem Alkoholismus und der dadurch bewirkten Blastophthorie (siehe Kap. I) zu verdanken sind. Nur wenn durch Fabriken, Bergbau und dergleichen ungesunde Erwerbsverhältnisse geschaffen werden, die das Leben der Landbevölkerung umgestalten, treten auch bei ihr die Schäden der Stadt, oft sogar in erhöhtem Masse auf.

Die Gesellschaft der grossen städtischen Zentren setzt sich aus vielen einzelnen Kreisen zusammen, die wenig oder gar nicht unter einander in Berührung kommen, nichts von einander wissen, und sich nicht um einander kümmern. Das einzelne Individuum ist nur in seinem Kreise bekannt. Dies ermöglicht ein Wuchern des Lasters im Dunklen, das verderblich wirkt. Dazu kommen die vielfach schlechten, unhygienischen Wohnräume, das aufregende Leben, die unzähligen Vergnügungen, was alles eine unnatürliche, gehetzte Existenz bedingt. Die Lebensbedingungen des Menschen: Luft, Licht, freie Natur, hinreichende und nicht zu einförmige Bewegung und Arbeit sind im Stadtleben, speziell bei dem Armen, verkümmert. Als Ersatz bietet man ihm künstliche ungesunde Nachtvergnügungen, eine ungestrafte, von der öffentlichen Meinung unbeachtete Prostitution, mit allen ihren geschilderten Gefahren und Folgen, während er in wirklich gesunder, natürlicher Liebe erzeugte Kinder kaum anständig erhalten, ernähren und erziehen kann. Das sind die bekannten Bedingungen des Stadt-Proletariats, die heute so viel besprochen werden, dass wir uns nicht lange darüber verbreiten wollen. Besonders schlimm sind neben der Prostitution und den venerischen Krankheiten die furchtbaren

Wohnverhältnisse vieler proletarischer Zentren, die zu einer infamen Promiscuität führen.

In fast noch erhöhtem Masse gilt das Gesagte von Fabrikzentren, Bergwerkbezirken etc. Hier verkommen Menschen bei einseitiger, ungesundester Arbeit in schlechten Räumen und unter den schlimmsten sexuellen Verhältnissen. Alkohol, Prostitution, Promiscuität verbinden sich mit Spiel und Tand, um Fabrikbevölkerungen vollständig degenerieren zu lassen. Die hochgradige körperliche und geistige Entartung eines Fabrikvolkes konnte ich im Kanton Zürich zur Genüge studieren. Die allerunbrauchbarsten Personen für den oben erwähnten Wärterdienst in der Irrenanstalt waren frühere Fabrikarbeiter beider Geschlechter. Dieselben waren körperlich, geistig und moralisch meistens so verkümmert, dass sie oft einfach zu nichts anderem mehr, als zu ihrer bisher geübten einen, automatischen Beschäftigung des Seidenwebens oder Seidenwindens oder dgl. zu gebrauchen waren. An vielen anderen Orten steht es noch schlimmer, so z. B. unter dem polnischen Judenproletariat in Warschau, unter der Bevölkerung gewisser belgischer Minenbezirke etc. Schamgefühle, ethische Gefühle und Gesundheit gehen gemeinsam in diesem Pfuhl zugrunde. Fabrikmädchen sind grossenteils mit Dirnen fast identisch. In belgischen, alkoholisierten Industrie-Bezirken begatten sich vielfach die Menschen, wie Tiere, nachts auf den Strassen, nicht viel feiner, als betrunkene Kaffern in Süd-Afrika. Was bleibt da übrig für Liebe, Familie, Kindererziehung und was zu hoffen von der Nachkommenschaft eines solchen Geschlechtes? Da sind doch gewisse etwas rohe, aber menschlich natürliche Konkubinats- und Ehesitten der Bauern noch Gold dagegen.

Hier müssen wir einer sehr interessanten und äusserst modernen Erscheinung gedenken, die ich kurz folgendermassen bezeichnen möchte: Die ungeheure Entwicklung und Verbilligung der Verkehrsmittel, verbunden mit den Fortschritten der Wohnungshygiene, wecken und fördern immer mehr das moderne Bestreben, die Stadt auf das Land und gleichzeitig das Land in die Stadt zu verpflanzen resp. beide einander ähnlicher zu gestalten, und darin erblicke ich die Möglichkeit einer Rettung für die Zukunft. Bereits die modernen amerikanischen Städte zeigen durch ihre ungeheure räumliche Ausdehnung und dadurch, dass jedes Haus eine von Gärten umgebene Villa bildet, eine grosse Tendenz, landähnlich zu werden. Die elektrischen Tramways kürzen die Entfernungen ab, was diese

Bauart erleichtert. Gelingt es der Technik — und daran ist kaum zu zweifeln — die Verkehrsmittel noch billiger und einfacher zu gestalten und überall ins Land hineinzutragen, so wird nach und nach auch die amerikanische Stadt nicht mehr nötig sein. Man wird auf dem Lande selbst alle wirklichen und ernsten Vorteile des Stadtlebens geniessen können, ohne dafür die Nachteile der Stadt-Promiscuität zu haben. Der Nachteil des Landes besteht in der Verkümmerung der natürlichen, geistigen Anlagen infolge des Mangels an Anregung. Durch die verbesserten Verkehrsmittel kann jedoch diese geistige Anregung dem Lande immer mehr zuteil werden. Agropolis (städtisches Land oder ländliche Stadt) könnte man eine solche zukünftige Gestaltung des Bodens eines Kulturstaates bezeichnen, wie ich sie im Auge habe. Auf diese Weise entsteht die Möglichkeit, ein idealeres geistiges und Gemütsleben der Menschen zu erreichen und dasselbe mit einem gesunderen und ebenfalls idealeren Geschlechtsleben zu verbinden. Der Bauernstand ist der Ehe günstig, nicht nur deshalb, weil er der Prostitution keinen rechten Boden bietet, sondern auch, weil die Tatsache, dass man einander auf dem Lande viel besser kennt, die Gefahr der venerischen Krankheiten bedeutend vermindert und weil eine gesunde Nachkommenschaft dem Eheglück und der Ehebeständigkeit förderlich ist. Man hat vielfach gegen die Unmoralität gewisser sexueller Bauernsitten vom kirchlichen Standpunkte aus entrüstet gesprochen. Dieselben bestehen gewöhnlich darin, dass Knaben und Mädchen vor der Ehe in verschiedenen Formen frühzeitig einen freien geschlechtlichen Verkehr pflegen. Derselbe kommt vielfach einer Art Probe nahe, wie wir sie bei wilden Völkern (siehe Kapitel VI) als Probeehen kennen lernten. Menschen, welche die Prostitution dulden, sollten sich ihrer Heuchelei oder dann ihrer ethischen Verdrehtheit schämen, wenn sie dem Bauernstand über seine natürlichen, unehelichen Verhältnisse Moralpredigten halten. Wie gesund das Landleben für die Kinderentwicklung ist, ersieht man aus den Erfolgen der Ferienkolonien für Stadtkinder.

Selbstverständlich gibt es dennoch andere Ursachen, die auch auf dem Lande Entartungen hervorrufen, z. B. gewisse Endemien, das Myxoedem, die Malaria, die Isolierung, in der gewisse Stämme (Chimilas in Kolumbien z. B.) leben und die sie zur Verwahrlosung und Abstumpfung führen, die fortgesetzte Inzucht und dergleichen mehr.

Am schlimmsten sind wohl die Verhältnisse des Grossstadtproletariates, mit welchem sich meistens das Verbrecherproletariat vergesellschaftet. Im Kreis der Kuppler, Gauner, Gewohnheits- oder Anlageverbrecher etc bildet sich eine eigene Lebensanschauung, nach welcher der geriebenste Schurke zum angesehensten Individuum wird. Zeigt ein Kind entsprechende erbliche Anlagen, so ist es „vielversprechend“. In dieser Gesellschaft werden brave Kinder, die altruistisch empfinden, als Störenfriede, Spielverderber oder Dummköpfe angesehen und entsprechend vielfach verachtet, gehasst und oft misshandelt. Umsomehr ist es Pflicht des Staates und der Philanthropie, sich der armen Kleinen anzunehmen.

Die einzelnen erwähnten schädlichen Einflüsse sind natürlich nicht allmächtig Sie wirken ferner vielfach zusammen mit den anderen Schädlichkeiten auf das Sexualleben. Es kann sexuelle Verkommenheit auf dem Lande und Normalität in einer Stadt zum Beispiel vorkommen, je nachdem andere Einflüsse sich geltend machen; man muss sich überall hüten, die Wichtigkeit eines einzelnen Faktors zu übertreiben oder zu verallgemeinern. Ein alkoholisiertes Dorf kann schlimmere, ungesundere sexuelle Verhältnisse aufweisen als eine reinliche, nüchterne, solid verwaltete Stadt

Vagabundentum; Familie Zero. Im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie 1905 erzählt Dr. Joerger die sorgfältig beobachtete Geschichte mehrerer Generationen der Nachkommen eines Vagabundenpaares (Familie Zero). Es ist geradezu erschreckend, zu sehen, wie nahezu sämtliche Mitglieder dieser Familie zu Vagabunden, Dieben, Prostituierten und sonstigen sozialen Schädlingen geworden sind. Es sind deren eine sehr grosse Zahl. Die Gemeinde hat sich mancher Individuen völlig vergebens durch gute Erziehung von Jugend auf angenommen; sie liefen der Schule und anständigen Familien davon, um ein Vagabundenleben zu beginnen. Bei anderen dagegen konnte die Erziehung etwas, wenn auch nichts besonders Glänzendes erreichen. Der Alkoholismus und seine Blastophthorie spielt in dieser Familie eine bedeutende Rolle.

Wir verweisen auf das Original. Wenn wir diesen Fall hier anführen, so betonen wir, dass wir ihn ebensogut bei der Blastophthorie, bei der Vererbung oder im Kapitel VIII bei den Einwirkungen des Alkohols hätten anführen können, denn alle diese Faktoren wirken mit dem Einfluss der vagabundierenden Lebensweise zusammen, um das schreckliche Resultat herbeizuführen. Es

ist nicht anzunehmen, dass die im Kapitel VII, Seite 195 (Anmerkung) erwähnten mnemischen Prozesse in der für den Menschen so kurzen Zeit von zwei bis drei Jahrhunderten merklich mitwirkten. Freilich stammte die Stammmutter der Familie Zero selbst aus einem Vagabundengeschlecht Norditaliens. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich hier der alkoholischen Blastophthorie in Verbindung mit den zum Vagabundenleben gehörenden immer wiederholten unglücklichen Keimkonjunktionen die Hauptschuld an dieser typischen Familien- oder Gruppenentartung zuschreibe, in welcher die sexuelle Depravation gewaltig vorherrscht und die ich jedem, der nachdenken will, zum eingehenden Studium angelegentlichst empfehle.

Amerikanismus. Unter Amerikanismus möchte ich eine ungesunde Erscheinung im Sexualleben bezeichnen, die besonders auf Anschauungen des nordamerikanischen Milieus beruht und wohl auf die Dollarjagd, das heisst auf die rücksichtslose individuelle Geldkonkurrenz, wie sie in den Vereinigten Staaten viel mehr noch als anderswo herrscht, zurückzuführen ist. Ich will von dem unnatürlichen Leben der Nordamerikaner und speziell von dem unnatürlichen Sexualleben der Amerikanerinnen sprechen. Der Nordamerikaner verachtet die Landarbeit und überhaupt die Handarbeit, vor allem für die Frauen, aber auch für die Männer. Er möchte alles durch Maschinen und Handel ersetzen, zentralisieren etc., um nur geschäftlich geistig zu leben und entsprechend zu geniessen. Amerikanische Frauen halten es für eine Herabwürdigung des Weibes, etwas schwerere Muskelarbeit und besonders Landarbeit zu verrichten. Das sind Ueberreste aus der Zeit der Sklaverei, wo man alle solche Arbeiten den Negern überliess und vielfach heute noch überlässt. Weil sie möglichst lange jugendfrisch bleiben, sich einen rosigen Teint bewahren und das Welken ihrer Reize vermeiden möchte, weil sie ausserdem die Gefahren, Schmerzen und Folgen der Niederkunft, sowie die Last der Kinder fürchtet, zeigt ferner die Nordamerikanerin (ich spreche nicht vom französischen Kanada, wo die Sitten ganz andere sind) im allgemeinen eine grosse Abneigung gegen Schwangerschaften, Geburten und Kinderstillen, überhaupt gegen grössere Familien. Da ausserdem seit der Negerbefreiung die Dienerschaft in den Vereinigten Staaten ausserordentlich kostspielig ist, hilft man sich immer mehr mit einer Art Hotelleben (Boarding-House) und es liegt darin ein weiterer Grund für Frauen, mit allen Mitteln gegen die Kindererzeugung zu arbeiten und eine zahlreiche Familie zu fürchten. Es liegt auf der

Hand, dass diese Art Frauen-Emanzipation durch und durch ungesund ist und zu sozialer Entartung führt. Ohne Einwanderung von aussen würde infolgedessen die arische (europäische) Mischrasse Nordamerikas eher allmählig aussterben als zunehmen, und durch Chinesen und Neger ersetzt werden. Wie der Mann, muss die Frau arbeiten und ihrer natürlichen Bestimmung folgen. Die Rasse, die das nicht versteht, geht zugrunde. Das weibliche Lebensideal soll nicht sein, Romane zu lesen oder in Schaukelstühlen zu liegen, allenfalls in Bureaux zu schreiben, um möglichst lange einen feinen Teint zu behalten, sondern kräftig und gesund sich zu entwickeln, an der Seite des Mannes körperlich wie geistig zu arbeiten, und recht viele geistig und körperlich gesunde Kinder zu erzeugen. Das hindert durchaus nicht, die Kindererzeugung da einzuschränken, wo geistige und körperliche Gesundheit, Fähigkeiten und Kraft fehlen.

Wirtshaus und Alkohol. Ich will hier nicht auf das zurückkommen, was ich im Kapitel I über die Blastophthorie, im Kapitel VIII unter III, 9 von der Einwirkung des Alkohols auf die Keime unserer Nachkommen, auf das Gehirn und auf das sexuelle Leben, sowie im Kapitel IX von seinen Beziehungen zur Prostitution gesagt habe. Ich will nur noch die schlimmen Einwirkungen des Wirtshausmilieus erwähnen. Die Trinksitten wirken korrumpierend auf das ganze Sexualleben. Wie wir bei der Prostitution und der Kuppelei sahen, sind sie der Träger ihrer schmutzigsten Formen, bilden sie ein Hülfsmittel zur Verführung der Mädchen und zur Unterhaltung des ganzen schändlichen Gewerbes. Ich brauche nur noch die Animierkneipen und die Wirtshauskellnerinnen zu nennen, um den verderblichen Einfluss des Alkohols auf das Sexualleben anzudeuten. Durch das Trinken werden Mann und Weib sinnlich und roh, zugleich aber auch unbedacht, nachlässig, alle Vorsicht vergessend. Ich habe das Verhältnis der venerischen Infektion zum Alkohol statistisch festzustellen gesucht und bei einer Zusammenstellung von rund zweihundert Fällen gefunden, dass in zirka 75 Prozent der Infektionen ein erheblicher Alkoholgenuss vorausgegangen war. Die meisten der Erkrankten waren beim infizierenden Beischlaf „leicht angeheitert und infolgedessen unternehmend und sorglos gewesen“ (Wiener med Wochenschr. 1901, Nr. 16).

Das Wirtshaus entfremdet den Menschen dem häuslichen Herd. So geht die Alkoholisierung eines Volkes Hand in Hand mit seiner sexuellen Entartung. Diese Tatsache müssen wir viermal unterstreichen, denn kein Milieu ist einem gesunden Sexual-

leben so ungünstig, wie dasjenige, wo der Alkohol herrscht. Das Trinken wirkt direkt dem Bevölkerungszuwachs entgegen. Man kann es in Russland sehen, wenn man die enthaltsamen Dissidenten mit den übrigen trinkenden Russen vergleicht. Blastophthorisch, das heisst keimverderbend, wirkt übrigens nicht nur der chronische Alkoholgenuss, sondern auch der einmalige Rausch. Es sei hier nochmals auf die bereits besprochene Statistik des Dr. Bezzola (Zeugungsmaxima der Idioten) hingewiesen. Daraus und aus vielen anderen Tatsachen geht hervor, wie verderblich die Konsequenzen der im Rausch unternommenen Begattung oft sind. Ich habe selbst speziell viel über die Rassenentartung durch die Alkoholtrinksitte geschrieben und verweise hier noch auf v. Bunge's Schrift „Alkoholvergiftung und Degeneration“, Leipzig 1904 bei Johann Ambrosius Barth, sowie auf mein Buch über „Hygiene der Nerven und des Geistes“, Stuttgart 1903 bei Ernst Heinrich Moritz. Gäbe die Menschheit den Alkohol als Genussmittel auf, so wäre ein grosser Teil der sexuellen Frage im günstigsten und gesunden Sinne gelöst.

Reichtum und Armut. Während auf einer Mittelstufe der Kultur der Reiche viele Frauen und viele Kinder zugleich als Bedingung und als Produkt seines Reichtums betrachtet, sehen wir eigentümlicherweise in unserer heutigen Kultur die Zahl der Kinder mit dem zunehmenden Reichtum sich vermindern. Einerseits sind die Kinder keine Quelle des Reichtums mehr, sondern verursachen heute, besonders bei höheren Kulturansprüchen, viele Kosten; anderseits hat die höhere soziale Stellung der Frau ihr Angst vor der Schwangerschaft eingeflösst. Die grössere Raffiniertheit ihres Lebens macht sie auch schwächer und empfindlicher, sodass sie die Erzeugung der Kinder weniger gut erträgt. Diese letzteren Erscheinungen, die im oben besprochenen Amerikanismus einen geradezu pathologischen Grad erreichen, sind durchaus ungesunde Auswüchse unserer Kultur. Die Geldehe (Prostitution des Reichen) haben wir im Kapitel IX besprochen; ebenso die vielfach als Folgen der Armut erscheinende Prostitution. Das Geld beeinflusst somit in hohem Grade unser Geschlechtsleben. Hier zeigt sich im allgemeinen die Tatsache, dass ein mässiger Wohlstand, der zwar eine Existenz ohne Not und Sorge um ein dürftiges tägliches Brot und unter hygienisch günstigen Bedingungen zulässt, den Menschen jedoch noch zur Arbeit für seinen Lebensunterhalt zwingt, die gesundesten sexuellen Verhältnisse, wie überhaupt die gesundesten Lebensverhältnisse im allgemeinen zur Folge hat. Der Reiche ver-

kommt sexuell infolge des Luxus, der Exzesse, der Faulheit und dadurch, dass er meistens schon als Kind verzogen wurde. Der Arme verkommt durch mangelhafte Ernährung, ungesunde Wohnverhältnisse, vernachlässigte Erziehung und lasterhafte Beispiele, die bei ihm, am entgegengesetzten Pole, in manchen Punkten mit denjenigen des Reichen übereinstimmen, indem Ausbeuter und Ausgebeutete sich hier im Kot zusammenfinden. So zum Beispiel beim Spiel, bei der Prostitution und bei den sexuellen Abnormitäten, wo der Arme den Erpresser und der Reiche den Ausgesogenen darstellt, während letzerer anderseits indirekt als sozialer Ausbeuter viel zur Prostitution beiträgt.

Verderblich wirkt das Geld, wie wir schon sahen, überhaupt auf die sexuellen Verhältnisse, indem es dieselben aus ihren natürlichen Bahnen ablenkt, den Coitus zum reinen Genussspiel und die Ehe oder den Begattungsakt als solchen (letzteres bei der Prostitution) zum Spekulationsgegenstand, resp. den Leib armer Mädchen zum Kaufobjekt herabwürdigt.

Die immer wachsende Leichtigkeit, sich bei unseren heutigen Verhältnissen Geld auf alle mögliche andere Weise als durch Arbeit zu verschaffen, korrumpiert aber das Geschlechtsleben nicht nur beim schwelgenden Reichen und beim darbenden Proletariat, sondern leider auch im Mittelstand. Ein normales und gesundes Geschlechtsleben will durch redliche und konsequente Arbeit verdient sein. Wir sagten im vorigen Abschnitt, dass die Lösung der sexuellen Frage zu einem Teil von der Beseitigung des Alkoholgenusses abhängt. Wir können hier wohl hinzufügen, dass ein anderer Teil derselben durch die Beseitigung der Quelle der Geldsucht zu lösen wäre. Könnte die Menschheit für das soziale Wohl ohne den Köder des privaten Geldvorteils arbeiten, so würden sofort die sexuellen Verhältnisse in natürlichere Bahnen einlenken; nur ist hier die Formel der praktischen Durchführung der Sache ausserordentlich schwierig zu finden. Sicher bleibt es indessen, wie wir schon sahen, dass Geld und Alkohol die zwei grössten Entartungsfaktoren des Sexuallebens und der Liebe bilden.

Adel und Stände. Bis zu einem gewissen Grad spielten und spielen auch noch die sogenannten Klassen- und Standesunterschiede eine Rolle im Sexualleben. Dies ist ganz besonders da der Fall, wo gewisse Standessitten oder Standesvorurteile einen besonderen Ehekodex vorschreiben. Die Inzucht des hohen Adels und der Herrscherfamilien, die nur unter sich heiraten dürfen, hat

bekanntlich eine bedenkliche Entartung zur Folge gehabt. Sie war ursprünglich aus der Idee entsprungen, reines Adelsblut zu erhalten. Bis zu einem gewissen Grad hat sie früher zur Erreichung dieses Zweckes auch beigetragen. Doch wirkt die Einseitigkeit jener Auslese auf die Dauer verderblich. Anderseits hatte aber vor allem ihre Strenge zur Folge, dass der Adel sich für lästige konventionelle Verbindungen in ausserehelichen Ausschweifungen zu entschädigen trachtete und dass dabei adelige und sogar gekrönte Müssiggänger sich nicht etwa in tüchtige, arbeitsame Mädchen, sondern in liederliche Schauspielerinnen, Balletttänzerinnen, hysterische Sirenen und Abenteurerinnen der verschiedensten Art zu verlieben pflegten! Besonders seitdem der Adel infolge des Zusammenbruches der Feudalherrschaft seinen wahren Daseinsgrund verloren hat, lebt er nur noch aus Traditionen und entartendem Müssiggang, sofern er, jenen Traditionen treu bleibend, sich nicht dem modernen Arbeitsleben anpasst. Er behält dann vom Alten nur die Laster. Die qualitativ höchst zweifelhaften Früchte der eben erwähnten ausserehelichen Verbindungen des Adels wurden vielfach später doch in den Adelstand erhoben. Könige und Fürsten adelten auch die häufig unwürdigen Geschöpfe selbst, die ihre sinnliche Leidenschaft zu erregen und auszubeuten verstanden, und man darf sich nicht darüber verwundern, dass aus einer derartigen Zuchtwahl entartete Produkte hervorgingen, in deren Adern höchst adeliges mit Blut (resp. Keimesenergien) der schlimmsten Menschensorten, sogar des Verbrecher-Proletariates, gemischt kreiste. Eine andere Ursache und zugleich ein Zeichen der Entartung des Adels ist die, dass arm gewordene Adelige, um ihr Familienwappen wieder zu vergolden, reiche Erbinnen, Bankierstöchter und dergleichen selbst dann heiraten, wenn tüchtige Qualitäten des Geistes und Körpers ihnen ganz abgehen. Auch das mittelalterliche Vorurteil des Adels gegen die Arbeit als Lebensverdienst hat seine Entartung in unserem Zeitalter beschleunigt, wo es an einem Wirkungskreis für die ritterlichen Heldentaten des Mittelalters fehlt.

Andere Stände zeigen ebenfalls sexuelle Eigentümlichkeiten. Wir erwähnen das Cölibat der katholischen Priester und seine verderblichen Folgen; einerseits entzieht es der Fortpflanzung einen grossen Teil der Intelligenz, anderseits befördert es die heimliche Unzucht (Ohrenbeichte etc.).

Eine ebenso schlimme Wirkung auf die sexuellen Verhältnisse übt das Militär- und Marinewesen aus. Erstens unterhält es

eine der zugleich gemeinsten, niedrigsten und gefährlichsten Formen der Prostitution. Die Soldatenhuren sind sprichwörtlich. Eine solche allein kann ein ganzes Bataillon infizieren. Zweitens fördert der Mangel an normalem sexuellen Verkehr allerlei sexuelle Unsitten, wie die Päderastie und die Onanie. Ferner haben alle die abscheulichen sexuellen Verhältnisse der Land- und Marinesoldaten zur Folge, dass sie zu einem grossen Teil sexuell korrumpiert werden und später in die Ehe neben allerlei schlimmen sexuellen Gewohnheiten auch Syphilis und Gonorrhoe mitbringen, ihre Frauen infizieren und infolgedessen vielfach eine verkrüppelte Nachkommenschaft erzeugen, wobei natürlich auch der Alkoholismus eine grosse Rolle spielt. Auch in seiner Weise gleichfalls korrumpierend wirkt das schon erwähnte System, nach welchem ein nicht bemittelter Offizier, um standesgemäss leben und erscheinen zu können, nur eine Frau mit einem gewissen Vermögen heiraten darf. Wohltuend mit diesen Verhältnissen kontrastierend fand ich diejenigen der norwegischen Handelsmarine, wo wenigstens die Offiziere mit ihren Frauen an Bord lebten. Norwegen könnte uns überhaupt vielfach in der sexuellen Frage als Vorbild dienen. Ist es nicht ebenso rührend als gerecht, zu sehen, wie dort das Familienleben dadurch gefördert wird, dass die Ehefrauen, die mit ihren Männern reisen, auf den Schiffen nur den halben Fahrpreis bezahlen!

Die übrigen Stände zeigen im ganzen weniger ausgesprochenen Einfluss auf das Geschlechtsleben. Immerhin wirkt jede Standesabschliessung als solche ungünstig. Ueberall, wo eine Menschenklasse sich aus Standesvorurteil vom übrigen Volke abschliesst und unter sich allein heiratet, sehen wir gewisse einseitige Entartungen als Folge davon eintreten. Nicht der hohe Stand, sondern der allein ächte innere Adel, den die menschlich gute Qualität verleiht, sollte durch alle Klassen hindurch Gegenstand positiver Zuchtwahl werden.

Individuelle Lebensweise. Dass diese auf das sexuelle Leben von Einfluss ist, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel. Der Geschlechtstrieb wird durchschnittlich durch ausgiebige und kräftige Ernährung bei geringer körperlicher Arbeit gesteigert und umgekehrt durch mangelhafte Ernährung und durch intensive körperliche Strapazen herabgesetzt. Die geistige Arbeit wirkt verschieden. Während ein hervorragender Gelehrter und feiner Psychologe mir versicherte, dass jede intensive geistige Arbeit ihn sexuell reize, machen andere die gegenteilige Erfahrung. Im allgemeinen wird der Geschlechtstrieb durch eine sitzende Lebensweise eher

erhöht und durch eine mit viel Bewegung verbundene eher herabgesetzt. Hier spielen aber auch allerlei andere Momente mit. Wir sahen bereits den ungeheuren Einfluss des Alkohols auf das sexuelle Leben, und wie er einerseits die Potenz vermindert und anderseits den Trieb erhöht und pervertiert. In etwas anderer Weise wirken alle möglichen künstlichen Reize des Geschlechtstriebes, die in unserer Kultur aus spekulativer Geldgier grossgezogen werden. Diese Frage haben wir bei Anlass der Besprechung der Pornographie erörtert. Erotische Bilder, obszöne Romane, dergleichen Theaterstücke, Tingel-Tangels etc. bilden eine ungesunde Luft, die in unseren Kultur-Zentren den Sexualtrieb beständig zugleich reizt und korrumpiert. Wer solche Milieus aufsucht, wird in der Regel bald angesteckt, wenn nicht ein gesunder Ekel ihn ergreift und ihn davon zurückstösst. Je feiner der Parfum jener vergifteten Luft ist, je graziöser und ästhetischer das Raffinement, mit dem die Sinne gekitzelt werden, um so stärker wirkt die Verführung.

Eine eigentümliche Rolle spielt die Frage des Zusammenlebens beider Geschlechter. Wir sahen im Kapitel VI, dass ein von Kindheit an gewohntes Zusammenleben von Mädchen und Knaben den sexuellen Reiz zwischen ihnen in der Regel abstumpft, ähnlich wie bei Geschwistern, auch Adoptivgeschwistern. Etwas dem entsprechendes findet auch im allgemeinen bei einem ungezwungenen, freien Zusammenleben in den verschiedenen Zweigen menschlicher Tätigkeit, in den Schulen, bei der Landarbeit und überhaupt bei gemeinschaftlichen Arbeiten und Vergnügungen statt.

Immerhin erfährt diese Regel gewisse Einschränkungen und Ausnahmen und sie darf nicht dogmatisch verallgemeinert werden. Es gibt Verhältnisse, wo ein intimeres Zusammenleben beider Geschlechter zu schlechten sexuellen Reizungen und zu Perversitäten führt. Dies ist vor allem unter dem Einfluss des Alkohols und bei psychisch oder nervös abnormen Personen der Fall. Es ist zum Beispiel grundverkehrt, wenn gewisse Irrenanstaltsdirektoren Bälle und dergleichen beim Bier unter den Geisteskranken beider Geschlechter veranstalten. Ich habe nur Schlimmes davon gesehen, dagegen ausgezeichnete Resultate dadurch erzielt, dass ich bei der gemeinsamen Geselligkeit der Geisteskranken sowohl die alkoholischen Getränke, wie jeden Anlass zur sexuellen Reizung, vor allem den Tanz und die gegenseitige Annäherung sexuell reizbarer und perverser Elemente vermied. Ich wurde einmal von einem an sexueller Aufregung und Onanie mit nervösen Störungen

leidenden Mädchen konsultiert, die sich bei mir bitter darüber beklagte, dass sie als Telegraphistin mitten unter ihr nicht nahestehenden jungen Männern arbeiten müsse und dadurch beständig sexuell gereizt würde, ohne befriedigt zu werden.

Dieser letztere für beide Geschlechter sehr häufige Fall gibt uns einen wichtigen Fingerzeig. Gewiss ist das Zusammenleben beider Geschlechter natürlich und normal, jedoch nur unter der Voraussetzung, dass es schliesslich zum normalen Geschlechtsverkehr für die Sexuell- und Liebebedürftigen führen kann. Beständige Reizung ohne Befriedigung kann weder gut noch normal sein. Wer aus religiösen oder sonstigen Gründen sexuell enthaltsam leben will, soll sich weder durch einen zu intimen, noch durch einen zu vielfältigen Verkehr mit dem anderen Geschlechte beständig reizen, sondern umgekehrt dasjenige vermeiden, was ihn reizt und dasjenige fördern, was den Sexualreiz abstumpft. Sexuell kalte oder indifferente Naturen kommen hier, bei Männern wie bei Frauen, selbstverständlich viel weniger in Betracht.

So kommt es, dass gewisse Berufe, wie zum Beispiel diejenigen der Ladenangestellten, Telegraphisten etc., die beide Geschlechter in starken Kontakt bringen, etwas zweischneidig sind und je nach den Naturen reizend oder abkühlend wirken können. Solche Berufe dagegen, die eine ganz einseitige, ungesunde Lebensweise bei mangelhaften Wohn- und Ernährungsverhältnissen, in Verbindung mit allerlei Verführungen, mit sich bringen, wie zum Beispiel der Beruf der Fabrikarbeiter, wirken entschieden nachteilig auf das Geschlechtsleben. Letzteres ist dann ein ganz schlimmes da, wo beide Geschlechter vereinigt arbeiten und kaum besser, wo sie nur während der Arbeit getrennt sind.

Zur individuellen Lebensweise gehören natürlich die früher besprochenen individuell angenommenen geschlechtlichen Gewohnheiten. Doch gehört das nicht mehr in dieses Kapitel und wurde schon besprochen.

Internate. Einen eigentümlichen Einfluss auf das Geschlechtsleben üben alle Internate, das heisst alle Institute, wo ein und dasselbe Geschlecht in intimer Weise für längere Dauer in einer grösseren Anstalt zusammenlebt. Als solche sind alle Klöster und Internatsschulen, wie zum Beispiel die französischen Lyceen, zu erwähnen. Die grosse Schattenseite aller dieser Institute liegt in der Gefahr der Ansteckung ihrer Insassen durch onanistische und homosexuale Gewohnheiten. Die Homosexualen oder Urninge

(siehe Kapitel VIII, III 7 β) fühlen sich sowieso zu derartigen Instituten ungemein hingezogen, und das ist nicht zu verwundern. Dort finden sie den ersehnten Boden, um ihrer Liebesleidenschaft in aller Stille und Bequemlichkeit zu fröhnen, und sie kommen sich im Schlafsaal eines solchen Institutes etwa vor wie ein normaler Mann im Schlafsaal eines Mädchenpensionats. Daran hat man bei der Organisation der Knaben- wie der Mädcheninternate viel zu wenig gedacht, weil man früher nicht wusste, dass die homosexuellen Instinkte angeboren sind; man hielt sie nur für die Folgen schlechter Gewohnheiten. Besonders anziehend wirken die Irrenanstalten auf Homosexuale, denn diese hoffen dort als Wärter oder Wärterinnen mit den ihnen anvertrauten Geisteskranken gleichen Geschlechtes unentdeckt sich ihrer Leidenschaft ergeben zu können.

Aber auch ohne homosexual zu sein, und mit oder ohne Verführung durch Homosexuale, suchen viele sehr sinnlich-erotische Individuen in derartigen Instituten ihren Geschlechtstrieb an den Genossen, die Männer durch Päderastie, die Weiber durch lesbische Liebe und beide Geschlechter durch mutuelle Onanie zu befriedigen. Die Gefahr kommt besonders daher, dass unter den vielen Leuten sich leicht ein sexuell perverses Individuum unvermerkt einschleicht, dass es allein viele andere anstecken, d. h. verführen kann, und schwieriger als in einer Familie zu kontrollieren ist.

Verschiedenes. Es würde zu weit führen, wollte ich alle erdenklichen Milieueinflüsse schildern. Man ersieht jedoch wiederum aus den angeführten Beispielen, dass bei einem Naturtrieb wie der Geschlechtstrieb die beiden Extreme der Askese und der Exzesse zu naturwidrigen, schlimmen Auswüchsen führen und dass es vor allem darauf ankommt, für ein gesundes sexuelles Leben ein gesundes Milieu zu finden oder zu schaffen. Man spricht vielfach von Glück und Zufall in der Liebe. Es ist auch zweifellos, dass zufällige Verhältnisse vielfach das Liebesglück oder -Unglück eines Individuums bestimmen. Um so schlimmer ist es, dass unsere sogenannten Gesellschaftssitten es so schwer machen, Missgriffe und Missverständnisse des Liebesgottes zu korrigieren. Darin sollte es besser werden. Es gäbe dann weniger Liebesunglück, und was ungünstige oder schlechte Einflüsse des Milieus verbrochen haben, könnte vielfach durch Trennung und Veränderung gut gemacht werden, wenn die Möglichkeit bestünde, rechtzeitig einzuschreiten.

Kapitel XI.

Religion und Sexualleben.

Im Kapitel VI lernten wir die höchst interessante ethnographische Tatsache kennen, dass die Menschenstämme vielfach ursprünglich profane Sitten im Verlauf der Zeiten unbewusst zu Bestandteilen ihrer Religion werden lassen, sei es dass sie ihnen einen göttlichen Ursprung zuschreiben, sie zu Geboten Gottes stempeln, oder dass sie anderweitige Dogmen daran knüpfen oder sie mit dem Kultus verweben etc. In dieser Hinsicht spielen die sexuellen Verhältnisse eine sehr wichtige Rolle. Eine grosse Zahl religiöser Riten und Gebräuche sind nichts anderes als zu Symbolen umgearbeitete Sitten des Geschlechtslebens (im weitesten Sinne), und manche Dogmen wiederum dienen nur dazu, dergleichen sexuellen Sitten eine religiöse Unterlage und damit mehr bindende Kraft zu verleihen. Ihrerseits wirken sie dann wieder mächtig auf das Geschlechtsleben und dessen ganze Auffassung zurück. Wir wollen einige eklatante Beispiele anführen.

Wir sahen im Kapitel VI, dass die Polygamie besonders mit dem Besitz und der Kaufehe zusammenhängt und historisch daraus entsprungen ist. Dadurch jedoch, dass sie zum Beispiel im Islam und bei den Mormonen zum Bestandteile des religiösen Dogmas wurde, hat sie die ganze soziale Organisation jener Völker oder Religionsgemeinschaften und ihre Denkungsart eigenartig gestaltet. Wir sind zwar tatsächlich wohl ebenso polygam wie sie, aber wir haben eine monogamische und sie eine polygamische sexuelle Ethik, wobei sich jeder auf angebliche bezügliche Gebote Gottes stützt. Sonderbare religiöse Vorstellungen gewisser Buddhisten führten zu der Vorschrift, dass die Frau ihrem verstorbenen Manne ins Grab folgen müsse, was selbstverständlich wiederum tief ins Geschlechtsleben einschneidet. Bei vielen Wilden besteht die Sitte der weiblichen Erbfolge, die dem Weib eine höhere Stellung verleiht. Auch sie erhielt ein religiöses Gewand, während sie ursprünglich aus dem sehr natürlichen Gedanken hervorging, dass die Mutter

mit den Kindern inniger verbunden ist als der Vater. Eine ähnliche Vorschrift lernten wir bei den polygamen Goajiren (Indianern) Kolumbiens kennen. Die Pflicht des Mannes, die Witwe seines Bruders zu heiraten, war ebenfalls ursprünglich eine profane Vorschrift zur Regelung der Eheverhältnisse, die zum religiösen Dogma erst mit der Zeit erhoben wurde. Ebensowenig hatte die Beschneidung bei den Juden zuerst mit dem religiösen Glauben etwas zu tun; sie war eine rein hygienische Massregel. Nichtsdestoweniger spielte sie später eine ebenso wichtige Rolle im jüdischen Kultus, wie die Taufe im christlichen, und behielt diese Wichtigkeit. Sie hatte für das jüdische Volk den Vorteil, dasselbe in nicht geringem Masse gegen venerische Infektionen, zum Teil auch gegen Onanie zu schützen. Wir haben bereits das Priester-Cölibat der Katholiken und seinen Ursprung erwähnt. Die katholische Religion enthält aber noch eine ganze Reihe erst spät zu Dogmen gestempelter Detailvorschriften über den Geschlechtsverkehr im allgemeinen und die Ehe im besonderen, und diese Vorschriften üben, indem sie auf Anschauung und Sitten innerhalb des Geschlechtslebens vielfach bestimmend wirken, zugleich einen bedeutenden *sozialen* Einfluss aus. Zunächst besiegelt das absolute Verbot der Ehescheidung (was Gott vereint hat, darf der Mensch nicht scheiden) für immer das Schicksal der unglückseligsten Ehen und zieht als Folgen allerlei körperliche Trennungen der Ehegatten und uneheliche Verbindungen nach sich. Ferner schreibt die katholische Kirche, besonders durch Liguori, alle möglichen Einzelheiten des ehelichen Geschlechtsverkehrs vor. Es ist zum Beispiel eine Sünde, wenn das Weib sich auf den Mann legt und nicht umgekehrt. Ueberhaupt werden Stellung und Benehmen beim Beischlaf aufs genaueste vorgeschrieben, wobei das Weib eine höchst unwürdige Rolle spielt und dem Manne einseitig weitgehende Freiheiten gestattet werden. Ferner ist es in einer streng katholischen Ehe Vorschrift, soviele Kinder zu erzeugen, wie überhaupt entstehen können, denn alle Vorsichtsmassregeln beim Beischlaf zwischen Eheleuten sind streng untersagt, so dass Eheleute nur noch zwischen völliger Enthaltung (falls *beide* dazu entschlossen sind) und fortwährenden Kinderzeugungen zu wählen haben, wenn die Frau sehr fruchtbar ist. Die Frau darf ihrem Mann den Beischlaf nicht verweigern und der Mann seiner Frau auch nicht, sofern er dazu fähig ist. Es ist leicht zu ersehen, welch' gewaltige Wirkungen diese Vorschriften auf das Eheleben der Katholiken,

sowie auf Quantität und Qualität ihrer Nachkommenschaft ausüben müssen.

Eine besondere Erwähnung verdient hier die Ohrenbeichte. In seinem Buche „Cinquante ans dans l'église romaine" (Genf bei Jeheber), Seite 151, erwähnt der berühmte Reformator Kanadas, der selbst lange Jahre hindurch im dortigen katholischen Klerus eine grosse Rolle spielte, mit den höchsten Würdenträgern verkehrte, später aber zum Protestantismus überging, folgende Gegenstände, über welche der Beichtvater seine Beichtkinder ausfragen muss. Inkompetenz wird man Chiniqui nicht vorwerfen können. Ich gebe die Sache im unverfälschten lateinischen Urtext wieder. Es handelt sich um Dinge, die besonders in unserem Kapitel VIII abgehandelt worden sind, so dass ich eine Uebersetzung ins Deutsche unterlasse.

Dens will, dass der Beichtvater seinen Beichtkindern folgende Fragen stellt:

1. Peccant uxores, quae susceptum viri semen ejiciunt, vel ejicere conantur. (Dens, vol. VII, p. 147.)

2. Peccant conjuges mortaliter, si copulâ inceptâ, prohibeant seminationem.

3. Si vir jam seminaverit, dubium fit an femina lethaliter peccat, si se retrahat a seminando; aut peccat lethaliter vir non expectando seminationem uxoris (p. 153).

4. Peccant conjuges inter se circa actum conjugalem. Debet servari modus, sive situs; imo ut non servetur debitum vas, sed copula habeatur in vase praepostero, aliquoque non naturali. Si fiat accedendo a postero, a latere, stando, sedendo, vel si vir sit succumbus (p. 166).

5. Impotentia. Est incapacitas perficiendi copulam carnalem perfectam cum seminatione viri in vase se debito, seu, de se, aptam generationi. Vel, ut si mulier sit nimis arcta respectu unius, non respectu alterius (p. 273).

6. Notatur quod pollutio, in mulieribus possit perfici, ita ut semen earum non effluat extra membrum genitale. Indicium istius allegat Billuart, si scilicet mulier sensiat seminis resolutionem cum magno voluptatis sensu, quâ completâ, passio satiatur (Vol. IV, p. 168).

7. Uxor se accusans, in confessione, quod negaverit debitum, interrogatur an ex pleno rigore juris sui id petiverit (Vol. VII, p. 168).

8. Confessarius poenitentem, qui confitetur se peccasse cum sacerdote, vel solicitatam ab eo ad turpia, potest interrogare utrum ille sacerdos sit ejus confessarius, an in confessione sollicitaverit (Vol. VI, p. 294).

Im vierten, fünften und siebenten Bande des Dens gibt es noch viele solche unaussprechliche Dinge, über welche dieser fromme Casuist die Beichtenden ausgefragt wissen will.

Nun kommt der berühmte Liguori. Nach ihm muss jeder Beichtvater, unter zahlreichen anderen schmutzigen Fragen ausgesucht erotischer Natur, die folgenden beiden stellen:

1. Quaerat an sit semper mortale, si vir immitat pudenda in os uxoris . . . . .?

Verius affirmo, quia in hoc actu ob calorem oris, adest proximum periculum pollutionis, et videtur nova species luxuriae contra naturam, dicta irruminatio.

2. Eodem modo, Sanchez damnat virum de mortali qui, in actu copulae, immiteret digitum in vas proeposterum uxoris; quia, ut ait, in hoc actu, adest affectus ad Sodomiam (Liguori, tom. VI, p. 935).

Lassen wir aber den allbekannten Liguori. Der berühmte Burchard, Bischof von Worms, hat ein Buch über die Fragen verfasst, die der Priester bei der Beichte zu stellen hat. Obwohl dieses Buch nicht mehr existiert, war es Jahrhunderte lang der Leitfaden der römischen Geistlichen am Beichtstuhl. Dens, Liguori, Debreyne etc. haben demselben die saftigsten Seiten entnommen, um sie den heutigen Beichtvätern zum Studium zu empfehlen. Nur einige Beispiele davon.

a) Den jungen Männern:

1. Fecisti solus tecum fornicationem ut quidam facere solent; ita dico ut ipse tuum membrum virile in manum tuam acciperes, et sic duceres praeputium tuum, et manu propriâ commoveres, ut sic per illam delectationem semen projiceres?

2. Fornicationem fecisti cum masculo intra coxas; ita dico ut tuum virile membrum intra coxas alterius mitteres, et sic agitando semen funderes?

3. Fecisti fornicationem, ut quidam facere solent, ut tuum virile membrum in lignum perforatum aut in aliquod hujus modi mitteres et sic per illam commotionem et delectationem semen projiceres?

4. Fecisti fornicationem contra naturam, id est, cum masculis vel animalibus coire, id est, cum equo, cum vaccâ vel asinâ, vel aliquo animali? (Vol. I, p. 136.)

b) Den Mädchen oder Frauen (gleiche Sammlung S. 115):

1. Fecisti quod quaedam mulieres solent, quoddam molimen, aut machinamentum in modum virilis membri ad mensuram tuae voluptatis, et illud loco verendorum tuorum aut alterius cum aliquibus ligaturis ut fornicationem faceres cum aliis mulieribus, vel alio eodem instrumento, sive alio tecum?

2. Fecisti quod quaedam mulieres facere solent, ut jam supra dicto molimine, vel alio aliquo machinamento, tu ipsa in te solam faceres fornicationem?

3. Fecisti quod quaedam mulieres facere solent, quando libidinem se vexantem extinguere volunt, quae se conjugunt quasi coire debeant et possint, et conjungunt invicem puerperio sua, et si fricando pruritum illarum extinguere desiderant?

4. Fecisti quod quaedam mulieres facere solent, ut cum filio tuo parvulo fornicationem faceres, ita dico ut filium tuum supra turpidinem tuam poneres ut sic imitaberis fornicationem?

5. Fecisti quod quaedam mulieres facere solent, ut succumberes aliquo jumento et illud jumentum ad coitum qualicumque posses ingenio ut sic coiret tecum?

Ueber den gleichen Gegenstand hat der berühmte Debreyne ein ganzes Buch zur Belehrung der jungen Beichtväter geschrieben und darin alle erdenklichen sexuellen Ausschweifungen und Perversionen aufgezählt (Maechiologie, ou traité de tous les péchés contre le sixième [septième dans le décalogue] et le neuvième [dixième] commandements, ainsi que de toutes les questions de la vie mariée qui s'y rapportent).

Dieses Buch ist sehr berühmt und wird in der römischen Kirche allgemein studiert. Daraus nur die beiden folgenden Fragen.

Den Männern:

Ad cognoscendum an usque ad pollutionem se tetigerint, quando tempore et quo fine se tetigerint; an tunc quosdam motus in corpore experti fuerint, et per quantum temporis spatium; an cessantibus tactibus nihil insolitum et turpe acciderit; ad non longe majorem in corpore voluptatem perciperint in fine inactum quam in eorum principio: an tum in fine quando magnam delectationem carnalem senserunt, omnes motus corporis cessaverint; an non madefacti fuerint? etc. etc.

Den Mädchen:

Quae sese tetigisse fatentur, an non aliquem pruritum extinguere tentaverit, et utrum pruritus ille cessaverit cum magnam senserint voluptatem; an tunc ipsimet tactus cessaverint? etc. etc.

Der Reverend Kenrick, Bischof von Boston (Vereinigten Staaten), gibt den Beichtvätern unter tausend anderen ganz ähnlichen Belehrungen die folgenden:

Uxor quae, in usu matrimonii, se vestit, ut non recipiat semen, vel statim post illud acceptum surgit, ut expellatur, lethaliter peccat; sed opus non est ut diu resupina jaceat, quum matrix, brevi, semen attrahat, et mox, arctissime claudatur.

Puellae patienti licet se vertere, et conari ut non recipiat semen, quod injuria et immittitur; sed, acceptum non licet expellere, quia jam possessionem pacificam habet, et haud absque injuriâ naturae ejiceretur.

Conjuges senes plerumque coeunt absque culpâ, licet contingat semen extra vas effundi; id enim per accidens fit ex infirmitate naturae. Quod si vires adeo sint fractae ut nulla sit seminandi intra vas spes, jam nequeunt jure conjugi uti (Vol. III, p. 317).

Das sind die Angaben Chiniquis, des gewaltigen Mannes, der die Alkoholabstinenzreform in Kanada durchsetzte. Sein langes Leben war das eines unbeugsamen Vorkämpfers für sozial-ethische Reformen auf christlichem Boden. Man möge sein oben erwähntes höchst spannend geschriebenes Buch im Original nachlesen. Er starb 90 Jahre alt.

Ich habe die sexuelle Erotik der Beichte nach ihm zitiert, weil ich aus einer durchaus zuverlässigen und kompetenten Quelle schöpfen wollte. Chiniqui hat die katholische Kirche nicht leichten Herzens, sondern erst nach langjährigen heftigen und bitteren inneren Verzweiflungskämpfen verlassen. Er fängt das bezügliche hier erwähnte Kapitel mit folgenden Worten an:

„Mögen die Gesetzgeber, die Väter und die Ehegatten dieses Kapitel lesen und sich dann selbst die Frage stellen, ob die Achtung, die sie ihren Müttern, ihren Gattinnen und ihren Töchtern schulden, sie nicht verpflichtet, denselben die Ohrenbeichte zu untersagen. Wie kann ein Mädchen nach solchem Zwiegespräch unter vier Augen mit einem unverheirateten Manne im Herzen und Geist rein bleiben? Wird sie da nicht eher für Lasterhöhlen als für das Eheleben vorbereitet?"

Dies schreibt ein Mann, der selbst Jahrzehnte lang Beichtvater sein musste und gesehen hat, wie die Ohrenbeichte sowohl

die Frauen wie die Priester sexuell zu korrumpieren pflegt. Dass sowohl feste Charaktere, als besonders sexuell kühle Naturen — Priester wie Frauen — der bezüglichen sexuellen Aufregung widerstehen, ist selbstverständlich. Für solche ist aber die Beichte am wenigsten bestimmt!

Die Folgen dieser innigen Vermengung des sexuellen Lebens mit religiösen Vorschriften ist ein Gemisch lächerlichster Prüderie mit verhaltenem Erotismus. In gewissen katholischen Erziehungsklöstern (Nonnenerziehungsklöstern Galiziens z. B.) verbieten die Nonnen ihren Schülerinnen, sich die Genitalien zu waschen, weil es unanständig sei! In Deutsch-Oesterreich verdecken vielfach die Nonnen die Crucifixe in ihrem Schlafzimmer mit einem Tuch, „damit Christus ihre Blösse nicht sieht!“ Aber gerade Nonnenklöster wurden oft im Mittelalter zu Bordellen und in solchen werden nicht so selten unter dem Deckmantel der religiösen Ekstase von heuchlerischen oder hysterisch-erotischen Individuen (Männern oder Weibern) sexuelle Orgien schlimmster, nicht selten perverser Art gefeiert.

Bei den Hottentotten werden die kleinen Schamlippen der Frauen künstlich ausgedehnt; bei den Orientalen grassiert das Eunuchenwesen. Auch diese Dinge, die an und für sich mit der Religion sicher nichts zu tun haben und ursprünglich ganz profane Gebräuche waren, wurden Gegenstand religiöser Vorschriften, durch deren Gewicht sie dann erst recht sich als Volkssitten einwurzelten.

Ich verweise für weitere Beispiele auf das Kapitel VI. Die hier genannten genügen jedoch, um zu zeigen, wie der Mensch geneigt ist, sogar seiner Erotik ein religiöses Gewand umzuhängen, sie auf göttlichen Ursprung, göttliche Gebote zurückzuführen und sie heilig zu erklären. So dringt sekundär in die natürlichen Verhältnisse des Sexuallebens die widernatürliche Einwirkung einer Mystik, die nichts anderes ist, als das zum Dogma erhobene krystallisierte Produkt menschlicher Phantasiegebilde. Wie man sieht, sind es vielfach geradezu arge Unsitten, die allmählig den Stempel und die Macht religiöser Vorschriften erlangt haben, während manche andere Gebräuche auf guten hygienischen Grundsätzen beruhen.

Es ist aber vielleicht das Gebiet der sexuellen Pathologie, wo die Beziehungen zwischen Religion und Sexualleben am mächtigsten hervortreten (siehe Kapitel VIII). Man darf nicht vergessen, dass die Verhältnisse der Fortpflanzung für unwissende und erst recht für barbarische Völker höchst mystisch erscheinen.

Diese Völker hatten von den Keimzellen und dem Keimplasma noch keine Idee und erblickten in den Tatsachen der Zeugung, der Geburt etc. die Wunder verborgener höherer Mächte oder der Gottheit, eventuell des Teufels. Die intensive Gefühlsaufregung, die mit dem Geschlechtstrieb und der Liebe einhergeht, treibt sowieso den Menschen zur Ekstase; somit ist es nicht zu verwundern, wenn die Erotik mit ekstatisch religiösen Gefühlen sich beständig vermischt.

Von Krafft-Ebing hat in seinem Buch über die Psychopathia sexualis darauf mit Recht hingewiesen. Religion, Poesie und Erotik vermischen sich leicht in den dunklen, ahnungsvollen Gefühlen der reifenden Jugend. Im Leben der Heiligen findet man beständig sexuelle Anfechtungen, bei welchen sich die höchsten und idealsten Gefühle mit den widerlichsten erotischen Vorstellungen vermischen. Auf der gleichen Grundlage entstanden die sexuellen Orgien der religiösen Feste der alten Welt und mancher tollen Sekte der Neuzeit. Mystik, religiöse Ekstase und sexuelle Wollust verbinden sich vielfach zu einer wirklichen Dreieinigkeit und oft sieht man die nicht befriedigte Sinnlichkeit einen Ersatz in religiöser Schwärmerei suchen und finden. Folgende Beispiele erwähnt v. Krafft-Ebing nach der gerichtlichen Psychologie von Friedrich (Seite 389):

„So quälte die Nonne Blanbekin unaufhörlich der Gedanke, was aus dem Teil geworden sein möge, der bei der Beschneidung Christi verloren ging."

„Die von Papst Pius II. selig gesprochene Veronica Juliani nahm aus Andacht zum göttlichen Lämmlein ein irdisches Lämmlein ins Bett, küsste das Lamm, liess es an ihren Brüsten saugen und gab auch einige Tropfen Milch von sich."

„Die hl. Catharina von Genua litt oft an einer solchen inneren Hitze, dass sie, um sich abzukühlen, sich auf die Erde legte und schrie: „Liebe, Liebe, ich kann nicht mehr!" Dabei fühlte sie eine besondere Zuneigung zu ihrem Beichtvater. Eines Tages führte sie dessen Hand an ihre Nase und empfand dabei einen Geruch, der ihr ins Herz drang, „einen himmlischen Geruch, dessen Annehmlichkeit Tote erwecken könnte."

„Von einer ähnlichen Brunst waren die hl. Armelle und die hl. Elisabeth vom Kinde Jesu gequält. Bekannt sind die Versuchungen des hl. Antonius von Padua. Bezeichnend ist ein altes Gebet: „O dass ich dich gefunden hätt', holdseligster Emanuel, o hätt' ich dich in meinem Bett, des freute sich mein Leib und

Seel'. Komm, kehre willig bei mir ein; mein Herz soll deine Kammer sein!"

Ich verweise ferner auf das im Kapitel VIII, III 8 Gesagte. Bei Geisteskranken, und zwar ganz besonders bei Frauen, aber auch gelegentlich bei an Paranoia leidenden Männern, findet man oft ein geradezu ekelerregendes Gemisch von Erotismus und religiösen Vorstellungen. Es sind ewige Brautschaften mit Christus und mit der Jungfrau Maria oder mit Gott oder dem heiligen Geist, wobei eingebildete Begattungen und Schwangerschaften, wirkliche Onanie, sexueller Orgasmus etc. abwechselnd mitspielen. Diese krankhaften Erscheinungen geben aber einen sehr deutlichen Fingerzeig für den Zusammenhang zwischen Erotismus und religiöser Schwärmerei. Die französischen Irrenärzte haben sogar dafür direkt den Ausdruck „Délire érotico-religieux" gebraucht. Man braucht oft nur einmal durch die weibliche Abteilung einer Irrenanstalt zu gehen, um mehr als genug davon zu bekommen.

Viel weniger beachtet ist jedoch die historisch hochwichtige Tatsache, dass psychopathische Persönlichkeiten, besonders hysterische, aber auch originär verrückte Menschen von jeher einen ungeheuren Einfluss auf die Geschicke der Menschheit ausgeübt haben, und zwar grossenteils vermittelst des suggestiven Einflusses sexueller und religiöser Vorstellungen, deren Zusammenhang nicht immer abgeklärt ist. Dieses muss recht verstanden werden.

Jeder Irrenarzt kennt Geisteskranke, deren Seelenstörung mit einer religiösen oder sonst mystischen Schwärmerei einhergeht, und die gerade dadurch, das heisst durch ihre mystischen Wahnideen, einen tiefen Einfluss auf eine Reihe Normalmenschen, resp. menschlicher Normalschafe (man wolle den Ausdruck verzeihen) ausgeübt haben und weiter ausüben. Diese Kranken stehen selbst derart unter dem pathologischen Einfluss ihrer Autosuggestionen oder Wahnideen, dass sie prophetenhaft fanatisch werden, eine ungeheure Energie und Ausdauer in der Verfolgung ihrer krankhaften Vorstellungen an den Tag legen und durch die Sicherheit, das Unfehlbarkeitsgefühl, die feurige Ueberzeugung, die in ihrem Prophetengebaren sich äussert, alle schwächeren Gehirne ihrer Umgebung betören und dieselben geradezu durch Suggestionswirkung zum Folgen zwingen. Ganz gewöhnlich verbindet sich ein oft sehr niedriger Erotismus mit ihrem Wahn. Derselbe tritt aber in religiös-ekstatischem Gewande auf, das schwärmerischen Naturen imponiert und sie die Gemeinheit, die es verhüllt, übersehen lässt.

Solche Kranke überzeugen die anderen deshalb, weil sie selbst so überzeugt sind. Der Normalmensch wird bekanntlich viel weniger durch die Vernunft als durch Gefühle geleitet. Persönlichkeiten, wie die eben geschilderten, wirken aber mächtig auf das Gefühl und zwar viel mehr durch ihren Blick, ihren Ton, ihre ganze Erscheinung, als durch den oft recht verworrenen Inhalt ihrer Reden und Lehren. Auf diese Weise entstehen beständig kleine Betörungen und Verführungen einzelner Menschen durch derartige geisteskranke Propheten, Messiasse, heilige Jungfrauen und ähnliche Erleuchtete. Es werden sogar auf diesem Wege Geistesstörungen erzeugt, die man Infektionspsychosen (Folie à deux, trois, quatre) genannt hat. Ist der Prophet noch etwas geordneter in seiner Handlungsweise oder ist seine Umgebung noch durchaus ungebildet und abergläubisch, so vermehrt sich bald die Herde der Gläubigen und so entstehen heute noch, besonders in weniger zivilisierten Ländern, neue vorübergehende Sekten und religiöse Gemeinschaften. Nicht selten arten deren Zusammenkünfte in sexuelle Orgien aus, die der Geist des Propheten heraufbeschwört. Bei nüchternen, höheren Kulturvölkern wird jedoch der Prophet rechtzeitig, zur grössten Entrüstung seiner wenigen Jünger (gewöhnlich seiner Frau und einiger schwächeren Köpfe), der Irrenanstalt zugewiesen. Infolge der heutigen Billigkeit des Druckes geschieht es dagegen häufig, dass solche geistig gestörten Propheten ihr neues Religionssystem veröffentlichen (im schlimmsten Fall im Selbstverlag des Verfassers). Ich bin im Besitz einer Reihe solcher Werke, die mir die Autoren, offenbar in dunkler Ahnung, man könne sie für irrsinnig halten, selbst eingesandt haben. Gott hat ihnen meistens (nach ihrer auf Wahn beruhenden Vorstellung) den neuen Glauben geoffenbart. Erotische Vorstellungen spielen gewöhnlich mit. Ein Geisteskranker bezeichnete zum Beispiel in seiner Druckschrift seine pathologischen sexuellen Gefühle als „psycho-sexualen Kontakt per actio in Distanz!“ Das sind Erscheinungen, denen wir auf Schritt und Tritt in der Psychiatrie heute begegnen, die jedoch den Schlüssel zu den folgenden geben:

Handelt es sich nicht um einen an eigentlicher Verrücktheit oder sonst schwerer Geistesstörung leidenden Menschen, sondern um einen konstitutionellen, erblichen Psychopathen, der nur „halb verrückt“ (z. B. partiell originär verrückt) oder gar nur hysterisch ist, und ist derselbe daneben geistig begabt, so nimmt die ganze Sache, obwohl auf der gleichen Grundlage beruhend, einen wesent-

lich anderen Verlauf. Der Betreffende verbindet dann seine Schwärmerei mit einer im Einzelnen oft recht strengen Logik, wobei nur die Basis, von der er ausgeht, krankhaft ist. Ausserdem hüllt er seine Lehren in schönere poetischere Form, und so gelingt es ihm, nicht nur einige minderwertige, beschränkte oder unwissende menschliche „Normalschafe“, sondern gebildete Menschen und sogar weitere Kreise der menschlichen Gesellschaft für sich zu gewinnen. In solchen Fällen kann sich die pathologische Schwärmerei mit hohen, ethischen oder intellektuellen Idealen verbinden, welche die kranken Schrullen des Propheten zu verdecken geeignet sind, und so stehen wir vor der wunderbaren, aber unzweifelhaften Tatsache, dass bedeutende, historische Persönlichkeiten, welche auf die Menschheit einen gewaltigen Einfluss ausgeübt haben, vielfach durch und durch pathologische Naturen waren. Bald mehr, bald weniger entdecken wir bei denselben erotisch-religiöse Züge als Leitfaden ihrer Lehren. Diese hochwichtige Menschenkategorie bildet einen Uebergang zwischen den vorhin erwähnten, ganz geisteskranken Propheten und den genialen, aber dabei in geistig gutem Gleichgewicht stehenden Menschen. Es gibt eine ganze Skala zwischen geistiger Abnormität und Genialität, die zu mannigfaltigen, sehr abwechselnden, oft schwierigen Deutungen Anlass gegeben hat und immer wieder geben wird. Jedenfalls aber berechtigt die Tatsache, dass viele Genies pathologische Naturen sind, nicht dazu, in vorschneller Verallgemeinerung jede geniale, originelle Persönlichkeit für geistig abnorm zu erklären, sobald sie der Routine und dem Vorurteil ihrer gedankenlosen Zeitgenossen entgegentritt und neue geistige Bahnen öffnet oder betritt. Einige Beispiele mögen hier Platz finden: Johanna d'Arc (Die Jungfrau von Orléans) war nach meiner Ueberzeugung eine geniale Hysterica, deren Halluzinationen autosuggestiver Natur waren. Die Notlage Frankreichs hatte sie tief bewegt. Von der Begierde entflammt, ihrem Vaterland zu helfen, wurde ihr Gehirn autosuggestiv von heiligen Stimmen und Visionen befallen, die ihr ihre Mission ankündigten und die sie wirklichen, im Himmel wohnenden Heiligen zuschrieb. Eine wunderbare Fügung des Schicksals war es, dass dieses zugleich pathologische und geniale Mädchen, durch seine visionär-ekstatischen Zustände begeistert, Frankreich zum siegreichen Befreiungskrieg geführt und gerettet hat. Nach zuverlässigen historischen Quellen war das sittliche Leben Johanna d'Arcs durchaus rein und ihr Verhör bei der Inquisition zeugt von ebenso hohem

Verstand, wie hohen ethischen Gefühlen. Offenbar nahmen bei ihr die Liebesgefühle die Form der ekstatisch-religiösen Verzückung an oder wurden in die Begeisterung für ihre ideale Mission transformiert, wie dies gerade bei Weibern durchaus nicht selten der Fall ist.

Ein wunderbares weiteres Beispiel bildet Thomas Becket, dessen plötzliche Wandlung aus einem Weltmann in einen asketischen Priester (freilich aus dem äusseren Anlass seiner Ernennung zum Erzbischof) und aus einem ergebenen Freunde und Diener des englischen Königs in dessen heftigsten Widersacher und Anwalt der Kirche gegen den Staat, offenbar die autosuggestive Umwandlung einer hysterischen Persönlichkeit darstellt, denn nur so können sich seine Widersprüche erklären. Die religiöse Schwärmerei des Mormonenpropheten Smith dürfte eine starke Beimischung von Erotismus gehabt haben und diese die Hauptursache sein, weshalb er die von ihm gegründete Sekte polygamisch organisierte.

Auch Mohammed hatte Visionen und die sexuellen Verhältnisse spielten eine grosse Rolle bei seiner Prophetenlehre. Der Apostel Paulus war auch Visionär und Pascal, Rousseau, Napoleon hatten stark pathologische Charakterzüge, die bei Rousseau bedeutend ins sexuelle Gebiet spielten.

Obwohl ein Teil dieser Fälle mit der sexuellen Frage in keinem direkten Zusammenhang steht, habe ich sie erwähnt, um die Art zu kennzeichnen, wie derartige Menschen auf die Massen und dadurch auf die Geschichte Einfluss üben. Sobald sie nach aussen treten, wirken ihre sexuellen Eigenheiten und Anschauungen, mögen sie noch so verkehrt sein, intensiv auf ihre Mitmenschen zurück, wie wir es heute bei Tolstoi sehen. Plötzliche Bekehrungen, welcher Art sie auch sein mögen, besonders wenn der Bekehrte von einem Extrem in das andere fällt, pflegen aber nicht die Frucht der Vernunft zu sein, sondern auf Suggestionen oder Autosuggestionen hysterisch angelegter Personen auf Grund von Affekten zu beruhen (siehe Kapitel XVIII).

Noch in anderer Beziehung wirken sexuelle Abnormitäten auf die Handlungen hysterischer Personen und anderer Psychopathen bestimmend mit. So waren die römischen Kaiser Nero, Tiberius, Caracalla zweifellos Sadisten und fühlten eine sexuelle Wonne beim Anblick der Qualen ihrer Opfer. Historische weibliche Sadisten waren Valeria Messalina und Katharina von Medici. Wiederum unter dem Deckmantel der Religion wurde letztere

bekanntlich mit die Hauptanstifterin der Bartholomäusnacht in Paris und weidete sich mit Wollust beim Anblick der Ermordung der Hugenotten.

Umgekehrt finden wir den Masochismus als Grundton des sexuellen Denkens und Fühlens mancher hervorragenden Persönlichkeit (wie z. B. Rousseaus) oder asketischer Sekten und Brüderschaften, wie der Fakire, der Flagellanten u. dgl. mehr.

Das sexuelle Empfinden eines jeden Propheten und Religionsstifters, oft sogar nur während einer kurzen Periode seines Lebens, bestimmt also unwillkürlich teilweise sein religiöses System und die darauf gegründete nach seinem Tode fortbestehende Sittenlehre. So kommt es vielfach dazu, dass Empfindungen, die individuell sehr verschieden sein können, sich dem Zwange starrer tyrannischer Dogmen zu fügen haben, welche dadurch Jahrhunderte, eventuell Jahrtausende lang die Qual anders fühlender Menschen ausmachen.

Ueberall finden wir in der Religion den Erotismus idealisiert und vielfach den Idealismus erotisch angehaucht. Das, wie die meisten religiösen Dinge, ursprünglich weltlich gemeinte Hohe Lied Salomos, mag es noch so sehr nachträglich als eine Allegorie auf Christus und seine Kirche von Exegetikern gedeutet worden sein, ist und bleibt eine erotische Dichtung. Dreist und frivol, wie immer, hat Heine diese Tatsache in seinem mehr oder minder pornographischen Hohen Lied parodiert. Es braucht kaum näher darauf hingewiesen zu werden, dass die erotische Unterlage des normalen Menschen die gestrengsten und asketischsten Sittenprediger, die „das Fleisch abtöten wollen“, nicht selten zu der ekelhaftesten Heuchelei führt. Man sieht bekanntlich gewisse Geistliche und sonstige fromme Herrschaften öffentlich den idealsten Asketismus predigen, während sie selbst im Geheimen die schmutzigsten sexuellen Exzesse begehen. Diese Gefahr liegt natürlich ausserordentlich nahe. Doch sind derartige furchtbare Inkonsequenzen nicht zu streng zu beurteilen; sie geschehen vielfach halb unbewusst unter dem Druck der Leidenschaft einerseits und der Tyrannei des Dogmas und der öffentlichen Meinung anderseits. Vielfach sind es auch die Früchte geistiger Abnormitäten. Man lasse die Wissenschaft frei und offen in das sexuelle Leben hineinleuchten; dann wird diese Heuchelei bei geistig Gesunden aufhören und bei geistig Abnormen rechtzeitiger entdeckt und unschädlicher gemacht werden.

Im bürgerlichen Leben finden wir überall die Spuren der Vermischung der Religion mit sexuellen Vorstellungen und Ge-

fühlen. Die religiösen Ehe-Ceremonien aller Völker bilden ein deutliches Ueberbleibsel davon. Sucht man nach dem Grund plötzlich oder allmählig eintretender religiöser Schwärmerei, so pflegt man ganz gewöhnlich oder wenigstens sehr oft auf fehlende, enttäuschte oder betrogene Liebe zu stossen, die darin einen Ersatz gefunden hat. Ich spreche hier von innerlich wahrer, inbrünstiger Schwärmerei, in welcher das ganze Ich, die ganze Seele aufgeht, und nicht von der Gewohnheitsreligion, deren der normale Durchschnittsmensch im Getriebe des Alltagslebens sich überhaupt kaum mehr erinnert und die er höchstens etwa am Sonntag noch mit den Feierkleidern aus dem Schranke holt, um damit einen konventionellen Gang in die Kirche anzutreten. Diese Gewohnheitsreligion ist freilich nur noch eine leere Form, die bei ihren Anhängern überhaupt keine Empfindungen mehr hervorruft, weshalb auch Anklänge und Zusammenhänge mit erotischen Empfindungen hier nicht mehr vorkommen. Aber das hindert nicht, dass sich dies anders verhält bei anderen Menschen und namentlich anders verhielt in früheren Zeiten. Es unterliegt keinem Zweifel, vielmehr beweist es alles, dass die heissen schwärmerischen Sympathiegefühle, aus denen zum Teil unsere Religion herausgeboren wurde, ferner die heilige Inbrunst, die Wonnen der Andacht, der Verzückung und Ekstase, die sie ihren Anhängern vielfach verschaffte (und einzelnen ja noch heute verschafft), mögen sie auch Gott, Christus, die Jungfrau Maria, die Heiligen zum Gegenstande haben, nichtsdestoweniger vielfach in erotischen Gefühlen wurzeln oder geradezu deren Transformation darstellen. Dass solches ganz unbewusst und unbeschadet der reinsten Gesinnung vor sich gehen kann, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Selbstverständlich gibt es viele, wohl die meisten echten religiösen Gefühle, die aus ganz anderen Quellen stammen.

Vertieft man sich in das Studium des religiösen Empfindens, namentlich in der christlichen Religion und besonders im Katholizismus, so findet man immerhin auf Schritt und Tritt die genannte wunderbare Verquickung desselben mit dem Erotismus. Man findet sie in der schwärmerischen Verehrung der heiligen Frauen (Maria Magdalena, Maria von Bethanien etc.) für Jesus, ferner in den heiligen Legenden, im Marienkultus des Mittelalters und ganz besonders in der Kunst. Man möge nur die ekstatischen Madonnen betrachten, die überall in den Kunstgallerien ihren inbrünstigen Blick, sei es auf Christus, sei es auf den Himmel werfen. Namentlich

der Ausdruck der „Immaculata conceptio“ Murillos kann ebensogut als höchstes Liebesentzücken, wie als heilige Verklärung gedeutet werden. Correggios „Heilige“ schauen die heilige Jungfrau mit einer verliebten Inbrunst an, die zwar himmlisch sein soll, jedoch höchst irdisch, menschlich erscheint.

Nicht weniger libidinös traten viele ältere und moderne Sekten auf. Wir erinnern an den sexuellen Unfug der Wiedertäufer in früheren Zeiten und an modernere sexuelle Verzückungen amerikanischer Sitten. Wirft man mir ein, die Sekten seien pathologische Auswüchse der Religion, so antworte ich mit den Anhängern der Sekten, die da sagen: „Wir sind entstanden, weil eure Staatsreligionen dem Indifferentismus, der Heuchelei und dem leeren Formalismus verfallen sind und dem Menschenherzen nichts mehr bieten als leere Phrasen. Wir brauchen ein Erwachen aus dem Schlaf; wir brauchen Begeisterung und Inbrunst, um das Innere des Menschen umzuwandeln und ihn zu bekehren.“ Und damit ist eben der suggestive Faktor in der Religion gegeben. Ich hatte selbst oft Gelegenheit, im Kanton Zürich die Anhängerinnen der eigentümlichen sektiererischen Orthodoxie des Herrn Pfarrer Zeller in Männedorf zu beobachten. Derselbe ist wie ein verklärter Prophet, der die Kranken nach Art des Christus und des Johannes des Täufers mit Auflegen der Hände und Salbung mit Oel behandelt. Die damit erzielten Heilerfolge beruhen natürlich auf Suggestion, während er die Sache göttlichen Wundern zuschreibt. Er glaubte sogar einmal bei einem Knochenbruch einen Krach zu merken, der eine Wunderheilung bedeutete, wie er uns selbst ganz naiv erzählte. Nun schwärmte eine Schar besonders hysterischer Frauen für diesen Mann in einer Weise, deren Inbrunst unbewusst entschieden viel mehr seiner Person, als der durch dieselbe versinnbildlichten Heiligkeit Gottes oder Christi galt. Ich habe manche Kranken behandelt, die bei ihm waren und die die süssesten, aber zugleich fleischlichsten erotischen Vorstellungen mit seiner Person verbanden. Es liegt mir fern, diesem und vielen anderen ähnlichen überzeugten, mit einem Heiligenschein umgebenen Männern, besonders Pfarrern, einen persönlichen Vorwurf aus diesen Tatsachen zu machen. Ich konstatiere bloss, dass, wenn der Mensch nach reinem Geist und reiner Heiligkeit schwärmt und dadurch seine wahre Natur verleugnet, er unbewusst in die plumpeste Sinnlichkeit zurückzufallen und damit letztere heilig zu sprechen in Gefahr steht.

Der schweizerische Dichter Gottfried Keller hat das Motiv des religiösen Erotismus verschiedentlich, besonders in den sieben Legenden, in seiner genialen Weise wunderschön zur Darstellung gebracht. Man wolle zum Beispiel „Dorotheas Blumenkörbchen" lesen, wo der irdische Bräutigam Dorotheas schliesslich auf den himmlischen eifersüchtig wird, von dem sie ihm in überschwenglichen Gefühlen beständig vorschwärmt. Sie sprach, wo sie stand und ging, in den zärtlichsten, sehnsüchtigsten Ausdrücken von einem himmlischen Bräutigam, den sie gefunden, der in unsterblicher Schönheit ihrer warte, um sie an seine leuchtende Brust zu nehmen und ihr die Rose des ewigen Lebens zu reichen u. dgl. m. Als dann Dorothea von dem bösen Statthalter auf einen eisernen Rost gelegt wurde, unter welchem Kohlen in der Art entfacht waren, dass die Hitze nur langsam anstieg, tat es dem zarten Körper doch weh. Sie schrie gedämpft einigemale. Nun sprang ihr irdischer Geliebter Theophilus, durch die Menge sich drängend, zu ihr und sagte schmerzlich lächelnd, im Begriff, ihre Bande zu durchschneiden: „Tut es weh, Dorothea?" Aber sie antwortete plötzlich, wie von allem Schmerz verlassen und von grösster Wonne erfüllt: „Wie sollte es weh tun, Theophilus? Das sind ja die Rosen meines vielgeliebten Bräutigams, auf denen ich liege! Siehe, heute ist meine Hochzeit!" Nebenbei zeigt hier Keller die suggestive Wirkung (siehe Kapitel XVIII) der Ekstase, die bekanntlich bei Märtyrern bis zur vollen Unempfindlichkeit (Anaesthesie) gehen kann.

Auch Goethe hat die erotisch-religiöse Ekstase geschildert. Man lese nur die mystisch-erotische Anbetung der Himmelskönigin durch verschiedene Anachoreten in der Schlussszene des zweiten Teiles des Faust:

Pater ecstaticus
(auf- und abschwebend):

Ewiger Wonnebrand,
Glühendes Liebeband,
Siedender Schmerz der Brust,
Schäumende Gotteslust,
Pfeile, durchdringet mich,
Lanzen, bezwinget mich,
Keulen, zerschmettert mich,
Blitze, durchwettert mich:

Dass ja das Nichtige
Alles verflüchtige,
Glänze der Dauerstern,
Ewiger Liebe Kern.

Pater profundus
(tiefe Region):

Wie Felsenabgrund mir zu Füssen
Auf tiefem Abgrund lastend ruht,
Wie tausend Bäche strahlend fliessen
Zum grausen Sturz des Schaums der Flut,
Wie strack, mit eig'nem kräftigen Triebe,
Der Stamm sich in die Lüfte trägt:
So ist es die allmächtige Liebe,
Die alles bildet, alles hegt.

. . . .

Doctor Marianus
(entzückt):

Höchste Herrscherin der Welt!
Lasse mich im blauen,
Ausgespannten Himmelszelt
Dein Geheimnis schauen!
Billige, was des Mannes Brust
Ernst und zart beweget
Und mit heiliger Liebeslust
Dir entgegen träget!
Unbezwinglich unser Mut,
Wenn du hehr gebietest;
Plötzlich mildert sich die Glut,
Wie du uns befriedest.
Jungfrau, rein im schönsten Sinn,
Mutter, Ehren würdig,
Uns erwählte Königin,
Göttern ebenbürtig.

. . . .

Dir, der Unberührbaren,
Ist es nicht benommen,
Dass die leicht Verführbaren
Traulich zu dir kommen.

In die Schwachheit hingerafft,
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreisst aus eig'ner Kraft
Der Gelüste Ketten?
Wie entgleitet schnell der Fuss
Schiefem, glattem Boden?
Wen betört nicht Blick und Gruss?
Schmeichelhafter Odem?

. . . .

Magna peccatrix
(St. Lucae VII, 36):

Bei der Liebe, die den Füssen
Deines gottverklärten Sohnes
Tränen liess zum Balsam fliessen,
Trotz des Pharisäer-Hohnes;
Beim Gefässe, das so reichlich
Tropfte Wohlgeruch hernieder;
Bei den Locken, die so weichlich
Trockneten die heiligen Glieder.

. . . .

Chorus mysticus:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Damit soll nun, wie schon erwähnt, durchaus nicht etwa gesagt werden, dass die Religion ausschliesslich oder nur hauptsächlich aus dem sexuellen Fühlen entspringt. Das wäre ebenso einseitig wie falsch. Angstgefühle vor dem Tode und den Rätseln des Daseins, Gefühle der Schwäche, der Unzulänglichkeit des Lebens, Bedürfnis des Trostes für alles Ungemach der Existenz und Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode spielen selbstverständlich eine hervorragende, zum Teil ausschlaggebende Rolle in der Entstehung der Religion. Doch darf man die ungeheure, einerseits zur Inbrunst hinreissende, und anderseits, besonders für Andersfühlende, so oft tyrannische Rolle des erotisch-sexuellen Momentes in den religiösen Lehren und Dogmen ja nicht unterschätzen.

Es ist demnach eine ebenso wichtige wie schwierige Aufgabe der wissenschaftlichen Erkenntnis für die Zukunft der Menschheit,

deren sexuelle Verhältnisse von jeder Tyrannei einer religiösen Dogmatik zu befreien und sie statt dessen mit einer rein humanen Ethik möglichst harmonisch in Einklang zu bringen.

Wir sahen früher, dass die Sympathiegefühle in der Tierreihe im allgemeinen Abkömmlinge ihrer phylogenetisch ersten Erscheinungsform, nämlich der sexuellen Anziehungsgefühle sind und jetzt sehen wir, wie so oft, beim Menschen enttäuschte, versagte oder verklärte sexuelle Liebe in der Inbrunst religiöser Schwärmerei Ersatz oder Idealisierung sucht. Nun stellt sich ganz natürlich die Frage, ob dieser Ersatz oder dieses Ideal unentbehrlich ist und ob nicht andere Objekte, menschlicher statt mystischer Natur, an seine Stelle treten können. Wir sagten, dass die religiöse Inbrunst durchaus nicht immer in sinnliche Liebe zurückzufallen braucht. Tut sie es, so ist ja menschlicher Ersatz vorhanden. Tut sie es nicht, so gibt es nach unserer Ansicht rein menschliche Ideale, die ebensogut, wenn man will, „religiös“ verklärt werden können, als die Mystik angeblicher göttlicher Offenbarungen. Man nennt das Christentum „Religion der Liebe“ und der Apostel Paulus stellt sogar die Nächstenliebe über den Glauben. Was ist aber die Nächstenliebe anders, als die Synthese sozialer Sympathiegefühle für die heutige und für die zukünftige Menschheit? Kann denn dieselbe sich nicht auf einer anderen Grundlage betätigen, als auf der eines durch Paradiesversprechungen bezahlten Pfandbriefes? Können nicht Weihe, Schwärmerei, Inbrunst in schöner, erhebender Form für die sozialen Ideale und für das zukünftige Wohl unserer Kinder verwendet werden? Kann man nicht die Religion unserer Nachfolger und ihres Glückes an Stelle des Ahnenkultus und der Verherrlichung der in der Bibel verzeichneten Werke Jehovas setzen? Ich bin der Ansicht, dass die Suggestion religiöser Liebesekstase in der Tat für das Gute, für das soziale Wohl benutzt werden kann. In ihrem Fanatismus liegt eine bedeutende, treibende Kraft, ein vorzügliches Aufrüttelungsmittel menschlicher Gleichgültigkeit und Stagnation. Nur sollte diese Kraft nicht für leere Phantasiegebilde vergeudet, sondern für eine rein menschliche Religion der Liebe auf unserem Erdenleben verwendet werden.

Kapitel XII.

Recht und Sexualleben.

A. Allgemeine Rechtsbegriffe.

Es ist ein eigentümliches Ding mit den menschlichen Rechtsbegriffen. Jeder schreit nach Recht und Freiheit, denkt dabei natürlich vorerst an sich selbst und merkt nicht, wie er, indem er beständig seine eigenen „unveräusserlichen" Rechte reklamiert und durchzusetzen sucht, auf Schritt und Tritt die Rechte der anderen verletzt. Wie schön klingen die Worte Freiheit und Recht; wie unversöhnlich stehen sie sich jedoch in der Praxis des Lebens einander gegenüber. Mein Recht auf Freiheit, das ich meine, das Recht auf volle unbeschränkte Entfaltung meines Ich nach meinen natürlichen Gefühlen ist ein Ding der Unmöglichkeit, das heisst lässt sich nicht durchsetzen, ohne dass ich dabei beständig das gleiche Recht auf die gleiche Freiheit meiner Mitmenschen verletze. Und doch donnern die Menschen Phrase auf Phrase über dieses Thema im Brustton tiefster Ueberzeugung, schimpfen über unsere sozialen Einrichtungen, verfluchen die Schlechtigkeit der anderen, zeigen sich aber dabei unfähig, die Widersprüche praktisch zu lösen, die ihr innerer Freiheitsdurst heraufbeschwört. Dieses Rechts- und Freiheitsgeschrei unserer heutigen Gesellschaft ist nichts anderes, als die Aeusserung eines instinktiven, in unserer Phylogenese begründeten Gefühls des Unmuts und der Empörung, das der noch so beträchtliche Raubtierrest in der menschlichen Natur über die Zwangsjacke des notwendig gewordenen sozialen Lebens und den Mangel an Ellenbogenfreiheit auf der dem menschlichen Geschlechte bereits zu eng werdenden Erdkugel empfindet.

Der Naturmensch dürstet nach Expansion und Freiheit seines Ichs und nicht nach den grossen Einschränkungen, die ihm die sozialen Notwendigkeiten auferlegen. Er ist noch von Natur aus ein halb nomadisches Familientier, mit Jagd- und Herrschergelüsten, mit vielen egoistischen Genussbedürfnissen und nun treffen seine

Ellenbogen, wo er sich nur hinwendet, auf andere Menschen, auf andere Rechte, auf andere Freiheits- und Herrschergelüste, die ihn zur Unterwerfung seines Ichs zwingen. Daher das schwächliche und machtlose Not- und Aergergeschrei über die Schlechtigkeiten der Anderen und über die sozialen Einrichtungen. Und doch ist dieses Not- und Aergergeschrei durchaus nötig, damit für die Zukunft eine möglichst erträgliche, soziale Lösungsformel gefunden und praktisch durchgeführt werde. Ausser der Besitz- und Arbeitsfrage gibt es wohl kein Gebiet, wo sich diese peinliche Not so fühlbar macht, wie in der sexuellen Frage.

Was ist nun das menschliche Recht? Bevor wir auf die formell anerkannten Unterscheidungen übergehen, müssen wir psychologisch und menschlich das sogenannte Recht in zwei Kategorien von Begriffen einteilen: Das natürliche Recht und das herkömmliche Recht.

Natürliches Recht. Das natürliche Recht ist ein durchaus relativer Begriff: das Recht auf Leben und Lebensbedingungen. Da jedoch auf der einer göttlichen Schöpfung zugeschriebenen Erde die Dinge so lieblich eingerichtet sind, dass die Geschöpfe nicht anders leben können als dadurch, dass sie einander fressen, besteht tatsächlich das älteste Naturrecht eines jeden lebenden Wesens in dem Recht, andere aufzufressen. Es ist somit das Recht des Stärkeren. Wenn man will, das absolute Naturrecht ist das Recht des Stärkeren.

Anders gestaltet sich jedoch der Begriff des relativen natürlichen Rechtes. Dasselbe betrifft nicht mehr alle lebendigen Wesen, sondern nur bestimmte Gruppen lebendiger Wesen mit Ausschluss der anderen. Die Relativität des Gruppenrechtes ist eine doppelte. Einerseits gibt sie der bezüglichen Gruppe von Individuen das Recht, die Lebensrechte der anderen Gruppen bis zur Vernichtung zu missbrauchen. Anderseits aber — und das ist die Kehrseite des Gruppenrechtes — erwachsen aus demselben die sogenannten Pflichten eines jeden Individuums den anderen Individuen der gleichen Gruppe gegenüber, die Pflichten nämlich, deren individuelle Rechte gleich den eigenen zu achten, zu schonen, sogar zu schützen. Wer Gruppenrecht sagt, sagt soziale Rechte und Pflichten. Die idealste Organisation des Gruppenrechtes bei Tieren finden wir bei den Ameisen. Jedes Individuum einer Gruppe (einer Ameisenkolonie) darf alles fressen und missbrauchen, was nicht zur Kolonie (zur Gruppe) gehört. Innerhalb der Gruppe hat es Anspruch auf

Fütterung, Wohnung und Stillung aller seiner individuellen Bedürfnisse und umgekehrt die Pflicht, an der Herstellung und Erhaltung der gemeinsamen Wohnung sowie an der Fütterung, am Fortpflanzungsgeschäft, an der Verteidigung und an der Offensive gegenüber der Aussenwelt durch rastlose Arbeit und durch Kampf teilzunehmen. Rechte und Pflichten sind hier durch Anpassung vollständig zum Instinkt, d. h. ganz selbstverständlich geworden und ergeben sich von selbst aus der natürlichen Organisation der Ameisen, ohne jeden äusserlichen, gesetzlichen Zwang. Hier fehlt also der oben erwähnte Notschrei des menschlichen Raubtieres, da die Pflichterfüllung triebartig, instinktiv, von Lustgefühlen begleitet geschieht. Jede Ameise könnte ungestraft faullenzen und geniessen, wenn sie es wollen könnte; sie kann aber beides nicht. Die Ameisengemeinschaften konnten nur auf Grund jenes sozialen Arbeitsinstinktes überhaupt entstehen und würden beim Ausfall desselben sofort zugrunde gehen.

Ungleich komplizierter und schwieriger gestalten sich die Begriffe des natürlichen menschlichen Gruppenrechtes. Wie wir sahen, ist das ursprünglichste instinktive menschliche Gruppenrechtsgefühl auf die Familie und die direkte Umgebung beschränkt. Aber selbst da lässt es ungeheuer viel zu wünschen übrig. Ehezwist, Händel und Fehden unter Geschwistern sind ja häufig genug, selbst Eltern-, Bruder-, Kindsmord nicht so selten. Bemerken wir aber weiter, wie ausserhalb des engen Kreises der Familie Streit und Hader zwischen den Einzelnen, Betrug, Diebstahl und Schlimmeres noch erst recht an der Tagesordnung ist, wie in Parteifehden, Klassenkämpfen, Missbrauch von Standesvorrechten oder der Geldmacht, Kriegen, kurz überall sich darstellt, dass Sonderinteressen den allgemein menschlichen weit vorangestellt werden, so legen diese und hundert andere trostlose Erscheinungen der menschlichen Gesellschaft traurig Zeugnis ab von der individualistischen menschlichen Raubtiernatur, und beweisen, wie ungemein schwach der soziale Instinkt im menschlichen Gehirn entwickelt ist. Die menschlichen Gesellschaften sind vielmehr auf erzwungene Angewöhnungen als auf das menschliche Naturell gegründet. Die Kinder gleichen zuerst mehr jungen Katzen als jungen sozialen Wesen. In früheren Zeiten, wo die Erde dem Menschen noch gross erschien, waren dementsprechend die Gruppenrechte auf kleine Gemeinschaften beschränkt, welchen die übrigen Menschen, so gut wie Tiere und Pflanzen, als willkommene Beute erschienen. Der Kannibalismus

zeigt deutlich genug, dass der Mensch zuerst sogar wieder viel raubgieriger wurde, als sein affenähnlicher Ahn es gewesen. Erst viel später, infolge allmähliger Vergrösserung, stärkerer Gemeinschaften auf Kosten schwächerer, noch später infolge der Erkenntnis der Leiden, die aus der unbegrenzten Herrschergier und Genusssucht einzelner den anderen erwachsen, endlich der Entdeckung der Begrenztheit des Erdenraumes, haben sich die Begriffe der Menschlichkeit und der Menschheit, sowie das menschliche Solidaritätsgefühl gebildet: „Homo sum et nihil humani a me alienum puto“ (ich bin Mensch und nichts menschliches kann mir fremd sein).

Es muss dem denkenden Menschen vollständig klar werden, dass die Relativität des menschlichen Gruppenrechtes und der entsprechenden menschlichen Gruppenpflichten mit der Zeit auf alle menschlichen Bewohner der Erde erweitert, resp. beschränkt werden muss. Ausserordentlich schwierig dagegen bleibt die Definition desjenigen, was wir unter sozialbildungs- oder kulturfähige Menschheit zu verstehen haben. Zwar ist die Lücke zwischen den höchsten Affen und den niedrigsten Menschen gewaltig und bei den heute lebenden Wesen nicht mehr überbrückt. Doch fangen wir allmählig einerseits an, dem Menschen näher stehenden Tieren gegenüber gewisse Lebensrechte anzuerkennen und anderseits zu begreifen, dass gewisse niedrigstehende heutige Menschenrassen (Akkas, Weddas, sogar Neger) einer höheren Kultur unzugänglich sind, sodass wir schliesslich bald zu wählen haben werden, ob wir diese niederen Rassen oder unsere eigene Rasse samt ihrer Kultur dem Untergang preisgeben wollen. Hier ist nicht die Stelle, dieser heiklen Frage näher zu treten und zu untersuchen, wo die Grenze der Kulturmenschheit zu ziehen ist, das heisst, wo die relativen Gruppenrechte und wo die Pflichten der Kulturmenschheit der übrigen lebenden Welt gegenüber zu beginnen haben, in welchem Umfang dem Kulturmenschen das relative Recht zukommen soll, andere lebende Wesen sich zu unterwerfen, sie zu eigenem Nutzen und Frommen auszunutzen und zu seinem Dienste oder als Nahrung zu verwerten, eventuell zu vertilgen, um das eigene Leben zu sichern. Für die Pflanzenwelt und für die Tierwelt, vom Orang-Utang an abwärts, dürfte die Frage so ziemlich erledigt sein. Um so schwerer ist sie dagegen zu entscheiden für Menschen und Volksstämme, die eine tiefe Kluft der Rassenverschiedenheit von unserer eigenen Rasse trennt. Ich betone absichtlich die tiefe

Rassenverschiedenheit, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die höheren, kulturfähigen und kultivierten Rassen oder besser Rassenmischungen, die heute auf der Welt leben, besser tun werden, sich unter einander friedlich zu vergleichen, als sich gegenseitig zu vernichten.

Es war nötig, diese nüchterne wissenschaftliche Erörterung voranzustellen. Sie mag Gefühlsmenschen verletzen. Was nützt es aber, wie der Vogel Strauss den Kopf im Sande zu verstecken. Klar müssen wir der Zukunft ins Angesicht schauen. Nur so kann Brauchbares und Gutes zustande kommen. Das natürliche Recht des Menschen muss sich also immer mehr zu einem Komplex von sozialen Rechten und Pflichten für Eine grosse Gruppe ausgestalten, welche Gruppe wir Kulturmenschheit nennen können, und deren relative Grenzen nur allmählig und auf dem Wege der Praxis zu ziehen sein werden. Selbst wenn es so verstanden und umgrenzt wird, kann aber dem natürlichen Recht die sogar im Kulturmenschen noch tief wurzelnde Raubtiernatur nur mühselig und allmählig sich anpassen. Wir müssen daher ehrlich gestehen, dass es nur sehr relativ das Prädikat „natürlich“ verdient.

Das soziale Recht ist beim Menschen notwendig künstlich. Ganz natürlich sind nur wenige elementare Rechte und Pflichten, besonders auf sexuellem Gebiet; es sind Anpassungen in Form von Instinkten, die der Erhaltung und Förderung der Familie, sowie dem elementaren Schutz des Individuums dienen. Als solche können wir das Recht auf das Leben, das Recht und die Pflicht auf Arbeit, ferner das Recht des Kindes bezeichnen, von seiner Mutter gestillt oder sonstwie ernährt und von seinen Eltern gepflegt und geschützt zu werden, die Pflicht der Eltern, ihre Kinder zu ernähren, die Pflicht des Mannes, sein Weib zu schützen, das Recht, aus dem Pflanzen- und Tierreich seine Nahrung zu beziehen, das Recht auf die Befriedigung seines Sexualtriebes u. dgl. m.

Es gibt jedoch noch eine Reihe anderer Gruppenrechte und -Pflichten, die so notwendig sind, dass man ihnen das Prädikat „natürlich“ zu verleihen pflegt. Als solche zu bezeichnen sind das Recht, eine eigene Wohnung zu besitzen, sein Leben gegen Angriffe zu verteidigen, zu denken und zu glauben, was man will, sofern man sein Denken und sein Glauben den anderen nicht aufzwingt; dann die Pflicht, das Leben und den notwendigen Besitz anderer zu achten, für die geistige Bildung der Jugend und für ihre gesunde Entwicklung zu sorgen etc.

Fraglich dagegen werden bei unbefangener Würdigung des eben Gesagten gewisse Rechte und Pflichten, die man bisher für selbstverständlich und natürlich hielt. So zum Beispiel alle kirchlichen, religiösen Rechte und Pflichten, die vaterländischen und nationalen Pflichten, die Kriegs-Rechte und -Pflichten u. dgl. m. Es erhellt sonnenklar aus einer vorurteilslosen Betrachtung der Entwicklung der Menschheit, dass diese angeblichen Rechte und Pflichten nichts als historische Vermächtnisse beschränkter und zum grossen Teil künstlicher menschlicher Gruppierungen sind. Die relativen Rechte und Pflichten der Zugehörigen dieser Gruppierungen bestanden im gegenseitigen Schutz ihrer nationalen und religiösen Anschauungen und Interessen und in der Unterdrückung und Misshandlung anderer Menschengruppen. Diese Erwägung bringt uns nun zu der zweiten Kategorie rechtlicher Begriffe.

Herkömmliches Recht. Das herkömmliche Recht ist, genau genommen, gar kein Recht. Es ist einfach eine dogmatisierte Heiligsprechung aller möglichen und unmöglichen Sitten und Unsitten, die die Menschen, je nach ihren örtlichen Verhältnissen und zufälligen Eroberungen und Erwerbungen, sich angeeignet haben. Hier spielen das natürliche Recht des Stärkeren und seine Folgen, die Mystik, alle möglichen menschlichen Leidenschaften und in hohem Grade auch der Sexualtrieb sehr wechselnde Rollen. Der beste Beweis, wie absurd und unrecht das herkömmliche Recht zu einem grossen Teil ist, liegt in der Verschiedenheit, ja sogar in der absoluten Gegensätzlichkeit der bezüglichen Rechtsanschauungen bei verschiedenen Völkerschaften. Hier ist die Vielweiberei Recht und göttliches Institut; dort ist sie Verbrechen. Der Einzelmord gilt meistens als Verbrechen, der Massenmord des Krieges dagegen als Tugend und Pflicht. Diebstahl und Raub gelten im Frieden als Verbrechen und Rechtsverletzung; im Krieg, in Form der Beute und der Länderannexion, als wohlerworbenes Recht des Siegers. In einem Königreich gilt der Monarch als geheiligte Person und ist Majestätsbeleidigung ein Verbrechen. In einer Demokratie wird der, der sich die Alleinherrschaft anmassen will, als Verbrecher bestraft. Das Lügen und die Reservatio mentalis sind, in gewissen Fällen wenigstens, das Recht oder gar die Pflicht des Katholiken, der nur nicht auf Gott und die Religion einen falschen Schwur leisten darf, während andere jede Lüge mehr oder weniger als Unrecht empfinden und wieder andere jeden Eid als Sünde taxieren oder als unwürdig verurteilen (deine Rede sei „ja, ja“ und „nein, nein“).

Unzählig sind die Widersprüche, Inkonsequenzen, Unnatürlichkeiten und Tyranneien der sogenannten herkömmlichen Rechte verschiedener Völker und nicht wesentlich besser steht es mit unseren auf das römische Recht aufgebauten herkömmlichen Rechtsbegriffen.

Dem Recht des Stärkeren folgten in historischer Reihenfolge gewisse auch noch als ursprünglich zu bezeichnende Rechtsbegriffe, vor allem das auf dem natürlichen Rachegefühle begründete Wiedervergeltungsrecht, das Talion- oder Lynchgesetz, das da sagt: Auge um Auge und Zahn um Zahn. Das Talionrecht ist eigentlich sehr „natürlich", sehr menschlich, und hat, wenn auch noch halb raubtierischen Ursprunges, wenigstens das eine gute, dass es — freilich in roher und brutaler Weise und ohne Berücksichtigung innerer Motive — eine Gleichberechtigung der Menschen in der Wiedervergeltung zugefügter Schäden anerkennt. Dagegen spukt im alten Recht ein anderer, aus der religiösen Mystik abgeleiteter Begriff, der Begriff der Sühne. Nachdem der Mensch sich nach seinem eigenen Bilde eine mit menschlichen Leidenschaften ausgestattete Gottheit zurecht gestutzt hatte, schrieb er ihr aus Angst insbesondere Zorn- und Entrüstungsgefühle über die Schlechtigkeiten zu, die die Menschen an einander begehen. Und nun galt es, um die Gottheit zu versöhnen und zu besänftigen, ihr Menschenopfer zu bringen. Anfangs waren es durchaus nicht immer verbrecherische, schuldige Menschen, sondern vielfach armselige, unschuldige Lämmer, die man zur Besänftigung der erzürnten Gottheit ihr oft unter allerlei Qualen opfern zu müssen glaubte. Allmählig wurde jedoch die Sitte humaner und schmuggelte sich in das Recht hinein in der umgewandelten Form des heutigen Sühnebegriffes. Wer ein Verbrechen begeht, muss dasselbe durch irgend eine Strafe, eventuell sogar durch den Tod sühnen. Sühne und Wiedervergeltungsbegriff mischen sich vielfach im heutigen Strafrecht und wenn man seine Wurzeln in der Ethnologie studiert, darf man sich nicht wundern, dass oft heute noch angebliche Verbrechen gegen die Gottheit oder gegen die Religion gesühnt werden müssen und gestraft werden. Darin liegt ein merkwürdiges Gemisch von Religions- und Rechtsbegriffen! Eine sonderbare Art, die Gottheit zu versöhnen, bildeten die Tieropfer und andere Geschenke, die fast alle alten und wilden Völker ihr darbrachten, sei es, um sie zu erfreuen, um ihr für einen errungenen Sieg oder für sonstiges Glück zu danken, sei es, um ihren vermeintlichen Zorn zu besänftigen. Man wollte ihre anthropomorphisch gedachte Sinneslust damit befriedigen.

Trotz allem hat immerhin das zivilisierte Altertum als Rechtsideal eine Rechtsgöttin, Themis, mit einer Binde auf den Augen und einer Wage in der Hand, abgebildet. Die Wage bedeutete, dass Recht und Unrecht bei jeder Tat gegen einander genau soll abgewogen werden, die Binde, dass der Richter seinen Spruch fällen soll ohne Ansehen der Person, und unzugänglich sein soll jeder äusseren unrechtmässigen Beeinflussung durch die Parteien. Für die damaligen fast einzig bestehenden Talion- und Sühnebegriffe liefert dieses blinde Weib mit ihrer Wage ein ziemlich entsprechendes und genügendes Bild des Rechtes. Um die tiefere Psychologie der menschlichen Natur, um Geistesstörung und verminderte Zurechnungsfähigkeit, um höhere soziale Ideale und Verbesserungen brauchte sie sich noch nicht zu kümmern. Wenn ein Richter sich bezahlen liess, um einen Unschuldigen zu bestrafen oder um einen Schuldigen frei zu lassen, selbst wenn er das eine oder das andere nur aus Angst vor der Gewalt eines Despoten oder vor der aufgeregten Leidenschaft der Masse tat, so war eben dieser Richter unwürdig; Themis hatte ihre Binde abgenommen und drückte feige und parteiisch auf ihre Wage, die sich dann auf die unrechte Seite senkte. In der Tat war die blinde Themis wenigstens bereits unparteiisch, und in dieser Beziehung muss sie auch noch heute und für immer in Ansehen bleiben.

So einfach wie früher hat es aber heute Themis nicht mehr, denn die Fortschritte der Humanität und der Wissenschaft, spezieller der Psychologie und der Psychiatrie zwingen sie dazu, ihre Binde abzulegen, nicht um der Parteilichkeit zugänglich zu werden, sondern aus tieferen Gerechtigkeitsgründen, um klar in den Menschen hinein zu sehen. Es handelt sich nicht mehr einfach darum, zu wissen, ob ein Angeklagter oder Gemassregelter, die ihm zur Schuld gelegte Tat begangen hat oder nicht, sondern noch darum, ob er gewusst hat, was er tat, was für Motive ihn dazu bewogen und wer der wahre Urheber der Uebeltat war. Alkohol, geistige Abnormitäten und Krankheiten, Suggestionen, Leidenschaften etc. wetteifern miteinander, um das arme Menschenhirn derart zu beeinflussen, dass seine Taten ihm dann nicht oder kaum mehr zugerechnet werden können. Ausserdem wird bei näherem Zusehen der herkömmliche Begriff der freien Wahl, der absoluten Willensfreiheit des Menschen, der die Vorbedingung unserer alten Strafjustiz bildet, nicht nur immer problematischer, sondern muss geradezu als eine menschliche Illusion betrachtet werden, die darauf

beruht, dass die mittelbaren, ferneren Motive unserer Handlungen uns zum grossen Teil unbewusst und daher unbekannt bleiben. Schon der grosse Philosoph Spinoza hat dies meisterhaft dargetan und die heutige Wissenschaft bestätigt ihn im weitesten Umfang. Jede Wirkung hat in der Welt ihre Ursache, und so sind auch alle unsere Entschlüsse durch Tätigkeiten unseres Hirns, die ihrerseits wieder vom äusseren Ursachen beeinflusst und mitbestimmt werden, bedingt. Erkennen wir einmal frank und frei die Falschheit des alten Axioms der menschlichen Willensfreiheit an und verstehen wir, dass dasjenige, was wir als freien Willen fühlen und betrachten, nichts anderes ist, als eine individuell sehr wechselnde und mehr oder weniger entwickelte Fähigkeit unseres Gehirns, sich seiner Umgebung und speziell den andern Menschen (der Gesellschaft) durch seine Handlungen anzupassen; begreifen wir endlich, dass unser Wille und alle unsere Handlungen beständig von einem ungeheuer weit ausholenden Komplex erblicher Energien (dem Charakter) verbunden mit den von aussen, während unseres Lebens auf uns wirkenden Energien bestimmt werden, — dann muss unsere ganze Auffassung des Rechtes und speziell des Strafrechtes sich ändern. Das Talion muss als barbarischer Ueberrest tierischer Rechtsgefühle unserer Ahnen und die Sühne als Schlacke einer veralteten, abergläubischen Mystik vollständig verschwinden. Die moderne, rein wissenschaftliche juristische Reformrichtung hat bereits das alles anerkannt. Trotz der völligen Erfolglosigkeit des bisherigen Strafsystems vermochte sie jedoch bis jetzt ihre Anschauungen nur zu einem geringen Teile praktisch durchzuführen. Es bleiben also nach dem Gesagten nur noch zwei Gründe übrig, die das Dasein des Rechtes wirklich berechtigt erscheinen lassen:

1. die menschliche Gesellschaft dadurch zu schützen, dass es die Verbrecher verhindert zu schaden, und überhaupt Begriffsbestimmungen und Gesetze zu schaffen, die die gegenseitigen Interessen der Menschen möglichst geeignet für das Zustandekommen günstiger, naturgemässer Lebensbedingungen sowohl des Einzelnen wie der Allgemeinheit gestalten;

2. die Ursachen des Verbrechens, sowie der sozialen Differenzen, Unvollkommenheiten und Ungleichheiten zu erforschen und durch die stetige zweckmässige Bekämpfung jener Ursachen eine progressive Besserung der Menschen und ihrer sozialen Zustände herbei zu führen.

Was wir hier fordern, bedeutet freilich eine völlige Umwälzung der herkömmlichen Rechtsbegriffe, nicht nur unseres alten, vermoderten Strafrechtes, sondern auch vielfach unserer zivilen Rechtsbegriffe. Diese Umwälzung ist aber unvermeidlich und hat übrigens bereits begonnen. Sie wird dazu gelangen müssen, das Recht aus der Umklammerung einer alten metaphysisch-religiösen Dogmatik und erstarrter, aus überlebten Sitten und Unsitten hergeleiteter Sätze zu befreien und aus ihm eine angewandte, soziale Naturwissenschaft des Menschen zu machen, der erst dann den Linné'schen Namen „Homo sapiens“ verdienen wird. Zu lange haben die Juristen angewandte Metaphysik auf Grund dogmatisierter, barbarischer Sitten und abergläubischer Mystik getrieben. Es ist hohe Zeit, dass Themis ihre Binde ablegt, dass sie Psychologie, Psychopathologie und Wissenschaft studiert und dann die unparteiische, gerechte Handhabung ihrer Wage von einem gesunderen, innerlich wahreren, menschlicheren Boden ableitet, mag auch ihre Arbeit dabei schwieriger und komplizierter werden.

Während einerseits die sexuellen Gefühle zu den innigsten und heiligsten Bedingungen des individuellen Glückes gehören, sind sie anderseits ebenso innig und unwandelbar mit dem sozialen Wohle der Menschheit verknüpft. Auf keinem Gebiet ist es schwieriger, das Gemeinwohl und das individuelle Wohl harmonisch zu verbinden, und aus diesem Grunde gehören die sexuellen Rechtsverhältnisse zu den schwierigsten. Wir sagten vorhin, dass die Befriedigung des Sexualtriebes des Menschen zu seinen natürlichen Rechten gehört. Die Naturwissenschaft zwingt uns dazu, diesen Satz aufzustellen. Und dennoch ist dies ein folgeschwerer, vielfach verhängnisvoller Satz, denn die Befriedigung des Geschlechtstriebes eines Menschen zieht nicht nur andere Menschen direkt, sondern eine noch viel grössere Zahl anderer Menschen indirekt in Mitleidenschaft und kann dieselben vielfach bedeutend mehr schädigen, als beglücken. Ohne den Umstand der Fortpflanzung wäre es relativ leicht, den Individualismus mit dem Sozialismus harmonisch in Einklang zu bringen. Nun sind es aber durch jenen Umstand gerade die sexuellen Verhältnisse, die in diesem Gebiet die Hauptschwierigkeiten bieten. Unser heutiges Recht steht hier, obwohl grosse Fortschritte errungen worden sind, zu einem grossen Teil noch auf dem barbarischen Standpunkte der rechtlichen Ungleichheit der Geschlechter. Freilich sind Männerseele und Weiberseele qualitativ nicht gleich geartet. Doch gibt es in

einer Gesellschaft, die keine geschlechtslosen Individuen besitzt und bei welcher beide Geschlechter harmonisch und gemeinsam sozial zu arbeiten haben, keinen triftigen Grund, das eine Geschlecht dem andern rechtlich unterzuordnen. Möge auch durchschnittlich der Mann an die 130 oder gar 150 Gramm mehr Gehirn besitzen als das Weib und ihr an Erfindungs- und Kombinationsgabe überlegen sein, so liefert ihm dies keinen Grund, seiner sexuellen Lebensgefährtin und seiner Mutter mindere soziale Rechte als sich selbst zuzugestehen. Seine körperliche Kraft wird ihn so wie so stets vor weiblichen Uebergriffen schützen können. Eine erste Forderung ist somit die sozial-rechtliche Gleichstellung des Weibes. Ebensowenig dürfen die Kinder als Besitz oder als Nutzgegenstände betrachtet werden, wie dies so häufig geschah und noch geschieht (siehe Kapitel VI). Das sind zunächst die Rechtsgrundlagen eines natürlichen, sexuellen Rechtes. Bei keinem Tier finden wir die Missbräuche, die der Mensch mit Weib und Kind getrieben hat. Nun wollen wir zum Spezielleren übergehen.

B. Zivilrecht.

Das Zivilrecht hat die Aufgabe, die Verhältnisse der Menschen zu einander zu regeln. Es kennt keine eigentliche Strafe, d. h. keine Sühne und hat sich nicht mit dem Verbrechen zu befassen. Seine Aufgabe ist, die soziale Basis für gegenseitige Verträge und Verbindlichkeiten zu schaffen. Immerhin grenzt es durch den Begriff der Zivilentschädigung für verursachten Schaden an das Strafrecht. Wenn auch auf natürlicherer Grundlage fussend und sowohl der menschlichen Natur, als den sozialen Anforderungen besser angepasst, als das Strafrecht, enthält das Zivilrecht dennoch auf Schritt und Tritt Ueberlieferungen religiöser Mystik und herkömmlicher Unsitten. Wir wollen das Bestehende und das Wünschenswerte mit einigen Worten analysieren, sofern es unser Thema betrifft. Es kann jedoch keine Rede davon sein, dass ich auf gesetzgeberische Details eingehe, da mir die bezüglichen Fachkenntnisse abgehen und es uns zu weit führen würde.

Die Ehe und die sexuellen Verhältnisse an und für sich. Ich verweise für diese Materie auf dasjenige, was in den Kapiteln VI, VIII, IX, X und XI steht und bitte ebenfalls, die übrigen bereits behandelten Kapitel im Auge zu behalten. An und für sich ist der Begattungsakt zweier Individuen, wenn beide aus

freien Stücken sich dazu entschliessen und keine Dritten dabei belästigen oder schädigen, eine private Angelegenheit, wie etwa ein Handschlag oder ein Kuss, und sollte weder das Zivilrecht, noch das Strafrecht angehen. Wie viele Einschränkungen dieser Satz auch nachträglich zu erfahren hat, so muss er doch als Prinzip anerkannt und vorangestellt werden. Die Gesellschaft hat nur das Recht, die individuelle Freiheit soweit zu beschränken, als sie oder ihre einzelnen Mitglieder durch ihre Ausübung geschädigt werden. In dem freien Begattungsakt an und für sich, sofern er keine weiteren Folgen hat, liegt aber keine Schädigung der Gesellschaft.

Trotzdem hat die Rechtspraxis lange nicht überall diesen Satz anerkannt. Viele Gesetze, besonders bei germanischen Völkern, bestrafen das Konkubinat, das heisst den ausserehelichen Geschlechtsakt als solchen. Und da, wo das Konkubinat toleriert wird, wird es meistens als minderwertig behandelt, sodass besonders Weib und Kinder darunter zu leiden haben. Wenn auch die schon früher erwähnten Liguorischen Vorschriften der katholischen Kirche mit Bezug auf den Detailvorgang der Begattung nur kirchliche Vorschriften sind, so beeinflussen sie nichtsdestoweniger in hohem Grade die Eheverhältnisse katholischer Länder.

Im allgemeinen wird die Begattung zivilrechtlich nur in der Form der Ehe anerkannt. Wie sehr aber die Eheform, von der Polygynie (Polygamie im engeren Sinn) durch die Monogamie bis zur Polyandrie und von der kurzen, zeitweiligen Ehe bis zur unbedingten Lebenslänglichkeit derselben (in den katholischen Ländern), oder gar bis zu der indischen Vorschrift, die dem Weibe befiehlt, ihrem verstorbenen Manne ins Grab zu folgen, wie sehr dies alles variiert, haben wir im Kapitel VI gesehen. Im Eherecht spielen religiöse Ueberlieferungen (die selbst, wie wir sahen, meistens aus barbarischen Sitten herstammen) eine ungeheure Rolle. Nur mit Mühe und Not hat sich das Prinzip der Zivilehe in den meisten Kulturstaaten Bahn gebrochen. Vielfach ist heute noch die religiöse Ehe die einzige Eheform. Fast überall herrscht sie noch als Hauptsitte neben der Zivilehe. Diese einfache Tatsache zeigt, wie tief wir noch in den Schlingen der Ueberlieferungen stehen. Hierbei herrscht die Vorstellung vor, die Ehe sei eine göttliche Einrichtung, die der Mensch zwar schliessen, aber nicht lösen dürfe, und dergleichen mehr. Wir wollen hier nicht auf die Details der religiösen Eheformen eingehen und verweisen auf das

Kapitel VI. Es ist ganz klar, dass wir auf unserem heutigen, rein menschlich-sozialen Standpunkt nur eine Zivilehe anerkennen können. Religiöse Eheformalitäten müssen vollständig als Privatsache betrachtet werden. Sie gehen den Staat und die Gesellschaft als solche nichts an und müssen als staatliche Einrichtungen, ebenso wie die sogenannte Staatsreligion, zum Wohl der Menschheit und zu ihrer Befreiung von der Tyrannei sklavischer Glaubensketten, mit aller Energie bekämpft werden.

Was ist nun die Zivilehe, was soll sie sein? Unsere heutige Zivilehe ist noch ein tastender Anfang und wartet auf Verbesserung. Sie bedeutet einen Vertrag zwischen zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes behufs gemeinschaftlicher Fortpflanzung. In diesem Vertrag kümmert sich aber das Gesetz noch zu viel um das persönliche Verhältnis der Ehegatten zu einander und viel zu wenig um das Wohl ihrer eventuellen Nachkommenschaft, die doch fast ausschliesslich das Interesse des sozialen Gesetzgebers in Anspruch nehmen sollte. Ferner spukt darin noch die abhängige Stellung des Weibes und trübt die rechtliche Reinheit der Zivilehe.

Als erster Grundsatz der Zivilehe sollte nach unserer Ansicht die absolute rechtliche Gleichstellung und die vollständige Gütertrennung der Ehegatten stehen. Es sollte nicht so sein, dass der augenblickliche Liebesdusel des Weibes es dem Manne möglich macht, sich ihr Hab und Gut anzueignen. Letzteres ist eine wahrhaft barbarische Einrichtung, die noch vollständig aus unserem Zivilrecht zu verschwinden hat. Da wo das Weib bereits grössere Rechte besitzt, kann sie übrigens auch, wenn sie bösartig ist, mittelst der Gütergemeinschaft den Mann benachteiligen. Mehr noch; im gemeinschaftlichen Eheleben sollte die Hausarbeit des Weibes nicht als selbstverständliche nicht zu vergütende Leistungen, sondern gerade so gut wie die männliche Verdienstarbeit gewertet und auf den Konto des weiblichen Besitzes geschrieben werden. Die unselige Gütergemeinschaft sollte nicht nur nicht die Regel sein, sondern direkt für zivilrechtlich ungültig erklärt werden. Eheleute mögen sie, solange sie ein Herz und eine Seele sind, praktisch zusammen durchführen. Kommt es aber zu Streitigkeiten, oder gar zur Scheidung, so kann und sollte sie niemals als gesetzlich bestehend anerkannt werden. Auf solche Weise würde viel Unheil als Folge zahlreicher Ehen vermieden. Auch ohne dass die Ehe sonst unglücklich ist, kann die Verschwendung oder die

Ungeschicklichkeit des einen Ehegatten bei Gütergemeinschaft die ganze Familie ruinieren.

Ausserordentlich wichtig ist ferner die Dauer der Ehe. Fordert man im Ehekontrakt geschlechtliche Treue bis zum Grabe, so ist die Ehescheidung ein Nonsens, und doch erweist sich praktisch, dass es eine Grausamkeit bedeutet, zwei Menschen gesetzlich aneinander gekettet zu halten, die nicht mehr zusammen leben können und wollen. Aus diesem Grunde ist die Ehescheidung als eine zivilrechtliche Notwendigkeit, zwar gewiss nicht als Ideal, wenigstens aber als unbedingt erforderlicher Notbehelf zu betrachten.

Unter den vielen vorkommenden Ehescheidungen spielen venerische Krankheiten, Geistesstörung, Ehestreit. lasterhafter Lebenswandel eines Teiles, Misshandlungen, Verbrechen und vor allem Ehezwist und Unverträglichkeit eine Hauptrolle. Die Sterilität des einen Ehegatten oder seine Untauglichkeit zur Begattung dürfte auch in vielen Fällen mit als Grund angeführt werden, obwohl unter gewissen Umständen, wie wir später sehen werden, hier eine beschränkte Polygamie oder Polyandrie humaner als die Ehescheidung sein dürfte. Ich werde einen Fall nie vergessen, wo sich eine Frau infolge längerer Geistesstörung ihres Mannes nach einer Apoplexie von ihm hatte scheiden lassen, um wieder zu heiraten. Sie besuchte ihn alsdann trotzdem recht fleissig in der Irrenanstalt. Als er später ruhiger geworden war, nahm sie ihn wieder zu sich nach Hause neben ihren zweiten Gemahl, der die Sache ganz natürlich und recht fand. Sobald die Ehescheidung zugelassen wird, entstehen komplizierte und wichtige Rechtsfragen, wenn Kinder vorhanden sind. Darüber später mehr. Die gesetzliche Zulassung der vollständigen Ehescheidung gestaltet also tatsächlich die Ehe zu einem zeitweiligen Vertrag, der den idealen, freien Liebesverhältnissen nicht mehr sehr fern steht. Um aber unbedachten Duseleien gleich von Anfang an vorzubeugen, müssen wir die Verhältnisse untersuchen, die, ausser der Kindererzeugung, dem sexuellen Verhältnis zweier Personen zivilrechtliche Bedeutung verleihen können. Ich bemerke gleich hier, dass es der Zivilgesetzgebung recht gut möglich ist, auch für die ausserehelich erzeugten Kinder rechtliche Verhältnisse zu schaffen, die sie den ehelich erzeugten gleichstellen und füge sogar hinzu, dass eine solche Gleichstellung den elementarsten, menschlichen Rechtsgefühlen entsprechen würde, wenn diese nicht durch Vorurteile und mystische Dogmen gefälscht wären.

Im weiteren muss das Zivilrecht feststellen, dass entmündigte und minderjährige Menschen kein Eherecht besitzen. Dies mag in gewissen Fällen grausam erscheinen. Doch hat die Gesellschaft entschieden das Recht, hier einzuschreiten. Erstens müssen unreife Kinder geschützt werden und dürfen nicht Eheverträge schliessen oder sich sexuell betätigen. Unter siebzehn Jahren sollte bei uns unbedingt kein Mädchen, unter achtzehn bis zwanzig Jahren kein Knabe sexuellen Verkehr pflegen. Dieses gebietet eine gesunde soziale und individuelle Hygiene, infolgedessen auch ein gesundes Zivilrecht. Ganz das gleiche gilt von Geisteskranken. Freilich entsteht hier eine schwierige Frage. Darf man mit Gewalt ein Ehepaar (oder ein Konkubinatspaar) deshalb trennen, weil der eine Teil geisteskrank geworden ist, wenn der andere Teil die Trennung nicht will? Für solche Fälle hat man die Nichtigkeitserklärung der Ehe in Deutschland erfunden. Damit gewinnt man nicht sehr viel. Ich werde darauf im Zusammenhang mit anderen Dingen zurückkommen, möchte aber gleich bemerken, dass hier die Gesellschaft nicht durch die Fortdauer der Ehe und auch nicht durch die Fortdauer des sexuellen Verkehrs, sondern nur durch die Kindererzeugung geschädigt wird. Letztere allein sollte also unbedingt verhindert werden, der sexuelle Verkehr dagegen nur, wenn der gesund gebliebene Eheteil damit einverstanden ist, oder wenn das Interesse des Kranken es erfordert. Die Regelung solcher Verhältnisse bleibt einer zukünftigen Zeit vorbehalten.

Gewisse verschwiegene oder verkannte körperliche Schäden sind auch dazu geeignet, einen bereits vorhandenen Ehevertrag ungültig zu machen; dazu gehören zum Beispiel chronische ansteckende, vor allem venerische Krankheiten, sowie sexuelle Impotenz des Mannes oder Empfängnisunfähigkeit des Weibes. Aber auch hier sollte das Gesetz nur dem Verlangen des geschädigten Teiles nachgeben und nur gegen die eventuelle Erzeugung von Krüppeln Vorkehrungen treffen, nicht aber von sich aus den sexuellen Verkehr als solchen verbieten.

Eine wichtige Frage ist diejenige des Ehebruches. Auch hier sind wir der Ansicht, dass das Gesetz durchaus nicht von sich aus einzuschreiten hat. Vor allem sollte der nachgewiesene Ehebruch bei versprochener Treue einfach, wie bisher, dem geschädigten Teil das Recht zur Ehescheidung ohne weiteres geben. Gewisse Formen des Ehebruches jedoch, die mit Einverständnis beider Ehegatten eher den Charakter einer Bigamie oder Biandrie an-

nehmen, sollte das Zivilgesetz ebensowenig wie das Strafgesetz kennen. Ich erwähne zum Beispiel den Fall, wo zwei Ehegatten aus allen möglichen anderen Gründen beisammen bleiben wollen, wo jedoch die Impotenz oder Sterilität des einen ihn veranlasst, dem anderen einen bestimmten ausserehelichen sexuellen Verkehr zu gestatten. In einem solchen Fall fehlt überhaupt eine Schädigung anderer Individuen oder der Gesellschaft und somit fehlt der Grund zum rechtlichen Einschreiten (siehe Anhang: André Couvreur, La Graine).

Ausserordentlich schwierig gestaltet sich die Frage, was zu tun ist, wenn ein Ehegatte die Trennung will und der andere nicht, und wenn keine sonstigen Scheidungsgründe vorliegen. Hier handelt es sich allein um die tückischen Launen des „Liebesgottes", die nun einmal nicht aus der Welt zu schaffen sind. Nach meinem Dafürhalten hat das Gesetz, hier fast nur, dafür aber um so strenger, die Rechte etwa vorhandener Kinder und die Erhaltungspflichten des unbeständigen Ehegatten im Auge zu behalten. Ebenso muss es die pekuniären und sonstigen Zivilrechte des den Fortbestand der Ehe wünschenden Ehegatten wahren. Gerade hier zeigt sich so recht die Notwendigkeit der Gütertrennung. Dagegen geht es nach meiner Ueberzeugung nicht an, mit Gewalt eine Ehe aufrecht zu erhalten, von welcher der eine Teil durchaus nichts mehr wissen will. Praktisch wird damit nichts Gutes erreicht. Das ist eine Frage der Moral im engeren Sinn und nicht des Rechtes. Uebrigens sieht man die Verzweiflung des treugebliebenen Teiles bei derartigen Fällen ebensogut unter Konkubinatsverhältnissen als unter legalen Eheverhältnissen ausbrechen. Das Gesetz kann nicht alles und ist hier ohnmächtig. Es kann Versöhnungsversuche anstellen, aber kaum mehr.

Wir kommen hier zu einer heiklen Frage. Wir sahen bereits, dass das Recht auf Befriedigung des Geschlechtstriebes notwendig in vielen Beziehungen eingeschränkt werden muss, damit die Rechte anderer Menschen nicht dadurch geschädigt werden. Die allergrösste Schwierigkeit liegt hier darin, dass zu dieser Befriedigung (pathologische Fälle ausgenommen) zwei Wesen verschiedenen Geschlechtes nötig sind und dass das, was den einen befriedigt, den anderen tief verletzen oder schädigen kann. Letzteres kann Sache des Strafgesetzes werden und wir werden bei Besprechung des Strafrechtes darauf zurückkommen. Aber bereits zivilrechtlich muss notwendig die freie Gestattung der Befriedigung des Geschlechtstriebes von der freiwilligen Zustimmung beider Teile

abhängig gemacht werden. Nach meiner Ansicht darf von dieser Regel keine Ausnahme gestattet werden. Es genügt nicht, die Unmündigen zu schützen; auch die Mündigen dürfen nicht gegen ihren Willen körperlich missbraucht werden. Tatsächlich aber enthält das Institut der sogenannten christlichen Ehe in dieser Beziehung noch barbarische Roheiten, indem die Ehefrau meistens gesetzlich gezwungen ist, sich ihrem Herrn und Gebieter sexuell so oft hinzugeben, als dieser es verlangt. Darin liegt sozusagen die Kehrseite der in der Ehe formell von dem Manne geforderten sexuellen Treue. Umgekehrt dagegen kann schon aus physiologischen Gründen ein sehr erotisches, sexuell anspruchsvolles Weib durchaus nicht Gegenrecht fordern, da ein Mann keine Erektionen auf Kommando bekommen kann. Sie kann nur dann auf Scheidung klagen, wenn nachweisbar vollständige Impotenz vorliegt. Der Hinweis auf diese Verhältnisse genügt, um zu zeigen, wie misslich es ist, das Detail der sexuellen Verhältnisse gesetzlich regeln zu wollen. Dadurch wird notwendig das Recht zur Ungerechtigkeit. Wir sahen, wie ungeheuer variabel der individuelle Geschlechtstrieb ist. Denselben nach einem monogamischen gesetzlichen Ehecodex regeln zu wollen, führt zu absurden Quälereien und ist doch undurchführbar. Bei allem Respekt vor den ethischen Absichten Tolstois müssen daher seine strengen Anschauungen über das Eheleben als schwärmerische Träumereien bezeichnet werden. Wenn ein stark libidinöser Mann ein sexuell kaltes Mädchen heiratet, ohne dies zu ahnen, und wenn seiner Frau der Beischlaf auf die Dauer ein Greuel bleibt, so ist es ebensogut eine Grausamkeit, von dem Manne Enthaltsamkeit, als von der Frau sexuelle Hingabe zu verlangen. Hier kann nur Scheidung oder Gestattung eines Konkubinates oder einer Bigamie für beide Teile ein erträgliches Verhältnis schaffen, falls eine Anpassung auf Grund gegenseitiger Zugeständnisse sich nicht durchführen lässt. Heutige Anschauungen lassen aber höchstens die Scheidung gelten. Da, wo jedoch Mann und Weib bereits durch eine Schwangerschaft oder ein geliebtes Kind und, abgesehen von ihren verschiedenen sexuellen Bedürfnissen, durch Liebe und Eintracht an einander gebunden sind und bleiben wollen, ist wiederum die Scheidung eine Grausamkeit. Selbstverständlich geben wir zu, dass solche extremen Verhältnisse nichts weniger als die Regel bilden dürfen, dass in vielen Fällen der erotischere Teil sich mässigen und der kalte Teil sich gewöhnen kann. Guter Wille kann viel erreichen.

In diesem Kapitel aber haben wir es nicht mit der Moral, sondern mit dem Rechte zu tun und wir haben bloss die Frage zu beantworten, was soll geschehen, wenn in der sexuellen Frage der eine Teil dauernd will und der andere Teil dauernd nicht will? Der sozial sonst günstige Umstand, dass die sexuelle Leidenschaft des Menschen sich vielfach auf ein einziges Individuum konzentriert, ist für diese Fälle der allerfatalste. Ein Mann verliebt sich leidenschaftlich in ein Weib oder ein Weib leidenschaftlich in einen Mann; die Liebe wird aber nicht erwidert, sondern verschmäht. Dieses leider alltägliche Unglück, das sowohl im Leben wie in der Dichtung zu den tragischesten Konflikten führt, kann in der Regel doch nur durch den Verzicht des Liebenden gelöst werden. Diese Grausamkeit ist entschieden noch geringer, als diejenige, zur Geschlechtsbeute eines Wesens zu werden, von welchem man angewidert oder angeekelt wird. Es ist daher unmenschlich, das heisst unmoralisch, sei es in der Religion, sei es in der Dichtung oder in welcher Form immer, den Exklusivismus und die monogamische Unabänderlichkeit in der Liebe zu predigen und sie als Dogmen hinzustellen. Ich meine hier monogam im Sinne des Satzes: „Ein Weib (oder gar ein Mann!) kann und darf in seinem Leben nur einmal lieben.“ Diesem grausamen Satz muss man entschieden und mutig entgegentreten. Sentimentale Poeten mögen dafür schwärmen; aber unglücklich sind oft diejenigen, die sich aus dogmatischer Skrupelhaftigkeit daran halten. Nicht nur Tod und Krankheit der Ehegatten, Ehezwist und Untreue, sondern auch der ganz gewöhnliche Fall der unerwiderten Liebe machen aus solcher Schwärmerei vielfach ganz unnötigerweise Märtyrer. Es liegt auch in solcher Kasteiung ein starkes suggestives Element, das man nicht zu unterhalten braucht. Wenn derjenige, der nicht liebt, unbedingt das Recht haben muss, die geschlechtlichen Zumutungen des anderen zurückzuweisen, muss nicht nur das Gesetz, sondern auch die Moral demjenigen, der lieben möchte, aber mit seiner Liebe da, wo er Erwiderung finden sollte, zurückgewiesen wird, gestatten, eine andere Wahl zu treffen, bei der sein Liebesbedürfnis mehr Entgegenkommen findet. Heutzutage dulden aber noch viele, ehe sie sich dazu entschliessen, lieber das eigene Unglück und das Unglück ihrer Kinder, um sich nicht der Brandmarkung der öffentliche Meinung auszusetzen. Es ist daher eine Pflicht des Gesetzgebers, aus dem Gesetze alles zu entfernen, was irgendwie eine solche Brandmarkung sanktionieren könnte.

Dass Misshandlungen, direkte sexuelle Schädigungen, Betrug und, wie wir sahen, sexuelle Unfähigkeit Scheidungsgründe abgeben, ist bereits gesetzlich meistenorts anerkannt, leider aber wird wegen des Druckes der öffentlichen Meinung von den betreffenden Gesetzesbestimmungen noch viel zu wenig Gebrauch gemacht. Ich erinnere nur daran, dass ausserdem derartige gröbere Schädigungen das Recht auf Zivilentschädigungsanspruch, eventuell auf Strafklage geben. Immerhin muss hierzu bemerkt werden, dass eine Zivilklage und erst recht eine Strafklage eines Ehegatten gegen den anderen ohne Ehescheidung eigentlich eine Monstrosität ist. Sind Eheleute so weit, dass sie gegen einander gerichtlich klagen, so ist die Ehe tatsächlich getrennt und ihr Fortbestehen ein Skandal.

Eine vom hygienisch-humanitären Standpunkte aus sehr wichtige Frage ist die der venerischen Ansteckung. Es sollte nach meiner Ansicht geradezu als Verbrechen angesehen werden, dass ein an einer venerischen Krankheit wissentlich leidender Mensch den Beischlaf ausübt, es sei denn, der andere Teil leide an der gleichen Krankheit. Hier sollte das Gesetz in der Art eintreten, dass es für den Betrogenen oder Angesteckten eine starke Zivilentschädigung und für den schuldigen Teil eventuell eine Strafklage, jedenfalls aber eine starke Vergütung an den von ihm Betrogenen oder Geschädigten vorsähe. Selbstverständlich kann hier nur von einem Antragvergehen die Rede sein und muss der Geschädigte klagen, was er heutzutage aus Schamgefühl so gut wie immer zu tun unterlässt. Es kann aber darin besser werden und es wäre ein Glück für die Menschheit, denn damit wäre eines der wirksamsten Mittel gegeben, der venerischen Ansteckung und damit der schweren Schädigung der Familie und der Nachkommen entgegenzuarbeiten. Es wäre freilich noch sehr wünschenswert, Mittel und Wege zu finden, die Zeugung kongenital syphilitischer Kinder hintan zu halten. Syphilitische Eheleute sollten selbst durch Anwendung von Condoms (siehe Kapitel XIII) solchen Zeugungen vorbeugen.

Eine weitere heikle Frage, die wir zum Teil im Kapitel IX besprochen haben, ist das Verhältnis des Zivilrechtes zur Prostitution. Dass jede Duldung, Regelung und staatliche Anerkennung unbedingt zu verurteilen ist, haben wir bereits gesagt. Wie soll sich aber das Zivilgesetz zur freien Prostitution verhalten? Dass die Prostitution vom ethischen Standpunkt aus ein grosses Uebel ist, haben wir zur Genüge gesehen. Wir haben aber auch gesehen, dass es vollständig unnötig ist, ihre Beseitigung zu ver-

suchen, solange man nicht der Mammonherrschaft an den Kragen geht. Die Käuflichkeit des Menschen involviert den Handel mit dem eigenen Leib. Letzteren allein zu verbieten, geht leider nicht an. Solange man alles für Geld haben kann, wird man auch für Geld die Einwilligung zum Beischlaf erhalten. Dagegen soll hier die Sitte verurteilend einsetzen. Der Staat soll daher vor allem seine schützende und dadurch anerkennende Hand von diesem Schmutz zurückziehen und durch alle ihm zur Verfügung stehenden gesetzlichen und administrativen Mittel nicht nur die Kuppelei, sondern auch die öffentlichen Auswüchse der Prostitution verfolgen, damit letztere auf rein persönliche, intimere Verhältnisse zurückgedämmt wird, bis eine gerechtere, soziale Organisation der Arbeit und ihres Lohnes und eine wirksame Bekämpfung des Alkoholgenusses die Lebenswurzeln des Selbstverkaufes allmählig vernichten.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so kommen wir zu dem Schluss, dass die Zivilehe durch allmählige Reformen dazu gebracht werden muss, ein viel freierer Vertrag zum Zweck des sexuellen Zusammenlebens zu werden, als bis jetzt. Nicht in unnötigen, unwirksamen und nur schädlichen Plackereien in Sachen des sexuellen Verkehrs und der Liebe, sondern in der Regelung der Pflichten der Eltern den von ihnen erzeugten Kindern gegenüber soll das Gesetz den Schutz und das sexuelle Heil der Gesellschaft für die Zukunft suchen. Der Unterschied zwischen der Ehe und einem freien Liebesverhältnis soll allmählig dadurch schwinden, dass der Gesetzgeber nicht mehr auf die Aufrechterhaltung eines angeblich von Gott*) eingesetzten sexuellen Institutes, sondern auf den Aufbau der natürlichen, die ethischen und sozialen Gefühle hebenden Verhältnisse der Familie seine ganze Sorgfalt verwendet. Man hat verschiedene Vorschläge gemacht, um den freien Liebesverhältnissen, die tatsächlich existieren, eine würdigere Gestaltung zu geben. Moderne Frauen haben mit vollem Recht darauf hingewiesen, dass die einfältige Sitte, ein unverheiratetes Weib anders als ein verheiratetes zu titulieren, eine ganze Kategorie armer Frauen und unschuldiger Kinder sozial in Acht und Bann versetzt, und dass man ebenso sehr berechtigt

---

*) Siehe Kapitel IX, Geldehe. Es ist schwer, ein Lächeln zu unterdrücken, wenn man die Ehe eines reichen Mädchens mit einem angekauften Offizier als ein von Gott für das Leben eingesetztes Institut bezeichnen hört. Noch schlimmer stand es früher bei der Kaufehe.

wäre, unverheiratete Männer mit „Herrlein“ anzusprechen, als unverheiratete Frauen mit Fräulein. Ein Fräulein, das ein Kind besitzt und dabei nicht schlimmer sich verging, als dass sie der Natur gehorchte, wird durch diesen Titel allein mit dem Stempel der Schande versehen. Ich weiss noch, wie ein Weib, das in freier Liebe mit demselben Manne neun Kinder erzeugt hatte und später geisteskrank geworden war, mir antwortete, als ich sie mit „Fräulein“ anredete: „ein schönes Fräulein mit neun Kindern“. Diese Antwort allein wiegt einen Codex auf. Der wahre Kitt der Ehe wird durch die Kinder gebildet. Fehlen diese, so hat eine komplizierte gesetzliche Einmischung des Staates in solche Eheverhältnisse keinen Sinn, solange niemand dadurch geschädigt wird, und die Zivilehe könnte dann höchst einfach gestaltet werden. Ich begnüge mich mit diesen Bemerkungen. Wir werden gleich den wichtigeren Punkt der Frage besprechen. Ich betone nur noch, dass, solange keine Sprösslinge aus einem geschlechtlichen Verhältnisse irgend welcher Art entstanden sind, solange dieses Verhältnis auf beiderseitiger Freiwilligkeit mündiger Personen beruht und keine Schädigung einer derselben oder Dritter stattfindet, das Gesetz keinen Anlass hat, einzugreifen, aus dem einfachen Grunde, weil die menschliche Gesellschaft durch ein solches Verhältnis weder als Ganzes noch in ihren einzelnen Gliedern überhaupt berührt wird. Heute schon kann man in manchen Ländern die Zivilehegesetze dazu benutzen, Eheverträge zu schliessen, welche Gütertrennung festsetzen, sowie den Anspruch jedes Teiles an den Arbeitsertrag, und gewisse gegenseitige Rechte und Pflichten der Eltern und der Kinder im voraus so regeln, dass die Mängel der Gesetzgebung einigermassen korrigiert werden.

Eigenartig und charakteristisch ist der Herzenswunsch vieler sexuell perverser Menschen, besonders homosexualer (Kap. VIII β), heimliche Verlobungen und Ehen mit den Gegenständen ihrer Liebe einzugehen. Von einer gesetzlichen Regelung solcher pathologischer „Ehen“ kann selbstverständlich keine Rede sein. Wenn sie aber niemanden schädigen, sollten sie als Privatangelegenheiten vom Gesetz ignoriert werden.

Zivilrechtliche Verhältnisse der Kinder. Matriarchat. Die Kinder sind es also, welche den wahren phylogenetisch und psychologisch tief fundierten Kitt der Ehe und der Familie bilden. Das ist so wahr, dass, wie wir im Kapitel VI sahen, bei vielen wilden Völkern eine Ehe so lange nicht als rechtsgiltig betrachtet

wird, als keine Kinder da sind, und dass bei den meisten Kulturvölkern sterile Frauen als minderwertig gelten. Man kann daher dreist den Paragraphen des Code Napoléon, der die Vaterschaftsnachforschungen verbietet, als eine enorme Naturwidrigkeit und eine zivilrechtliche Monstrosität bezeichnen. Die Pflichten, die zwei Menschen durch die Zeugung weiterer Menschen auf sich nehmen, sind hohe, ja vielleicht die höchsten sozialen Pflichten, die Menschen überhaupt auf sich nehmen können. Es ist daher eine niederträchtige Widernatürlichkeit, den Einen der Erzeuger, den Mann, gesetzlich von diesen Pflichten nur deshalb völlig zu entheben, weil vor der Zeugung gewisse religiöse und gesetzliche Formalitäten nicht erfüllt worden sind. Ist vielleicht der Mann bei einer ausserehelichen Zeugung weniger schuldig, als das Weib, wenn man hier überhaupt von Schuld sprechen will? Ist es nicht ein Hohn und eine Lächerlichkeit, wenn man ausserehelich gezeugte Kinder in der französischen Sprache mit dem Ausdruck „Enfants naturels“ (auch gelegentlich in der deutschen „natürliche Kinder“) bezeichnet? Sind vielleicht die ehelichen Kinder dafür „surnaturels“ oder gar unnatürlich? Und welche Schändlichkeit bedeutet es nicht, dass alle unsere Gesetze die unschuldigen Kinder, die ausserhalb der Ehe geboren werden, mit einem Schandmal bereits bei ihrer Geburt dadurch versehen, dass sie ausnahmsweise den Familiennamen der Mutter, statt desjenigen des Vaters erhalten? Das elementare Naturrecht fordert, dass alle Kinder, ob ehelich oder unehelich, sozial gleichberechtigt seien und dass sie deshalb alle entweder den Namen ihres wahren Vaters oder den Namen ihrer Mutter tragen. Letzteres wäre entschieden das Logischere und Natürlichere. Die weibliche Namenfolge entspricht einem bei Naturvölkern häufig zu findenden System des sogenannten Matriarchats (siehe Kapitel VI und XIX), das viel gerechter ist und zu viel weniger Unfug führt, als das Patriarchat. Uebrigens, wenn die Frau die ihr gebührenden sozialen Rechte vollständig erlangt haben wird, wird die gesetzliche Herrschaft einer einzigen Person in der Ehe aufhören müssen. Die Gleichberechtigung beider Geschlechter wird es mit sich bringen, dass der mütterliche Name ganz von selbst aus Klarheits- und Einfachheitsgründen zum Familiennamen werden muss, denn es liegt in der Natur der Dinge, dass die Mutter dem Kinde viel näher steht, als der Vater und dass zwar die Mutterschaft auch nicht so selten unbekannt oder zweifelhaft bleibt (Findelkinder,

betrügerische Kindervertauschung oder -Unterschiebung), aber doch im ganzen, der Natur der Sache nach, ungeheuer viel leichter festzustellen ist und ungeheuer viel häufiger festgestellt wird, als die Vaterschaft. So z. B. genügt der sexuelle Verkehr der Mutter mit zwei Männern, um die Feststellung des Vaters oft zu verunmöglichen. Auch hat die Mutter bei der Zeugung und Erziehung der Kinder so viel mehr Sorgen, Gefahren und Ausgaben aus dem eigenen Körper auf sich zu nehmen, als der Vater, dass von Natur und daher von rechtswegen ihr Name derjenige der Familie werden sollte. Leider sind unsere Gesetzgebungen noch weit genug von der Anerkennung solcher Naturrechte entfernt. Wir müssen jedoch dieselben voranstellen, weil, nach unserer Ansicht, deren Durchsetzung viele schwierige Streitfragen aus dem Wege räumte.

Ueberall da in der Natur, wo die Sprösslinge eine lange, unbeholfene Kindheit durchzumachen haben, ist es Pflicht der Eltern, dieselben zu ernähren und aufzuziehen. Dieser Pflicht die menschlichen Eltern auf Grund gewisser unreifer und unnatürlicher sozialer Theorien entziehen zu wollen, hiesse die Promiscuität, und dadurch die soziale Entartung einführen. Man kann ohne Gefahr solche sozialen Sitten ändern, die nur auf künstlichen, durch die Tradition geheiligten Dogmen, Moden und Angewöhnungen beruhen, seien sie religiöser oder sonstiger Natur. Niemals aber darf eine soziale Einrichtung die heiligsten Gesetze natürlicher, phylogenetisch tief in der menschlichen Natur wurzelnder Instinkte verletzen, ohne dass solche Massregeln sich bald durch ihre schlimmen sozialen Folgen rächen. Wir haben in den Kapiteln VI und VII den unwiderleglichen Beweis geliefert, dass die Familie, die Sympathiegefühle zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, die phylogenetische Grundlage der sexuellen Verhältnisse der Menschen bilden und dass die innerlich wahre Monogamie das normalste, höchste und beste sexuelle Liebesverhältnis des Menschen darstellt, so sehr auch, besonders der Mann, egoistische, polygamische Triebe haben mag. Wir verkennen keineswegs, dass es viele Ausnahmen gibt und geben muss, und dass für diese gesorgt werden soll. Am allerwenigsten verkennen wir, dass besonders verdorbene soziale Sitten unnatürliche Verhältnisse schaffen, bei welchen die Eltern sich schmählich gegen ihre Kinder benehmen, dieselben wirtschaftlich ausbeuten, der Prostitution und dem Verbrechen zuführen, misshandeln, martern etc. Nicht selten sogar werden unbequeme Kinder in unauffälliger Weise durch

langsame Martern dem Tode zugeführt. Für alle diese Ausnahmefälle müssen besondere gesetzliche Bestimmungen aufgestellt werden, die die Kinder von der elterlichen Gewalt befreien oder wenigstens gegen den Missbrauch derselben schützen. Ich empfehle zur Beachtung und Nachahmung besonders die neueren Anregungen, die für den Rechtsschutz des Kindes in Oesterreich, infolge der Initiative des Fräulein Lydia von Wolfring, für die Gesetzgebung gemacht worden sind.*) Man soll vernachlässigte oder verlassene Kinder durch den Staat oder durch wohltätige Stiftungen aufziehen lassen, nachdem man sie unwürdigen Eltern entzogen hat, die jedoch von ihren Erhaltungspflichten dadurch keineswegs befreit werden. Am besten tut man nach dem Vorbild der genannten Autorin, dieselben gruppenweise braven, kinderlosen Ehepaaren unter Oberaufsicht zur Erziehung zu übergeben, denn dort finden sie gerade wieder das ihnen fehlende Familienleben. Aus pädagogischen Gründen sollen solche künstliche Familien, die natürlichen imitierend, Kinder beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters enthalten. So wird die Regel gerade durch diese Ausnahme am besten bestätigt.

Das Normale aber ist und bleibt, dass die Eltern, und zwar beide, für die Aufziehung ihrer Kinder sorgen. Freilich muss hier der Staat vor allem durch die Schulen helfend und sogar zwingend eingreifen, denn sie auf eine gewisse Höhe der Kultur zu heben, ist die Gesellschaft ihren Kindern schuldig, und hier darf die elterliche Gewalt nicht hemmend dazwischen treten. Der obligatorische und unentgeltliche Schulunterricht gehört somit zu den übrigens bereits fast überall, wenn auch oft noch mangelhaft durchgeführten Pflichten des Staates. Der Staat soll ferner die Kinder dadurch schützen, dass er der elterlichen Gewalt gewisse engere Grenzen zieht, als es heute noch der Fall ist. Das Kind darf nicht ein Nutzgegenstand für die Eltern sein. Es hat auch das Recht, gegen schädliche, launenhafte Züchtigungen geschützt zu werden, besonders wenn sie den Charakter der Misshandlung an sich tragen. Dass die heute noch vielfach bestehende Gestattung der Prügelstrafe und dergleichen in Schulen eine unbedingt abzuschaffende barbarische Roheit ist, ist selbstverständlich.

*) Lydia v. Wolfring: Wie schützt man die Kinder vor Misshandlung und Verbrechen, 1899; Kindermisshandlungen, 1902; Aberkennung der väterlichen Gewalt, 1902. Wien, bei Deutike. Ferner: Dieselbe; Beschränkung der Zivilrechte bei Gewohnheitstrinkern, Wiener Gerichtszeitung, 1903; Landwirtschaftlich gewerbliche Kinderkolonien. Verlag des Pestalozzibundes, Wien, 1904.

Vor allem aber muss der Staat streng an der Alimentationspflicht beider Geschlechter für die von ihnen erzeugten Kinder festhalten. Es darf kein Vater (und auch keine Mutter), ob er reich oder arm und ob das Kind ehelich oder unehelich sei, sich dieser Pflicht entziehen. Bei unseren unvollkommenen sozialen Verhältnissen wird es heute besonders dem besitzlosen Manne noch viel zu leicht, sich aus dem Staube zu machen und die von ihm erzeugten Kinder der Mutter oder dem Findelhaus zu überlassen. Der Besitzende ist leichter zu fassen. Er muss gezwungen werden, ergiebig für das Leben und die Erziehung seiner unehelichen wie seiner ehelichen Kinder zu sorgen. Wer nichts besitzt, soll dafür zu einem bestimmten Quantum Arbeit zur Erhaltung seiner Kinder genötigt werden. Auf diese Weise werden die eheliche Treue und die Monogamie besser gewahrt, als durch alle direkten Einmischungen des Gesetzes in die sexuellen Verhältnisse selbst. Selbstverständlich müssen, wie schon betont, auch solche unwürdige Eltern, denen die Kinder entzogen werden müssen, für ihren Unterhalt pekuniär, resp. durch Arbeit sorgen.

Hier entsteht eine heikle Frage und man wird mir sofort einwerfen, wie ich auf arme Leute, die sich oft kaum selbst ernähren können, in so unbarmherziger Weise eine derartige Pflichtenlast häufen könne. Allerdings ist die Tragung einer solchen Pflichtenlast bei unseren jetzigen sozialen Einrichtungen vielfach ein Ding der Unmöglichkeit. Wer aber Pflicht sagt, sagt Recht. Es ist daher selbstverständlich, dass den Pflichten, die wir von allen Eltern fordern müssen, entsprechende Rechte gegenüber zu stellen sind. Vor allem kann eine volle Gerechtigkeit auf diesem Gebiete erst durch einen wesentlichen Fortschritt des Sozialismus erreicht werden. Ich verstehe hier unter Sozialismus nicht starre, kommunistische, nicht einmal marxistische Doktrinen, sondern einen wesentlichen sozialen Fortschritt in der Bekämpfung der Kapitalherrschaft. Die Menschen sollen so gestellt werden, dass ihnen der Ertrag ihrer Arbeit wirklich voll und ganz zukommt, damit sie auch in sexueller Beziehung ein würdiges Leben führen können. Aber dieses genügt noch nicht. Vom sozialen Standpunkt aus ist es eine Ungerechtigkeit, dass die Menschen, welche Kinder erzeugen, allein die Last für die Erziehung der künftigen Generationen zu tragen haben. Der egoistische Satz der kinderlosen Menschen, die da sagen: „Ich darf mir das Leben bequem machen, geniessen und faulenzen, weil ich auf das Glück des Besitzes von

Kindern freiwillig oder unfreiwillig Verzicht leistete," darf eine gesunde, soziale Gesetzgebung nicht gelten lassen. Der Staat hat die Pflicht, grosse Familien stark zu entlasten, dadurch die Kindererzeugung zu erleichtern und dafür die kinderlosen Menschen umso stärker mit Arbeit oder Lieferung von Arbeitsprodukten zu belasten.

Ich erwähnte bereits in dieser Hinsicht die heutige norwegische Sitte, Ehefrauen und Kinder zum halben Preis auf Schiffen fahren zu lassen. Es ist hier nicht der Platz, auf die Details dieser Frage einzugehen. Wenn aber jene Sozialreformen einmal verwirklicht sein werden, wenn ferner für unentgeltliche Schulbildung, Alters-, Waisen- und Krankenversorgung etc. überall genügend gesorgt sein wird; alsdann wird kein Mensch mehr sich mit Recht der Forderung entziehen dürfen, für die Alimentation seiner Kinder und für deren familiäre Erziehung zu sorgen. Nur Faulenzer und schlecht geartete Menschen werden es wohl dann noch versuchen. Hier rufen wir wieder mit aller Energie der von ihrer Augenbinde befreiten Themis zu: „Oeffne die Augen und schaue, dass du mit Hilfe naturwissenschaftlicher und sozialer Erkenntnis *deine Wage im wahren und gerechten Gleichgewicht hältst.*"

Man wird mir, wie man es immer tut, einwenden, die Ermittelung der wahren Vaterschaft sei oft eine sehr schwierige und missliche Sache. Dies will ich nicht in Abrede stellen. Wenn man aber den Frauen die ihnen gebührenden Rechte gibt und bei der Mädchenerziehung die Grundsätze befolgt, die wir im Kapitel XVI aufstellen, wird die Sache wesentlich leichter werden. Uebrigens lässt sich heute schon bei gutem Willen und gehöriger Energie die Vaterschaft meistens ermitteln. Und wenn auch zum Beispiel die hohe Vervollkommnung der Verkehrsmittel das Verreisen und Verduften auf einer Seite erleichtern, so erleichtern sie auf der anderen Seite noch mehr das Ausfindigmachen der Menschen in allen Weltteilen. Die internationalen Beziehungen aller Kulturstaaten bessern und vervollständigen sich täglich. Wenn die Erdkugel immer gründlicher von der Kultur in Beschlag genommen sein wird, kann man hoffen, dass es den Schwindlern noch bedeutend schwieriger gemacht werden wird, sich durch Flucht ihren Pflichten zu entziehen. Wenn wir alles berücksichtigen, können wir unter keinen Umständen die Grundbedingung sozialer Erhaltung preisgeben, welche darin besteht, die Eltern für die Ernährung und Erziehung ihrer Kinder verantwortlich zu machen.

Die elterliche Verantwortung erstreckt sich aber noch, wie wir sahen, auf ein anderes Gebiet, nämlich auf die Pflicht, keine geistig oder körperlich verkrüppelten Kinder zu erzeugen. Diese Frage gehört jedoch nicht hierher und wir werden später darauf zurückkommen.

Eine vorzügliche Einrichtung unseres heutigen Staatslebens ist diejenige der Vormundschaft für Waisenkinder, Geisteskranke etc. Dieselbe bedarf nur eines gründlichen und sorgfältigen Ausbaues. Eine schlimme Einrichtung dagegen ist in manchen Ländern die Befugnis und Gepflogenheit der Gemeinden, arme, verlassene oder Waisenkinder, die ihrer Fürsorge anheimfallen, dem Mindestfordernden zur Pflege zu übergeben. Daraus entstehen hässliche Missbräuche (Erziehung zum Bettel, Verwahrlosung und dergleichen). Noch schlimmer ergeht es unehelichen Kindern, die von herzlosen Müttern an Engelmacherinnen abgegeben werden. Geldgier verbindet sich hier mit der sozialen sexuellen Heuchelei sogenannter guter Sitten, um solche Zustände herbeizuführen. Geldnot und Schamgefühl bedingen ferner viele Kindsmorde und Kinderabtreibungen. Hierin sollte das Zivilrecht in Verbindung mit dem Strafrecht die energischesten Vorkehrungen treffen, um derartigen Misständen allmählig ein Ende zu bereiten.

Wenn alle die Forderungen, die wir aufgestellt haben, auf sozialgesetzgeberischem Wege erreicht sein werden, wird der Unterschied zwischen der Ehe und dem freien Liebesverhältnisse fast nur noch ein formeller sein. Die Konsequenzen für Eltern und Kinder wären bei beiden dieselben geworden. Der Unterschied bestände nur noch in dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines amtlichen Ehevertrages. Trotzdem dürfte die wahre Monogamie daraus nichts verlieren, sondern umgekehrt sehr viel gewinnen. Wir hätten freilich nicht mehr unsere heutige, künstlich mittelst der Prostitution, das heisst mittelst der schmutzigsten Promiscuität erhaltene und gleichzeitig durch sie illusorisch gemachte Zwangsmonogamie, dafür aber eine auf Naturgesetze solider sich aufbauende, formell viel freiere, jedoch durch inneren und äusseren Pflichtenzwang den Kindern gegenüber besser in sich gefestigte relative Monogamie.

Formen und Dauer der Zivilehe. Um Wiederholungen zu vermeiden, verweise ich auf Kapitel VI und speziell auf dessen Paragraphen 15 und 16. Wir haben ausserdem im Vorhergehenden unsere Ansicht über diesen Punkt zum grössten Teil schon aus-

gesprochen und begründet. Wenn auch die Monogamie jedenfalls die normalste und natürlichste Form der Ehe und der Familie bildet und wenn sie an sich die besten Bedingungen eines dauerhaften Glückes sowohl für die Ehegatten wie für deren Kinder bietet oder wenigstens bieten kann, so muss man voreingenommen bis zur Blindheit sein, um nicht einzusehen, dass es ein grundsätzlicher Fehler gegen die Natur ist, die Monogamie als die allein seligmachende Eheform zu betrachten und aus ihr eine rechtliche Zwangsjacke für die Menschheit zuzuschneiden. Erstens lehrt die Geschichte und die Ethnographie, dass wenigstens polygyne Völker sich kräftig entwickelt haben und noch entwickeln, während allerdings polyandrische Völker durchweg eine ziemlich kümmerliche Existenz fristen. Zweitens aber lehrt die unbefangene Beobachtung unserer eigenen christlichen Monogamie, dass sie zu einem nicht unwesentlichen Teil auf blossem Schein beruht, voll Lug und Trug, voll Heuchelei, und dass der Versuch, durch gesetzlichen Zwang ihren Bestand auf Lebensdauer zu sichern, vollständig gescheitert ist. In denjenigen katholischen Ländern, die die Ehescheidung verbieten, muss dieselbe durch Trennung von Tisch, Bett und Haus ersetzt werden und diese Einrichtung ist bekanntlich die ergiebigste Quelle des Ehebruches. Ausserdem sind die Länder mit monogamischen Gesetzen, je strenger diese sind, umsomehr gezwungen, der Prostitution, das heisst der Promiscuität freien Lauf zu lassen und haben sogar, wie wir sahen, die Monstrosität begangen, die Kuppelei gesetzlich zu regulieren. Diese herben Lehren, die der Zwangsmonogamie von der Praxis erteilt worden sind, beweisen, wie einfältig es ist, durch künstliche Schranken gebieterische normale Naturtriebe gewaltsam im Zaume halten zu wollen. Was bei einzelnen stärkeren Charakteren oder kalten Temperamenten nicht immer ohne Mühe gelingt, ist bei der grossen Masse unmöglich durchzuführen.

Die Polyandrie ist in der Regel eine Folge der Armut; polyandrische Rassen sind wenig fruchtbar und scheinen dem Untergang entgegenzugehen. Ausserdem ist der normale Mann instinktiv viel polygamischer, als das normale Weib polyandrisch. Nichtsdestoweniger können Fälle vorkommen, die selbst die Polyandrie rechtfertigen. Wenn auch auf mehr oder weniger pathologischer Grundlage, gibt es sexuell so unersättliche Weiber, dass sie durch Einen normalen Mann kaum befriedigt werden können. Da ist es schliesslich doch besser, wenn einige männliche Don Juans auf

Grund freiwilliger Uebereinkunft sich solcher Geschöpfe annehmen, als dass sie sich aus Verzweiflung der Prostitution überliefern (es gibt nämlich ausnahmsweise Prostituierte aus Nymphomanie) oder dass jene Don Juans ordentliche, normale Mädchen systematisch verführen und verderben. Erst recht sind gewisse Formen der Polygynie am Platz da, wo die Sterilität oder die Abneigung der Frauen gegen sexuellen Verkehr die Familienverhältnisse trüben. Durch solche Behelfe dürften viele unglückliche Ehen und die Sterilität vieler nützlicher Elemente unserer Kultur aufhören. Wir haben bei Besprechung der Polygamie im Kapitel VI gezeigt, dass es viele Formen derselben gibt und dass durchaus nicht alle so entwürdigend für das weibliche Geschlecht sind, wie man gemeiniglich bei uns auf Grund der als Typus angesehenen muselmännischen Misswirtschaft annimmt. Was die Polygamie vor allem erniedrigt, ist das barbarische System der Kaufehe, bei welchem die Frauen nicht nur Kaufobjekte, sondern zusammengepferchte Sklavinnen sind. Wir sahen, wieviel höher die Polygynie gewisser Indianerstämme steht, bei welchen das Matriarchat herrscht und wo jede Ehefrau Besitzerin und Beherrscherin des Hauses und der Familie wird. Sobald das Weib vollständig, rechtlich wie pekuniär, dem Manne gleichgestellt ist, hört die Gefahr ihrer Erniedrigung durch die Polygamie auf. In der Tat kann in einem solchen sozialen Zustand die Polygynie nur eine Ausnahme bilden. Sie beruht auf aller Freiwilligkeit und wird um so harmloser und unschädlicher, je mehr einerseits die Ehescheidung erleichtert wird und anderseits strenge Gesetze, die Pflicht der Kindererhaltung betreffend, ihr die notwendig engen Grenzen setzen. Ich möchte geradezu behaupten, dass die Stabilität der monogamischen Ehe, die auf Gefühle gegenseitiger Achtung und Liebe sich gründen muss, durch die hier empfohlene gesetzliche Freiheit einerseits und die auferlegten Pflichten anderseits viel besser garantiert wird als bisher. Hat sich einmal die betreffende Sitte eingebürgert, so muss es denjenigen Menschen, die geeignet sind einander zu verstehen und dauernd zu lieben, viel leichter werden, sich zu finden und dann werden sie sich auch von selbst mit der Zeit fester an einander ketten. Fänden dabei in der Form kürzer dauernder Verbindungen häufige Probeehen statt, die mit Trennung endigen, so wäre dies erstens kein sehr grosses Unglück und kommt schon heute in gemeinerer und traurigerer Form täglich vor, und würde zweitens dadurch erschwert werden, dass eine strenge Zivilgesetzgebung, die erzeugten

Kinder betreffend, dem Leichtsinn und der Genussucht den sichersten Riegel vorschöbe. Wendet man dagegen ein, dass dann leichtsinnige Menschen, um sich auf bequeme Weise Abwechslung zu verschaffen, auf die Kindererzeugung verzichten werden, so antworten wir, dass es nicht sehr schade sein wird, wenn gerade solche Leute durch eine derartige negative Zuchtwahl ihre Sippe selbst dem Aussterben preisgeben werden. Auf diesem Wege stellt man zwei Naturtriebe in sehr zweckentsprechender Weise einander entgegen: Denjenigen der Zeugung und Vermehrung und denjenigen des sinnlichen sexuellen Genusses. Wer dem ersteren, höheren und arterhaltenden nachgeben will, wird gezwungen, dem zweiten gewisse Schranken zu setzen, ohne deshalb einem unnatürlichen Asketismus zu verfallen. Es wird dann Sache der Zivilgesetzgebung sein, das Detail praktisch zu regeln. Dieses dürfte nicht gar zu schwer fallen.

Ehe zwischen Verwandten. Ich verweise auf das im Kapitel VI § 10 Gesagte. Nach meiner Ansicht genügt es vollständig, um eine schädliche Inzucht unter den Menschen zu vermeiden, die Ehe resp. die geschlechtliche Verbindung zum Zweck der Kindererzeugung zwischen direkten Ascendenten (vor allem zwischen Eltern und Kindern) und zwischen Geschwistern zu verbieten. Was weiter geht, ist eine völlig zwecklose bureaukratische Plackerei. Vollends sinnlos sind die Gesetze, welche Ehen zwischen angeheirateten Verwandten verbieten; so zum Beispiel das Verbot, die Schwester der verstorbenen Ehefrau zu heiraten u. dgl. mehr. Es gab ja Völker, deren Gesetze umgekehrt zu solchen Ehen zwangen! Auch zwischen Onkel und Tanten einerseits, Neffen und Nichten anderseits, sowie zwischen Geschwisterkindern sehe ich keinen triftigen Grund ein, Ehen zu verbieten. Es liegt gar kein Beweis dafür vor, dass derartige Verbindungen für die Nachkommenschaft nachteilig seien. Wie wir sahen, ist nur die Häufung erblicher Fehler nachteilig und kann ebensogut bei Ehen mit Fremden wie bei Ehen mit Verwandten vorkommen. Im allgemeinen jedoch sind wiederholte Verwandtenehen in einer und der gleichen Familie durchaus nicht empfehlenswert und man sollte wenigstens davon abraten.

Einschränkungen der persönlichen Freiheit bei sozial schädlichen oder sozial gefährlichen Personen in Bezug auf das Sexualleben. Die Unfähigkeit der Menschen, das Krankhafte und Zwangsmässige vom Gesunden und

Anpassbaren oder Modifikationsfähigen bei den Motiven der Handlungen ihrer Mitmenschen zu unterscheiden und beides auseinander zu halten, ist eine der fatalsten Erscheinungen auf sozialem Gebiet. Sie erschwert ungeheuer sowohl eine rationelle Zivilgesetzgebung, wie vernünftige, administrative Massregeln. Das leidenschaftliche, unklare und unkritische Empfinden der Masse lässt dabei in der öffentlichen Meinung zwei entgegengesetzte Absurditäten und Ungerechtigkeiten zum Ausdruck kommen: Erstens schimpft man über willkürliche Gewaltakte, Verletzung der persönlichen Freiheit und rechtswidrige Beschränkung oder Einsperrung, sobald kompetente Beurteiler einem geistig abnormen, gefährlichen, aber dem Laien geistig klar vorkommenden Menschen das Handwerk legen uud ihn zur Sicherung der Gesellschaft in eine Irrenanstalt versetzen oder sonstwie in seiner Freiheit beschränken lassen. Sobald aber, zweitens, ein derartiges in der Freiheit sich befindendes Individuum schwindelt, raubt, mordet, schändet oder sadistische Greuel ausübt, schreit die erregte Menge, nun plötzlich von Lynch- oder Taliongefühlen beseelt, nach Sühne und Wiedervergeltung. Am liebsten würde sie das Scheusal gleich schinden und vierteilen.

Schwer genug fällt es dem sachverständigen Psychiater, den man sowieso sehr gewöhnlich beschuldigt, überall Geisteskranke zu sehen und im Verdacht hat, infolge einer spezifischen Schrulle geistig gesunde Menschen einzusperren, hier Ruhe und Sachlichkeit walten zu lassen. Er möchte zugleich humane und doch die Gesellschaft schützende Massregeln getroffen sehen, um das vermindert zurechnungsfähige oder ganz unzurechnungsfähige Scheusal möglichst richtig zu behandeln, möchte Gesetze und Einrichtungen getroffen sehen, die den Geisteskranken gegen sich selbst und gegen den Missbrauch durch andere bewahren und zugleich solche, die ihn seinerseits hindern, die Gesellschaft zu schädigen. In ihrer Angst und ihrem Unverstand sucht aber die Gesellschaft und mit ihr manche Juristen alten Schrotes vor allem Massregeln zu treffen, um die geistig Gesunden vor den Irrenärzten zu schützen, wobei sie das wahre Interesse sowohl der Kranken als der Gesunden vollständig aus dem Auge verliert! Die Angst und das Misstrauen des Publikums werden hierbei beständig durch die Räubergeschichten unterhalten, die gewisse querulierende, verfolgungswahnsinnige Geisteskranke und Halbgeisteskranke erzählen und in der Presse verbreiten.

Diese Verhältnisse, welche die Luft um jede Irrenanstalt herum schwül und den Beruf des Irrenarztes dornenreich und vielfach qualvoll gestalten, hemmen ungeheuer die Entwicklung der notwendigsten Reformen. Das gute Publikum und die Textjuristerei, die beide von der menschlichen Psychologie nichts verstehen, bilden sich ein (ich spreche nur von den gutgläubigen und nicht von trölerischen Advokaten), Verteidiger oder Anwälte der persönlichen Freiheit zu sein und merken nicht, dass der Haupterfolg ihrer Bemühungen der ist, dass eine grosse Zahl Geisteskranker und geistig Abnormer verurteilt werden und in Strafanstalten sich befinden, während sehr viele andere sich als höchst gefährliche Menschen frei herumtreiben und beständig die furchtbarsten Verbrechen verüben oder auch die kaum weniger furchtbaren Peiniger einer grossen Zahl armer, unschuldiger und geduldiger geistig gesunder Menschen, besonders ihrer Frauen und Kinder, werden. Ein Irrenarzt, der diesem ganzen Jammer und Elend zusieht, wird leicht zum Pessimisten, weil er seine Ohnmacht dem Unverstand der Masse und ihrer Gefühlswallungen gegenüber klar erkennt. Die natürliche Feigheit der Menschen macht, dass sie gern die Augen zudrücken und gerade die gewalttätigen Scheusale aus Angst schonen, um sich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen, und so hört das Martyrium der von so vielen chronischen Alkoholisten, Sadisten, Querulanten und dergleichen mehr geschundenen armen Weiber und Kinder nicht auf, weil das feige Geschrei über die angebliche Gefährdung der sogenannten persönlichen Freiheit es so haben will. In Wirklichkeit bedrückt man die Schwachen und Gutmütigen und tritt ihre Freiheit mit Füssen, indem man sich vom Freiheitsgeschrei der Gewalttätigen und Lärmmacher hypnotisieren lässt.

Auf diesem Boden spielen die sexuellen Verbrechen und Scheusslichkeiten, zu einem grossen Teil von den Trinksitten begünstigt, eine hervorragende Rolle. Unbekümmert um das Vorurteil will ich hier kurz sagen, was not tut:

Solange Juristen und Gesetzgeber keine Psychologie und Psychiatrie studieren und solange nicht sämtliche Gewohnheitsverbrecher und gefährliche Menschen einer gründlichen psychiatrischen Expertise unterzogen werden, wird ein Wandel zum Guten nicht stattfinden können. Zu dieser Besserung der Zustände ist ein einiges Zusammengehen der Juristen und der Irrenärzte notwendig und ein gegenseitiges Verständnis ist nur möglich, wenn

die Juristen Psychologie studieren und während ihrer Studien eine Art praktischer Klinik bei den Sträflingen durchmachen. Wie kann man über das Schicksal seiner Nächsten richten, ohne die blasseste Ahnung von der Seelenverfassung jener Parias der Gesellschaft zu haben? Es sollten alle Juristen, die ein Herz für die Menschheit haben, die Bestrebungen des Rechtsgelehrten Professor Franz von Liszt unterstützen*) und mutig an das Reformwerk gehen.

Es ist ja klar, dass man nicht nur die direkten Ausschreitungen solcher Individuen (zum Beispiel der Sadisten) anderen Menschen gegenüber bekämpfen und diese Gefährlichen unter sichere Aufsicht stellen und unschädlich machen müsste, sondern dass man auch Mittel und Wege finden sollte, um zu verhindern, dass Nachkommenschaft aus ihrem meist von alkoholischen Eltern her blastophthorisch verdorbenen (siehe Kapitel I) Keimplasma hervorgehe. Die erstere Frage hat uns hier nicht zu beschäftigen; über die zweite dagegen erlaube ich mir einige Worte.

Sehr eifrige und weitgehende Kämpfer für die Reformen haben für solche Fälle die Kastration vorgeschlagen (neuerdings zum Beispiel Rüdin), was allseitig einen Entrüstungsschrei hervorrief. Unsere überempfindlichen, modernen Kulturmenschen vertragen solche Gedanken nicht, während manche alte Völker und Herrscher, wie heute noch die Islamiten, sich ganz gemütlich Eunuchen hielten, um bequeme und ungefährliche Diener für ihre Frauen zu haben, sowie mit Hängen und Köpfen schnell bei der Hand waren. Selbst der Papst hielt sich in Rom Kastraten als Diskantsänger für Kirchenkonzerte. Zu diesem Zwecke wurden Knaben in der Kindheit kastriert Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Immerhin hat man in neuerer Zeit die Kastration als Heilmittel für allerlei Krankheiten bei Männern und Weibern ausgeführt, bei Weibern besonders wegen Hysterie. Ich gestehe hier ganz offen, dass ich an einem psychisch kranken Scheusal, das in meiner An-

*) Ich erwähne hier folgende Bücher: Delbrück: Gerichtliche Psychopathologie [bei Joh. Ambr. Barth, Leipzig 1897]. Delbrück: Die pathologische Lüge und der psychisch abnorme Schwindler [bei Ferdinand Enke, Stuttgart 1891]. Forel: Crime et anomalies mentales constitutionnelles [Genève 1902 bei H. Kündig, éditeur]. Kölle: Gerichtlich-psychiatrische Gutachten [aus der Klinik von Prof. Forel in Zürich Stuttgart 1894 bei Ferdinand Enke]. Von Liszt: Schutz der Gesellschaft gegen gemeingefährliche Geisteskranke und vermindert Zurechnungsfähige [Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform]. Forel: Die verminderte Zurechnungsfähigkeit [Die Zukunft, 1899, No. 15].

stalt sich befand und wegen Schmerzen im Samenstrang die Kastration selbst verlangte, diese Operation vornehmen liess, obwohl die Sache für mich mehr eine Vorbeugungsmassregel gegen Kindererzeugung durch den Kranken als einen Eingriff, seines persönlichen Leidens wegen, bedeutete. Ich liess auch ein hysterisches vierzehnjähriges Mädchen kastrieren, deren Mutter und Grossmutter Kupplerinnen und Dirnen waren und die sich bereits aus Vergnügen jedem Knaben auf der Strasse hingab, weil ich dadurch der Entstehung unglücklicher Nachkommen vorbeugen wollte. Damals war es Mode, Hysterische therapeutisch zu kastrieren und ich nahm diese Mode als Vorwand für mein Vorgehen, das in Wirklichkeit nur einen sozialen Zweck hatte. Es unterliegt für mich keinem Zweifel, dass man dazu kommen sollte, zur Kastration, die sich ja schmerzlos und ohne direkte Gefahr beim Manne wie beim Weibe ausführen lässt, bei letzterem auch durch die noch harmlosere Dislokation der Tuben *) ersetzt werden kann, in den schlimmsten Fällen Zuflucht zu nehmen. Sie wäre jedenfalls ein viel milderes Schutzmittel gegen Sadisten und dergleichen Leute, als eine dauernde Einsperrung. Sie wäre besonders solchen Menschen gegenüber am Platze, deren pathologische Zwangszustände derart sind, dass sie sich absolut nicht zusammennehmen können und jeder Belehrung und jedem vernünftigen Zuspruch unzugänglich sind, weil ihnen danach eine grössere Freiheit gewährt werden könnte.

Ich muss dagegen dringend betonen, dass eine so eingreifende Massregel nur ganz ausgesprochenen, unzweifelhaften und gefährlichen Fällen gegenüber gestattet werden dürfte. Ich glaube ferner, dass man diese Massregel sehr oft, besonders bei sexuell abnormen und gefährlichen Menschen, freiwillig zugestanden bekäme, wie es auch bei meinen beiden Kranken der Fall war. Es wäre schon ein grosser Fortschritt, wenn man im Zivilgesetz einer freiwillig zugestandenen Kastration oder Tubendislokation offizielle Berechtigung einräumte. Heute aber stehen wir meistens tatsächlich so, dass ein psychopathologisches Scheusal sich nicht einmal kastrieren lassen kann, wenn er es will, weil die Aerzte ohne eine bestimmte medizinische Indikation eine solche Operation zu unternehmen sich weigern, und weil der Fall nirgends, weder im Gesetz noch sonstwo, vorgesehen ist. Besonders wenn sie frühzeitig vorgenommen

*) Die Dislokation der Tuben verhindert die Befruchtung, ohne die Eierstöcke zu zerstören und ohne am Geschlechts-Gefühl und -Trieb etwas zu ändern.

wäre, könnte sie Sadisten, Kinderschänder und dergleichen, mit perversem und zugleich gefährlichem Sexualtrieb behaftete Menschen vor einem unglücklichen Verbrecherleben und die Gesellschaft vor ihren Verbrechen schützen. Beim Weib wäre natürlich in solchen Fällen die Kastration und nicht nur die Tubendislokation nötig. Anders jedoch verhält sich die Sache, wenn es sich nur darum handelt, die Erzeugung einer Nachkommenschaft zu verhindern und wenn die Kranken zu einer Einsicht in ihren Zustand und dessen Konsequenzen fähig sind. Hier genügt die Belehrung und die Anwendung von Schutzmitteln gegen die Zeugung, welche jedem Menschen erlauben, seinem Geschlechtstriebe nachzugehen, ohne Kinder zu erzeugen. Dieses hat aber mit dem Zivilgesetz nichts zu tun. Wir werden im Kapitel XIII darauf zurückkommen.

Prinzipiell ist es wichtig für uns, hier zu betonen, dass die heutigen Verhältnisse der Ehe vielfach einerseits die Fortpflanzung von Verbrechern, Geisteskranken und Siechen fördern und anderseits die Zeugung gesunder Kinder durch geistig und körperlich tüchtige Menschen erschweren oder verhindern. Ist einmal ein geistig abnormer Mensch verheiratet, so muss sich seine Frau so viel unglückliche Kinderzeugungen von ihm gefallen lassen, als es ihm beliebt. Ist dagegen ein braves, tüchtiges und gesundes Dienstmädchen, eine sogenannte „Perle“, bei einer Herrschaft angestellt, so tut man oft alles, um sie vom Heiraten abzubringen, weil man sie ungern verliert. Mädchen, die uneheliche Kinder bekommen, verlieren oft Stelle und Ehre. Man braucht nur diese zwei Fälle zu erwähnen, um begreiflich zu machen, woran es fehlt. Wir brauchen mehr persönliche Freiheit für normale, anpassungsfähige, gute Menschen, und mehr persönliche Beschränkung für abnorme, gefährliche und schlechte Personen. Damit wird sich das Zivilrecht der Zukunft abfinden müssen, wenn es auf der Höhe bleiben will.

Einstweilen hat man versucht, sich damit zu behelfen, den Geisteskranken die Ehe zu verbieten oder, wenn sie bereits besteht, sie für nichtig zu erklären oder sie zu scheiden. Als Notbehelf für den Uebergang mögen solche Massregeln am Platze sein. Dieselben setzen voraus, dass Zeugungen nur in der Ehe vorkommen und dass die Ehe zur Zeugung zwingt. Beide Voraussetzungen sind aber tatsächlich falsch; das heisst, sie treffen nur teilweise unter dem Druck der jetzigen Sitte und Gesetzgebung zu. Die betreffenden Gesetzesparagraphen haben immerhin unter gegenwärtigen Verhältnissen den Vorteil, die Lösung solcher scheuss-

lichen Zwangsverhältnisse, als welche sich Ehen Geisteskranker und geistig abnormer Individuen schlimmer Art darstellen, zu ermöglichen Leider aber wird die Scheidung meistens nur bei ausgesprochener Geisteskrankheit zugestanden, während tatsächlich die allerschlimmsten Verhältnisse bei solchen abnormen, vermindert Zurechnungsfähigen vorkommen, bei welchen Publikum und Gericht das Vorhandensein der Abnormitäten nicht zu erkennen oder zu begreifen imstande sind. Diese Leute pflegen sich meist zu einer Zeit zu verheiraten, wo noch niemand ihr wahres Wesen kennt und die Folgen der Verbindung voraussieht. Die unglückliche, nun an sie gekettete Ehehälfte verfällt dann einem endlosen Märtyrertum. Alle diese Gründe sprechen wieder für die Richtigkeit der oben von mir angedeuteten Lösung der ganzen Frage.

Erbrecht. Direkt hat das Erbrecht mit der sexuellen Frage nichts zu tun, indirekt ist dagen ein Zusammenhang vorhanden. Das Erbrecht beeinflusst die Kinderzeugungen in hohem Grade. Heute noch zeugen ganz arme Leute mehr Kinder als besser bemittelte; einerseits, weil sie nichts zu verlieren haben und der sexuelle Verkehr ihre einzige Freude ist, während sie die Mittel, der Konzeption vorzubeugen, nicht kennen; andererseits, weil sie hoffen, aus der Arbeit der Kinder Vorteil zu ziehen. Personen, die etwas besitzen, fürchten stch dagegen vielfach, durch Kindererzeugung in Not zu verfallen, und solche, die noch mehr besitzen, fürchten erst recht die Armut für ihre fein erzogenen Kinder. Letztere wollen daher nur so viel Erben haben, als sie mit einem „standesgemässen Vermögen“ nach ihrem Tode versehen können. Aus dieser letzten Sorge ist das sogenannte „französische Zweikinder-System“ hervorgegangen. Die Eltern haben die unglückliche Vorstelluug, ihre Kinder müssten mit einem gewissen Vermögen auf die Welt kommen, um für später eines sorgenfreien Daseins sicher zu sein Sie fühlen nicht, dass das Arbeiten, um seine Existenzmittel zu verdienen, geradezu Lebensbedingung des Menschen ist. Bei den sehr reichen Leuten finden wir nicht selten die Angst, dass ein sehr grosses Vermögen durch zu vielfache Teilung seine Macht einbüsst und damit die Macht der Familie verringert

Es unterliegt keinem Zweifel, wie wir schon sahen, dass grösste Armut und grösster Reichtum schädliche, soziale Extreme bilden. Es ist an und für sich für ein Kind sehr schlecht, wenn es in der Idee aufwächst, es werde ein Vermögen erben, werde

das Leben ohne Arbeit mühelos geniessen können, und dürfe vermögenslose Menschen als untergeordnete, zu seinen Diensten stehende Wesen betrachten. Es ist aber auch schlecht, dass ein Mensch mit der Aussicht auf die Welt kommt, trotz aller Arbeit zeitlebens Objekt der Ausbeutung zu bleiben, wenn nicht ganz besondere Fähigkeiten und besonderes Glück ihm gestatten, mit oder ohne Hilfe eines rücksichtslosen, die Interessen Anderer missachtenden Strebertums emporzukommen. Ebenso ist es für den Menschen ein entmutigendes Gefühl, durch emsige Arbeit für sich selbst, seine Frau und seine Kinder nichts erreichen zu können, sondern nur für die Gesellschaft als solche zu arbeiten.

Der menschliche Instinkt ist durchaus nicht sozial genug, um eine freudige, tüchtige und fleissige Arbeit lediglich zu Gunsten der Allgemeinheit zuzulassen. Das Familiengefühl ist noch viel zu stark in ihm.

Bei Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse gewinnt das Erbrecht an Wichtigkeit. Durch wachsende Erbschaftssteuern hat man versucht, den grossen Vermögen einigermassen auf den Leib zu rücken. Doch genügt das nicht. Ich will mir nicht anmassen, in dieser Materie eine bestimmte Ansicht zu äussern und möchte nur die Frage aufstellen, ob es nicht möglich wäre, das Erbrecht insofern gründlich zu beschränken, als die Kinder nur bis zu demjenigen Alter auf die Nutzniessung der elterlichen Erbschaft Anspruch hätten, wo sie selbst unter allen Umständen arbeits- und verdienstfähig sein sollten, z. B. bis zum 25. oder 26. Lebensjahre, damit ihnen auch höhere Studien ermöglicht würden. So würde man einerseits den Menschen die Freude, für sich und ihre Familie zu arbeiten, nicht nehmen, anderseits aber müsste jeder junge Mensch in der Voraussicht, dass er mit 25 Jahren sein Leben selbst zu verdienen und auf keine Erbschaft mehr zu rechnen habe, energisch arbeiten, um vorwärts zu kommen. Es fällt mir nicht ein, auf Grund einer solchen Idee ein neues sozialistisches System aufbauen zu wollen;*) derartige Vorschläge sind ja schon massenhaft gemacht worden. Ich will damit nur ein Element des

*) Die Sache setzt selbstverständlich einen neuen ethischen, sozialen Staat voraus, in welchem für ein anderes Familienrecht, für tüchtige Erziehung und Schulbildung aller etc. etc. richtig gesorgt sein wird. Tüchtige Menschen werden aber dann doch stets noch den Trieb haben, höher und weiter zu kommen und entsprechend für ihre Kinder zu sorgen. Diesen Kulturtrieb muss jede soziale Einrichtung sorgsam pflegen.

ganzen Problems betonen, das darin besteht, die Ausbeutungsmöglichkeit zu vermindern, ohne die Schaffensfreude zu lähmen, und zugleich darin die Zeugung und Erziehung einer tüchtigen Nachkommenschaft zu fördern. Man hat vielfach bei allen sozialistischen Systemen darauf hingewiesen, dass gewisse menschliche Kulturgebiete, wie die rein wissenschaftliche Forschung und die Kunst, sehr viele Mittel erfordern und materiell dem Individuum meist sehr wenig oder nichts eintragen. Für diese wichtigen Zweige einer immer höher strebenden Kultur muss aber dann der an Mitteln viel reicher gewordene Staat auf irgend eine Weise sorgen und die wirklich tüchtigen Kräfte in Wissenschaft und Kunst auch materiell fördern, wie es früher (auch jetzt noch) Könige und Mäcene taten, jedoch vor allem durch Schaffung von Arbeitsmitteln und -zentren, bei Vermeidung der persönlichen Gunst durch das Klikenwesen.

Wir haben bereits über die Gütertrennung und die billige Teilung des Arbeitsertrages als einzig gerechtes Verhältnis in der Ehe gesprochen. Wir betonen nochmals, dass volle Gerechtigkeit nur durch die völlige Anerkennung der Frauenrechte, das heisst, der rechtlichen Gleichstellung der Frauen möglich ist.

C. Strafrecht.

Das Strafrecht ist ein Recht zur Strafe. Das Recht zur Strafe gründet sich auf die Begriffe der Schuld und der Sühne und diese wieder auf den Begriff der Willensfreiheit, dessen Unhaltbarkeit wir bereits unter A. (Allgemeines) dargetan haben. Aus dieser ganz einfachen Ueberlegung ergibt sich die missliche Lage unseres heutigen Strafrechtes. Die Strafrechtswissenschaft hat zu lange die Fortschritte der übrigen Wissenschaften und der Humanität verkannt; sie siecht an einem unheilbaren Altersleiden hin, weil sie im Irrtum wurzelt. Der Begriff der Sühne hatte sich selbst allmählig auf der Basis der Mystik aus dem brutalen, von unseren tierischen Ahnen ererbten Recht des Stärkeren, verbunden mit dem Rachegefühl, entwickelt. Bei diesen wird der Schwächere gestraft, weil er schwächer ist. „Vae victis!“ Da kam die beleidigte Gottheit, die der Mensch nach s e i n e m Bilde geschaffen, und forderte Wiedervergeltung für Missetaten. Diese Gottheit war aber nur der unklare Ausdruck des sich regenden sozialen Gewissens des Menschen, eines dunklen Gemisches beleidigter Sym-

pathiegefühle und Rache- oder Sühnebedürfnisse. Nachdem der Mensch über den Menschen bislang hauptsächlich nach dem Recht des Stärkeren, mochte es teilweise auch durch Familien- und Freundschaftsgefühle gemildert sein, zu richten gewöhnt war, ersann er nun in seiner Angst die Intervention zuerst dunkler, später höherer Mächte, die an seiner Statt über Missetaten und gute Taten richten sollten. Immerhin behielten sich bevorzugte Menschen die Stellen der Anwälte und Ausführungsorgane der Götter vor und richteten dann in ihrem Namen, sei es als Priester, sei es als Könige, sei es später als Richter. Dass man ferner, und nicht einmal so schlecht, Recht sprechen kann, ohne an die Willensfreiheit zu glauben, beweist die Rechtsprechung der fatalistischen Mohammedaner, eines Harun al Raschid z. B. Der Fatalismus schliesst in der Tat, logisch wenigstens, die Annahme der Willensfreiheit aus, denn wenn alles absolut vorausbestimmt ist, müssen es die Gedanken und Entschlüsse der Menschen auch sein, was deren Freiheit ausschliesst.

An anderem Orte („Die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen", München bei Reinhardt) habe ich mich bemüht, darzutun, dass die Frage der Willensfreiheit ein vernünftig umgestaltetes Strafrecht gar nicht zu kümmern braucht. Die Tatsache, dass wir uns frei und verantwortlich fühlen, genügt durchaus nicht, um den kategorischen Imperativ von Kant zu rechtfertigen. Auch ein schwer Geisteskranker fühlt sich subjektiv frei, obwohl jeder Vernünftige einsieht, dass er es nicht ist. Die Frage, ob absolute Vorausbestimmung (Fatalismus) als Gesetz des Weltalls besteht oder nicht besteht, ist rein metaphysisch, d. h. sie steht ausserhalb des menschlichen Erkenntnisvermögens und hat uns daher nicht zu kümmern. Nehmen wir aber ruhig das wissenschaftliche Postulat des Determinismus, das heisst des auf die Beweggründe unserer Handlungen angewandten Kausalitätsgesetzes an, das verschiedene Zukunftsmöglichkeiten durchaus zulässt, indem es nicht die Weltallmacht zu kennen voraussetzt, so begreifen wir es ganz, dass die Kompliziertheit unserer Gehirntätigkeiten, verbunden mit dem Umstand, dass sie, und damit auch die Triebfedern unseres Handelns grossenteils unbewusst, d. h. unterbewusst bleiben, dazu führen muss und führt, uns freie Entschlüsse vorzutäuschen. Anderseits aber finden wir ebenfalls, dass die plastische Fähigkeit eines Menschengehirnes sich möglichst adaequat, das heisst der Sachlage entsprechend, an möglichst viele und verschiedenartige Komplikationen

des Daseins und besonders der sozialen Verhältnisse anzupassen, in Tat und Wahrheit das Mass dessen gibt, was wir unter relativer Freiheit zu verstehen haben. Der anpassungsfähigste Mensch ist der freieste*) Mensch. Aber die höhere ethische Anpassungsfähigkeit oder Freiheit ist nicht diejenige des menschlichen Fuchses, der, sich selbst Zweck, die anderen zu seinem Vorteil ausbeutet, sondern diejenige des höheren Gehirnes, das vor allem seine Tätigkeit den sozialen Zielen der Menschheit anpasst. Am unfreiesten ist dagegen der Mensch, der durch niedrige Leidenschaften und Triebe beherrscht oder durch mangelhafte Intelligenz oder auch durch Willensschwäche gebunden, sich im Leben nicht selbst zu leiten vermag, jeder Versuchung, jedem Impuls unterliegt, in jede Falle geht und dadurch beständig in Konflikte mit der Gesellschaft gerät. Was nützt hier die theoretische Annahme einer Willensfreiheit! Dieser stark gebundene Mensch fühlt sich subjektiv ebenso frei wie der weniger gebundene und ist es doch nicht. Wird er gestraft, weil er infolge seiner Gebundenheit ein Gesetz übertreten hat, so empfindet er die Strafe als Ungerechtigkeit, und der Richter, der über ihn richtet und sich einbildet, Recht zu sprechen, bringt in Wirklichkeit nur ungerechte Gesetzesparagraphen zur Anwendung, in denen bestenfalls eine mildere Form des Talion- oder Sühnenprinzipes zum Ausdruck kommt, oder er spielt in der Anwendung eines Rechtes, das das Derivat altüberlieferter, aus religiösen Vorstellungen hervorgegangener Gebräuche ist, die Rolle des Anwalts Gottes.

Wie wir sahen, bleibt dem Strafrecht nichts anderes übrig, als seine eigenen Wurzeln abzuschneiden und sich entschlossen auf wissenschaftlich-sozialen Boden zu stellen. Statt eines Strafrechtes wird es zu einem Schutzrecht der Gesellschaft gegen Gemeingefährliche, und zu einem Versorgungsrecht für Menschen, die sich nicht mehr selbst leiten können. Dadurch wird sich seine Aufgabe derjenigen des Zivilrechtes durchaus anschliessen. Dann wird aber auch der Richter aufhören müssen, an Gottes Statt über die Hand-

---

*) Vor allem im Sinn einer aktiven und bewussten Anpassungsfähigkeit. Es gibt auch passiv anpassbare Menschen, die sich wie Teig willenlos zu allem kneten lassen. Diese passive Plastizität macht immerhin, dass sie sich überall fügen und zurechtfinden, somit höchstens als Instrumente anderer Konflikte hervorrufen. Diese Leute sind freilich wenig frei, insofern sie den Impulsen anderer folgen. Dennoch bedeutet ihre Elastizität doch eine Art relativer innerer Freiheit. Sie empfinden den Zwang nicht.

lungen seiner Mitmenschen und deren Motive zu richten. Er wird nicht mehr strafen, sondern nur noch schützen und verwahren.

Dass wir nicht übertreiben, zeigt die Geschichte der Psychiatrie und der Hexenprozesse. Geisteskranke waren noch vor wenigen Jahrhunderten in der Regel nicht als Kranke, sondern je nachdem als Verbrecher oder Verhexte angesehen und dementsprechend mit Strafen belegt oder mit Exorcismen behandelt. Heute noch gibt es bei Katholiken und selbst bei gewissen protestantischen Sekten Hexengläubige und wenn diese Meister würden, hätten wir heute noch Hexenprozesse und ihre Greuel. Aus der Zeit der Hexenprozesse stammt bekanntlich auch das furchtbare Vorurteil des Volkes gegen die Geisteskranken.

Daneben stehen wir noch unter dem Bann des Vorurteils, dass eine gerichtliche Verurteilung genüge, um Schmach und Entehrung auf den Verurteilten werfen zu dürfen. Ich erinnere hier wieder an das oben erwähnte Wort von Dr. Guillaume, sowie an das Buch von Hans Leuss (Aus dem Zuchthause).

Untersuchen wir nun, wie die sexuellen Verhältnisse zu Konflikten mit dem Strafrecht führen, wie dieses dieselben heute löst und wie es sie nach dem Gesagten lösen sollte. Ich will indessen nicht das beim Zivilrecht Gesagte nochmals wiederholen. Unser heutiges Strafrecht kennt noch ganz sonderbare sexuelle Verbrechen und bestraft dieselben aus wirklich wunderlichen Gründen. In der Not eines unbefriedigten Sexualtriebes begattet sich zum Beispiel, wie früher gesagt, ein armer Dummkopf, der von allen Mädchen verschmäht wird, in der stillen Dunkelheit des Stalles mit einer gemütlich fressenden Kuh, die sich nicht weiter darum kümmert und wohl weder in ihrem Schamgefühle noch in ihrem sonstigen Wohlbefinden dadurch gestört wird. Auch der Besitzer des Tieres, wenn der arme Sünder es nicht selber ist, wird dadurch nicht geschädigt. Letzteres kümmert übrigens den Strafrichter nicht, denn schwer gestraft wird der Sodomit auch, wenn das Tier ihm selber gehört. Woher nimmt sich das Strafgesetz das Recht, eine solche Handlung zu bestrafen, bei welcher kein Mensch, keine Gesellschaft, nicht einmal das Tier zu Schaden kommt? Das ist ein Ueberrest religiöser Mystik, etwas ähnliches wie die Bestrafung der Sünde gegen den heiligen Geist. Gott soll Missfallen an den Sünden Sodoms und Gomorrahs gefunden und deshalb diese Städte zerstört haben. Aus diesen Gründen soll die Sodomie, die nach der biblischen Sage eine Unsitte der Bewohner jener Städte war, heute

noch bestraft werden. Gott hat aber auch nach der Bibel Missfallen an der Selbstbefleckung Onans gehabt; warum belegen unsere heutigen Gesetze nicht auch noch die Onanie mit gerichtlichen Strafen? In vielen schweizerischen Kantonen und in Deutschland wird auch der sexuelle Umgang zwischen Männern an und für sich gestraft. In neuerer Zeit haben die Gesetzgeber weise darüber gestritten, ob die Strafe erst dann zu geschehen habe, wenn der eine Mann sein Glied in den After des anderen eingeführt habe (Päderastie), oder ob unzüchtige Berührungen und mutuelle Onanie bereits Strafgrund abgeben sollen! Also soll das Strafrecht strafen oder nicht strafen, je nachdem diese oder jene Schleimhaut oder diese oder jene Hautregion zur Befriedigung des betreffenden Triebes benützt wird. Das sind sonderbare Erwägungen für den Gesetzgeber, der hier zum inkompetenten Physiologen, Anatomen und Psychologen wird! Der Gipfel der Inkonsequenz wird aber durch die Tatsache gekennzeichnet, dass in Deutschland, wenn ich recht informiert bin, der sexuelle Umgang zwischen zwei Männern bestraft, zwischen zwei Frauen aber nicht bestraft wird. Ich will mich mit diesen Beispielen begnügen. Dieselben zeigen deutlich, auf welche Irrwege ein Strafrecht gerät, das sich auf falscher Basis bewegt und sich von mystischen Ueberlieferungen leiten lässt. In allem Ernst wurde neuerdings in der Zeitschrift für schweizerisches Strafrecht die Notwendigkeit des Begriffes eines Verbrechens gegen die Religion verteidigt! Wir wollen nun die einzelnen Tatsachen an Hand ihres wirklichen sozialen Wertes analysieren.

Will man Willkür, Ungerechtigkeit und lächerlichen Widerspruch vermeiden, so muss man sich, wie gesagt, auf den Boden stellen, dass das Strafrecht nur da einzuschreiten hat, wo Schädigungen von Individuen oder von der Gesellschaft vorliegen oder drohen. Dabei muss in jedem Fall untersucht werden, ob derjenige, der geschädigt hat, zur Zeit der Begehung der Tat unzurechnungsfähig, das heisst geistig krank war, oder ob er vermindert zurechnungsfähig, das heisst halb krank, oder endlich zurechnungsfähig, das heisst gesund und in oben definiertem Sinne relativ frei war. Je nach dem Befund wird der Richter dann zu entscheiden haben, wie die Gesellschaft am besten vor der Wiederkehr solcher Schädigungen zu schützen und wie der Täter am ehesten, wenn überhaupt, zu bessern sein wird. Ist der Täter zum Beispiel ein Säufer, so wird gewiss seine Versetzung in eine Trinkerheilanstalt und sein Eintritt in eine Abstinenzorganisation die Gesellschaft

sicherer schützen und ihn bedeutend mehr bessern, als alle Zuchthausstrafen. Ist er ein unverbesserlicher Recidivist, der seinen verbrecherischen Impulsen nicht widerstehen kann, dann wird man ihn sicher zu versorgen haben. Es ist durchaus nicht so schwer, hierüber zu urteilen, wie das Publikum sich einbildet. Das Vorleben des Täters, seine Vorbestrafungen und ein sorgfältiges psychologisches Studium seiner Person werden fast immer volle Klarheit verschaffen. Hier ist das Zusammenwirken von Psychiatern und praktischen Juristen segensreich.

Zunächst kann der normale Beischlaf dadurch zur Strafklage Anlass geben, dass er mit Gewalt oder List erzwungen wird (Notzucht, Missbrauch einer Hypnotisierten etc.). Dass Schutzmassregeln gegen solche Taten dringend nötig und dass ausserdem dem so Missbrauchten starke Zivilentschädigungen zugesprochen werden sollen, versteht sich von selbst. Bereits hier sagen wir, dass wir viel weniger eine Milderung des Verfahrens dem Täter gegenüber, als einen grösseren Schutz für seine Opfer wünschen. Im Fall der Notzucht, wo das Weib gegen seinen Willen geschwängert wird, sollte ausnahmsweise nach meiner Ansicht der künstliche Abortus gesetzlich gestattet sein. Man kann keinem Weibe zumuten, wider ihren Willen ein Kind auf solche Weise zu bekommen. Das gleiche sollte bei sexuellem Missbrauch von minderjährigen Mädchen gelten. Wenn umgekehrt ein minderjähriger Knabe von einem Weib zum Beischlaf verführt wird und daraus ein Kind entsteht, sollte nach meiner Ansicht einfach das Weib allein für das Kind zu sorgen haben, nicht aber das Recht zum Abortus erhalten, da sie es gewollt hat und der Knabe noch nicht zurechnungsfähig war. Die grössere Zugehörigkeit des Kindes zu seiner Mutter rechtfertigt wohl derartige Bestimmungen.

Wir haben bereits im Zivilrecht von den Fällen venerischer und anderer Infektionen beim Beischlaf gesprochen. Hier dürfte ein Zivilentschädigungsanspruch am ehesten zum Ziel führen. Es könnte aber eventuell die Strafe nur auf Antrag des Geschädigten verfügt werden (Antragsvergehen).

Blutschande. Unter dem Titel „Ehe zwischen Verwandten“ haben wir beim Zivilrecht gesehen, wie wir den Begriff der Blutschande zu umgrenzen haben. Ich verweise auch auf § 10 des Kapitels VI. Die entschieden schlimmen Fälle von Blutschande kommen besonders zwischen Eltern und Kindern vor. Ihre gewöhnlichste Ursache liegt in geistigen Abnormitäten, Alkoholismus

proletarischen Promiscuitätsverhältnissen oder in grosser Abgeschiedenheit einer Familie von der übrigen Welt. Bei einzellebenden Sennhüttenbewohnern kommt in der Schweiz Blutschande relativ häufig vor. Beispiele strafbarer Blutschande erstgenannter Art sind die folgenden:

Ein roher betrunkener Ehemann verfolgte seine Frau mit Beischlafversuchen. Um denselben zu entgehen, gab die Frau ihre eigene Tochter dem Manne zum sexuellen Missbrauch.

Eine dem Trunke ergebene Frau verführte ihren eigenen 17- bis 18jährigen Sohn zum Beischlaf mit ihr. Darüber empört, dass seine Mutter ihn zu ihrem Geliebten gemacht hatte, erschlug sie der Sohn einmal, als er selbst auch betrunken war. Als Muttermörder verurteilt, führte sich dieser junge Mann im Gefängnis vorzüglich auf. Er war nur durch den Alkohol und die Verführung zum Mörder gemacht worden.

In einer Familie, die aus lauter Schwachsinnigen und Psychopathen bestand und die ich teilweise zur psychiatrischen Behandlung bekam, herrschte die Blutschande fast zwischen allen Familienmitgliedern: Vater mit Töchtern, Mutter mit Söhnen und Geschwister unter einander. Aus diesem letzteren Fall, wie aus den meisten ähnlichen, kann man entnehmen, dass die Blutschande *nicht* Ursache, sondern *Folge* von geistigen Abnormitäten und Krankheiten meistens zu sein pflegt. Damit soll nicht behauptet werden, dass die Produkte solcher Verbindungen nicht bis zu einem gewissen Grade auch durch die Blutschande *als solche* gefährdet sind. Sie sind aber beim Menschen verhältnismässig so selten, dass sie kaum wesentlich zur Verschlechterung der Rasse beitragen.

Aus dem Gesagten dürfte es sich ergeben, dass eine strafrechtliche Verfolgung der Blutschande nur in den Fällen stattfinden sollte, wo Verführung minderjähriger Personen oder Missbrauch einer gesetzlichen oder sonstigen Gewalt vorliegt, sowie überall da, wo die Blutschande mit Notzucht verbunden ist. Es sollten zivilrechtliche und administrative Massregeln genügen, um die übrigen Fälle von Blutschande auf ein Minimum zu reduzieren. Der allgemeine Abscheu, den die Menschen gegen sexuelle Verbindungen zwischen Geschwistern, vor allem aber gegen solche zwischen Eltern und Kindern natürlich empfinden, bleibt das beste Schutzmittel gegen die Blutschande und dieser Schutz wird mit Bezug auf die Gefahr für die Nachkommenschaft durch eine allgemeinere Kenntnis der der Zeugung vorbeugenden Mittel immer wirksamer

werden. Ferner dürften die Beseitigung des Alkoholismus und die Besserung der sozialen Zustände noch am meisten dazu beitragen, die Blutschande zu beseitigen.

Alle Attentate auf Minderjährige müssen selbstverständlich geahndet werden. Man wird aber ganz verschieden zu verfahren haben, je nachdem es sich um eine pathologisch perverse Anlage des Verbrechers oder nur um Vertrauensmissbrauch handelt. Ein Lehrer, der, ohne sexuell abnorm zu sein, Attentate auf Kinder verübt, muss vor allem durch das Verbot der Ausübung seines Berufes gestraft werden, denn er ist meistens nur darin gefährlich. Ist er dagegen sexuell pervers, so werden noch weitere Vorsichts- und Schutzmassregeln, je nachdem, nötig werden.

Wenn wir zu den im Kapitel VIII behandelten sexuellen Perversitäten übergehen, so werden erst recht die Inkonsequenzen und die Mystik klar, die noch in unserem heutigen Strafrecht herrschen. Dasselbe bestraft und verfolgt, wie schon gesagt, solche sexuellen Handlungen, die niemanden schädigen oder die auf beiden Seiten freiwillig sind. Da mögen die Moral und die ärztliche Kunst einsetzen, niemals das Strafrecht. Hieher gehören alle onanistischen, päderastischen, masochistischen, fetischistischen und andere Handlungen zwischen Erwachsenen, bei welchen beide Teile freiwillig vorgehen und keinen Dritten behelligen. Wozu vor allem die Urninge strafrechtlich verfolgen? Es ist für die Gesellschaft ein wahres Glück, wenn diese unglücklichen Psychopathen unter einander sexuell verkehren und auf diese Weise keine Nachkommen erzeugen. Das wahre Verbrechen ist umgekehrt nach meiner Ansicht die heutige durch das Gesetz sanktionierte Ehe eines Urnings oder Homosexualen mit einem Individuum des anderen Geschlechtes. Das ist ein Verbrechen, begangen an dem normalen Ehegatten und an den erzeugten Kindern. Ausserdem leisten die heutigen Strafgesetze durch ihre Verfolgung der Urninge den niederträchtigsten Erpressungen grossen Vorschub, was von v. Krafft-Ebing, Moll und anderen an unzähligen Beispielen nachgewiesen wurde und was ich selbst bei sehr vielen, ja bei den meisten jener Kranken bestätigt fand.

Ganz anders verhält sich die Sache bei solchen abnormen oder perversen Formen des Geschlechtstriebes, deren Befriedigung nur gegen den Willen und unter Schädigung ihres Objektes möglich wird. Hier muss das Gesetz die strengsten Schutzmassregeln treffen, nicht um den perversen Menschen zu strafen, sondern um

seine Opfer rechtzeitig zu schützen. Dahin gehört in erster Linie der Sadismus, in zweiter Linie die Kinderschändung. Hier entsteht eine schwierige Frage. Bei so grauenvollen Trieben sollte man nämlich mit dem Einschreiten nicht abwarten, bis ein Opfer vorliegt. Anderseits darf man auch einen Menschen nicht ohne weiteres bestrafen oder massregeln, weil er in sich einen gefährlichen Trieb verspürt, am wenigsten, wenn er im übrigen ein guter, gewissenhafter Mensch ist, der mit allen Kräften gegen seine Perversion ankämpft. Ich habe einen lehrreichen Fall derart als Arzt behandelt, der an einem solchen schlimmen Trieb litt. Er war ein durchaus guter, ethisch hochstehender Mensch, geriet in Verzweiflung, liess sich aber nie zu einer schädigenden Handlung hinreissen, sondern behalf sich mit Onanie und dergleichen. In solchen Fällen dürften wohl die ethischen Gefühle des Betreffenden einen genügenden sozialen Schutz bieten und der Arzt hat weder das Recht noch die Pflicht zu denunzieren. Er muss aber dem Kranken erklären: „Wenn Sie fühlen, dass Sie nicht mehr widerstehen können, kommen Sie zu mir und lassen Sie sich versorgen, das ist besser, als ein Verbrechen zu begehen.“ Selten werden diese Fälle bekannt, da der Betreffende lieber schweigend duldet oder selbst sich umbringt. Doch sind sie durchaus bezeichnend. In anderen Fällen mag es gelingen, solche Perversionen zufällig rechtzeitig zu entdecken, selbst da, wo der Perverse nicht zu widerstehen gesonnen ist, sondern jede Gelegenheit sucht, seinen Trieb unentdeckt zu befriedigen. Hier dürften psychiatrische Massnahmen am Platz sein. Leider aber wissen besonders die Sadisten genau, welche Gefahr sie laufen und verstehen es, wie sonst keine Verbrecher, ihre Taten unentdeckt zu begehen. Daraus ergibt sich, dass, wenn man einen Menschen erwischt, der eine sadistische Tat begangen oder nur versucht hat, derselbe dauernd hinter Schloss und Riegel gehört. Hier dürfte auch die Frage der zwangsmässigen Kastration zu prüfen sein. Es ist freilich noch nicht sicher, ob dieselbe einen relativen Schutz gegen solche perverse und gefährliche Triebe bietet. Sollte dies aber auch nur einigermassen zutreffen, so wäre sie durchaus indiziert.

Eine besonders schwierige Kategorie bilden die Exhibitionisten. Sie sind nicht gefährlich, denn sie berühren niemand. Ihre Opfer, wenn man sie so nennen darf, sind Mädchen oder Frauen, in deren Gegenwart sie sich entblössen und ihre onanistischen Manipulationen vornehmen. Dass dadurch das Schamgefühl, besonders jüngerer

Mädchen und Kinder, stark verletzt werden kann, ist nicht zu bezweifeln. Anderseits muss ich doch behaupten, dass unsere Gesetze hier zu streng sind. Die Schädigung ist an und für sich nicht gefährlich. Ich kenne Kinder, die wiederholt von einem Exhibitionisten aufgeschreckt wurden und ich habe nicht beobachtet, dass das Ekelgefühl, das sie dabei empfanden, ihnen irgendwie geschadet hätte; die Sache ist zu lächerlich und zu hässlich. Man sollte sich eigentlich damit begnügen, solche Individuen jedesmal einer kürzeren Zwangskur in einer Irrenanstalt zu unterziehen und höchstens bei zu grosser Schwäche sie länger versorgen. Aehnlich sollte sich das Strafrecht zu der einfachen Nekrophilie oder Leichenschändung stellen. Dieselbe muss jedoch besonders beachtet werden, weil sie nicht selten mit Sadismus einhergeht. Es gibt Nekrophilen, die ihre sadistische Lust, aus Angst vor einem Mord, an Leichen befriedigen, deren Stücke sie sogar verzehren und dergl. mehr. Derartige Menschen gehören hinter Schloss und Riegel, weil sie sehr gefährlich werden können. Die Fetischisten sind dagegen gewöhnlich harmlos; höchstens dürfte man sie wegen Entwendung von Gegenständen belangen, die ihre Fetische bilden. Am meisten werden solche Mädchen geschädigt, deren Zöpfe von Zopffetischisten abgeschnitten werden.

Dass das Konkubinat als solches, obwohl in manchen Ländern noch strafbar, es nicht sein sollte, haben wir bereits gesehen. Wir haben auch die Frage besprochen, inwieweit der Prostitution an und für sich gesetzlich und strafrechtlich beizukommen ist. Unter allen Umständen muss man aber Kuppelei und Mädchenhandel strafrechtlich aufs strengste verfolgen. Hier handelt es sich um Verbrechen, die gegen die Gesellschaft und gegen die Individuen aus purer Gewinnsucht verübt werden. Es muss streng verboten werden, dass ein Mensch mit dem Leibe anderer Menschen Handel treibe. Dies gehört mit zum Sklavenhandel und zu verwandten Missbräuchen. Wir verweisen hier im übrigen auf das Kapitel XI. Weiter sollte das Gesetz unbedingt öffentliche Provokationen, Obszönitäten und Roheiten sexueller Art mit Strafen belegen, wenn auch in milderer Form. Der Geschlechtsakt und was damit verbunden, muss auf vollster Freiwilligkeit beruhen und ein Mensch hat kein Recht, andere Menschen sexuell zu provozieren, resp. zu belästigen, solange dieselben ihm kein Entgegenkommen zeigen. Es ist nicht ganz leicht, hier die Grenze zu ziehen, denn die Prüderie kann auch zu weit gehen und jede relativ harmlose Anspie-

lung als Provokation auffassen. Eine gewisse Breite muss der normalen sexuellen Werbung unbedingt gelassen werden; nur darf dieselbe die üblichen Grenzen des Anstandes nicht überschreiten, solange nicht gegenseitiges Einverständnis vorliegt (siehe Kapitel IV, Flirt).

Hier knüpft sich ganz natürlich die Frage an, wie weit, auch bei beiderseitigem Einverständnis, gegangen werden darf, wenn dritte Personen nicht geschädigt werden sollen. Im ganzen sind unsere Sitten in dieser Beziehung ziemlich frei. Eine grössere Freiheit dürfte vom Uebel sein. Man kann zum Beispiel doch nicht zulassen, dass unzüchtige Entblössung, Begattung und dergleichen auf offener Strasse stattfinde. Besonders Kinder müssen vor derartigen sexuellen Reizungen geschützt werden und so ist es im allgemeinen angezeigt, eine gewisse gesetzlich zulässige Norm für die Grenzen festzustellen, die der öffentliche Anstand erfordert. Hier sind einfache Polizeimassregeln am Platz, sogar sehr notwendig, um vor allem die Frauen, gelegentlich auch Knaben, vor öffentlicher und auch vor geheimer Belästigung, sexueller Provokation oder gar vor Attentaten und anderen Schädigungen zu schützen. Solche Dinge können sehr verschiedenartig sein. Die Verleitung zur Onanie, schmutzig-erotische Redensarten und Gesten, unzüchtige Redensarten etc. gehören z. B. dazu.

Ich erinnere ferner an das in den Kapiteln V und XI über die Pornographie Gesagte. Auch hier ist die strafrechtliche Grenze sehr schwer zu ziehen. Unsere heutigen Sitten haben die Pornographie sehr weit gehen lassen. Die gefährlichste Form derselben ist jedoch nicht diejenige, die sich schmutzig und brutal auf den Schaufenstern und Kiosken zeigt, sondern die feinere, ästhetischere Pornographie, die in der Form von hübsch ausgeführten Bildern, erotischen Romanen und Bühnenstücken etc. unter dem Deckmantel der Kunst, ja sogar moralischer Tendenzen ihre Netze legt. Leider urteilt das Publikum hier ausserordentlich falsch. Es gibt Schriften, die mit rücksichtsloser Offenheit die sexuellen Laster unserer Zeit geschildert haben — ich nenne z. B. die Romane von Zola und die Dramen von Brieux — und die man deshalb als pornographisch bezeichnet hat. In Wirklichkeit aber verdienen diese Autoren einen solchen Vorwurf nicht. Man kann es daraus ersehen, dass ihre Werke keineswegs zur Unsittlichkeit treiben, sondern im Gegenteil Ekel und einen heiligen Schrecken vor der Perversität unserer sexuellen Sitten erregen. Ebenso schlecht beraten war ein prüder

Polizeihauptmann der Stadt Zürich, der ein Bild Böcklins (Najaden) als unsittlich und pornographisch aus einem Schaufenster entfernen liess. Freilich können solche Werke bei einfältigen Ignoranten erotisch wirken. Sah man nicht Tiroler Bauern aus sittlicher Entrüstung weibliche Marmorbüsten zerschlagen, die an der Strasse aufgestellt worden waren. Doch sollte dies nicht massgebend sein. Die Erotik wird durch die Prüderie nicht aus der Welt geschafft, nicht einmal eingedämmt, sondern nur auf Abwege geführt. Wir haben besseres zu tun, als die wahre Kunst und die genialen Darsteller unserer sozialen Perversitäten zu verfolgen und zu verunglimpfen.

Mit der Pornographie ist es ein ganz anderes Ding. Hier wird das sexuelle Laster nicht geschildert, um es in seiner Hässlichkeit oder in seinen tragischen Konsequenzen zu kennzeichnen, sondern um es zu verherrlichen, ihm ein hohes Lied zu singen und Jünger zu gewinnen. Mag es dargestellt werden in glänzender, frecher, brutaler Nacktheit oder in Schleier gehüllt, die doch alles erraten lassen, was sie verbergen zu wollen scheinen; mag es auftreten im bacchantischen Taumel, im festlichen Glanze elektrischer Lampen oder in der Stille und im gedämpften Licht eines galanten Boudoirs, eindeutig oder zweideutig, in welcher Perversion immer — in jeder Form soll es prickeln, kitzeln, schmeicheln, reizen, verführen, die Lüsternheit wecken, die niedrigsten Triebe entzünden.

Oefter werden die pornographischen Gerichte in einer sentimentalen oder moralischen Sauce serviert, die natürlich den Hautgoût des Bratens nicht verdeckt — sonst wäre ja der ganze Reiz dahin —, im Gegenteil durch den Kontrast die Pikanterie oft noch erhöht, ausserdem aber das Produkt marktfähiger macht, indem die moralische Präparation ihnen eine gewisse sittliche Berechtigung verleihen soll. Also gibt man sich den Anschein, der Tugend ein Loblied zu singen, und um ihren endlichen Sieg um so rührender und rühmlicher zu gestalten, nimmt man die Gelegenheit wahr, das Laster mit allen lüsternen Reizen zu schmücken und es im höchsten sinnenbestrickenden Glanz erstrahlen zu lassen. Dieser Kniff, dem pornographischen Erzeugnis ein Tugendmäntelchen umzuhängen, kann ausserdem dazu dienen, naive Leute über seine innere Schamlosigkeit wegzutäuschen (das Gift wirkt natürlich trotzdem) und weniger naiven den Vorwand zu liefern, das Produkt zu kaufen und zu geniessen, ohne sich deswegen genieren zu müssen.

Es ist ausserordentlich schwierig und erfordert ungemein viel Takt und Scharfblick, in dieser Frage vorzugehen, ohne ungerecht zu werden und ohne durch bornierte vexatorische Massregeln die Kunst und die Wissenschaft zu schädigen. Immerhin muss da ein richtiger Mittelweg gefunden und eingeschlagen werden.

Eine Reihe sogenannter Sittlichkeitsvergehen, d. h. sexueller Attentate, werden an Geisteskranken und Geistesschwachen verübt, in der Hoffnung, dass solche sich nicht wehren und den Attentäter nicht denunzieren werden. Wir sprachen zum Beispiel von den Urningen, die aus solchem Grunde als Wärter in Irrenanstalten Anstellung suchen. Alle derartige Verbrechen sind einfach den Attentaten an Unmündigen gleich zu stellen und gleich zu ahnden. Bei der Aburteilung des Verbrechens muss aber, wie schon gesagt, seine Qualität und Gefährlichkeit in erster Linie und die Persönlichkeit des Täters, resp. seine Fähigkeit der Einsicht, Besserung und Selbstbeherrschung in zweiter Linie in Betracht kommen.

Eine höchst schwierige Frage ist diejenige, wie weit das Recht der Frau auf ihre Frucht gehen soll und welches die Rechte und Pflichten der Gesellschaft in diesem Punkte seien. Dass letztere die Pflicht hat, das einmal geborene Kind zu schützen, steht fest. Hier können die Gesetze nicht streng genug gegen den Missbrauch der Kinder von seiten der Eltern und gegen die sogenannten Engelmacherinnen einschreiten, deren Gewerbe es ist, Neugeborene möglichst bald zu Tode hungern und sie rasch verschwinden zu lassen. Das gleiche gilt von verwandten, beim Zivilrecht bereits besprochenen Missbräuchen. Uebrigens sind diese Missbräuche vielfach die Folge einerseits unserer sozialökonomischen Verhältnisse und anderseits der Schutzlosigkeit der Kinder und der unehelich Gebärenden, sowie der Schande, mit der unsere heuchlerischen Sitten die letzteren brandmarken.

Schwieriger gestaltet sich die Frage mit Bezug auf die noch im Leibe der Mutter sich befindende Frucht. Soll und darf das Gesetz den künstlichen Abortus oder die Fruchtabtreibung bestrafen oder nicht? Die Ansichten sind darüber verschieden. Ich habe schon erwähnt, dass der künstliche Abortus in Fällen der durch Notzucht und dgl. erzwungenen Schwängerung gestattet sein sollte. Ich glaube dagegen, dass man als Regel aufstellen darf, ein künstlicher Abortus sei im Prinzip nicht zu gestatten, wenn der befruchtende Beischlaf beiderseits ein freiwilliger war und keine ärztliche Rücksicht diese Massregel erfordert. Das Recht auf

Leben soll die Frucht haben, sobald sie gezeugt worden ist; die Geburt ist ja nur eine Episode im Leben des Embryos; sie erfolgt normalerweise nach dem zehnten Schwangerschaftsmonate. Die Schwangerschaftsmonate werden zu 4 Wochen als Mondsmonate gerechnet. Aber schon im siebenten Monat kann das Kind bekanntlich bei einer Frühgeburt am Leben bleiben.

Auf der anderen Seite sollten recht viele Ausnahmen von dieser Regel gestattet werden und sollten die Aerzte nicht gar zu streng sein, denn sie sind es vor allem, die in der Frage zu entscheiden haben, ob ein künstlicher Abortus stattfinden darf oder nicht. Manche Schwangerschaften können ein rechtes Unglück für Eltern und Kinder bedeuten, wenn die Gesundheit der Mutter oder des Kindes körperlich oder geistig gefährdet ist. Wenn ein schwer Geisteskranker seine Frau schwängert, sollte der künstliche Abortus gestattet sein; ebenso, wenn eine Idiotin oder eine Epileptica geschwängert wird; auch dann, wenn ein sinnlos betrunkener Saufbold seine geängstigte Ehefrau gegen ihren Willen schwängert. Selbstverständlich soll der Abortus gestattet werden da, wo die Schwangerschaft das Leben oder die Gesundheit der Mutter ernstlich bedroht oder wenn ein schweres körperliches Leiden das werdende Kind von vornherein zum Krüppel stempelt. Freilich dürfen solche Indikationen nicht zu leicht genommen werden und auch hier ist eine rationelle Grenze Sache der Praxis und eines gesunden Urteilsvermögens. An diese schwierige Frage anknüpfend muss ich eine sehr heikle weitere Frage erwähnen, nämlich diejenige, ob geborene Krüppel und Kinder mit schweren Missbildungen unter allen Umständen am Leben zu erhalten seien oder nicht. Es ist eigentlich schrecklich, dass die Gesetze uns zwingen, Früchte, die als Kretinen, Idioten, Hydrocephalen, Mikrocephalen und dergleichen geboren werden oder die ohne Augen und Ohren oder mit verkrüppelten Geschlechtsorganen auf die Welt kommen, am Leben zu erhalten. Wird man nicht in Zukunft dazu gelangen, es wenigstens zuzulassen, dass unter Zustimmung der Eltern und nach gründlicher ärztlicher Expertise solche unglückliche Neugeborene durch milde Narkosen beseitigt werden, statt sie durch den Zwang des Gesetzes einem Märtyrerleben zu überliefern? Auch hierin schmachtet unsere Gesetzgebung noch unter dem Druck einer alten religiösen Dogmatik. Einerseits organisiert man grosse Armeen, um tausende der gesundesten Menschen zu töten und lässt man viel tausend andere durch Hunger, Prostitution und

Ausbeutung zugrunde gehen, während man anderseits von der Medizin verlangt, dass sie alle Kunst und Anstrengung darauf verwendet, um elende körperliche und geistige Krüppel möglichst lange am Leben zu erhalten. Man baut grosse Idiotenanstalten und freut sich königlich darüber, wenn nach jahrelangen, heissen und rührenden Bemühungen des sich dazu aufopfernden Personals der kleine Blödsinnige etwa wie ein Papagei einige Worte laut zu sprechen vermag oder gar aufs Papier kritzeln kann, noch mehr, wenn solche kleinen Affen mit nach oben gedrehten Augen maschinenmässig ein Gebet herzusagen gelernt haben. Man kann schwerlich diese zwei Kategorien Tatsachen nebeneinander stellen ohne die bittere Ironie unserer sogenannten humanitären Sitten zu empfinden. Ehrlich ausgesprochen täten die aufopfernden Pfleger und Lehrer solcher Idioten besser, letztere sterben zu lassen und selbst tüchtige Kinder zu zeugen! Doch gehört diese Frage eigentlich nicht mehr in unser Gebiet.

Ein Unterschied wird gewöhnlich zwischen dem künstlichen Abortus in den ersten und demjenigen in den späteren Schwangerschaftsmonaten gemacht. Ist das Kind bereits lebensfähig, so spricht man nicht mehr von künstlichem Abortus, sondern von künstlicher Frühgeburt. Wird diese lediglich zum Zwecke der Beseitigung des Kindes vorgenommen, so ist die Strafe bedeutend höher als bei künstlichem Abortus. Die Sache wird dann als Kindesmord taxiert. Schon aus diesem Grunde, und da die ganze Angelegenheit so heikel und schwierig ist, sollte man niemals die künstliche Fruchtabtreibung, ausser im Falle erzwungener Schwangerschaft, dem freien Ermessen der Mutter ohne weiteres überlassen. Es sollte vielmehr die Sache von einer ärztlichen Untersuchung und Begutachtung abhängig gemacht werden. Dies ist um so mehr angezeigt, als unsere heutigen Kenntnisse in der Anwendung von antikonzeptionellen Mitteln es uns leicht machen, eine Schwangerschaft zu verhüten. Die Gesellschaft ist daher berechtigt, von der Mutter zu fordern, dass sie dieselbe nicht unterbreche, wenn sie einmal eingetreten ist. Gelangen wir, wie wir es hoffen, zu grösseren Frauenrechten sowie zu einer grösseren sexuellen Freiheit im allgemeinen und auch in der Ehe, so werden immer seltener andere als streng medizinische oder sozial-hygienische Gründe den künstlichen Abortus rechtfertigen können. Der ungerechte Makel, der heute noch an unehelicher Mutterschaft haftet, rechtfertigt zwar sehr viele Fälle von künstlicher Frucht-

abtreibung und sogar von Kindsmord. Es muss aber anders werden; **keine** Schwangerschaft sollte zukünftig zum Schandmal für ein Weib werden und irgend einen Grund zur Verheimlichung geben.

Wirft man mir vielleicht vor, ich sei inkonsequent, jedem Menschen, somit auch dem Weibe müsse die Verfügung über ihren eigenen Körper in allen Fällen gewahrt bleiben und das Strafrecht habe sich damit nicht zu befassen, so antworte ich, dass in diesem Falle die Sache anders liegt. Es handelt sich nicht mehr um einen Leib, sondern um zweie oder mehr (Zwillinge etc.). Vom Moment der Zeugung an bekommt der Embryo, wenngleich sein Leben noch aufs intimste mit dem der Mutter verbunden ist, soziale Rechte, die um so mehr Schutz verdienen, da er sie selber noch nicht geltend machen kann.

Wie wir sahen, sollte der Ehebruch, der heute noch vielfach direkt bestraft wird, einfach Scheidungsgrund sein. Wir haben diese Frage bereits besprochen und gesehen, wie unrichtig es ist, die Treue mit Zwang durchsetzen zu wollen. Alles, was ich darüber zu sagen hatte, wurde beim Zivilrecht erwähnt. Die ganze Frage sollte nach meiner Ansicht für das Strafrecht wegfallen, wenn nicht mit dem Ehebruch Betrug oder andere Verbrechen verbunden sind, die als solche behandelt werden müssen und nicht hieher gehören.

Die indirekte Gefährdung der Kinder durch eine schlechte Hereditat ist eine ganz böse Sache. Strafrechtlich lässt sich aber hier einstweilen nichts machen. Wir haben bereits gesehen, was zivilrechtlich allenfalls geschehen könnte und zum Teil da und dort geschieht. Wir werden aber später ganz andere Mittel kennen lernen, die am besten geeignet sind, in dieser Frage Wandel zu schaffen. Unter dem Titel Zivilrecht haben wir die Frage der Kastration besprochen und gewisse Fälle angegeben, in welchen dieselbe angezeigt sein dürfte. Doch müssen aus naheliegenden Gründen diese Fälle sehr beschränkt bleiben und muss meiner Ansicht nach auf der Basis der sozialen Ethik eine freiwillige, rationelle Regelung der Zeugung Platz greifen, die uns viel weiter bringen dürfte als die stets misslichen und die Freiheit beeinträchtigenden rechtlichen Massregeln. Vergessen wir nie, dass die Gesetze stets im besten Falle notwendige und oft überflüssige Uebel darstellen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, dass das Strafrecht und das Zivilrecht sich mit **administrativen** Massregeln verbinden

sollten, um im sexuellen Gebiet zugleich die Individuen und die Gesellschaft zu schützen und die Interessen der künftigen Generationen zu wahren, jedoch nur insoweit, als krankhafte oder sonst gar zu starke Auswüchse menschlicher Schwächen es verhindern, ein ebenso gutes oder besseres Resultat durch ethische und intellektuelle Belehrung und Erziehung freiwillig zu erzielen.

Anhang zu Kap. XII.

Ein Gerichtsfall.

Der folgende Fall hat sich vor kurzem im Kanton St. Gallen, Schweiz, zugetragen und ist wohl dazu geeignet, unsere Ansichten zu erhärten. Frieda Keller, geboren 1879 in Bischoffszell, Kanton Thurgau, stammt von ordentlichen Eltern. Ihre Mutter war sanft, zartfühlend, ihr Vater ehrlich, aber sehr streng, manchmal heftig. Frieda ist das fünfte von elf Geschwistern. Sie war eine Musterschülerin, war jedoch sehr jung, vier Jahre alt, an einer Hirnhautentzündung erkrankt, von welcher sie häufige Kopfschmerzen behielt. 1896 und 97 lernte sie mit bestem Erfolg den Beruf einer Näherin und Schneiderin und beschäftigte sich im Elternhaus mit der Haushaltung. In der freien Zeit stickte sie, um der Familie zu helfen. Bald trat sie als Näherin in ein Konfektionshaus in St. Gallen. Man war mit ihr sehr zufrieden und lobte sehr ihre Arbeit; sie erhielt 60 Fr. Lohn im Monat.

Um mehr zu verdienen, arbeitete sie am Sonntag als Hülfskellnerin im Café zur Post. Der Wirt, ein verheirateter Mann, stellte ihr nach und sie hatte Mühe, sich seiner Zudringlichkeiten zu erwehren.

Nun trat sie in ein neues Nähgeschäft, wo sie 80 Fr. per Monat verdiente. Eines Tages jedoch (1898; sie war 19 Jahre alt) wurde sie vom genannten Wirt, der ihr lange aufgelauert hatte, unter dem Vorwand eines Auftrages in den Keller gelockt, wo er ihr folgte und sie durch Ueberrumpelung dazu brachte, sich ihm sexuell zu geben, was freilich noch ein paarmal nachher stattgefunden haben soll. Am 27. Mai 1899 gebar sie einen Knaben im Frauenspital St. Gallen.

Sie hatte ihren Eltern und Geschwistern die Tat gestanden, deren Opfer sie geworden war, suchte aber sonst aus Schamgefühl dieselbe ganz geheim zu halten. Ihre Mutter war gegen sie milde

und mitleidsvoll. Dieselbe war selbst mit 18 Jahren verführt und geschwängert worden. Auch sie hatte der Verführer verlassen, und sie hatte das Kind gleich bei der Entbindung getötet. Unter Zubilligung mildernder Umstände wurde sie zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, hatte sich übrigens vorher wie nachher stets gut aufgeführt. Das Gericht hatte angenommen, ihr Verbrechen habe sie „weniger aus sittlicher Verdorbenheit als aus falschem Ehrgefühl begangen". Frieda, die ihre Mutter zärtlich liebte, wusste nichts davon. Der Vater zeigte sich gegen seine Tochter sehr hart, verweigerte ihr jede Hülfe und jedes Mitleid und wollte sie fortjagen. Darüber wurde sie sehr unglücklich. Zwölf Tage nach der Geburt brachte das Mädchen mit Hülfe ihrer Mutter das Kind im Kinderheim St. Gallen unter.

Der feige Schwängerer beeilte sich schöne Versprechungen zu machen und versicherte, er würde für den Unterhalt des Kindes zahlen. Tatsächlich zahlte er zweimal an Frieda je 40 Fr., im Ganzen 80 Franken, dann niemals mehr etwas. Er verliess nach einiger Zeit die Stadt und man sah ihn nicht mehr.

Bei der Gerichtsverhandlung wurden die Vorfälle bei der Schwängerung nicht abgeklärt und der Schwängerer unbehelligt gelassen. Man kann zwar von einer Notzucht nicht sprechen, wohl aber von der Ueberrumpelung eines ängstlichen, geistig unbeholfenen, sich schämenden Mädchens. Der Verteidiger versichert, dass hier ein „Liebesverhältnis" unter keinen Umständen bestanden habe. Davon erwähnen auch die Gerichtsverhandlungen nichts. Man mag von Verführung oder Ueberrumpelung sprechen. Frieda Keller empfand wohl nur Abneigung gegen ihren Verführer, dem sie offenbar aus Schwäche und Angst nachgab, soweit sich die Sache beurteilen lässt. Allerdings hat der Wirt nachträglich versucht, die Sache anders darzustellen und die Vaterschaft zu leugnen; doch verdient dieses keinen Glauben, denn erstens durch seine Zahlungen und zweitens durch sein Verschwinden hat er tatsächlich seine Schuld bekannt.

Nun mussten 5 Franken wöchentlich für das Kind im Asyl gezahlt werden. Von ihrem Verdienst musste ausserdem Frieda 34 Franken monatlich ihrer verheirateten Schwester in St. Gallen als Pensionspreis für Kost und Logis zahlen. 1901 starb ihr Vater und 1903 ihre Mutter, ihre letzte Hülfe, denn ihre einzige Freundin hatte das Land verlassen. Frieda hatte 2471 Franken von ihrem Vater geerbt. Dieses Geld blieb jedoch im Schuh-

machergeschäft ihres älteren Bruders und sie erhielt niemals Zinsen davon, dachte auch nicht daran, solche zu fordern.

Nun fängt für das arme Mädchen ein Kampf- und Verzweiflungsleben an. Zwei fixe Gedanken verfolgen sie: Sie kann dem Unterhalt des Kindes nicht genügen und will aus Scham nichts gestehen. Sie fühlt sich verloren und entehrt. Mehrmals forderte das Asyl rückständige Zahlungen. Im November 1903 erfährt sie von der Asyldirektion, dass das Kind nicht länger als bis Ostern 1904 bleiben könne, weil es dann die Altersgrenze (fünf Jahre) erreicht habe.

Was wird sie nun tun?

Frieda Keller befand sich damals in einem ausserordentlichen, offenbar pathologischen Gemütszustand, der von ihrem Verteidiger, Dr. Janggen, mit Recht stark hervorgehoben wurde. Sie will ihr Geheimnis verbergen, möchte dem Unterhalt des Kindes genügen, und doch stellt sie dazu keine Versuche an. Sie sucht keine billige Unterkunft, fordert keine Lohnerhöhung, nicht einmal von ihrem Bruder das ihr gehörende Geld, und dieser gebraucht für sich die Zinsen ihres Kapitals. Sie spricht weder mit ihrer verheirateten Schwester, noch mit der Gemeinde, noch mit sonst jemanden über ihre verzweifelte Lage. Der Schwängerer und Vater ist verschwunden, und sie hat niemals ihm, dem verheirateten Manne gegenüber eine Klage anhängig gemacht, weil sie ihr Geheimnis wahren will. Uebrigens kann nach dem gültigen Gesetz keine Vaterschaftsklage gegen einen verheirateten Schwängerer erhoben werden (!). Sie überlegt und versucht kein praktisches Mittel, um das Kind zu plazieren. Vor Gericht erklärte sie, dass kein Gedanke an einen solchen Versuch ihr in den Kopf kam, nicht einmal derjenige, eine Gehaltserhöhung zu fordern. Vom Ostermontag 1904, d. h. vom Moment an, wo das Kind aus dem Asyl fort muss, wird sie von einer einzigen Vorstellung verfolgt, die sich langsam in ihrem durch Angst und Scham gestörten schwachen Kopf einnistet und ihr als einzige mögliche Lösung erscheint: die Beseitigung des Kindes. Sie kämpft lange Zeit gegen diese Art Zwangsvorstellung, die jedoch immer mächtiger und schliesslich zum Entschluss wird.

Frieda, die für die Kinder ihrer Schwester stets Zuneigung zeigte, liebte ihr eigenes Kind offenbar nicht. Die dem Asyl vorstehenden Schwestern bezeugen dies. Sie besuchte das Kind sehr selten. Sie bezahlte die Pension mit Mühe aus ihrem mageren

Lohn, schien aber im übrigen das Kind nicht zu kennen. Wenn sie ins Asyl kam, lief ihr das Kind fröhlich entgegen; sie jedoch blieb kalt, brachte ihm nie weder Zuckerzeug noch kleine Geschenke, küsste es nie, gab ihm selten die Hand. Man lud sie zum Weihnachtsbaum ein; sie kam nicht. Sie sah das Kind nur selten, kurz und ohne mit ihm zu sprechen. Dieses in allen anderen Beziehungen sanfte, gute Weib, dessen Betragen vortrefflich war, das keiner Fliege ein Leid zufügte, schrieb nun am 9. April dem Asyl, sie würde bald das Kind abholen.

An einem der vorhergehenden Nachmittage hatte sie am sogenannten Rosenberg einen langen Spaziergang gemacht und war am andern Tag lange weinend im Haus herumgeirrt, eine Schnur suchend. Der innere Kampf, bei dem ihr keine Seele zur Seite stand, der sie ihr Herz hätte ausschütten können, hatte in ihr einen schrecklichen Entschluss gezeitigt. „Ich konnte mich von dieser Zwangsvorstellung nur durch die Beseitigung des Kindes befreien", sagte sie vor Gericht.

Sie ging darauf zum Kinderheim, nachdem sie für das Kind vollständig neue Kleider gekauft hatte, und erzählte den Schwestern des Asyls, dass eine Tante aus München das Kind in Zürich erwarte, um es zu sich zu nehmen. Nun nahm sie das Kind an der Hand, ohne ihm nur zur Verabschiedung Zeit zu lassen und ging mit ihm zum Hagenbachwald. An einer abgelegenen Stelle angekommen, blieb sie lange auf einer Bank sitzen, während das Kind mit dürren Blättern spielte. Lange dachte sie — wie sie erklärte — nach. Sie glaubte, dass sie nie den Mut zu der Tat haben würde. Sie kämpfte mit sich selbst und nun trieb sie, wie sie sagte, eine geheimnissvolle Kraft zur Lösung der Situation. Eine halbe Stunde vor ihrem Verbrechen grub sie mit ihren Händen und ihren Schuhen das Grab des Kindes, und erwürgte dann dasselbe mit der Schnur. Der Knoten war so stark angezogen, dass es sehr schwer war, ihn zu lösen. Sie kniete einige Augenblicke beim Kinde und wartete, bis jedes Lebenszeichen verschwunden war. Dann begrub sie das Kind und kam auf einem langen Umweg heim, das Weinen mit grosser Anstrengung zurückhaltend.

Am 1. Juni schrieb sie dem Asyl, das Kind sei glücklich in München angekommen. Am 7. Juni wurde die Leiche durch einen starken Regen blossgelegt, und von Italienern aufgefunden Am 11. Juni schickte die Keller dem Kinderheim den Rest ihrer

Schuld an der Pension ihres Kindes. Am 14. Juni wurde sie verhaftet. Während des ganzen Prozesses erklärte Frieda Keller, bald ruhig, bald weinend, dass ihre Tat einerseits die Folge ihrer Unfähigkeit gewesen sei, für das Leben des Kindes allein zu sorgen, und anderseits der Notwendigkeit, ihr furchtbares Geheimnis zu bewahren. Dieses Geheimnis sei ihre Schande, die Schmach jener ungewollten Mutterschaft und unehelichen Geburt gewesen.

Alle Zeugen sprachen zu Gunsten Frieda Kellers. Sie war sanft, gut, intelligent, arbeitsam, sparsam und führte sich vortrefflich auf, sie liebte, wie schon gesagt, die Kinder ihrer Schwester. Sie stellt den Vorbedacht bei ihrer Tat keineswegs in Abrede, sucht überhaupt nicht ihre Tat zu beschönigen.

Nach dem St. Gallischen Gesetz (Artikel 133) wird für einen solchen Fall die Todesstrafe vorgesehen. Dieselbe wurde auch von dem Gerichte ausgesprochen. Als Frieda Keller dieses hörte, stiess sie einen Schrei aus und fiel bewusstlos zu Boden.

Nun hat der Grosse Rat des Kantons St. Gallen von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch gemacht und die Todesstrafe mit allen Stimmen gegen eine in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt.

Das sind die nackten Tatsachen, die wir sowohl dem Originalprotokoll des Urteils und der Botschaft des Regierungsrates wie dem Tagblatt der Stadt St. Gallen und einem vorzüglichen Auszug aus dem Signal de Genève (von Herrn A. de Morsier) entnommen haben.

Mit Herrn de Morsier müssen wir ausrufen, ob eine Gesetzgebung, die in einem solchen Fall das Todesurteil ausspricht und den wahren ursprünglichen Urheber des Verbrechens unbehelligt lässt, nicht ganz dazu angetan ist, jeden Glauben an die Gerechtigkeit in einer sogenannten christlichen Demokratie zu nehmen. Es ist die reinste Barbarenjustiz, eine Schmach für das zwanzigste Jahrhundert. Wir fügen aber noch folgendes hinzu:

Fiat justitia, pereat mundus. Gericht und Geschworene haben einen Gesetzesparagraphen gewissenhaft angewendet. Damit Punktum; das nennt man Gerechtigkeit.

Frieda Keller war zweifellos in einem abnormen Geisteszustand; vielleicht stand sie unter dem Druck einer nach Art der Zwangsvorstellung wirkenden Autosuggestion. Solche Fälle sind nicht so selten. Das geht aus der Vernunftlosigkeit ihres Handelns unzweideutig hervor. Hätten unsere Richter und Geschwo-

renen etwas mehr elementares, psychologisches Verständnis und weniger Kodexparagraphen im Kopf, so wären ihnen wenigstens Zweifel an der geistigen Intaktheit der Angeklagten aufgestiegen, und sie hätten eine psychiatrische Expertise angeordnet. Abgesehen davon jedoch frage ich, ob man von einem Weibe billigerweise Muttergefühle für die Frucht einer sexuellen Ueberrumpelung fordern kann? Ich habe in diesem Kapitel wenigstens für Notzuchtkinder das Recht zum künstlichen Abortus gefordert, und ich glaube, dass der Fall Keller gerade gelegen kommt, um mir recht zu geben. Damit will ich gewiss den Mord eines einmal geborenen und gar eines schon fünfjährigen Kindes nicht an sich rechtfertigen. Das Fehlen der Mutterliebe ist dagegen in einem solchen Falle durchaus natürlich und begreiflich.

Dass es sich um eine gestohlene sexuelle Befriedigung des Vaters und um eine erzwungene Mutterschaft handeln muss, geht gerade am deutlichsten aus der Abneigung der Verurteilten gegen ihr Kind hervor, einer Abneigung, die sonst durch nichts zu erklären ist. In seiner ganzen Tragik ist der Fall der armen Frieda Keller eine grausame Illustration zu der Roheit und der Heuchelei unserer Sitten in der sexuellen Frage und zu der Höhe der faszinierenden Angst, der entsetzlichen Scham, Qual und Verzweiflung, die daraus entspringen. In Anbetracht solcher Vorkomnisse wird man mich schwerlich mehr der Uebertreibung bezichtigen können. Nur das lederne, vertrocknete Gefühl gewisser Juristen und Bureaukraten kann hier ruhiges Blut bewahren.

Lebenslängliches Zuchthaus für das arme Opfer eines so grausigen Geschickes ist eine Art der Begnadigung, die wirklich dem bittersten Hohne gleicht. Die St. Gallische Justiz hat nur ein Mittel, die Sache wieder gut zu machen, nämlich mit der Aenderung ihrer Gesetze und der Befreiung ihres Opfers nicht lange zu warten.

Beim gewöhnlichen Kindsmord ist der wahre Mörder meistens nicht die Mutter, die an das Kind Hand anlegt, sondern viel eher der feige Vater, der die Geschwängerte verlies oder das Kind verleugnete. Im vorliegenden Fall vereinigen sich Erblichkeit von Mutterseite, Folgen einer Hirnhautentzündung, Unbeholfenheit, materielle Not, Schamgefühl und krankhafte Zwangsvorstellung mit dem nicht zu qualifizierenden Benehmen des Vaters, um Frieda Keller als Opfer viel mehr denn als Verbrecherin erscheinen zu lassen. Offenbar war das Kind für sie ein Gegenstand nicht nur

schwerer Verpflegungs- und Nahrungssorge, sondern auch des Abscheus. Alles spricht dafür. Wie kann aber ein im übrigen gutes, braves und fleissiges Weib, das die Kinder sonst lieb hat, dazu kommen, ihr unschuldiges eigenes Kind zu fürchten und zu verabscheuen? Hätten sich die Richter diese Frage gestellt und dieselbe beantwortet, so hätten sie den Mut zu einer Verurteilung, geschweige zu einem Todesurteil nicht finden können, denn ihr Gewissen hätte ihnen die wahren Schuldigen zu deutlich gekennzeichnet: feige männliche Rohheit, heuchlerische sexuelle Sitten und ungerechte Gesetze.

Höchst eigentümlich ist es, dass auf Grund einer Reklamation des Schwängerers über die Darstellungen der Presse das Gericht in St. Gallen sich veranlasst fühlte, **nach** der (nicht mehr zu ändernden) Verurteilung der F. K. eine nachträgliche Untersuchung ohne Revision des Prozesses vorzunehmen! Man hat jedenfalls dem Herrn alle Ehren erwiesen, und wir können den Protest des in Aarau versammelten Frauenbundes gegen eine Gesetzgebung, die zu solchen Verurteilungen und Taten führt, nur lebhaft begrüssen. Wenn einmal jede Schwangerschaft und Geburt von der Gesellschaft geachtet und jeder Mutter Schutz und Hülfe für ihre Kinder von Gesetzeswegen zukommen wird, dann erst wird man Kindsmorde strenger beurteilen dürfen.

Kapitel XIII.

Medizin und Sexualleben.

Allgemeines. Wenn die Theologie eine Glaubenslehre über Gott und das Jenseits, das Recht eine kodifizierte Sammlung alter und neuer Sitten und Gesetze darstellt, ist die Medizin, so sagt man, eine Kunst, die Kunst, den kranken Menschen zu heilen. Ein Gefühl und eine Erkenntnis liegen einer jeden dieser drei Disziplinen zugrunde. Die Angst vor finsteren, unbekannten, höheren Mächten und vor dem Schicksal nach dem Tode, verbunden mit der Erkenntnis der Beschränktheit seines Wissens und Könnens, führte den Menschen zu Religion und Gottesverehrung; die aus Sympathiegefühlen sich phylogenetisch herleitenden Gefühle für Recht und Unrecht, das heisst das Gewissen, verbunden mit der Erkenntnis der Notwendigkeit sozialen Zusammenwirkens der Menschen, gab dem Recht, und das Gefühl des Schmerzes und der Angst vor Krankheit und Tod, verbunden mit der Erkenntnis, dass manche Leiden gelindert oder geheilt werden können, gab der Medizin ihre Entstehung. Während aber die Theologie, von der von ihr usurpatorisch in Beschlag genommenen Ethik oder Morallehre abgesehen, aus der Mystik lebt, die sie mit wohlklingenden Phrasen mehr oder weniger ins Menschlich-natürliche umzudeuten sucht, und während das Recht mit der Auslegung und Anwendung von Gesetzesparagraphen sein Dasein fristet, lebt die Medizin aus dem lebendigen Menschen.

„Grau, teurer Freund, ist jede Theorie und grün des Lebens goldener Baum."

Dieser Worte Goethes sollte jeder Arzt stets eingedenk sein. Um eine Krankheit zu heilen, das heisst die gestörten oder abnormen Körperfunktionen wieder ins richtige Geleise zu bringen, sofern dies überhaupt möglich ist, muss der Arzt den normalen Körper und seine Lebensäusserungen kennen. Darum muss sich seine Kunst auf der Grundlage von Hülfs- und Erfahrungswissen-

schaften aufbauen, die ihm jene Kenntnisse übermitteln, vor allem auf den Disziplinen der Anatomie und der Physiologie. Aus diesem Grunde haben sich im Entwicklungsgange der Medizin deren Hülfswissenschaften immer höher ausgebildet. Die Medizin ist zu einem grossen Teil sogar die Triebfeder der Erforschung der intimsten Lebenswissenschaften, wie der Gewebelehre, der Embryologie, der vergleichenden Anatomie und -Physiologie, der Gehirnanatomie und -Physiologie und in neuerer Zeit der Bakteriologie geworden. Was erforscht nicht der Mensch, um sein liebes Ich zu konservieren und zu flicken! Die wissenschaftlichen Studien haben aber infolgedessen in der Medizin einen solchen Platz eingenommen, dass die eigentliche Heilkunst vielfach in den Hintergrund getreten ist, obwohl sie immer noch später in der Praxis die Hauptrolle spielt und dem naturwissenschaftlich ungebildeten Publikum aus begreiflichen Gründen am meisten imponiert. Diese Kunst ist sehr verschiedenwertig. Echt wird sie nur, wenn sie, frei von Charlatanerie, auf genügenden wissenschaftlichen Kenntnissen beruht, denn die Kunst eines Unwissenden versucht ihr Heil am falschen Orte und mit falschen Mitteln und diejenige eines Schwindlers sieht es vor allem auf den Geldbeutel des Kranken ab. Sehr häufig sind die individuellen Verbindungen von wahrer Kunst mit Unwissenheit, von Wissen mit Schwindel und Kunst, und von Wissen mit Mangel an Kunst. Das Ideal ist die Verbindung von Wissen und Kunst mit Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit. Nicht selten aber verbinden sich auch alle negativen Eigenschaften, Unwissenheit, Unfähigkeit, Eigennutz und Charlatanerie, in einer und derselben Person. Leider findet vor allem der Goethe'sche Vers, auch bei sonst braven und wissenschaftlich gebildeten Aerzten, viel zu wenig Beachtung. Eine grosse Zahl ärztlicher Dogmen und Lehren beruht auf grauen Hypothesen und Theorien und bedeutet keineswegs Früchte am grünen Zweig der wahren Lebenserfahrung. Viele Aerzte treiben in ihrer Art unbewusst Theologie, indem sie auf des Meisters Wort schwören und durch seine Brille sehen, statt selbständig zu denken und zu beobachten. Das tun freilich im höchsten Masse die Systemmenschen (Homöopathen, Naturärzte etc.). Gerade in der sexuellen Frage rächt sich dieses bitter.

Besonders wichtig für uns ist die Selbsterkenntnis der medizinischen Wissenschaft, die, die Schwäche ihrer Heilkunst einsehend, den hygienischen Satz aufgestellt hat: „Vorbeugen ist besser als heilen."

Die heutigen Anschauungen der Aerzte in der sexuellen Frage sind leider noch, wie in der Alkoholfrage, von Vorurteilen, sowie von dem indirekten Einfluss der religiösen Ethik und des Autoritätsglaubens stark getrübt. Dennoch dürfen wir die Medizin nicht schelten, denn ihr und ihren Hülfswissenschaften verdanken wir die Erkenntnisse, die es uns ermöglichen, die sexuellen Verhältnisse des Menschen von einem gesunden, naturwissenschaftlichen und ethisch-sozialen Standpunkte aus zu beurteilen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier alle Beziehungen der Medizin zum sexuellen Leben besprechen. Unsere Kapitel I, III, IV und VIII fussen bereits ganz und gar auf den Ergebnissen der Medizin und der Naturwissenschaften. Was wir hier zu besprechen haben, ist vor allem die sexuelle Hygiene, denn wir haben die sexuelle Pathologie im Kapitel VIII behandelt. Ich will aber den allgemeinen und sozialen Teil der Hygiene auf das Schlusskapitel sparen und hier besonders gewissen irrigen medizinischen Anschauungen in der sexuellen Frage entgegentreten.

Auf das im Kapitel IX Gesagte komme ich nicht zurück. Wir haben bereits gesehen, dass die ganze ärztliche Ueberwachung und Regelung der Prostitution nicht nur vom ethischen und rechtlichen, sondern auch vom hygienischen Standpunkte aus eine schlimme Verirrung war und dass sie ihrem einzigen zugestandenen Zwecke, dem Schutz gegen venerische Krankheiten, absolut nicht entspricht. Die Aerzte haben in den letzten Jahren auf Grund des dogmatischen Glaubens an die Autorität einer bereits bestehenden Institution die Frage ganz falsch gestellt. Sie haben gesagt, die Gegner der staatlichen Regulierung sollen den Beweis leisten, dass es bei ihrem freien System besser gehe, während es in Wirklichkeit an den Anhängern des Reglementierungssystems ist, nachzuweisen, dass die staatliche Organisation der Prostitution eine erhebliche Besserung im Stand der venerischen Krankheiten hervorgerufen habe. Dann könnte man sich allenfalls fragen, ob die Aufrechterhaltung einer so vexatorischen Massregel sich noch rechtfertigen lässt. Dieser letztere Beweis ist aber keineswegs erbracht worden. Der Versuch dazu ist umgekehrt, wie wir sahen, kläglich gescheitert. Was das System trotzdem aufrecht erhält, ist tatsächlich nicht die Verminderung der venerischen Krankheiten durch dasselbe, sondern die Sucht der Männer nach sexuellen Exzessen und sexueller Abwechslung. Die Gesellschaft hat jedoch kein Recht, zugunsten der Spezialvergnügungen der Exzedenten

und Wollüstlinge eine solche Monstrosität, wie die staatlich patentierte Kuppelei, verbunden mit der systematischen Herabwürdigung und Massregelung eines Teiles des weiblichen Geschlechtes es ist, ins Werk zu setzen.

Wir müssen es daher als die schlimme Folge eines alten, falschen Dogmas betrachten, wenn heute noch sehr viele Aerzte aus allen möglichen Gründen junge Männer, die über dieses oder jenes klagen, ins Bordell oder zu Prostituierten schicken. Das ist ein Heilmittel, das schlimmer und gefährlicher ist als die Uebel, die es beseitigen soll, schlimmer als die Onanie, viel schlimmer als nächtliche Pollutionen und dergleichen mehr. Sexuelle Abnormitäten und Perversionen werden in Bordellen keineswegs geheilt, sondern vielmehr grossgezogen.

Ebenso absurd ist es auf der anderen Seite, die Folgen der Onanie und der sexuellen Exzesse an und für sich zu übertreiben, und damit den Leuten Angst zu machen. Wir haben in Kapitel IV (Geschlechtstrieb) die Schwankungen der Normalität und die Luther'sche Regel kennen gelernt. Was der Arzt vor allem zu raten hat, ist folgendes:

Der junge, unverheiratete Mann soll seine Gedanken soviel er kann und solange er nicht heiraten will, von den sexuellen Vorstellungen fern halten und sich mit den von selbst sich einstellenden nächtlichen Samenentleerungen begnügen, indem er jede willkürliche onanistische Manipulation vermeidet. Das gleiche gilt erst recht vom jungen Mädchen, dessen Triebe normalerweise viel geringer sind und mit keiner gebieterisch zum Beischlaf drängenden Drüsenentleerung einhergehen. Bei solchen Personen, die sich einfach nicht zu halten imstande sind, ist die grösste Vorsicht bei ausserehelichen Verhältnissen zu empfehlen. Diese brauchen übrigens keineswegs den Charakter der Prostitution zu tragen (siehe Kapitel IX, XII und XIX).

Vor allem muss der Arzt jeden Menschen, der bei ihm in sexuellen Fragen Rat holt, freundlich belehren und beraten, niemals den bösen Moralprediger oder Rechtsanwalt spielen. Er darf die armen Hypochonder, die sich der Onanie beschuldigen, die sexuell Abnormen und Perversen niemals erschrecken oder tadeln, sondern muss sie beruhigen und ihnen in ihrer Not zu helfen suchen. Da kann er ungeheuer viel Gutes tun. In der hypnotischen Suggestion hat er ein Mittel an der Hand, um viele sexuelle Aufregungen, übermässige Samenentleerungen und manche Perver-

sionen direkt zu bekämpfen, wenigstens zu lindern, und um die Gehirntätigkeit auf andere, normale Bahnen zu lenken. Er wird sehr individualisieren und die verschiedenen Verhältnisse berücksichtigen müssen, die wir in den verschiedenen Kapiteln dieses Buches behandelt haben. Selbst in der Ehe, ganz besonders infolge der Monogamie, gibt es recht missliche Verhältnisse, und namentlich solche Perioden, während welcher eine Zeugung nicht stattfinden darf, zum Beispiel eine Zeitlang nach den Geburten, sowie nach vielen Krankheiten etc. machen oft Schwierigkeiten. Hier kann der falsche Rat eines Arztes ungeheuren Schaden anrichten. Verbietet der Arzt dem Ehemann den Beischlaf mit seiner Frau, so steht dieser zwischen zwei gefährlichen Klippen. Entweder enthält er sich wirklich, leidet viel, muss meistens in einem getrennten Zimmer schlafen und entfremdet sich dadurch, wie wir sahen, leicht seiner Gattin, wenn die Sache zu lange dauert; andernfalls ergibt er sich der Prostitution oder knüpft Liebschaften an, bringt oft venerische Krankheiten nach Hause und zerstört so nicht selten sein eigenes Liebesglück und das Glück seiner Familie. Der Arzt, der einem Ehemann den Beischlaf mit seiner Frau verbietet, ladet eine schwere Verantwortung auf sich; dies können wir nicht genug betonen. Aus diesen und vielen anderen Gründen müssen wir nun hier eine wichtige Frage prüfen.

Mit Bezug auf die sexuelle Kontinenz gehen freilich die Ansichten sehr weit auseinander. Auch hier sind alle extremen Behauptungen falsch. Sicher ist es, dass man die Nachteile der Kontinenz mancherorts lächerlich übertrieben hat. Unter normalen Verhältnissen ist dieselbe für beide Geschlechter, wenn auch mit Ach und Krach, durchführbar und gilt im allgemeinen das Gutachten der medizinischen Fakultät Christiania, welche behauptet hat, niemals Erkrankungen durch Kontinenz, wohl aber viele durch sexuelle Exzesse beobachtet zu haben. Immerhin geht dieses Gutachten etwas zu weit, denn besonders gewisse Psychopathen und sexuell Hyperästhetische geraten zuweilen durch erzwungene Kontinenz in eine nervöse und psychische Aufregung, die sie geistes- oder nervenkrank machen kann. Ich habe dies bei Männern und sogar bei Frauen beobachtet. Es sind aber Ausnahmefälle. Die Kontinenz ist immerhin bei sexuell erregbaren Menschen keine leichte Sache und fordert von ihnen, besonders von Männern, oft fast übermenschliche, heldenmütige, innere Kämpfe. Chiniqui, der bekannte kanadische Reformator, erzählt von einem braven Mönche,

der sich in seiner Verzweiflung über die furchtbare Aufregung, die ihm sein infolge des Priestercölibats unbefriedigter Sexualtrieb verursachte, die Geschlechtsteile mit der Hand herausriss. Solche Tatsachen sollten sich gewisse, mit kühlem Temperamente versehene oder alt gewordene Herren Moralprediger vor Augen halten, welche über die „Unsittlichkeit“ aller Folgen des Sexualtriebes so entrüstet losziehen. Ein reiches, gebildetes, bisher keusch gebliebenes nymphomanisches Mädchen erklärte mir rundweg, dass, wenn sie nicht bald einen Mann bekomme, sie sich prostituieren würde, denn sie könne es nicht mehr aushalten. Es klingt fast wie Hohn, wenn man im Gegensatz zu diesen Erscheinungen gar nicht selten beobachtet, wie durchaus kühle Naturen, die fast keinen Sexualtrieb haben und am liebsten kontinent bleiben würden, entweder ins Bordell gehen oder heiraten, nur, „um wie die anderen zu tun“, oder um ja nicht ausgelacht zu werden! Ich habe einen derartigen, reichen, gebildeten jungen Mann gekannt, der, durch den Hohn seiner Kameraden getrieben, ein einziges Mal in seinem Leben ins Bordell ging, sich dort die Syphilis holte und einige Jahre später infolgedessen jämmerlich an progressiver Gehirnparalyse zugrunde ging.

Wenn ursprünglich beim Menschen, wie im Tierreich, aus dem er hervorging, Begattung und Zeugung noch gleichbedeutend waren, haben seither sich die Dinge geändert. Wie wir sahen, besorgt eine brutale Zuchtwahl nicht mehr die Ausmerzung der Schwachen unter uns. Es ist daher, wie wir gleichfalls schon betonten, von ungeheurer Wichtigkeit, die Zeugung solcher Schwachen und Krüppel möglichst zu verhindern, und es entsteht demnach für uns die soziale Pflicht, die Befriedigung des Sexualtriebes von der Zeugung scharf zu trennen, um diese nötigenfalls zu vermeiden, ohne doch auf jene verzichten zu müssen. Hierzu fordert uns das Wohl unserer Frauen und unserer Kinder gebieterisch auf!

Mittel zur Regulierung, eventuell Verhinderung der Zeugungen. Den Mechanismus der Begattung und der Fortpflanzung lernten wir in den Kapiteln I und III kennen. Es genügt danach, seinen gesunden Menschenverstand etwas anzustrengen, um einzusehen, dass es nicht sehr schwer sein kann, eine Begattung vorzunehmen resp. seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, ohne dass eine Zeugung erfolgt, wenn man nur verhindert, dass die Samenflüssigkeit durch den Muttermund in die Gebärmutter eintritt. Dies kann auf sehr verschiedenen Wegen vermieden werden

dadurch, dass entweder das Weib, oder der Mann, oder beide gewisse Vorkehrungen beim Beischlaf treffen.

1. Vorkehrungen von seiten des Weibes. Das Weib kann sofort nach dem Beischlaf eine Ausspritzung der Scheide mit lauwarmem Wasser vornehmen. Dieses Mittel ist stets anzuwenden, wenn irgend ein anderes Mittel (auch ein vom Mann angewendetes) versagt oder irgend eine Ungeschicklichkeit passiert. Sicher ist es aber keineswegs, denn die kleinen Spermatozoen können ja vorher bereits recht gut in den Muttermund geschlüpft sein.

Man hat auch behauptet, dass der Beischlaf, der kurze Zeit vor dem Monatsfluss vorgenommen wird, keine Zeugung zur Folge hat. Die Zeugungen sind zu jener Zeit freilich seltener, aber durchaus nicht ausgeschlossen; wer sich daher auf jene Regel verlässt, kann schwer enttäuscht werden. Dieses Mittel ist somit ganz unzuverlässig.

Man hat ferner mit Desinfektionsmittel getränkte Schwämmchen angewendet, die das Weib vor dem Beischlaf möglichst tief in die Scheide einführt und mittelst eines daran hängenden Fadens nachher wieder herausholt. Auch diese Schwämme sind recht unsicher, denn der Samen ergiesst sich gar leicht daneben und dringt dann doch in den Uterus ein. Mindestens müssen sie breit genug sein, die Form einer hohlen Halbkugel haben und mit der Konvexität nach oben eingeführt werden. Trotzdem bleiben sie unzuverlässig.

Kaum weniger unsicher sind die sogenannten Occlusivpessarien oder Verschlussringe aus Kautschuk, die das Weib jedesmal vor dem Beischlaf einführt und die vor den Muttermund gespannt werden. Es genügt eine falsche Einführung oder eine Verschiebung auf einer Seite, um ihre Wirkung illusorisch zu machen. Zudem entfernen sie den Samen nicht aus der Scheide.

Mit einem Wort, alle vom Weibe angewendeten Mittel sind unsicher, weil man in der Tiefe einer Höhle, wie die Scheide, in der Dunkelheit operiert und nichts Sicheres einrichten kann.

2. Vorkehrungen von seiten des Mannes. Ein sehr gebräuchliches Mittel ist der sogenannte Coitus interruptus (der unterbrochene Beischlaf), bei welchem der Mann im Augenblick vor der Samenergiessung sein Glied aus der Scheide zurückzieht und die Samenergiessung entweder gegen den Bauch oder zwischen den Beinen des Weibes sich vollenden lässt. Diese Praxis ist höchst peinlich. Sie stört nicht nur den Genuss, sondern direkt die Samenentleerung und ist nicht einmal sicher, denn man kann sich zu spät

zurückziehen und, besonders wenn die Entleerung zwischen den Beinen noch stattfindet, gelangt nicht selten trotzdem etwas Samen in den Scheideneingang und kann unter Umständen noch befruchtend wirken.

Statt dessen üben sexuell routinierte Männer vielfach die Paedicatio mulierum aus und führen ihr Glied in das Rectum des Weibes ein oder lassen sich auf andere Weise durch dasselbe reizen (mit dem Mund etc.). Abgesehen von der Abnormität und der Ekelhaftigkeit derartiger Prozeduren, gewähren sie der Frau die ihr zukommende sexuelle Befriedigung nicht und sind zu verwerfen.

Das einfachste und zweckmässigste Mittel ist, über das erigierte männliche Glied eine undurchlässige Membran von der Form eines Handschuhfingers zu ziehen. Der Samen bleibt dann in dieser membranösen Hülle liegen, wenn man die Vorsicht gebraucht, an deren Basis (d. h. nahe an deren Oeffnung) einen elastischen Ring zu befestigen (oder lose über dieselbe und über die Basis des Gliedes anzulegen). Dieser Ring presst die Membran fest an das Glied an und verhindert dadurch gleichzeitig ihr Rutschen während der Begattungsbewegungen und das Ausfliessen des Samens in die Scheide. Solche Membranen nennt man Condoms oder Präservativs.

Sehr gebräuchlich sind Kautschuk-Condoms, an deren Oeffnung ein verdickter und verengender Ring schon angebracht ist. Diese sind aber erstens sehr unangenehm, weil sie die Empfindungen der Eichel und dadurch das Zustandekommen der Wollustgefühle und der Ejaculation des Samens hemmen, indem sie sich hart und dicht und nicht wie eine Schleimhaut anfühlen. Zweitens sind sie unsicher, weil sie plötzlich zerreissen können. Man hat daher besonders präparierte, sogenannte coecale Condoms angefertigt, die aus dem Blinddarm verschiedener Tiere gemacht werden und im Handel den Namen Fischblasen-Condoms oder -Präservativs tragen. Wenn dieselben stark genug und nicht dünn wie Spinngewebe sind, sind sie vortrefflich. Aber man muss folgende Vorsicht anwenden: Erstens einen Kautschukring nehmen, der dem Umfang des erigierten Gliedes angepasst ist und den man, wie eben erwähnt, an der Basis des Gliedes über den Condom legt, damit dieser bei den Coitusbewegungen nicht in Falten zusammenschrumpft oder rutscht. Man zieht dann am besten das Glied aus der Scheide, bevor es ganz erschlafft ist und nimmt vorsichtig Condom und Ring mit hinaus. Letztere werden dann in einer Schüssel gewaschen. Man

kann den gleichen Condom, wenn er solid ist, sehr oft brauchen, wenn man, nachdem er gewaschen und zwischen zwei Tüchern beiderseits getrocknet ist, Luft hineinbläst, die Oeffnung an der Basis zudreht und den so aufgeblasenen Condom bis am Morgen, am besten auf einem Stück Wollstoff, trocknen lässt. Dann dreht man die Oeffnung wieder auf, weitet sie gleich aus, bevor sie zu hart geworden ist, und der Condom ist von neuem gebrauchsfähig. Diese Details sind alle sehr wichtig, denn arme Leute können sich solche ziemlich teueren Dinge nicht jedesmal frisch kaufen. Ist der Condom nicht mehr luftdicht, so muss man einen neuen nehmen.

Da der Coecal-Condom aus einer tierischen Membran besteht, stört er keineswegs den Genuss des Beischlafes. Schmiert man die Eichel vorher etwas mit Vaselin und befeuchtet man ausserdem den angezogenen Condom mit Wasser, so spürt man überhaupt nichts oder fast nichts von der zarten Membran.

Es gibt aber ein vielleicht noch einfacheres Mittel. Man holt sich beim Metzger einige ganz frische Blinddärme von Kälbern, reinigt und wäscht dieselben sofort gründlich ab, desinfiziert sie sicherheitshalber noch während 24 Stunden in einer Sublimatlösung (1 pro Mille) und benutzt dieselben genau wie käufliche, präparierte Coecal-Condoms. Sie sind sogar vielleicht noch angenehmer, da sie sich ziemlich genau wie Scheidenschleimhaut anfühlen. Man konserviert sie ganz einfach in einer etwas grossen, mit Glyzerin gefüllten Flasche mit weiter Oeffnung und wäscht sie jedesmal vor und nach dem Gebrauch in Wasser. Auch solche kann man öfter brauchen; doch bekommen sie schliesslich Risse oder Löcher.

Mit Ausnahme der Befruchtung geht auf diese Weise der Beischlaf ganz normal vor sich und sind die normalen Wollustempfindungen so wenig beim Manne wie beim Weibe gestört.

Ich mache noch darauf aufmerksam, dass man die Sicherheit und Dichtigkeit eines Coecal-Condoms jedesmal mit Wasser oder mit Luft in der erwähnten Weise prüfen soll, indem die kleinste Undichtigkeit das Entweichen der hineingeblasenen Luft zur Folge hat oder beim Waschen das hineingegossene Wasser durchlässt. Wenn am Morgen nach dem Beischlaf der Condom nicht mehr mit Luft angefüllt ist, ist er undicht geworden. Im schlimmsten Falle soll das Weib, wenn nach dem Beischlaf eine Undichtigkeit entdeckt wird, sofort eine Wasserausspritzung vor-

nehmen. Ist ein gekauftes Condom zu dünn, wie es leider sehr oft der Fall ist, so kann man ein zweites darüber anziehen. Niemals darf man den Kautschukring weglassen oder anzuziehen vergessen. Ist man konsequent und sorgfältig, so kann auf diese Weise die Zeugung mit Sicherheit ausgeschlossen werden. Traut dagegen das Weib der Sorgfalt des Mannes nicht, so kann es immer noch ausserdem zur Sicherheit für sich eines der beim Weibe angegebenen Mittel anwenden.

Ich halte es, es sei hier nochmals gesagt, für ausserordentlich wichtig, dass diese Massregeln in einer praktischen und billigen, zugleich aber exakten und konsequenten Weise durchgeführt werden können, denn sie erleichtern ungeheuer die Verhältnisse einer normalen Ehe oder eines sonstigen sexuellen Verhältnisses, erlauben dem Manne seine Frau mit unzeitigen oder vorzeitigen Schwängerungen zu verschonen, ohne den sexuellen Verkehr und die Liebe erkalten zu lassen, gestatten Kinderzeugungen unter schlimmen Verhältnissen überhaupt zu vermeiden und dadurch das ganze Zeugungsgeschäft rationell zu regulieren.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir noch ein von Dr. Justus empfohlenes antikonzeptionelles Mittel (Theorie und Praxis des Neumalthusianismus, Leipzig, Max Spohr 1897). Dieses Mittel besteht im Einblasen eines Pulvers in den oberen Teil der Scheide und um den Muttermund herum, direkt vor dem Beischlaf, mittelst eines Instrumentes, vom Verfasser „Atokos“ genannt. Das Pulver soll alle Spermatozoen bis und mit in den Cervixkanal hinein töten, ohne irgendwie der Frau zu schaden. Das Rezept des Pulvers ist folgendes:

Acid. boric.	*50,0*
Acid. citric.	
Acid. tannic. ãã.	*2,5*
Gummi arab.	*10,0*
Amyl. tritic.	*35.0*

M. fiat pulv. subtil.
D. in vitro.
S. Pulver zum Einblasen, jedesmal eine Messerspitze.

Das Instrument kostet 9 Mk. Nachdem Dr. Justus alle anderen Mittel bemängelt und für schlecht erklärt hat, preist er natürlich seine Entdeckung. Dass sein Rezept harmlos ist, geht aus der Zusammensetzung hervor. Dass es jedoch vor Befruchtung

sicher schützt, selbst angenommen, jedes das Pulver oder die aus demselben entstehende Lösung treffende Spermatozoon werde sofort getötet, dafür liegt nicht die geringste zuverlässige Erfahrung vor. Es ist dies vielmehr im höchsten Grade fraglich, denn man muss eine starke Dosis Glauben besitzen, um davon überzeugt zu sein, dass eine kleine Schicht eines im Dunkeln eingeblasenen Pulvers auf der ganzen Fläche der Vaginalportion des Uterus, des Muttermundes etc. Sicherheit gegen den Durchgang lebender Spermatozoen verschafft. Das Mittel scheint mir demnach sehr unsicher und unzuverlässig zu sein. Dem Dr. Justus muss ich ferner wie allen andern mit Entschiedenheit entgegentreten, wenn auch er, vielen anderen Aerzten nachschreibend, von der Schädlichkeit der Anwendung von Condoms aus tierischen Membranen erzählt. Das sind leere Behauptungen und Machtsprüche, nichts weiter.

Besonders noch Alex. Peyer hat ganz absurde Behauptungen über die angebliche Gefährlichkeit der Condoms aufgestellt. Peyer schloss überall aus dem Nachweis einiger weniger, fast bei jedem Manne gelegentlich im Urin sich findender Spermatozoen auf eine vorhandene Spermatorrhoe und brachte damit nervöse Störungen in Zusammenhang, die mit der Sache nichts zu tun hatten und die er wohl sich und seinen Kranken zum grossen Teil mit vielen anderen Dingen suggerierte.

Die antikonzeptionellen Mittel erlauben aber ferner bedauernswerten pathologischen Menschen, die keine Kinder haben sollen, ihre sexuellen Bedürfnisse zu befriedigen, ohne fürchten zu müssen, dass sie damit die Welt mit unglücklichen, unbrauchbaren Krüppeln bereichern helfen. Sie erlauben ferner jungen Leuten, zu einer Zeit zu heiraten, wo ihre pekuniären Verhältnisse ihnen noch nicht erlauben, eine Familie zu erhalten. Mit ihrer Hülfe kann man geradezu den Geburtsmonat seiner Kinder voraus bestimmen, wenn das Weib normal und fruchtbar ist. Man wird zum Beispiel in warmen Ländern sich so einrichten, dass die Geburt im Herbst und nicht anfangs Sommer stattfindet. Kurz, man kann auf diese Weise die von mir gestellte Forderung erfüllen, die Zeugung von der Befriedigung des Geschlechtstriebes zu trennen. Wenn man fürchtet, dass dann egoistische und genusssüchtige Menschen infolgedessen sich ganz der Kinderzeugung enthalten, so sage ich noch einmal, dass es nichts schadet. Umsomehr werden sich dafür die lebens- und zeugungslustigen, sozial denkenden Menschen

vermehren, von welchen ein munterer und kräftiger, brauchbarer Kindernachwuchs zu erwarten ist.

Die genannten Mittel erlauben auch, aus den erwähnten Gründen, der Prostitution aus dem Wege zu gehen, indem dem geschlechtlichen Verkehr durchaus nicht mehr notwendig Schwangerschaften und Geburten unmittelbar zu folgen brauchen, wodurch seine heute noch vielfach tragischen Konsequenzen vermieden werden können. Wird die Sache mit den Fortschritten verbunden, die wir im Kapitel XII bei Besprechung der zivilrechtlichen Verhältnisse als Erfordernis aufstellten, so kann allmählig die wohltätige Sanierung unserer sexuellen Verhältnisse stattfinden. Endlich gewähren noch die Condoms einen relativen, wenn auch durchaus nicht sicheren Schutz gegen Ansteckung durch venerisch infizierte Individuen.

Das sicherste Mittel, die Zeugung bleibend zu verhindern, ist die Dislokation der Tuben (die Kastration ist, wie wir sahen, für die Gesundheit nicht indifferent und daher nur in ganz gefährlichen Fällen, wie Sadismus u. dgl. angezeigt. Diese leichte Operation ist überall da am Platze, wo das betreffende Weib überhaupt und für immer auf Kindererzeugung zu verzichten hat (enges Becken, Geisteskrankheit, Epilepsie etc.).

Es ist geradezu unglaublich, dass noch manche Aerzte, die sich gar nicht schämten, junge Männer der Prostitution in die Arme zu führen, fast wie junge Mädchen erröteten oder sich wenigstens entrüsteten, wenn ich ihnen von antikonzeptionellen Mitteln sprach. Gewohnheit und Vorurteil machen eben, dass das Schamgefühl am unrechten Ort sich regt, das Harmlose verpönt und die grosse Infamie samt dem grössten Schmutz rechtfertigt.

Hygiene der Ehe. Wir haben bereits in den Kapiteln VI, IX und XII B vieles darüber gesagt. Aus dem, was wir in den Kapitel IV und V auseinandersetzten, geht auch das wesentlichste über die physiologischen und psychischen Bedingungen der Ehe hervor. Wird die Ehe auf Grund beidseitiger freier Entschliessung eingegangen, wissen beide Teile, was sie tun, macht sich der korrumpierende Einfluss des Geldes nicht mehr geltend, und sind alle unnatürlichen Zwangsbestimmungen und überflüssigen Einmengungen von seiten der Religion und eines veralteten ungerechten Rechtes beseitigt, ist endlich das Weib dem Manne gleichberechtigt, so bilden gegenseitige Liebe und Achtung auf der einen Seite den persönlichen, inneren, und die gesetzlich vorgeschriebenen Pflichten

gegenüber den erzeugten Kindern auf der anderen Seite den äusseren Kitt der Ehe. Bei gut gearteten Menschen verschmelzen jedoch beide mit einander, da bei ihnen das instinktive soziale Pflichtgefühl, das heisst das Gewissen, den Pflichten auch ohne äusseren gesetzlichen Zwang nachkommt. Es bleiben aber noch eine Reihe medizinischer Punkte zu besprechen.

Wir sahen bereits im Kapitel VII B, dass der Mann etwas älter sein sollte als die Frau, im Durchschnitt vielleicht sechs bis zwölf Jahre. Dieser Punkt ist bei unserer monogamischen Dauerehe sehr wichtig. Das Weib ist sexuell und geistig früher reif, früher fertig, anderseits auch früher alt und früher zeugungsunfähig als der Mann. Polygamische Völker helfen sich dadurch, dass zwar blutjunge Knaben ebenso junge Mädchen heiraten, später aber dieselben auf die Seite schieben und sich wieder junge nehmen. Bei unseren jetzigen Verhältnissen hilft sich der Mann anders, nämlich mit der Prostitution. Er verfällt meistens in seiner Jugend der körperlichen und geistigen sexuellen Korruption, die sich sehr oft mit venerischer Infektion verbindet, und betrachtet dann vielfach die Ehe als eine Art Versorgungsanstalt, bei welcher die Frau mehr oder weniger die Rolle einer pflegenden Haushälterin spielt. Es ist nicht ganz leicht, zwischen diesen beiden Abwegen sich durchzufinden und das richtige ärztliche Rezept für eine dauernde Monogamie anzugeben. Die Polygamie nach altem System ist brutal und die Prostitution noch gemeiner. Hic Rhodus, hic salta, sagt uns hier mancher schadenfrohe, egoistische Mensch mit der Maxime: „Nach mir die Sündflut". Der Mensch muss seine Leidenschaften in Zaum halten, antwortet darauf der moralisierende Sittenprediger. Wir schlagen einen Mittelweg ein und sagen: Der junge Mann, der entweder die Energie besitzt, seine sexuelle Begierde zu bemeistern oder dessen Sexualtrieb mässig genug ist, um ihm die Enthaltsamkeit leichter zu machen, sodass er, setzen wir an bis zum fünfundzwanzigsten Jahr keusch zu leben und sowohl die Prostitution wie vorübergehende sexuelle Verhältnisse, desgleichen die Onanie zu vermeiden imstande ist — —, dieser junge Mann, sagen wir, hat entschieden Aussicht, das grosse Los des Lebens zu gewinnen. Ist er vorurteilslos und scheut er sich nicht, antikonzeptionelle Mittel im Notfalle eine Zeitlang anzuwenden, so kann er auch dann heiraten, wenn er vollständig mittellos ist, sich ein Mädchen nehmen, das jung genug ist, um ihn dauernd zu fesseln, wenn die Charaktere zu einander passen. Ein Mädchen ihrerseits kann sehr

gut mit siebzehn oder achtzehn Jahren, jedenfalls mit achtzehn bis neunzehn heiraten. Sie ist damit in der Regel sexuell durchaus reif und geistig genügend entwickelt, und so kann der wünschenswerte Altersunterschied eingehalten werden. Auch verehelicht können so junge Leute weiter studieren und Erfahrungen sammeln.

In der Ehe, wenn der Rausch der Flitterwochen vorbei ist, beruht, wie schon gesagt (siehe Kapitel V b und VII B), die Dauer des Glückes auf einer innigen geistigen, gemütlichen und sexuellen Anpassung, die die Liebe auf beiden Seiten läutert. Gemeinsame Arbeit, gemeinsame Ideale, gegenseitige liebevolle Zuvorkommenheit, die nicht zur Verziehung, und gegenseitige Erziehung, die nicht zur Schulmeisterei oder Tyrannei wird, das sind die Bedingungen des Eheglückes. Alles, was irgendwie, auch nur äusserlich, entfremdet, muss vermieden werden. Die Trennung von Schlafzimmer und Bett ist, wir wiederholen es (s. S. 103 und 139), möge es auch manchen erhabenen Geistern kindisch und lächerlich erscheinen, ein sehr bedenklicher Schritt in der Ehe und führt, selbst wenn sie auf den edelsten Motiven beruht, leicht zur Entfremdung. Das gleiche gilt in noch höherem Masse von der sexuellen Enthaltsamkeit, selbst wenn sie nicht jahrelang dauert, abgesehen von den Fällen, wo sie durch eingetretene Altersimpotenz oder durch ernste Krankheit veranlasst wird. Man hat viel von längeren Schonungszeiten beim Weibe gesprochen und wir sahen im Kapitel VI, wie gewisse wilde Völker das Weib zwei Jahre und noch länger nach deren Entbindung (während der Stillungsperiode) unberührt lassen, weil sie „unrein“ sei. Diese Fälle beweisen aber gar nichts, weil es sich um Polygame handelt, die die Befriedigung, die sie sich bei der einen Frau versagen müssen, bei anderen finden. Soll unsere monogamische Ehe weder unnatürlich sein, noch zur Illusion werden, so muss der sexuelle Verkehr ein inniger und beständiger bleiben, dass heisst er darf nur durch die kurzen Intervalle unterbrochen werden, die den Bedürfnissen beider Eheleute unter gegenseitiger Anpassung entsprechen. Davon abgesehen, bilden nur die Menstruation und das Wochenbett physiologisch, das heisst normal bedingte Unterbrechungen. Nach Gruber (Hygiene des Geschlechtslebens, Stuttgart bei Moritz) soll letztere Unterbrechung mindestens vier Wochen betragen; wir wollen ihn sogar lieber auf sechs Wochen ausdehnen. Solange kann sich jeder Ehemann, selbst der ärgste Sexualheld halten, eventuell einige nächtliche Pollutionen dabei ertragen. Die Schwangerschaft bildet dagegen keinen Enthaltungs-

grund. Während dieser Zeit wird nur der Mann seine Frau in Berücksichtigung ihres Zustandes noch schonender als sonst zu behandeln haben.

Um so wichtiger ist es dagegen, dass der Ehefrau zwischen je zwei Kindbetten eine längere Ruhe gegönnt werde. Mindestens ein Jahr sollte zwischen jeder Geburt und der nächsten Zeugung verstreichen, somit ungefähr zwei Jahre zwischen je zwei Entbindungen. Das alles kann, wie vorhin erwähnt, mit Hülfe der Coecalcondome sehr leicht reguliert werden. So bleibt die Frau gesund und bekommt man eine gesunde Nachkommenschaft. Es ist wahrhaftig besser, nur sieben Kinder zu erzeugen, die am Leben und gesund bleiben, anstatt vierzehn Kinder, wovon sieben sterben, ohne von der armen Mutter zu sprechen, die die fortwährenden Schwangerschaften und Wochenbette rasch welken lassen und die sich dabei halb, wenn nicht ganz zu Tode plagen muss.

Bezüglich der Häufigkeit des Beischlafes lässt sich keine Regel aufstellen; es ist Sache gegenseitiger Konvenienz. Wir erinnern an die Luther'sche Regel (zwei- bis dreimal in der Woche), als an einen Durchschnitt, der im kräftigen Zeugungsalter wohl das Richtige treffen dürfte.

Gewisse kalte Weiber, die zwar an Kindern Freude haben, welchen aber der Beischlaf ein Greuel ist, haben nach meinem Dafürhalten kein Recht, als Typus der normalen Ehefrau zu gelten und von ihren Männern Enthaltsamkeit von jedem Beischlaf, der nicht den Zweck der Kindererzeugung hat, zu fordern. Das Weib hat dagegen ein Anrecht darauf, bevor sie in die Ehe tritt, über die sexuellen Verhältnisse vollständig aufgeklärt zu werden. Noch mehr. Es sollten Mann und Weib, bevor sie eine Ehe eingehen, über ihre sexuellen Verhältnisse und Bedürfnisse einander aufklären, damit nicht schwere Enttäuschungen und dauernde Verstimmungen nachher eintreten.

Ohne je einen eigentlichen wollüstigen Orgasmus durch Beischlaf oder Onanie empfunden zu haben, fühlt ein normales Mädchen, obwohl sie keusch gelebt hat, wenn sie über die sexuellen Verhältnisse einigermassen orientiert ist, in der Regel ganz gut, ob sie durch den Gedanken an den Beischlaf mit einem Manne, für welchen sie Zuneigung empfindet, abgestossen oder angezogen wird. Erst recht gilt dies vom Knaben. Eine medizinisch gebildete Frau, die völlig keusch gelebt hatte, aber durch ihre Studien über das Sexualleben genau orientiert war, gab mir präzis an,

lange Zeit beim Anblick aller Männer vor dem Gedanken an den Beischlaf mit denselben Ekel empfunden zu haben, bis sie denjenigen kennen lernte, der ihre Neigung gewann. Dann aber wandelte sich die Unlust in Lust um. Dieser einfache Fall illustriert zugleich deutlich das monogamische Sexualgefühl des Weibes. Ich verweise hier auf das Kapitel XVI, wo die Art besprochen wird, wie die Jugend über die sexuelle Frage aufgeklärt werden soll. Bei unserem jetzigen Formalismus und der Unwissenheit wohlerzogener Mädchen über die Geschlechtsverhältnisse ist eine gegenseitige Verständigung darüber vor einer definitiven Verlobung meistens noch unmöglich.

Es gibt ferner eine Art pathologischer, hysterischer Liebe, die sich nur in der Phantasie abspielt, mit Sehnsuchtsphrasen und Koketterie einhergeht, sich jedoch beim ersten Beischlaf in Ekel oder Hass umwandelt. Wenn schon häufiger beim Weib, kommt diese Pseudoliebe auch bei hysterischen Männern vor. Dann kommt die Erklärung: „Ich habe mich getäuscht; ich habe ihn oder sie nie lieb gehabt.“ Oft kommt diese Selbsterkenntnis auch noch rechtzeitig und veranlasst die Aufhebung einer vorhandenen Verlobung. Für solche Fälle sind Probeehen und grosse Erleichterung der Scheidung sehr nötig. Auch andere, unvorhergesehene Dinge können störend gleich im Beginn der Ehe einsetzen. Ich erwähne nur den höchst schmerzhaften Vaginismus des Weibes, der jedoch meistens geheilt werden kann. Eine ärztliche Untersuchung vor der Ehe ist jedenfalls, auch aus allerlei anderen Gründen (ich nenne die zu grosse Enge des Beckens, die Geburten höchst gefährlich macht), eine sehr empfehlenswerte Vorsicht.

Will ein Weib nach dem Rezept des alternden Tolstoi einzig und allein zum Zweck der Kindererzeugung den Beischlaf dulden, so soll sie zuerst einen dazu bereitwilligen Bräutigam finden. Findet sie keinen und will sie ihrem Ehemann keine zweite Frau gönnen, so soll sie entweder auf ihren Wunsch verzichten oder ihre gewünschten Kinder ausserehelich erzeugen. Diese meine Ansicht mag für viele Menschen äusserst unmoralisch klingen, ist aber doch natürlich und rationell, und daher ethisch richtig. Selbstverständlich will ich damit nicht behaupten, dass dem Mann ein Recht zukomme, sein Weib zum Beischlaf zu zwingen, so oft es ihm beliebt; ich habe ja sogar das Gegenteil erklärt. Es ist dies im ganzen eine sehr heikle Frage. Doch lässt sich bei gutem Willen durch grössere Freiheit und Offenheit in den meisten Fällen zu einer be-

friedigenden Lösung in dem Sinne gelangen, den wir oben andeuteten. Hier wird gegenseitige Zuvorkommenheit und Liebe stets das Richtige finden. Man muss sich nur sowohl vor asketischen Uebertreibungen und verschrobenem Idealismus, wie umgekehrt davor hüten, feige und schwächlich allen seinen Trieben und Leidenschaften nachzugeben. Wenn irgendwo im menschlichen Leben, so ist hier der goldene Mittelweg am Platz.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Frage der Kinderzeugung. Da wir, wie wir sahen, dieselbe nach unserem Willen regulieren können, ist es unsere Pflicht, eine möglichst gute Qualität der Kinder zu erzielen. Dazu ist in erster Linie eine gute Qualität der Eltern nötig. Hier sind wieder sehr wichtig deren Erblichkeitsverhältnisse, das heisst die geistige und körperliche Qualität ihrer Aszendenz. Man soll nicht nur auf geistige Begabung und körperliche Gesundheit, sondern noch mehr auf gute Gemütsart, auf Gewissenhaftigkeit und auf eine ausdauernde Willensenergie Gewicht legen. Was nützt es, körperlich gesunde und kräftige, intelligente resp. schlaue Kinder zu erzeugen, die im übrigen willensschwach, egoistisch, impulsiv oder gar verbrecherisch angelegt sind? Solche Individuen sind die grössten Plagegeister der braven, arbeitsamen Menschen, wahre Unglückspilze für sich und die Gesellschaft.

Ich verweise auf das über Erblichkeit im Kapitel I Gesagte. Ferner dürfen die Eltern zur Zeit der Zeugung nicht krank und auch nicht alkoholisiert sein, sonst können ihre Produkte blastophthorisch (siehe Kapitel I) verdorben sein. Auch kommt das Alter der Zeugenden in Betracht; Kinder zu alter Eltern sind gewöhnlich schwach.

Es ist dagegen ebenso einsichtslos als fatal, dass heutzutage die Kindererzeugung so vorwiegend von den Geldverhältnissen abhängig gemacht wird. Tüchtige, gute, gesunde Eltern sollten sich, auch wenn sie unbemittelt sind, nie von einer kräftigen Vermehrung abhalten lassen. Produkte guter Qualität erziehen sich sozusagen ganz von selbst und wissen sich prachtvoll durch die Welt zu schlagen. Was verkümmert und hinkt, war eben von erblich schlechter Qualität, blastophthorisch verdorben oder sonst erblich mangelhaft. Freilich können zufällige Krankheiten oder Unfälle immer ein Kind schädigen, aber das sind nur Ausnahmen, die die Regel bestätigen, denn auch hier widersteht der von gesunden Eltern stammende besser, wenn er nicht durch Alkohol, venerische Infektion u. dergl. künstlich seine Widerstandsfähigkeit schwächt.

Bei Wilden, und heute noch bei vielen Bauern-Völkern, sind die Kinder mehr ein Reichtum als eine Last, weil diese Leute einfache und gesunde Lebensbedürfnisse haben. Es sind unsere ungesunden künstlichen Bedürfnisse nach Tand, Luxus, raffinierten Genüssen, unsere künstlich erzogene Muskelschwäche, unsere verkehrte Angst vor Krankheiten und Bakterien, kurz unsere Verweichlichung, die uns so unfähig macht, grössere Familien einfach und billig zu erziehen. Hiezu kommen freilich berechtigte erhöhte Ansprüche auf gute Erziehung unserer Kinder, und dafür wird der Staat zukünftig aufzukommen haben.

Hier stellt sich nun eine Frage ein, die heute noch heikel ist, die aber zukünftig, bei Verwirklichung unserer Wünsche, viel weniger heikel werden dürfte. Zwei Menschen lieben sich innig, wollen heiraten und fragen den Arzt, ob sie heiraten dürfen, weil sie an dieser oder jener Krankheit leiden, oder weil der eine oder beide stärker mit schlimmen Eigenschaften erblich belastet ist. War einer derselben bereits geisteskrank, oder ist er sogar noch nicht wieder geistig gesund, ist er schwer tuberkulös, oder von Syphilis oder Tripper nicht vollständig geheilt, so muss der Arzt rundweg seine Verehelichung als eine leichtsinnige, antisoziale Handlung bezeichnen. Ich habe es als Arzt stets pflichtgemäss getan.

Ist die Sache weniger schlimm, und handelt es sich namentlich nur um stärkere erbliche Belastung, so kann man, in den misslicheren Fällen, besonders wenn mit Wahrscheinlichkeit Kinder zu erwarten wären, die körperlich oder geistig qualitativ unter dem Durchschnitt ständen, zwar die Ehe als ärztlich zulässig erklären, die Kindererzeugung dagegen vom ethisch-sozialen Standpunkte aus verbieten. Gerade hier zeigt sich die Wichtigkeit der antikonzeptionellen Mittel. Man wird den Leuten vorstellen, wie böse und geradezu verbrecherisch die Zeugung armer, krankhaft angelegter Kinder ist und wird sie vor solchem Leichtsinn warnen. Lieber sollen sie dann gesunde arme Waisenkinder anderer adoptieren.

Man darf jedoch nicht allzu streng sein. Der Arzt hat eine pessimistische Tendenz, überall die Krankheit zu sehen und schwarz anzustreichen. Er darf nicht wegen jeder geisteskranken Mutter oder gar Tante, die in einer Familie vorgekommen ist, der nachfolgenden Generation die Kindererzeugung verbieten. Er muss die im Kapitel 1 erwähnte Wahrscheinlichkeitsrechnung der Vererbung aufstellen. Unter Berücksichtigung der geistigen und körperlichen Gesundheitsverhältnisse der beiden Ehe-Kandidaten und

ihrer sorgfältig zu ermittelnden Aszendenz, muss er sich fragen, welche Durchschnittsqualität von Kindern wohl zu erwarten wäre. Je nachdem er zu dem Schlusse kommt, dass dieselbe oberhalb oder unterhalb des Durchschnitts-Niveaus der Bevölkerung stehen dürfte, wird er den Rat geben, die Kindererzeugung mehr oder weniger einzuschränken. Er darf dabei das Durchschnitts-Niveau nicht zu hoch schätzen und soll stets an die geistige Beschränktheit, die Willensschwäche, die ethische Minderwertigkeit und die körperliche Unzulänglichkeit des grossen Haufens der Bevölkerung denken. Wenn dann gebildete und intelligente, aber leicht psychopathisch oder erblich belastete Menschen sich mit solchen Fragen an den Arzt wenden, weil sie besonders gewissenhaft und vorsorglich sind, wird man sie beruhigen, ihnen eine recht hygienische und alkoholfreie Lebensweise empfehlen, sich aber wohl hüten, ihnen die Sterilität zur Pflicht zu machen, denn man kann doch hoffen, dass ihre Produkte ethisch und geistig über dem Durchschnitt stehen werden und bei Vermeidung aller blastophthorischen Einwirkungen einer Regeneration entgegen gehen dürften. Kurz, der Arzt muss hier sehr individualisieren, alle Seiten des Problems genau prüfen und sich wohl hüten, sich von einseitigen Dogmen beeinflussen zu lassen. Nur so wird er einen richtigen Rat erteilen können.

Besonders wichtig und beruhigend ist aber für uns, zu wissen, dass wir nicht nötig haben, eine Ehe schon allein deshalb zu verbieten, weil deren Produkte schlecht sein könnten. Wir können armen Psychopathen und erblich Belasteten, sogar Krüppeln, eine kinderlose Ehe gestatten, indem wir von ihnen nur verlangen, dass sie beim sexuellen Verkehr konsequent antikonzeptionelle Mittel anwenden. Besonders mit einer operativen Tubendislocation kann in solchen Fällen definitiv geholfen werden. So schneiden wir ihnen nicht jedes Liebes- und Lebensglück von vorne herein ab und treiben sie nicht in die Arme der Prostitution oder eines lebensüberdrüssigen Pessimismus.

Aerztliches Geheimnis. Das ärztliche Geheimnis mit seinen Grenzen bildet eine ausserordentlich heikle Frage, die gerade im sexuellen Gebiet besondere Schwierigkeiten bereitet. Der Standpunkt wechselt sehr je nach den Ländern und den Individuen. Besonders in Frankreich ist das ärztliche Geheimnis fast zu einem Götzen geworden. Es kann zur Verweigerung des Zeugnisses vor Gericht berechtigen und sogar zur Verdeckung von Verbrechen

u. s. w. führen. Es gibt umgekehrt Länder, wo die Aerzte oft sehr leichten Herzens dasjenige weiter sagen, was ihnen ihre Kranken anvertraut haben; kurz, es ist das ärztliche Geheimnis ein dehnbarer Begriff, der namentlich in sophistischer Auslegung leicht zum zweischneidigen Schwert werden kann.

Wenn auch ein Einzelfall gelegentlich grosse Schwierigkeiten bereiten kann, so gibt es doch eine allgemeine ethische Richtschnur, die jedem gewissenhaften Arzt als Leitfaden dienen kann. Der Arzt hat die Pflicht, über alles, was seine Kranken ihm anvertrauen, zu schweigen, natürlich nicht, wenn die Kranken selbst öffentlich darüber sprechen oder dem Arzt darüber zu sprechen oder zu schreiben ausdrücklich gestatten. Diese Regel hat aber Ausnahmen. Erstens setzt sie die Zurechnungsfähigkeit des Kranken voraus und gilt daher bei Unzurechnungsfähigkeit nur bedingungsweise. Wenn ein Geisteskranker einem Arzt unter dem Siegel der Verschwiegenheit Mitteilungen macht, die auf Wahnideen beruhen und die Sicherheit Anderer gefährden, oder ein Einschreiten im Interesse des Kranken selbst erfordern, hat der Arzt, um Unglück zu vermeiden, die Pflicht, Anzeige zu machen, aber nur am zuständigen Ort. Das gleiche gilt gegenüber Kindern. Dass der Arzt dabei schonend vorzugehen und die Interessen des Kranken, ev. des Kindes, zu wahren hat, ist selbstverständlich. Im weiteren hat aber auch bei zurechnungsfähigen Menschen das ärztliche Geheimnis seine Grenzen. Es soll nach unserer Ansicht nur so weit gelten, als dadurch die Rechte anderer Menschen und in erster Linie der Gesellschaft, nicht ernstlich Gefahr laufen, verletzt zu werden. Gerade so gut, wie ein Arzt die Pflicht hat, einen Pocken- oder Cholera-Kranken gegen seinen Willen sofort anzuzeigen und isolieren zu lassen, um das Unglück einer Epidemie zu verhüten, somit hier kein Geheimnis gilt, ebenso sehr hat er die Pflicht, in anderen ähnlichen Fällen ähnlich zu handeln. Er darf mit einem Wort sich nicht durch Wahrung des Geheimnisses zum Mitschuldigen an Unglücksfällen und Verbrechen machen.

Wir wollen aus dem sexuellen Gebiet Beispiele nehmen:

Ein Arzt wird von einem Mann konsultiert, der ihm anvertraut, dass er an Sadismus oder an sexueller Neigung zu unreifen Kindern leidet. Es ist ja klar, dass er hier mit einem Gemeingefährlichen zu tun hat und sich in einer schwierigen Lage befindet. Hier ist extremes Handeln vom Uebel. Der Arzt, der einfach den Kranken behandelt, ohne sich um dessen eventuelle

Opfer zu kümmern, tut unrecht. Der Arzt jedoch, der, wie ich es in einem Fall zuverlässig erfuhr und bereits anführte, für den Kranken, der ihn um solch einer Perversion wegen konsultiert, nur den Bescheid hat: „Sie sind ein Schwein, machen Sie, dass Sie weiter kommen, oder ich zeige Sie an“, tut vielleicht noch mehr Unrecht. Unrecht tut aber auch der, der einen solchen Menschen ohne weiteres anzeigt. Der Arzt hat zuerst diesen Kranken genau zu untersuchen, möglichst tief in sein Seelenleben einzudringen und sich zu überzeugen, ob er es mit einem armen, ehrlichen Menschen zu tun hat, der mit Verzweiflung und Anwendung aller seiner Energie gegen eine krankhafte Neigung kämpft, oder im Gegenteil mit einem egoistischen und rücksichtslosen Individuum, der den Arzt nur darum konsultiert, damit dieser ihn aus einer momentanen unangenehmen Lage zieht, in die sein perverser Trieb ihn gebracht, und der im Uebrigen seiner gefährlichen Neigung ohne Skrupel fröhnt und für die Gesellschaft eine Gefahr bildet. Letztere Fälle, leider die häufigsten, suchen gewöhnlich den Arzt auf, um ihn für ihre Zwecke zu missbrauchen. Redet sich der Arzt aus Bequemlichkeit etwa ein, auch in solchen Fällen das ärztliche Geheimnis wahren zu müssen, oder ist er sogar ehrlich von dieser Pflicht überzeugt, so wird er zum Mitschuldigen des Verbrechers. Natürlich gibt es allerdings Zwischenstufen zwischen den ehrlichen, guten und den ganz gewissenlosen Kranken. Was soll der Arzt da tun? Er wird zunächst genau untersuchen und mit seinem Urteil zurückhalten, bis er über den Fall ganz klar ist. Ist er auf dem bezüglichen Gebiet zu wenig bewandert, so wird er einen Spezialarzt (Psychiater oder Neurologen) zuziehen. Dann wird sein Handeln sich nach dem Ausfall der Untersuchung zu richten haben. Hat er die Ueberzeugung gewonnen, dass der Kranke aufrichtige, gute Vorsätze hat, energisch gegen sein Uebel ankämpft, *bis jetzt auch der Versuchung Widerstand geleistet und niemandem geschadet hat*, so wird er ihn in seinem Widerstand unterstützen, durch alle Mittel (mit Ausnahme der Heirat) ihn von seinem Leiden zu befreien suchen, ihn auf die Gefahren desselben aufmerksam machen, ihm eventuell gar (horribile dictu) die Onanie oder die Kastration empfehlen, um im Notfalle einem Verbrechen auszuweichen, und ihm das Versprechen abnehmen, sofort zu ihm zu kommen oder sich freiwillig in eine Irrenanstalt zu begeben, falls er nicht mehr widerstehen könnte; im übrigen das ärztliche Geheimnis respektieren. Damit kann er oft seine Existenz retten

und zugleich die Gesellschaft am besten schützen. Bei schlimmeren Fällen, wenn der Arzt die Ueberzeugung gewinnt, dass der Kranke sich entweder nicht halten kann oder nicht halten will, oder gar bereits Ausschreitungen, vielleicht sogar Verbrechen vorgekommen sind, wird er am besten tun, folgendermassen zu verfahren. Er erklärt dem Kranken, er könne die Mitverantwortung einer derartigen Sachlage nicht übernehmen und fordere von ihm, sich sofort in einer Irrenanstalt aufnehmen zu lassen, ansonst er gezwungen ist, ihn gerichtlich anzuzeigen. Die Gesellschaft sei von ihm in einer Weise gefährdet, die die Grenze des Zulässigen überschreite. Wenn aber der Kranke sich einer rationellen Behandlung und Sicherstellung unterziehe, wolle er dafür sorgen, dass die Sache keine weiteren gerichtlichen Folgen habe. Man kann je nach den Fällen schärfer oder weniger scharf vorgehen. Niemals aber darf, wie gesagt, die Pflicht der Wahrung des ärztlichen Geheimnisses so weit ausgedehnt werden, dass der Arzt dadurch zum Mitschuldigen gemeingefährlicher Verbrecher wird. In derartigen Fällen ist die Irrenanstalt die einzige Zufluchtsstätte für den Kranken und die beste Hülfe für den Arzt, genau, wie das Pockenhaus oder das Cholera-Lazarett bei Pocken und Cholerafällen.

Ich habe als erstes Beispiel gerade eine der schlimmsten Kategorien von Kranken gewählt, bei denen immer mit der Wahrscheinlichkeit, dass sie gemeingefährlich sind oder werden können, zu rechnen ist. Es kommen aber noch andere Fälle vor, solche z. B. wie sie von Brieux in „Les Avariés“ dramatisch behandelt worden sind. Ein Syphilitiker will heiraten, ist nicht geheilt und fragt seinen Arzt. Darf der Arzt nun wirklich sich hier darauf beschränken, dem Kranken davon abzuraten? Darf er, oder muss er sogar, wenn der Kranke auf ihn nicht hören will, schweigen und das Unglück aus Ehrfurcht vor dem ärztlichen Geheimnis geschehen lassen? Hat er nicht vielmehr die Pflicht, dem Kranken zu sagen: „Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie nicht auf mich hören wollen, werde ich rückhaltlos Ihre Braut oder deren Eltern über ihren Zustand aufklären“. Ich denke doch, dies ist seine Pflicht. Nur darf hier der Arzt nicht wie beim Unzurechnungsfähigen hinter dem Rücken des Kranken vorgehen. Er muss ihm nach meiner Ansicht direkt mit der Denunziation drohen und etwa folgendermassen zu ihm sprechen:

„Sie haben sich mir anvertraut. Ich habe allerdings die ärztliche Pflicht, über Ihr Uebel gegen Dritte so lange zu schweigen,

als Sie niemanden damit gefährden. Sollten Sie aber trotz meiner Aufklärungen und Warnungen versuchen, in Ihrem gegenwärtigen Zustande zu heiraten, damit ein armes Mädchen und dessen Familie infam zu betrügen und des ersteren Gesundheit zu gefährden, in der Zuversicht, dass die Pflicht des ärztlichen Geheimnisses mir die Zunge binde, so habe ich eine höhere Pflicht, als diejenige des Arztes gegenüber dem Kranken, nämlich meine soziale Pflicht, und dieser werde ich nachkommen. Nehmen Sie sich in Acht! Ich werde Ihre Schritte überwachen und zu verhüten wissen, dass eine Unschuldige das Opfer Ihrer strafbaren Rücksichtslosigkeit werde."

So und nicht anders verstehe ich die Pflicht eines gewissenhaften Arztes, der der hohen Würde seines Berufes sich bewusst ist. Etwas ähnliches passierte mir mit einem durch und durch tuberkulösen Jüngling, der sich mit Gewalt verloben wollte. Trotzig und frech widerstand er mir, als ich ihm erklärte, er mache sich dem Mädchen gegenüber eines Verbrechens schuldig. Darauf erklärte ich ihm kühl und bestimmt, ich werde das Mädchen darüber aufklären und tat es auch, so dass die Heirat nicht zustande kam. Es gelang ihm freilich nachher, ein anderes Mädchen an sich zu fesseln, das zwar ebenfalls von mir gewarnt wurde, ihn aber trotzdem heiratete. Ich hatte wenigstens meine Pflicht getan.

Man hat nach meiner Ansicht die gleiche Pflicht gegenüber Leuten mit ungeheilten chronischen Trippern, gegenüber Geistesgestörten, konstitutionell sexuell-Perversen etc.

Früher, als man die Homosexualität der Urninge für ein erworbenes Laster hielt, suchte man sie mit Heirat zu kurieren. Heute noch kommt diese soziale Ungeheuerlichkeit vor und wird selbst noch von unwissenden Aerzten empfohlen. Gewisse Urninge sind sogar raffiniert genug, um sich kleine Urninge als Kinder zu wünschen. Da sie selbstverständlich zu solchen durch den Verkehr mit den von ihnen allein geliebten Männern nicht gelangen können, heiraten sie, um mit Mühe, Not und Ekel mit dem armen Weibe, das ihr Opfer geworden, einige Kinder zu zeugen, ohne sich dadurch abhalten zu lassen, ihrer abnormen Leidenschaft mit Männern zu fröhnen. Ihre Frau spielt dann die Rolle einer Haushälterin oder Hauptmagd, die als Nebenbeschäftigung gelegentlich ein paar Kinder auf die Welt setzt. Niemals darf sich ein eventuell zugezogener Arzt zum Mitschuldigen an einer solchen Ehe machen. Auch hier hat er die Pflicht, dem Urning mit Anzeige an seine Braut zu drohen, falls er die Missetat wirklich vollbringen will.

Ein weiterer Fall ist derjenige, wo der Arzt von einer Person konsultiert wird, die ihm gewisse Fehler oder Gebrechen, vielleicht auch nur eine starke erbliche Belastung anvertraut, um ihn dann zu fragen, ob eine Heirat trotzdem zulässig sei. Es gibt Fälle, wo die Sache zweifelhaft sein kann und wo es darauf ankommt, wie der andere Teil sich dazu stellt, ob er durchaus darauf besteht, Kinder zu haben, ob er vielleicht an ähnlichen erblichen Belastungen oder Fehlern leidet. Dann hat der Arzt die Pflicht, zunächst volle Ehrlichkeit zu fordern und zu sagen: „Gut; unter diesen und jenen Umständen oder Bedingungen dürfen Sie vielleicht heiraten, aber unter keinen Umständen darf die Wahrheit Ihrer Braut (ev. Ihrem Bräutigam) verschwiegen werden. Es liegt ja in Ihrem eigenen Interesse, denn eine auf Betrug gegründete Ehe kann nicht glücklich werden. Gestatten Sie mir, mit ihrer Braut (oder Ihrem Bräutigam) von der Sache zu sprechen. Wir werden dann sehen, was das Beste ist.“ In der Regel wird dies auch gestattet und kann der Arzt viel Gutes tun und manches Unglück verhüten. Man kann hier keine allgemeine Regel aufstellen. Je nach dem Grad der erblichen Belastung oder der Art der Gebrechen wird eine Ehe ohne, eventuell sogar mit Kindern, zulässig sein oder nicht. In solchen Fällen ist die Drohung mit der Anzeige an die Braut (ev. an den Bräutigam) selten nötig, immerhin bei rücksichtslosen, schlechten Menschen am Platz.

Ich erlebte mehrmals die Freude, dass Braut und Bräutigam gemeinschaftlich zu mir kamen, mich in offenherzigster Weise über ihre Verhältnisse aufklärten und mich dann um Rat baten, ob sie unter solchen Umständen heiraten dürften. So sollte es in derartigen Fällen immer geschehen, wenn die Menschen in sexuellen Dingen ehrlicher wären und ihre eigenen Interessen besser verstünden. So wird es auch dem Arzt am leichtesten gemacht, einen rationellen Rat zu erteilen. Es steht übrigens zu hoffen, dass die wachsende Einsicht und Aufklärung des Publikums in der ganzen Frage es ihm immer leichter machen wird, auch ohne Arzt das Richtige zu treffen.

Eine weitere Frage, die dem Arzt sehr oft gestellt wird, haben wir schon besprochen; es ist diejenige des k ü n s t l i c h e i n z u l e i t e n d e n A b o r t u s. Ich komme nicht darauf zurück und verweise auf das im Kapitel XII unter C (Strafrecht) Gesagte. In jedem derartigen Fall wird der Arzt gewissenhaft alle Verhältnisse abzuwägen haben. Ich betone nochmals, dass er auch das soziale

Interesse hier berücksichtigen und nicht unter allen Umständen, das heisst so lange nur der Zustand der Mutter nicht dagegen spricht, für das Zustandekommen eines Kindes eintreten sollte, selbst wenn dasselbe ein unglücklicher Krüppel zu werden droht. Mit einem Wort, es sollte das Interesse der mütterlichen Gesundheit nicht einzig und allein wie bisher, sondern auch dasjenige der Frucht massgebend sein. Man mag geborene Krüppel am Leben erhalten; man sollte aber wenigstens soweit möglich verhindern, dass überhaupt welche geboren werden. Freilich wird man mir entgegnen, dass die Qualität der Frucht viel leichter nach als vor der Geburt zu erkennen ist. Das ist richtig. Solange jedoch die Gesetze das Leben selbst der krüppelhaftesten Neugeborenen schützen, muss man sich helfen, wie man kann.

Die Behandlung sexueller Leiden. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier auf Details einzugehen, da es sich um eine rein medizinische Frage handelt. Nur einige allgemeine Punkte wollen wir berühren. Die venerischen Krankheiten werden ganz besonders häufig deshalb mangelhaft behandelt, weil die Kranken sich, wie wir im Kapitel IX sahen, schämen, sich einer Behandlung deswegen zu unterziehen. Nach meiner Ansicht sollte man mit allen Mitteln suchen, eine Behandlung dieser Krankheiten unter Schonung des Geheimnisses und des Schamgefühles zu fördern. Es sollten dafür eigene Spitäler für nur je ein Geschlecht und mit getrennten Abteilungen existieren und es sollte den Kranken dort gestattet sein, sich unter Wahrung der Anonymität behandeln zu lassen. Die Kranken könnten ja das Spitalgeld im voraus entrichten, eventuell sogar Dominos anziehen dürfen, damit ihre Identität nicht verraten wird. Nichts hindert so sehr, besonders venerisch angesteckte Frauen daran, sich behandeln zu lassen, als die Angst, erkannt zu werden. Während freches, schamloses Gesindel sich nichts daraus macht und die öffentlich gebrandmarkten Dirnen der Staatsprostitution die Behandlung höchstens darum hassen, weil sie sie hindert, ihrem Verdienst nachzugehen, sind es gerade die anständigeren Elemente (besonders Frauen), wenn sie das Unglück einer Ansteckung trifft, die der Behandlung aus respektablen Gründen ausweichen. Furchtbar ist es ihnen, sich entdecken zu müssen und ebenso furchtbar, in die scheussliche Gesellschaft der Bordelldirnen auf den üblichen venerischen Abteilungen der Spitäler zu geraten. Diese ehrbaren Gefühle sollten geschont werden. Ich sehe keinen anderen Weg dazu, als die Schaffung von Gelegenheiten zu einer

diskreten, anständigen, anonymen Spitalbehandlung an allen grösseren Plätzen und zwar auch für mittellose Menschen.

Freilich bleibt noch die Behandlung durch einen Privatarzt übrig. Diese kann aber nicht leicht anonym sein und kostet ausserdem armen Leuten zuviel. Krankenkassen versagen hier meistens ebenfalls. Umso notwendiger wäre es daher im allgemeinen Interesse, derartige Institute zu schaffen, die zur sozialen Sanierung viel mehr beitragen dürften, als die verfehlte Regulierung der Prostitution, von der wir sprachen.

Ebenso wichtig ist die Behandlung der sexuellen Perversionen. Hierfür gibt es wichtige allgemeine Regeln, die ich angeben möchte. Ganz im allgemeinen beruhen die sexuellen Perversionen hauptsächlich auf ererbter Anlage des Gehirns, oder sie sind dann die Folge schlechter Angewöhnungen. In beiden Fällen gibt es eigentlich nur ein Mittel, das direkt dem Uebel entgegenwirken kann und dieses Mittel ist die hypnotische Suggestion. Andere Mittel wirken nur indirekt suggestiv, zum Beispiel Ablenkung durch Arbeit, körperliche Strapazen und dergleichen, oder auch Massage, Elektrizität etc. Bei den durch Gewohnheit erworbenen Perversionen, vor allem bei der Onanie, sollte die hypnotische Suggestion stets angewendet werden. Bei diesem letzteren Uebel kann, sofern der normale Trieb zum anderen Geschlecht vorhanden ist, und nur die Not, der Mangel an Gelegenheit, seinen normalen Geschlechtstrieb zu befriedigen, die schlechte Gewohnheit entstehen liess, ein normales sexuelles Verhältnis, eine Ehe, bleibend Heilung verschaffen.

Man muss sich aber wohl hüten, zu rasch angewöhnte oder erworbene Perversionen anzunehmen. Mit Ausnahme der sehr gewöhnlichen Not-Onanie, die eigentlich keine Perversion, sondern nur ein Notbehelf ist, sind die nur angewöhnten Perversionen durchaus nicht so häufig als man glaubt. Vor allem aber sind die Personen, die nur aus Notbehelf onanieren, päderastieren und dergleichen Manipulationen vornehmen, sich selbst ganz klar darüber, dass es nur ein Notbehelf ist, dass sie sonst normal sind und am liebsten den normalen Beischlaf ausüben würden, wenn sie dazu die Gelegenheit oder die Mittel hätten, kurz wenn nicht äussere Verhältnisse sie daran hinderten. Oder es sind bewusste Wollüstlinge, die ihre naturwidrigen Exzesse aus Abwechslungssucht oder berechnet, um Zeugung oder Infektion zu verhüten, begehen. Solche Individuen hüten sich wohl, den Arzt zu konsultieren. Sie fühlen sich normal und nicht krank.

Diejenigen Fälle, die zum Arzt kommen, sind fast immer pathologische Fälle und gehören ganz oder teilweise zu den erblich angeborenen Perversionen. Hier muss man sich daher in der Regel vor Eheempfehlungen wohl hüten. Besonders bei männlichen Urningen ist es v. Schrenk-Notzing (auch mir einmal) gelungen, Umkehrung der Homosexualität und sexuelle Begierde nach Weibern durch hypnotische Suggestion zu erzielen. Während es aber v. Schrenk nach etwas längerer Dauer des Erfolges riskierte, eine Ehe zu empfehlen, habe ich dies nicht über mich bringen können, weil ich keine genügende Garantie für bleibenden Erfolg bei einem so tief konstitutionell eingewurzelten Uebel besass. Ich suchte soviel wie möglich bei solchen Menschen den Sexualtrieb zu dämpfen und sie dazu zu bringen, sich mit spontanen nächtlichen Pollutionen zu begnügen. Ich riet dem Urning stets dringend von der Ehe ab, erklärte ihm, es sei dies für ihn geradezu ein Verbrechen; er solle lieber im Notfall onanieren oder schliesslich wilde Verhältnisse anknüpfen, die wenigstens keine ernsteren Folgen hätten. Vor Kindererzeugung müsse er sich auf alle Fälle hüten wie vor dem Feuer. Leider hindern es noch unsere heutigen Gesetze und Anschauungen, dass man den Urningen ruhig empfehlen darf, sich mit ihresgleichen zu verheiraten, wie sie es so leidenschaftlich gern täten. Das wäre doch eigentlich sozial sehr harmlos. Die armen Teufel hätten Ruhe und die normalen Menschen wären auch vor ihnen eher geschützt. Daher schliesse ich mich unbedingt, wie im Kapitel XII gesagt, denjenigen Aerzten an, welche die Abschaffung der Bestrafung der homosexuellen Liebe und der Päderastie zwischen Erwachsenen bei beiderseitigem Einverständnis verlangen. Solange sie sexuell normal fühlende Menschen nicht belästigen oder ihnen nicht schaden oder Minderjährige nicht verführen, sollte man, wie bereits erwähnt, alle solche ungefährliche sexuell Perverse (Sodomiten, Urninge, Masochisten, Fetischisten etc.) in Ruhe gewähren lassen. Wünscht aber ein solcher Kranker die ärztliche Behandlung, weil er sich schämt und nervös aufgeregt wird, so soll man ihn hypnotisieren, ablenken und nützlich beschäftigen. Die psychische Behandlung kann da sehr viel. Man muss sich aber, wie gesagt, hüten, ihn in die Ehe zu treiben, sondern vielmehr ihn davon abhalten, wenn seine Perversion nicht ganz sicher eine zugleich erworbene und leicht heilbare ist. Der Arzt darf nicht die Schuld an einer unglücklichen Ehe und an der Erzeugung sexuell pervertierter Kinder auf sich laden.

Man kann ebenfalls übermässige Pollutionen, Onanie, sexuelle Hyperästhesie und psychische Impotenz erfolgreich mit hypnotischer Suggestion behandeln. In solchen Fällen, wenn der Sexualtrieb sonst normal ist, ist die Ehe durchaus nicht immer zu untersagen und man wird zu individualisieren haben.

Bei sexueller Anästhesie dagegen ist die eigentliche Ehe ein Nonsens, der auf einem schweren Missverständnis beruht. Sie kann selbst bei partieller Anästhesie des Mannes ein Unding sein. Das Gesagte betrifft freilich nur den Mann, da die meisten Mädchen vor der Ehe insofern sexuell anästhetisch sind, als sie den orgasmus venericus nicht kennen lernen, solange sie keusch leben. Sie können schwerlich genau wissen, wie stark der in ihnen schlummernde Sexualtrieb sich entwickeln wird. Immerhin wird durch sexuelle Aufklärung der Mädchen soviel gewonnen, dass solche, die einen förmlichen Ekel vor dem Gedanken des Beischlafes empfinden, sexuelle Verhältnisse vermeiden werden, sobald sie wissen, worauf es ankommt, und das wird gut sein. Allerdings können trotzdem sexuell kalte, halb oder ganz anästhetische Mädchen mit sexuell anästhetischen Männern, wenn nur beide Teile sich darüber klar sind, lediglich auf Grund geschwisterlicher Freundschaftsgefühle sehr gut eine „Ehe“ eingehen, die damit entweder gar nicht oder fast nicht sexuell wird, sondern nur eine geistige und wirtschaftliche Vereinigung zweier gleichfühlender und gleichgesinnter Seelen darstellt. Das ist dann die wahre platonische Liebe, wie sie in der Theorie geschrieben steht. Gerade sehr häufig ist sie nicht und man darf sie vor allem nicht mit homosexuellen Neigungen verwechseln. Sie hat ihre Berechtigung, denn sexuell Anästhetische können doch das Bedürfnis nach geistiger und gemütlicher Liebe und nach einem eigenen Heim haben. Leider sind die total Anästhetischen so absolut unfähig, über die sexuellen Gefühle zu urteilen, wie Blinde über die Farben. Sie können sich sexuelle Gefühle gar nicht vorstellen, merken dieselben bei den anderen nicht und stehen immer in grosser Gefahr, eine Ehe mit einem sexuell fühlenden Partner einzugehen, was dann zu grossem Unglück führt. Diese Verhältnisse müssen die Aerzte kennen. Es sollte ferner der Mensch sich nicht so furchtbar schämen müssen, sich rechtzeitig über sein sexuelles Fühlen Rechenschaft zu geben und sich darüber zu äussern. Dadurch würde viel Unglück vermieden werden.

Die spezielle Behandlung der Krankheiten der männlichen und weiblichen Sexualorgane gehört nicht hierher. Ich will aber

noch ganz im allgemeinen bemerken, dass Spezialärzte sehr häufig den grossen Fehler begehen, Zustände lokal an den Geschlechtsteilen zu behandeln, deren Ursache einzig in den Gehirnfunktionen liegt und daher nur durch psychische Behandlung, speziell durch hypnotische Suggestion beseitigt werden können. Ich nenne zum Beispiel einen grossen Teil der Menstruationsstörungen der Frauen, die psychische Impotenz, übermässige Pollutionen, die Onanie, wenn sie nicht durch Phimose oder Würmer verursacht ist, und dergleichen mehr. Diese Bemerkung soll freilich nicht den gegenteiligen Fehler rechtfertigen, der darin besteht, die lokale Untersuchung zu vernachlässigen oder wirklich vorhandene lokale Uebel nicht zu behandeln.

Kapitel XIV.

Sexuelle Ethik oder sexuelle Moral.

Die Grenzen der Moral und des Rechtes sind schwer zu ziehen. Bei der alten Auffassung des Rechtes, und besonders bei der Auffassung der gerichtlichen Strafe als einer Sühne, waren die Grenzen scheinbar leichter zu bestimmen. Dennoch hat gerade das alte Recht auf Grund religiös metaphysischer Dogmen die meisten Uebergriffe in das ethische Gebiet dadurch verbrochen, dass es Verstösse gegen herrschende religiöse und moralische Anschauungen und Vorurteile zu Verbrechen stempelt, wie wir dies im Kapitel XII bereits gesehen haben, und umgekehrt auch direkt unmoralische und ungerechte Handlungen und Gesetze sanktioniert, weil sie auf religiöse Glaubenssätze sich stützen, sogar durch sie geboten werden.

Anderseits, wenn wir nun das Recht nur als Schutzeinrichtung für die Gesellschaft und die Individuen gegen schädigende Uebergriffe betrachten, so ist es innig mit der Ethik verknüpft und nicht scharf von ihr abgegrenzt, wie eine ganze dogmatische Schule es haben will, denn was ist eigentlich die Ethik, die wahre, menschliche Moral?

Man hat freilich eine dogmatische Ethik aufgebaut, die aus einer Sammlung angeblicher göttlicher Gebote besteht. Die Religionen haben darunter vielfach Gebote gegen Gott aufgestellt und diese Gebote sind zum Teil recht unmenschlich. Dadurch ist vielfach ein direkter Widerspruch zwischen der angeblich von Gott geoffenbarten Ethik und der rein menschlichen Ethik entstanden. Jede Religion hat wieder andere göttliche Gebote. Wenn der Gott gewisser Malayen ihnen befiehlt, das Herz ihrer Feinde zu essen; wenn Jehovah rachsüchtig und eifersüchtig ist, zur Prüfung Abrahams seinen Sohn als Opfer fordert, ganze Völkerschaften durch die Waffen seiner Bevollmächtigten morden lässt und sogar alle Menschen durch die Sündflut ertränkt, während der Gott der Christen milder und versöhnlicher wird; wenn Allah dagegen fatalistisch herrscht und Christenmord sowie Alkoholabstinenz

anordnet, während Christus Feindesliebe vorschreibt, dagegen den Wein gestattet (sogar Wein aus Wasser macht), während der Gott der Indier der Witwe vorschreibt, ihrem Manne ins Grab zu folgen, und während so und so viel andere Götter Menschenopfer fordern, so muss man zugeben, dass es kaum möglich ist, auf Grund der verschiedenen religiösen Ethiken ohne weiteres etwas Gereimtes und Zusammenhängendes darzustellen. Speziell in der sexuellen Frage stehen sich angeblich göttliche Gebote der Polygamie und der Monogamie direkt einander entgegen.

Aus diesem sehr einfachen Grunde wollen wir die religiöse Offenbarungsmoral den Priestern der verschiedenen Religionen und Konfessionen überlassen, die dieselbe direkt von Gott erhalten zu haben behaupten, und uns hier auf die rein menschliche Moral beschränken. Diese darf aber nun ihrerseits nicht auf irgend einer formellen Dogmatik beruhen, wie jene auf einer religiösen, sondern muss aus den natürlichen Lebensbedingungen des Menschen sich ergeben. Wir sahen soeben, wie sie mit dem Recht verknüpft ist. Ebenso innig berührt sie sich mit der Hygiene (Medizin). Wo sich ein Widerspruch zwischen Ethik und Hygiene zu ergeben scheint, so kommt er daher, dass man nur die individuelle und nicht die öffentliche oder soziale Hygiene ins Auge fasst. Wir haben aber bereits gesehen, dasss der Arzt die Pflicht hat, die soziale Hygiene über die individuelle zu stellen, das heisst, das hygienische Wohl des Einzelnen dem hygienischen Wohl der Gesellschaft unterzuordnen. Zwischen dieser sozialen Hygiene und der menschlichen Ethik darf und kann aber kein innerer Widerspruch bestehen.

Fragen wir uns nun, was wir unter Moral oder Ethik zu verstehen haben. So weit als möglich von allen Hypothesen befreit, ist die Ethik theoretisch das Studium dessen, was in den Handlungen der Menschen gut und schlecht ist, und praktisch, als Moral, die Pflicht, das Gute zu tun und das Schlechte zu lassen. Doch heisst dies sehr wenig; denn was hat man unter gut und schlecht zu verstehen? Nicht nur betrachten die einen als gut, was andere für schlecht halten, sondern auch die Worte, die Goethe seinem Mephistopheles in den Mund legt:

„Ich bin ein Teil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft",

behalten stets ihre tiefe Wahrheit. Sagen wir: „die oft das Gute schafft, wenn sie das Böse will", so werden wir ein getreues Bild

davon haben, wie wenig die guten oder die bösen Folgen unserer Taten mit der Güte oder der Schlechtigkeit unserer Motive in Einklang stehen. Der umgekehrte Satz ist ebenso wahr; denn die Mächte, die das Gute wollen, verrichten bekanntlich dabei nicht selten das Schlechte. Wir müssen daher das ethische Motiv von den guten oder schlechten Folgen einer Tat sorgfältig auseinanderhalten.

Analysieren wir weiter, so finden wir sogar, dass die gleiche Tat für den einen gut und für den anderen schlecht sein kann. Frisst ein Wolf ein Lamm, so ist es gut für den Wolf und schlecht für das Lamm. Wir selbst können nicht leben, ohne andere pflanzliche oder tierische Leben zu zerstören. Das Geld, das ich verdiene, kommt aus der Tasche anderer, ohne dass es denselben immer nützt u. s. f. Die Moral ist also relativ, und nirgends lässt uns unser Erkenntnisvermögen etwas absolut Gutes oder absolut Schlechtes erkennen. Alles, was wir dadurch erreichen, dass wir, Menschen, Weisheit und guten Willen unter einander austauschen, ist, dass wir einander möglichst wenig Schlechtes und möglichst viel Gutes zufügen, d. h. dass wir das Mass unserer physischen und geistigen Leiden verringern, indem wir durch unsere Anstrengungen unsere gegenseitigen Lebensbedingungen nach Kräften verbessern, wodurch wir zugleich das Gute allgemein steigern. Selbst dies ist nur möglich, wenn wir die Begriffe gut und schlecht so ziemlich auf die Menschheit beschränken und im grossen und ganzen uns um die Lebens- und Entwicklungsbedingungen der andern Wesen nicht kümmern, sondern vielmehr uns dieselben rücksichtslos dienstbar machen. Es ist sogar praktisch, wie wir sahen, ausserordentlich schwer, den Begriff des sozialen Wohles auf alle heute lebenden Menschenrassen auszudehnen, denn einige derselben sind zugleich so fruchtbar und von so minderwertiger Qualität, dass, wenn man sie gutmütig und friedlich ohne Vorsicht sich unter uns vermehren liesse, sie uns bald ausgerottet haben würden. Dann aber würde die grausamste Barbarei, die in ihren Instinkten ruht, wieder die Oberhand gewinnen, resp. allgemeiner werden, wie das Beispiel der Negerrepublik Hayti zeigt. Ein Uebermass eines auf falscher Basis beruhenden und in die Praxis übersetzten ethischen Gefühles unsererseits würde somit praktisch später die allerschwerste Schädigung der Moral herbeiführen.

Aus diesen sehr einfachen Ueberlegungen geht hervor, dass unsere moralischen Pflichten nur relative sein, und dass sie uns nicht in gleichem Umfange und in gleicher Höhe allen lebenden

Wesen, und nicht einmal allen menschlichen gegenüber verbinden können, wenn nicht das Höhere dem Minderwertigen geopfert werden soll. Theoretisch bestünde dann diese menschliche Moral in der richtigen, d. h. wissenschaftlichen Definition des sozialen Wohles und seiner Anforderungen an die einzelnen Individuen, und praktisch in dessen Weiterentwicklung und siegreichen Durchführung. Jenes soziale Wohl fordert in erster Linie die Erziehung des guten Willens und der altruistischen Gefühle eines jeden. Nicht durch Lehrsätze und Predigten, sondern nur durch die Tat, das Beispiel, das Leben selbst, kann eine solche Erziehung gefördert werden.

Die höchste Aufgabe der ethischen Tat ist die Arbeit für das Wohl der künftigen Generationen.

Richtig verstanden sind Altruismus und Egoismus keine oder wenigstens nur relative Gegensätze. So falsch es wäre, die soziale Ordnung auf eine uneingeschränkte Anerkennung und auf ein rücksichtsloses Waltenlassen aller unserer selbstsüchtigen Triebe begründen zu wollen, so sinnlos ist es ebenfalls, den letzteren die Forderung eines übertriebenen und widernatürlichen Asketismus entgegen zu stellen, der nur ein ganz verfehltes Ideal des Altruismus vorspiegelt. Wenn eine Biene oder eine Ameise aus ihrem Vormagen ihren Gefährtinnen Honig herausgibt, ist es für sie ein Genuss. Opfert sie ihr Leben für die Gemeinschaft, so befriedigt sie einen altruistischen Instinkt, der für sie zur Leidenschaft geworden ist. Kann nun nicht auch den Menschen das Geben ebenso beglücken wie das Nehmen? Wie wäre irgend eine freie Opfertat überhaupt denkbar, wie würde man den Märtyrer, der für sein Vaterland, seine Familie oder die Wissenschaft leidet oder stirbt, erklären, wenn nicht Begeisterung — ein Lustgefühl — den Menschen dazu triebe, oder sonst ein innerer Drang zum Guten darin seine Befriedigung fände? Suchen wir die Mittel, die uns befähigen können, unseren noch zugleich so raubtierischen und so apathischen menschlichen Egoismus durch soziale Anpassung zu veredeln, auf sein berechtigtes, d. h. notwendiges Mass zu reduzieren und ihm durch einen tätigen, opferwilligen Altruismus, d. h. einen sozialen Instinkt immer mehr die Wage halten zu lassen, so werden wir auf der Erde ein, wenn auch sehr relatives, Paradies vorbereiten.

Was nun vor allen Dingen fehlt, das ist die gute erbliche Qualität der menschlichen Individuen, welche Qualität gegenwärtig

noch fast ganz durch den Zufall einer miserablen Zuchtwahl bestimmt wird; und was uns weiter fehlt, ist die Erziehung des Willens und des Charakters unserer Kinder. Unsere Schule und unsere Religion haben es nicht vermocht, die Masse des Volkes aus der Barbarei, d. h. aus der Apathie, aus der Gefühlsroheit, aus der Willenlosigkeit und aus dem Schlendrian der Unwissenheit zu ziehen. Die Kultur und die Ethik haben freilich gewisse sittliche Fortschritte gezeitigt. Die Methoden und Lehren der Kirchen und auch der Schulen haben sich aber überlebt und sind unseren gegenwärtigen Bedürfnissen und Kenntnissen, sowie besonders den Erfordernissen der Zukunft nicht mehr angepasst.

Auf der eben dargestellten Grundlage einer natürlichen menschlichen Moral haben wir die sexuelle Ethik oder sexuelle Moral aufzubauen und es ist nicht schwer, über dieselbe ins Klare zu kommen, wenn man die in den dreizehn ersten Kapiteln besprochenen Tatsachen und Verhältnisse in solchem Licht betrachtet. Unbekümmert um ihre Motive können wir eine Tat als sozial positiv, das heisst nützlich, sozial neutral, das heisst gleichgültig, und sozial negativ, das heisst schädlich erklären. In einem kleineren Kreise jedoch kann eine Tat bereits einem anderen oder wenigen anderen Menschen gegenüber gut (positiv), schlecht (negativ) oder indifferent sein. Es handelt sich aber, wie gesagt, bei der Ethik nicht nur um die Tat an und für sich, sondern vor allem um ihre inneren Beweggründe. Es ist im ganzen schwer für einen Menschen, sozial positive Taten zu vollbringen, wenn ihm das ethische Gefühl, d. h. das Gewissen, das Pflichtgefühl, abgeht. Anderseits kann ein dummer, ungeschickter, falsch urteilender Mensch aus moralischen Beweggründen sozial sehr negative Handlungen begehen, während umgekehrt gelegentlich ein Mensch aus moralisch perversen Gründen zufällig oder nebenbei sozial positive Taten vollbringen kann. Ohne pervers zu sein, können auch seine Motive rein egoistisch, ehrgeizig sein und das Gute nur aus berechnendem Egoismus anstreben.

Unter Altruisten versteht man Menschen, die starke ethisch positive Gefühle besitzen und dieselben in gute soziale Taten umzusetzen bestrebt sind. Unter reinen Egoisten versteht man solche Individuen, deren Sympathiegefühle ausschliesslich auf das liebe eigene Ich gerichtet sind. An und für sich ist der Egoist ethisch indifferent, solange er andere nicht schädigt, und wiederum kann ein Altruist ohne eine genügende Dosis Egoismus nicht existieren.

Somit besteht das Ideal des Sozialgefühles in einer den Bedürfnissen der Gesellschaft und ihrer Glieder völlig adaptierten Wechselwirkung des Egoismus mit dem Altruismus. Wie bei den Ameisen sollte eine völlig kompensatorische Regelung zwischen den egoistischen und den sozialen Gefühlen und Trieben stattfinden. Der Gegensatz zum Altruisten ist der ethisch perverse oder in aktiver Weise ethisch negative Mensch. Freilich treibt der Egoismus den Menschen so unwiderstehlich zur Schädigung anderer, um sich selbst zu befriedigen, dass ein reiner Egoist selten ethisch ganz indifferent bleiben kann. Aus diesem Grunde allein schon ist es unmöglich, die soziale Ordnung auf reinem Egoismus aufzubauen.

Aus solchen Betrachtungen ergibt sich die sexuelle Ethik von selbst. Der Sexualtrieb ist an und für sich ethisch indifferent. Es ist eine schwere, auf Grund religiöser Missverständnisse entstandene Begriffsverwirrung, die dazu geführt hat, die Ausdrücke „Sittlichkeit“, Moralität überhaupt, und moralisches (d. h. je nach dem bezüglichen Dogma einwandfreies) Verhalten auf geschlechtlichem Gebiet beinahe als gleichbedeutend zu erklären und sich decken zu lassen. Ein sexuell anästhetischer Mensch ist selbstverständlich ausserordentlich „sittlich“ in sexueller Beziehung, kann aber dabei der grösste Schuft sein. Seine sexuelle Kälte und Gleichgültigkeit hat nicht den mindesten ethischen Wert. Wenn ein Urning kein Mädchen verführt, so ist das sicher von ihm kein moralischer Vorzug, und dergleichen mehr. Doch führt der Geschlechtstrieb aus dem Grund zu grossen Konflikten mit der Ethik, weil er andere Menschen als Genussobjekt fordert. Höchstens der Fetischismus (allenfalls noch die Sodomie), bei welchem der Sexualtrieb auf leblose Gegenstände oder Tiere gerichtet ist, kann kaum zu Konflikten mit der Moral in unserem Sinn führen. Wie verschieden die Anschauungen über die sexuelle Ethik sind, zeigt zum Beispiel die Vorstellung vieler Menschen, dass die Anwendung antikonzeptioneller Mittel unmoralisch sei, während man sehr häufig die gleichen Leute die Prostitution verteidigen hört. Der gleiche Mann, der die Erzeugung eines unehelichen Kindes für höchst unmoralisch hält, findet es moralisch, durch ununterbrochene Erzeugung von ehelichen Kindern die Gesundheit seiner Frau zu gefährden. Einige andere Moralprediger, sogar Geistliche, verurteilen einen jungen Mann, der seine Geliebte heiraten will und veranlassen ihn, dieselbe samt unehelichem Kind mit einer Geldsumme abzuspeisen und so fort. Wir wollen uns nicht wiederholen. Die Inkonsequenz

der Menschen in der Art, wie sie ihre angeblich ethischen Begriffe in die sexuellen Verhältnisse hineintragen, ist einfach unglaublich und doch alltäglich. Hier spukt ein Gemisch von Heuchelei, Mystik, Zopf, Vorurteil, Mode, Anbetung herkömmlicher, sogenannter guter Sitten, Geldsucht und weiss Gott, was alles noch, in den Köpfen, und verwirrt vollständig den Begriff einer gesunden sexuellen Ethik. Man soll nur die Entrüstung der Eltern sehen, wenn ihre Kinder sich mit Personen verloben, die angeblich unter ihrem Stand sind oder die zu wenig Geld besitzen und dergleichen mehr. Und die Leute sind sich dabei ihrer unter der Flagge der Moral segelnden Unsittlichkeit durchaus nicht bewusst. Was sollen wir nun in sexuellen Angelegenheiten vom ethischen Standpunkt aus erstreben? Das ist die einzige Frage, die sich ein vorurteilsloser und zugleich wahrhaft ethisch fühlender Mensch stellen kann.

Sein erster Grundsatz muss der bekannte ärztliche sein: „Vor allem nicht schaden“; und sein zweiter: „Soviel wie möglich individuell und sozial nützen.“ Das Gebot der sexuellen Moral wird somit ebenfalls sein: „Du sollst durch deinen Sexualtrieb und durch deine sexuellen Taten weder den Einzelnen, noch vor allem die Menschheit schädigen, sondern das Glück beider fördern.“

Mit Geschlechtstrieb und mit der Fähigkeit zu lieben ausgestattet, muss ein sozialer Mensch beide zum Wohl des Ganzen wie zu seinem eigenen möglichst ausnützen. Geht er dabei ehrlich vor, so wird er sich keine leichte Aufgabe stellen, dafür aber umsomehr Befriedigung empfinden, denn die gute Tat trägt in sich selbst ihren Lohn. Er muss zum Beispiel etwa folgende Bilder sich vor Augen führen:

1. Ein qualitativ schlechter Mensch verführt in momentaner sinnlicher Leidenschaft ein Mädchen, schwängert sie und läuft davon. Hier schadet er dem Mädchen und nützt sich selber nichts, sondern schadet auch sich. Seine Tat ist sowohl ethisch wie egoistisch negativ und verwerflich.

2. Ein schwärmerisch gutes Mädchen heiratet aus religiös ethischen Motiven einen verkommenen Trunkenbold, um ihn zu retten. Eine solche Rettung gelingt selten oder unvollkommen. Diese Rettung ist egoistisch negativ, altruistisch dagegen in ihren Motiven zwar sehr positiv, in ihren Folgen aber sozial um so negativer. Vielleicht gelingt es ihr, im allerbesten Falle, den Trunkenbold zu bessern; aber wenn Kinder erzeugt werden, so hat dieses

Weib unwissentlich denselben gegenüber schwer gesündigt und ihre Tat rächt sich selbst dann an ihren Nachkommen.

3. Ein schwer erblich belasteter, impulsiv psychopathischer Mann, der einen starken Sexualtrieb besitzt, findet es sehr angezeigt und angemessen, ein recht braves Mädchen aus guter Familie als Frau heimzuführen und mit ihr Kinder zu erzeugen. Diese Tat ist egoistisch positiv, denn der Mann nützt unbedingt seinem lieben Ich, ethisch dagegen sehr negativ, denn er macht eine brave Frau unglücklich und erzeugt (wenigstens sehr wahrscheinlich) zum Teil unglückliche, schlecht geartete Kinder.

4. Ein tüchtiger, arbeitsamer, ideal gesinnter und körperlich gesunder Mann sucht sich eine ebenbürtige Lebensgefährtin und findet sie. Beide machen sich das Leben nicht leicht, sondern belasten sich mit recht viel Arbeit, besonders mit sozial nützlichen Aufgaben und erzeugen in angemessenen Zwischenräumen soviel Kinder, als sie ohne Gefährdung der Gesundheit des Weibes es tun können. Hier haben wir das Ideal der Verbindung eines positiven Altruismus mit einem positiven Egoismus.

Es hat freilich nicht jeder das Glück, letztere Kombination erfüllen zu können. Doch ist auch unter weniger günstigen Bedingungen eine positive sexuelle Ethik nicht ausgeschlossen. Nervöse Psychopathen und körperlich gebrechliche Menschen können in der weiter oben angedeuteten Weise kinderlose Ehen eingehen und sich dadurch entschädigen, dass sie sich einerseits umsomehr sozialen Aufgaben widmen, anderseits dadurch, dass sie verlassene Waisenkinder anderer aufziehen. Ich würde es für eine spätere Zukunft mit einer positiven Ethik vereinbar finden, wenn in einer Ehe zwischen einem tüchtigen und einem untüchtigen Menschen letzterer es dem Ermessen des ersteren überliesse, Kinder nur mit einem tüchtigen dritten Menschen zu erzeugen.

Mit einem Wort, wer die wahre sexuelle Ethik begriffen hat, wird stets Mittel und Wege finden, dieselbe zu verwirklichen, das heisst einerseits positiv Gutes zu schaffen, anderseits negativ Schlechtes zu vermeiden und dabei doch seine natürlichen Triebe zu befriedigen, wenn er nicht gerade schlimme perverse Triebe hat.

Er wird sich vor allem niemals mitschuldig machen an einer sozialen Gemeinheit und Niedertracht, wie die Kuppelei, samt Prostitution und was drum und dran hängt, sondern dieselbe bekämpfen. Er wird sich hüten, ein anderes menschliches Wesen sexuell zu schädigen, und wenn die Leidenschaft ihn zu einer un-

besonnenen Tat geführt hat, wird er alles tun, um ihre Folgen wieder gut zu machen.

In den zehn Geboten Moses wird die sexuelle Ethik zweimal berührt:

Sechstes Gebot: Du sollst nicht ehebrechen.

Zehntes Gebot: Du sollst dich nicht lassen gelüsten deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh oder alles, was sein ist.

Im elften Gebot Christi vertritt aber der Satz „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst", annähernd den Standpunkt, den auch die moderne Ethik vertreten muss. Immerhin fordert die heutige soziale Erkenntnis eine vollständigere Formulierung, etwa wie folgt: „Du sollst die Menschheit lieben mehr als dich selbst und dein Glück in ihrem zukünftigen Glück suchen." Aus diesem Satz ergibt sich unser oben angeführtes Gebot der sexuellen Ethik.

In den Geboten Moses wird dagegen das Weib vor allem als Eigentum betrachtet und die Lüsternheit nach der Frau des Nächsten als Lüsternheit nach dessen Besitz mit Gottes Strafe bedroht. Solche Begriffe bedürfen selbstverständlich einer gründlichen Revision, sobald das Weib als freies, dem Manne ebenbürtiges Wesen betrachtet und geachtet wird. Wir haben gesehen, wie sogar gewisse Formen eines beiderseitig zugestandenen Ehebruches ethisch positiv werden können.

Trotzdem aber wird es immer eine Hauptaufgabe der sexuellen Ethik eines Menschen bleiben, seine erotisch-polygamischen Gelüste im allgemeinen zurückzudrängen, weil dieselben im hohen Grade dazu geeignet sind, das Glück anderer zu schädigen. Spezielle Fälle, in welchen niemand geschädigt wird, bleiben, wie gesagt, ausgenommen (siehe z. B. Anhang: Guy de Maupassant „Mouche" und Couvreur „La Graine").

Unsere Romanliteratur neigt dazu, sahen wir, ganz aussergewöhnliche, meist tragische und fatale erotische Konflikte zu behandeln, sehr oft nur, um die Sinnlichkeit ihrer Leser anzureizen. Man darf seine sexuelle Ethik nicht auf Grund solcher Lektüre aufbauen. Der Durchschnittsmensch und selbst der höher angelegte Normalmensch pflegt durchaus nicht so leidenschaftlich zu sein, wie die Persönlichkeiten der Romane. Er bringt sich wegen verschmähter Liebe allein nicht um, sondern findet (selbst die Weiber)

nach einiger Zeit einen Ersatz und tröstet sich. Die Eifersucht überwindet er schliesslich auch. Es ist ebenfalls eine Uebertreibung und beruht teilweise auf Suggestion und Autosuggestion, dass die Ethik der Liebe fordere, zwei Leute sollen ihr Ich lebenslänglich und selbst bis über das Grab hinaus vollständig eines im anderen aufgehen lassen. Wir haben bereits gesehen, dass diese Art Ethik auf einen Egoismus zu Zweit hinausläuft und nichts weniger als das Ideal des menschlichen Glückes darstellt. So schön die ethische Treue an und für sich ist, so schlimm ist sie in einer Uebertreibung, die nur noch den Götzendienst gleichen Kultus eines Einzigen, Lebenden oder Toten, kennt und der übrigen Welt mit ablehnender Gleichgültigkeit oder gar mit Hass gegenübersteht.

Wir zeigten früher, dass die altruistischen Gefühle des Menschen direkte oder indirekte*) phylogenetische Abkömmlinge des Sexualtriebes und spezieller der sexuellen Liebe sind. Das wahre Geheimnis der sexuellen Ethik besteht also im Kultus des Altruismus auf sexuellem Gebiet. Dieser Kultus soll aber nicht in ethischen Phrasen, sondern in ethischen Taten bestehen. Ein trauriger Beweis menschlicher Schwäche liegt in jener modernen Art der Ethik, die in Salongesprächen oder unendlichen öffentlichen Reden und Vorträgen aufgeht. Dieselbe verträgt sich gar zu gut mit dem reinsten Egoismus. Ohne soziale Arbeit keine Ethik.

Der Lebenskampf wurde früher gegen Natur, Tiere und menschliche Feinde geführt. Heute sind erstere bezwungen und treten vielfach die Kriege als derartige Riesenkämpfe zwischen einzelnen grossen Reichen auf, dass sie bald durch sich selber ad absurdum geführt werden dürften. Aus diesem Grunde allein schon verliert, wie wir schon sagten, die Ethik des Kriegsgottes und des vaterländischen Chauvinismus den Boden unter den Füssen. Die wahre heutige Ethik ist bereits zur Menschheits-Ethik geworden und muss es immer mehr werden. Geradeso, wie ein Held der alten Zeit, ein Hector, ein Odysseus, oder ein Winkelried, die Liebe zu seinem Weibe und zu seinem Vaterlande vereinigte, um

*) Man kann freilich sagen, dass freundschaftliche Vereinigungen von Individuen des gleichen Geschlechtes vielfach an der Basis der phylogenetischen Entwicklung tierischer, und auch der menschlichen Gesellschaften standen; dies wollen wir keineswegs leugnen. Aber die Sympathiegefühle, auf deren Grundlage allein sich freundschaftliche Vergesellschaftungen entwickeln können, sind selbst immer nur Abkömmlinge des auf sexueller Anziehung beruhenden primitivsten Sympathiegefühls eines Individuums zum andern.

Kraft für sein Ideal, für den Kampf zu gewinnen, muss heute unser Liebesideal durch den sozialen Kampf für das Gute gestählt werden. Seite an Seite müssen hier Mann und Weib zusammen kämpfen. Dies erfordert von beiden eine angestrengte Arbeit des ganzen Lebens. Aber gerade diese Arbeit gereicht auch ihnen selber zum Segen. Sie erhält und stärkt nicht nur den Körper, sondern vor allem den Geist, die Gehirnkraft. Der soziale Kampf für das Gute bereitet die höchsten und idealsten Freuden. Er lehrt den Menschen, sich selbst zu bezwingen, d. h., seine natürliche Faulheit, seine Genusssucht, seine Abhängigkeit von allerlei minderwertigen Gewohnheiten und niedrigeren Trieben zu überwinden. Er erzieht den Willen, unterdrückt die schwachen, schlechten und egoistischen Regungen und züchtet dagegen die Fähigkeit, Gutes und Nützliches zu schaffen. Durch diesen Kampf wird selbst ein mässig angelegtes Gehirn ein immer brauchbareres soziales Instrument.

Ich frage nun, ob der Mensch bei einem derartigen Leben noch Zeit und Lust finden wird, solche sexuellen Liebesdramen aufzuführen, wie sie in unserer heutigen Dutzendromanliteratur als tägliches geistiges Futter unseren Weibern und Männern geboten werden, und darauf antworte ich: „Wenn er normal ist, nein!“ Nur pathologische Naturen, mit krankhaft gesteigerter Empfindlichkeit und krankhaften Leidenschaften, bleiben trotz energischer Arbeit für das Gute an und für sich unfähig, ihre Leidenschaften einzudämmen oder mit der Zeit zu überwinden. Andere, ganz bis halb Normale, werden durch Müssiggang, durch schlechte, den Geschlechtstrieb und die Sentimentalität reizende Romanlektüre, sowie vielfach durch einseitige Tätigkeit und andere Abnormitäten des Stadtlebens künstlich zu solch übertriebener Schwärmerei im sexuellen Gebiet getrieben.

Wir sagten auch schon, dass die Arbeit allein nicht genügt, sondern dass soziale Arbeit dabei sein muss. In der Tat wird das Gehirn durch die beständige monotone Beschäftigung mit einem speziellen Erwerbszweig, sogar mit einer ausschliesslichen wissenschaftlichen Spezialität, selbst auch einseitig. Die ethischen Gefühle werden dadurch atrophisch. Einseitigkeit in der Erwerbsarbeit geht ferner gern mit Ausschliesslichkeit in der Liebe (nicht im Sexualtrieb) einher. Da arbeiten dann sehr oft zwei Egoisten (manchmal auch mehrere, familienweise), zusammen zur Ausbeutung der Gesellschaft. Sie mögen sich gegenseitig treu und relativ glücklich

sein, solange beide leben und gesund bleiben, das Geschäft gut geht, keine missratenen Kinder oder kein Eingreifen egoistischer Pläne anderer ihre Berechnungen stören. Aber dann? Wer dagegen zeitlebens mit seiner sexuellen Liebe werktätige Menschenliebe verbunden hat, findet selbst nach den herbsten Schicksalsschlägen in denselben einen tröstenden Ersatz. Er wird nicht bitter, er verzagt nicht, er überwindet seinen Schmerz, er bleibt versöhnt mit den Menschen, ohne von ihnen etwas zu erwarten, weil er sich sein Leben lang daran gewöhnt hatte, unpersönlich zu arbeiten.

Wendet man mir ein, ich schwärme von unerreichbaren Idealen, so muss ich dies entschieden bestreiten. Gute Gewohnheiten sind nicht unerreichbar und man findet solche altruistisch lebende Individuen unter den schlichtesten Menschen, wie Arbeitern und Bauern, die das eben geschilderte Ideal tatsächlich verstehen und verwirklichen. Wir werden im Kapitel XVI sehen, wie man die natürliche Anlage des Kindes in diesem Sinn entwickeln kann und soll. Selbstverständlich werden aber solche reine Egoisten und ethisch aktiv negative, das heisst, gemeinschädliche Naturen, die es durch tiefe erbliche Anlage sind, niemals altruistisch zu erziehen sein. Solche bilden aber nicht die Mehrheit. Der grosse Haufen der mehr trägen und gleichgültigen Menschen kann noch durch soziale Arbeit und durch passende Erziehung zum relativ Guten gewöhnt werden, wenn die äusseren Mächte, die ihn zum Schlechten treiben, wie die Alkoholgewohnheiten und die Geldherrschaft, resp. deren Quellen, beseitigt und dafür diejenigen, die ihn zum Guten erziehen, gezüchtet werden.

Endlich muss, wie gesagt, die ganze Aufmerksamkeit der Menschheit auf die eigene Zuchtwahl gerichtet werden, damit die Zahl der gut und brauchbar angelegten Menschen wächst und diejenige der schlecht und kraftlos angelegten immer mehr schwindet. Das ist aber eine Arbeit von Jahrhunderten der Aufklärung und des Aufbaues, eine Arbeit, mit der wir heute erst beginnen können. Hier begegnen wir einer Hauptschwäche der menschlichen Natur, die darin besteht, nur für diejenigen Fortschritte sich zu erwärmen und einzutreten, deren Verwirklichung das liebe Ich in seinem kleinen egozentrischen Leben erreichen zu können glaubt. Sieht dann dieses kleine Ich nicht sehr bald die Erfolge, so wird es lahm, entmutigt, kehrt der Reform unter faulen Ausreden den Rücken und behauptet: „es sei doch nichts zu machen“. Nur ein

Beispiel: Ein junger Gymnasiast hatte sich für die Alkohol-Abstinenzreform begeistert. Während ein paar Jahren arbeitete er eifrig dafür, wirkte bei allen möglichen öffentlichen Anlässen mit und trat überall wie ein Apostel der Abstinenz, als einer Sozialreform auf. Er wurde dann Student. Eines Tages, nach einigen Misserfolgen, wandte er sich plötzlich von der Sache ab mit der Erklärung: „Er sehe ein, dass die Abstinenzbewegung keine Zukunft habe". Nun war es vorbei. Freilich schritt die Bewegung ohne ihn vorwärts. Nochmals einige Jahre später wurde er auf's Gewissen gefragt, warum er eigentlich die Sache verlassen habe und schliesslich gestand er, dass er nicht als Originaler habe gelten wollen. Er gab zu, als Abstinent sich vortrefflich befunden zu haben, schien ziemlich erstaunt, zu erfahren, dass die Bewegung ohne ihn so schöne Fortschritte gemacht habe, sah schliesslich seinen Irrtum ein und versprach, der Abstinenz wieder beizutreten. In derartigen alltäglichen, ich möchte sagen banalen, kleinen Vorfällen, liegt das Geheimnis der Langsamkeit, mit welcher gute Sozialreformen vorzudringen pflegen. Die Menschen, die sich momentan dafür begeistern, glauben immer, alles müsse in der Wirklichkeit so schnell gehen, wie in ihrer Phantasie; sie erlahmen und verzagen, sobald sie sehen, dass man die Mehrheit nicht so schnell gewinnt, und weil sie nicht den persönlichen Mut und die persönliche Ausdauer haben, in der Minderheit zu bleiben.

Denselben Mangel an Ausdauer und Einsicht, den wir bei unserem jungen Abstinenten begegneten, treffen wir unter anderem auch in der Kindererziehung. Nur sehr langsam wird man die Menschen zu einer besseren und klareren Erkenntnis darin führen können.

Wir sind scheinbar von unserem Gegenstand abgeschweift, weil wir uns mit derjenigen Liebesausstrahlung (siehe Kapitel V) beschäftigt haben, die den Gegenstand der sozialen Gefühle, d. h. der Ethik im allgemeinen, bildet. Aus dieser richtig verstandenen und betätigten sozialen Ausstrahlung der Liebe besteht jedoch der Damm, der die sozial schädlichen Verirrungen des normalen Sexualtriebes verhindert und denselben in die richtige ethische Bahn leitet. Nicht der äussere Zwang strenger, sogenannter Sittengesetze, nicht die Drohungen von Höllenstrafen und die Versprechungen des Paradieses, nicht die Moralpredigten der Priester und auch nicht asketische Schwärmerei sind imstande, eine richtige sexuelle Ethik aufzubauen. Ich will hier nicht wiederholen, was ich in den

Kapiteln IX, X, XI und XII gesagt habe. Nicht nach ihrem Wortlaut, sondern nach ihren Früchten muss man den Wert der moralischen Dogmen beurteilen. So viel steht fest, dass das sexuelle Leben des Menschen sich nur dann höher gestalten wird, wenn es nicht mehr auf der Grundlage einer mystischen, religiös-dogmatischen, sondern auf derjenigen einer wahrhaft menschlichen Ethik sich aufbaut, die den normalen Bedürfnissen der Menschheit Rechnung trägt und dabei vor allem das Glück unserer Nachkommen ins Auge fasst.

Man soll die Ehe zugleich als Mittel einer normalen Befriedigung des Geschlechtstriebes und als ethische, soziale Lebensschule betrachten, aber nicht als das eine von beiden allein. Teilung der Arbeit, Teilung der Pflichten, völlige Gleichberechtigung und gemeinsame soziale Arbeit sind dazu angetan, das sexuelle Band zwischen beiden Ehegatten immer fester zu gestalten. Durch erhöhte sozial-menschliche Einsicht werden in denselben die egoistischen Gefühle, wie vor allem die Eifersucht, leichter überwunden. Durch das Mitarbeiten an dem Glück und auch speziell an dem sexuellen Glück anderer, werden solche Ehegatten immer mehr die sexuellen Schwächen anderer Menschen zu entschuldigen und zu verzeihen lernen. Sie werden nicht mehr hochmütig und verachtend auf das Mädchen mit dem unehelichen Kind, auf die geschiedene Gattin, auch nicht mehr auf das Konkubinat, selbst nicht auf den armen Urning und auf andere sexuelle Schwächen und Misslichkeiten ihrer Mitmenschen herabschauen, sondern sich einfach bestreben, das Schicksal derselben glücklicher zu gestalten, d. h. denjenigen zu helfen, bei welchen eine Hülfe noch wirksam sein kann. Darin werden sie auch ihre grösste Freude finden und sollte der eine von ihnen selbst einer sexuellen Schwäche unterliegen, so wird ihm erstens eher verziehen werden und wird er zweitens dieselbe leichter überwinden. Man wird keine Zeit mehr haben, durch üble Laune und kleinliche Ehestreitigkeiten einander das Leben sauer zu machen. Der Mann wird sich nicht mehr als despotischer Herr und Gebieter aufführen und das Weib nicht mehr durch Falschheit sich zugleich retten und erniedrigen müssen. Religiöse Dogmen werden nicht mehr trennend und entfremdend zwischen Mann und Weib treten; man wird keine priesterliche Einmischung in die Ehe mehr gebrauchen. Endlich wird man den Tod nicht mehr fürchten, sondern denselben als willkommene Ruhe nach der vollendeten Arbeit und der getanen Pflicht eines gut ausgefüllten Lebens betrachten.

Ich kann den Vorwurf der Beschränktheit, ja geradezu der Dummheit denjenigen Menschen nicht ersparen, die ein solches Lebensideal als eine für alle Zeit unerreichbare Schwärmerei, als Schrulle unpraktischer Träumer bezeichnen. Für verbildete, schlecht geartete, in Faulheit, Laster und Genusssucht verkommene Menschen, die die Elastizität und Bildungsfähigkeit ihres Gehirns bereits eingebüsst haben, ist es freilich unerreichbar. Bessere Menschen haben es aber bereits öfters schon erreicht. Man muss daher auf die Kinder wirken (siehe Kapitel XVI) und eine immer besser geartete Jugend zu erzeugen sich bestreben:

„Allah braucht nicht mehr zu schaffen, wir erschaffen seine Welt!"

Kapitel XV.

Die sexuelle Frage in der Politik und National-Oekonomie.

Macht und Geld waren leider stets die Hauptziele der Politik. Die National-Oekonomie ist ihrerseits eine Wissenschaft, die den Volkshaushalt und seine Existenzbedingungen studiert. Sie sucht auf Grund der Geschichte, der Statistik und der Beobachtung Gesetze festzustellen über die Verhältnisse von Produktion, Verbrauch und Verteilung der Güter, über Arbeit und Arbeitsertrag, über soziale Organisation der Völker, Volksgesundheit, sowie über die numerischen Verhältnisse der Bevölkerung, Zuwachs und Abgang, Geburts- und Todesziffer etc. Auf volkswirtschaftliche Details kann ich hier nicht eingehen und es fehlt mir auch die Kompetenz dazu. Es liegt in der Natur der Sache, dass diese Wissenschaft zu wenig Rücksicht auf die Naturgeschichte nahm. In neuerer Zeit fängt es an, damit besser zu werden. Der Rassenhygiene wird endlich eine gebührende Aufmerksamkeit geschenkt. Cognetti de Martiis (Le forme primitive nella Evoluzione economica, 1881) hatte bereits versucht, die Evolutionslehre auf die National-Oekonomie anzuwenden. Neuerdings tut es wieder Prof. Eug. Schwiedland in Wien, in einer interessanten Studie über Bedürfnis und Begier in der menschlichen Psychologie. „Die psychologischen Grundlagen der Wirtschaft“ (Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1905; Sep. bei G. Reimer, Berlin). Man hat früher fast nur mit der Quantität und nicht mit der Qualität der Menschen gerechnet, von der falschen Ansicht ausgehend, der Mensch, als Ebenbild Gottes, könne nur gut auf die Welt kommen; seine Sünden, die Missetaten seines verantwortlichen, freien Willens, seien allein schuld, an seiner vielfach zu beobachtenden körperlichen und geistigen Missgestaltung. Selbst die erbliche Entartung „bis in das dritte und vierte Glied“ wurde als göttliche Strafe für die Sünden der Väter betrachtet.

Die Despoten der früheren wie der heutigen Zeit haben stets die Menschen als Instrumente zur Erreichung ihrer Ziele, gelegentlich sogar nur als Kanonenfutter, betrachtet. Wenn Napoleon I. eine Prämie auf kinderreiche Frauen aufstellte, so dachte er dabei wohl besonders an die Quantität Soldaten, die daraus für seine Nachkommen entstehen würden. Er hatte allen Grund, rechtzeitig für Ersatz zu sorgen. Auf die Qualität kam es ihm dabei, nach unten wenigstens, weniger an. Die Kriege sind ein furchtbarer Faktor in der menschlichen Zuchtwahl. Sie zerstören und verstümmeln geradezu das Beste an Alter und Qualität und lassen die Krüppel, die Kranken und die alten Leute am Leben. Ausserdem, wie wir bereits sahen, wird der Soldat vielfach durch venerische Krankheiten und Alkohol in seiner Zeugungsfähigkeit, besonders qualitativ, aber auch quantitativ, beeinträchtigt. Die männliche Bevölkerung war nach gewissen Kriegen derart dezimiert, dass man ohne die Polygamie nicht ausgekommen wäre. Es ist also nicht zu bezweifeln, dass die Kriege den sexuellen Verhältnissen der Menschen und infolgedessen nicht nur der Quantität, sondern der Qualität einer Nation schwer schaden.

Wichtiger ist jedoch noch für uns die National-Oekonomie. Wir bezweifeln keineswegs die Richtigkeit der Zahlen, die da sagen, dass die Bevölkerung unter diesen und jenen ökonomischen Verhältnissen zunimmt und unter den entgegengesetzten abnimmt u. dergl. m. Doch muss man dabei die Faktoren der Ein- und Auswanderung und der Lebensgewohnheiten der Völker, die oft die Zahlen ausserordentlich beeinflussen, sehr genau in Betracht ziehen. Post hoc ist bekanntlich durchaus nicht immer propter hoc. Es stellen sich da immer mehr eigentümliche Dinge heraus:

Alles andere gleichgesetzt, findet man, dass sehr nüchterne oder ganz abstinent lebende Bevölkerungen fruchtbarer sind, als solche, die dem Alkoholgenuss mehr oder weniger unmässig fröhnen. Gerade in Russland kann man dies bei den abstinenten Dissidenten beobachten. Da der Alkohol, wie wir sahen, durch Blastophthorie die Qualität der Menschen ungemein herabsetzt, muss man mit grossen Männern, wie Gladstone, Darwin, Cobden, A. Comte u. a. m., entschieden daran festhalten, dass die Alkoholtrinksitte der Menschheit mehr schadet, als Krieg, Hungersnot und Pest zusammen. Hier liegt ein nationalökonomischer Faktor ersten Ranges, den die meisten National-Oekonomen in wirklicher Blindheit verkannt haben. Es liegt in der Tat eine bedenkliche Kurzsichtigkeit darin.

in den Produkten der Alkohol-Industrie eine Quelle des Wohlstandes zu sehen. Wieviel Arbeit, wieviel brauchbares Ackerland, wie viele menschliche Kräfte überhaupt werden dazu verwendet, diese verderbliche Substanz zu erzeugen, die weder ernährt, noch sonst zu irgend etwas gut ist, ausser etwa in der Apotheke und in der Industrie, und deren einzige Wirkung auf den Organismus geistige und körperliche Verderbnis ist. Es wäre zum lachen, wenn es nicht so traurig wäre, den Ernst zu beobachten, mit welchem hochgestellte Beamte und sogar Gelehrte, mit dem Ertrag der Alkoholsteuern, des Alkohol-Importes und -Exportes, der Fabrikations-Monopole u. s. w. rechnen und wieder rechnen. Sonderbar ist es anzusehen, wie man das Staatsbudget mit Hülfe der alkoholischen Vergiftung des Volkes im Gleichgewicht hält und immer wieder den Leuten vormacht oder gar sich selbst einbildet, damit nationalökonomische Grosstaten zu leisten, während man in Tat und Wahrheit nichts anderes tut, als Kraft und Gesundheit der Nation einem Moloch zu opfern, der dann allerdings dafür, dass er sich vom Marke des Volkes füttern lässt, den Fiskus mit dem vielen in leichter und leichtsinniger Weise erschwindelten Gelde zum Danke speist. Diese Art der National-Oekonomie verdient eine einzige Bezeichnung: „Lüge und Schwindel". Ihre furchtbare Einwirkung auf die sexuellen und erblichen Verhältnisse der Menschheit kann nicht oft und stark genug betont werden.

Mit Bezug auf die Bevölkerungs-Quantität stehen sich diametral entgegengesetzte Ansichten einander gegenüber. Gewisse Menschen sehen das Heil des Volkes in einer unbegrenzten Vermehrung und glauben mit Bebel, man könne durch richtige Ausnutzung aller Ecken und Enden der Erde noch eine ungemessene Zahl Menschen mit deren Produkten ernähren. Dieses sonderbare chinesische Ideal, das die ganze Erdoberfläche in ein mit Mist gedüngtes Kartoffel- und Getreidefeld umwandeln möchte, um darauf so zu sagen eine Art menschlicher Kaninchenzucht anzulegen, will uns nicht einleuchten. Uebrigens steht im hohen Grade zu befürchten, dass, wenn die Chinesen genügend zivilisiert sein werden, um sich den andern Völkern beizumischen, sie ohne unsere Hülfe den Erdball in einen solchen menschlichen Kaninchenstall umwandeln werden, wenn wir uns nicht rechtzeitig dagegen vorsehen.

Auf der anderen Seite finden wir eine Art Idealisten, die sich Neomalthusianer nennen, die überall eine zu grosse Zahl Menschen finden und dem Bevölkerungszuwachs einen Vernichtungskrieg

erklärt haben. In einer Korrespondenz, die ich mit einem berühmten Vertreter englischer Neomalthusianer (Dr. Drysdale) hatte, erklärte mir derselbe z. B. rundweg, es sei ein Verbrechen von mir, dass ich mehr als vier Kinder erzeugt habe. Solche Neomalthusianer rechnen auch nur mit Quantitäten und nicht mit Qualitäten und stellen merkwürdig naive Rechnungen auf. Sie empfehlen, wie wir es auch tun, die Verwendung von antikonzeptionellen Mitteln. Sie tun es aber leider sehr kritiklos. Sie wenden sich vor allem an den gebildeteren und geistig höher stehenden Teil der Bevölkerung, veranlassen gerade dadurch die bessere Qualität, die unsere Gesellschaft am notwendigsten hat, sich möglichst wenig zu vermehren uud merken nicht, dass bei der Art ihres Vorgehens nicht nur die Neger und die Chinesen, sondern auch unter unseren eigenen Völkern die blödesten und rohesten Schichten sich am wenigsten um ihre starren Maximen kümmern, sodass sie genau das Gegenteil schliesslich von dem erreichen werden, was sie beabsichtigen. Die Nord-Amerikaner und die Neuseeländer, bei welchen der Neomalthusianismus sehr verbreitet ist, lassen infolgedessen ein bedenkliches Sinken der Geburtszahl und der besseren Arbeitskräfte wahrnehmen, während bei den Ersteren Neger und Chinesen wuchern. Aehnliches geschieht, wie wir sahen, in Frankreich aus reinen, kurzsichtigen Sparsamkeitsgründen.

Es ist hohe Zeit, dass zwischen diesen beiden einseitigen Extremen, deren Vernunftlosigkeit auf der Hand liegt, eine rationelle und wohlüberlegte Zuchtwahl Platz greift. Den Kranken, den Unfähigen, den Blöden, den Schlechten, den inferioren Rassen, muss man den Neomalthusianismus konsequent beibringen. Den Kräftigen, Gesunden und geistig höher Stehenden dagegen muss man, wie schon mehrmals hier gesagt, eine kräftige Vermehrung ans Herz legen. Darin liegt, indirekt, ein national-ökonomisches Moment ersten Ranges, ja, ich gehe so weit, zu behaupten, dass es weitaus das Wichtigste von allen ist. Freilich ist seine Wirkung ausserordentlich langsam und kann nur im Lauf von Jahrhunderten zu einem klaren, erspriesslichen Resultat führen. Verschafft es sich Geltung, so können wir aber auch mit Zuversicht auf eine bessere Zukunft für unsere Nachkommen hoffen. Es muss einst eine Zeit kommen, wo die menschliche Bevölkerung der Erde einen relativ stationären Stand erreichen wird. Ist es bis dahin gelungen, ihre Qualität erheblich zu erhöhen, und die heutige, mit Hunger und Elend einhergehende Verblödung des körperlichen und geistigen Proletariats

durch dessen definitive Beseitigung selbst zu zerstören, dann erst werden die heutigen Lehren der Neomalthusianer auch für den besseren Teil der Menschheit eine gewisse Geltung haben. Wenn die Menschheit nicht chinesisch verblödet und verkommt, werden unsere einstigen Nachkommen sich von selbst wohl hüten, die rationelle Zuchtwahl einzustellen. Ein tüchtiger Mensch leistet für die Gesellschaft viel mehr, als er von ihr nimmt, und ist daher nationalökonomisch ein Wert. Ein geistiger oder körperlicher Krüppel nimmt dagegen meist mehr, als er leistet, und bedeutet daher nationalökonomisch ein Defizit.

Wir sahen im Kapitel VI, wie gewisse, auf sehr menschliche Weise entstandene Sitten allmählig zu Religionsbestandteilen werden. Zum Unglück der Menschheit haben sich bekanntlich Religion und Politik von jeher verbunden, um Unheil zu stiften. So hat z. B. das Priester-Zölibat, das auf einer Art Politik der Religion beruht, ungemein dazu beigetragen, den intelligenteren Teil der Bevölkerung katholischer Länder zu sterilisieren und dadurch diesen Ländern zu schaden.

Eine andere scheussliche Einrichtung ist das von Napoleon I. eingeführte Verbot der Vaterschaftsnachforschung. Wir sprachen bereits davon. Solche Gesetze führen zur Kindabtreibung und bevorzugen im höchsten Grade die Liederlichkeit der Männer, während wir im Gegenteil das Heil der Familien und der sexuellen Verhältnisse in der Pflichterfüllung der Eltern den erzeugten Kindern gegenüber gesucht und gefunden haben.

Die Hauptaufgabe einer Nationalökonomie, sowie einer Politik, die das wirkliche Wohl der Menschen im Auge halten, sollte sein die Erzeugung glücklicher, brauchbarer, gesunder und sehr arbeitsamer Menschen zu fördern. Es ist zwar sehr schön und spricht laut von Aufklärung und Menschenliebe, wenn man Spitäler, Irrenanstalten, Idiotenanstalten, Versorgungshäuser und dergleichen mehr in immer wachsender Zahl baut und nach allen Regeln der Wissenschaft vorzüglich ausstattet und leitet. Dass man aber bei einseitiger Fürsorge für menschliche Ruinen, für diese Produkte unserer sozialen Unsitten, die Kräfte der noch gesunden und arbeitsfähigen Bevölkerung allmählig aufreibt und vernichtet, das übersieht man. Es ist noch viel humaner und viel schöner, wenn auch diese Art Humanität weniger in die Augen springt, die Wurzeln des Uebels anzugreifen und der Erzeugung der geistigen und körperlichen Krüppel ein Ende zu bereiten. Mit dieser Aufgabe haben sich

jedoch leider unsere Politiker und Nationalökonomen früher so gut wie nicht befasst. Das trägt eben nichts ein, denn die Früchte solcher Bestrebungen kann man selbst nicht ernten. Derjenige, der nach solchen Reformen strebt, wird höchstens als Schwärmer, Grillenmensch oder gar als Verrückter verschrieen. Man begnügt sich daher lieber mit der üblichen, in die Augen fallenden, wohlangesehenen Humanität, die vor allem dem Gefühlsdusel der Massen Rechnung trägt und dem direkt sichtbaren und hörbaren Leiden eine milde Hand entgegenstreckt. Mit einem Wort, man flickt die Trümmer, scheut sich aber, an die Zertrümmerer Hand anzulegen.

Es hat einst der grosse Gesetzgeber Spartas, Lykurgus, versucht, eine Art Zuchtwahl gesetzlich einzuführen. Lykurgus wollte aus den Spartanern ein kräftiges Volk machen, weil damals die körperliche Kraft noch ziemlich allein das Ideal der Völker war. Er hatte den Wert der Abhärtung, aber nicht denjenigen der Arbeit verstanden. Er hatte die Bedeutung der Ausmerzung der Kranken und Schwachen bereits begriffen, doch kannte man zu seiner Zeit die Naturgesetze nur sehr mangelhaft. Indessen gelang es trotz ihrer grossen Mängel den lykurgischen Gesetzen, bis zu einem gewissen Grad aus den Spartanern ein starkes Volk zu machen.

Nach den lykurgischen Gesetzen durften die Spartaner keinen Grundbesitz erben und keinen Luxus treiben. Sie mussten höchst einfach und gemeinsam ihre schwarze Brühe essen und sich beständig in Kraft- und Geschicklichkeitsproben üben. Alle mussten heiraten und die Ehesitten waren sehr streng. Dagegen wurden alle schwächlichen oder missgestalteten Kinder beseitigt, resp. ausgesetzt. Die spartanische Organisation krankte aber, wie eben angedeutet, an zwei Hauptfehlern:

Erstens war der Spartaner ein Krieger, aber kein Arbeiter, und, wenn auch bieder und abgehärtet, ein Aristokrat. Verachtungsvoll überliess er die Arbeit den Sklaven oder Heloten. Dadurch stärkte er die Heloten und schwächte sich selbst in vielen Hinsichten. Den Stärkungswert der Arbeit für das Gehirn und den ganzen Körper verstand man damals noch nicht und auch Lykurgus, resp. diejenigen, die die lykurgischen Gesetze ausbauten, begriffen ihn nicht. Zweitens waren alle spartanischen Bemühungen auf Erzielung von Muskelkraft, körperlicher Gewandtheit, Mut, Biederkeit und Bedürfnislosigkeit, nicht aber auf die Erhöhung des Intellektes, des Gefühlslebens und idealer Ziele gerichtet. Wegen der Einseitigkeit, womit er fast nur die körperliche Entwicklung des

Menschen förderte, die geistige aber vernachlässigte, somit seine harmonische Ausbildung hemmte, ferner wegen seiner Missachtung der Arbeit, mit einem Wort wegen seiner auf Unkenntnis beruhenden Vernachlässigung der organischen Entwicklungsgesetze musste das lykurgische System schliesslich scheitern. Der spätere Verfall Spartas wurde übrigens nicht durch die lykurgischen Gesetze, sondern umgekehrt durch ihre Vernachlässigung und ihre Preisgabe herbeigeführt. Immerhin hatten die Spartaner nur nach Macht gestrebt, was sie zu Neid und Missgunst führte. Darin rächte sich indirekt die Einseitigkeit ihrer Gesetze. Dennoch bedeuten diese für alle Zeiten einen bemerkenswerten und genialen Versuch, eine Art menschlicher Zuchtwahl zustande zu bringen. Wir sind heute angesichts der betreffenden Frage unvergleichlich besser ausgerüstet. Dafür fehlt es jetzt hauptsächlich an Initiative und Willen bei denjenigen Menschen, die mit der Leitung ihrer Mitmenschen betraut sind. Dieselben sind durch ökonomische Interessen und Machtfragen derart in Anspruch genommen, dass ihnen der Sinn für höhere soziale Ideale dadurch verkümmert wird. Nur eine starke soziale Aufrüttelung kann Wandel zum Besseren schaffen.

Où est la femme? fragt bekanntlich der Franzose, wenn in der Politik oder sonstwo etwas Unerklärliches sich ereignet. Man sollte die Frage etwas erweitern und vielleicht forschen: „Wo liegt der sexuelle Beweggrund?“ Die Handlungen der Menschen, folglich auch der Machthaber, im Kleinen wie im Grossen, werden leider viel mehr durch ihre Gefühle und Leidenschaften, als durch ihre intellektuellen Ueberlegungen, das heisst durch Vernunft und Logik bestimmt. Keine Gefühle sind aber an Macht den sexuellen Liebes-, Eifersuchts- und Hassgefühlen überlegen. Daraus ergibt sich eine Tatsache, die von den sozialistischen Systemen viel zu wenig beachtet wird, nämlich diejenige, dass in allen Gebieten der menschlichen Tätigkeit die sexuellen Leidenschaften und ihre psychischen Ausstrahlungen, direkt oder indirekt, und oft sehr verderblich, mitspielen. Die Frau eines Professors kann eventuell aus Eifersucht eine tüchtige Kraft von einer Hochschule fernhalten oder sie kann umgekehrt einen unfähigen Günstling hineinbringen. Maitressen und Courtisanen haben stets eine bedeutende Rolle in der Politik, besonders bei allen Autokratien gespielt. Es braucht nicht gerade immer bis zur Höhe eines tragischen Skandals, wie der des ermordeten serbischen Königspaares zu kommen. Die kleinsten, verborgensten alltäglichsten Einflüsse sind oft die wirksamsten und weittragendsten.

Zu allen Zeiten sah man sexuelle Intriguen die Geschicke ganzer Völkerschaften mit beeinflussen und lenken. Die offizielle Geschichte enthält bereits viel davon, viel mehr aber noch die ungeschriebene, wirkliche Geschichte der Völker. Es genügt, diese Tatsache anzudeuten und jeder denkende Mensch wird Beispiele genug als Illustration dazu finden, sowohl in der Geschichte der Vergangenheit, wie in der Politik der Gegenwart, an den Höfen mächtiger Monarchen, wie in den Lokalgeschichten eines kleinen Ländchens, in seiner eigenen Gemeinde und endlich unter den nächsten Bekannten und Angehörigen. Der Sozialist, der gesagt hat, die soziale Frage sei lediglich eine Magenfrage, hat daher ihre Tragweite und die menschliche Psychologie arg verkannt. Man mag die ökonomischen sozialen Verhältnisse auch noch so schön regeln, niemals wird man die oft perfide Einmischung der sexuellen Leidenschaften in das soziale Leben beseitigen können. Das einzige, was man tun kann, ist, durch eine Erziehung beider Geschlechter, die ihr soziales Gewissen erhöht, die schlimmeren Beeinflussungen sozialer Handlungen durch persönliche sexuelle Gefühle abzumildern. Hier zeigt sich also ein wichtiges Eingreifen der sexuellen Frage in die Politik und in das ganze Sexualleben. Wir geben übrigens zu, dass, wenn der missliche Einfluss des Geldes und seine Anziehungskraft zum grössten Teil beseitigt werden könnten, diejenigen antisozialen Handlungen, die nur indirekt auf sexuellen Leidenschaften beruhen, nicht unbeträchtlich an Gefährlichkeit und Niedertracht verlieren würden.

Auch hier muss von einer richtigen und harmonischen Emanzipation der Frauen und von ihrer gleichberechtigten Mitarbeit an den sozialen Fragen sehr viel erwartet werden. Eine rastlose und harmonische Zusammenarbeit der Frauen und der Männer wird beiden Geschlechtern den Ernst ihrer sozialen Lebensaufgabe immer mehr vor Augen führen. Dann wird auch das sexuelle Leben mehr fördernd als hindernd auf die soziale Entwicklung wirken, indem es nicht mehr bloss als Selbstzweck oder besser gesagt als Mittel zu einem egoistischen Genuss betrachtet, sondern ein Stimulus zu einem arbeitsfreudigen Dasein werden wird. Es zeigt sich bereits da und dort, wo die Frauen das Stimmrecht besitzen, dass sie dasselbe recht wohl zu sozialen Fortschritten zu benutzen verstehen. Mag man einwenden, dass die Frauen konservativer und routinenhafter sind als die Männer, so erwidere ich, dass dieses dadurch aufgewogen wird, dass sie sich eher von edeldenkenden, sozial fühlenden und arbeitenden Männern als von anderen im ganzen

und grossen begeistern und mitreissen lassen (siehe Kapitel Vb). Ihre grössere Ausdauer und ihr Mut sind ferner unschätzbare Eigenschaften für eine aufwärtsstrebende soziale Arbeit.

In seinem oben erwähnten Aufsatz macht Schwiedland mit Recht darauf aufmerksam, wie nötig es ist, in der Nationalökonomie zwischen Bedarf und Begier zu unterscheiden. Es ist freilich schwer, in der Praxis genau festzustellen, was Bedürfnis und was Luxus ist. Was unsere Ahnen für Luxus hielten (Matratze, komfortable Wohnung, Reinlichkeit etc.) halten wir heute für Bedürfnis. Die Begierde des Menschen ist grenzenlos, unersättlich in ihrer Sucht nach Genuss und Abwechslung. Es war ein grosser Fehler gewisser Sozialisten, besonders aber der Anarchisten, das Recht auf Befriedigung einer jeden Begierde zu proklamieren. Dies ist die Proklamierung der Korruption und der Entartung. So berechtigt es ist, das Recht auf Befriedigung natürlicher Bedürfnisse zu fordern, so unrecht und schädlich ist es, jede Begierde heilig zu sprechen.

Man muss daher, wie ich es schon am andern Orte (Hygiene der Nerven und des Geistes) getan habe, zwischen guten und schlechten „Bedürfnissen“ und Begierden unterscheiden. Gut sind alle die zur Förderung eines gesunden Lebens notwendigen Bedürfnisse, vor allem aber alle Triebe zur sozialen Arbeit, schlecht dagegen alle, die dem Leben und der Gesundheit des Einzelnen schaden oder die Rechte, resp. das Wohl der Gesamtheit beeinträchtigen. Letztere gehören meistens zum Luxus, d. h. zur Begier, wenn nicht zur Korruption. Dazwischen liegen an sich indifferente Begierden, wie z. B. solche nach dem Besitz schöner Sachen. Manche Gegenstände menschlicher Begierde sind an und für sich überhaupt schädlich; so der Genuss des Alkohols und der narkotischen Mittel. Andere werden nur durch das Uebermass zum schädlichen Luxus, so die Schlemmerei im Essen, die sexuellen Exzesse, das Geld, der Schmuck etc. Unter den Gegenständen der Begierde spielen sexuelle Objekte eine ungeheure Rolle. Wenn ein Sultan oder Pascha sich eine enorme Anzahl von Frauen hält, so ist dies z. B. ein sozial schädliches Uebermass, ein Uebergriff in die Rechte anderer. Diesen Gegenstand haben wir zur Genüge an anderen Orten besprochen. Ich wollte hier nur mit Schwiedland andeuten, wie notwendig es ist, die, wenn auch so relativen und subjektiven Grenzen zwischen Begierde und Bedürfnis vom nationalökonomischen Standpunkte aus zu betonen und zu ziehen.

Kapitel XVI.

Die sexuelle Frage in der Pädagogik.

Wenn wir die Tatsachen der Kapitel IV, VI, VII und VIII zusammen fassen, so unterliegt es keinem Zweifel, dass das sexuelle Empfinden und der sexuelle Trieb eines jeden Menschen aus zwei Elementengruppen besteht: 1) aus den ererbten oder als Anlage mit auf die Welt gebrachten phylogenetischen Elementen, und 2) aus den durch die Einwirkung äusserer Umstände, der Gewohnheit und der Uebung im Lauf des Lebens erworbenen Elementen. Die ersteren schlummern zuerst im Menschen als Keimesenergien oder Anlagen und gehören zu seinem Charakter. Erst bei der Geschlechtsreife geschieht ihr tatsächliches Ausschlüpfen und ihre weitere Entwicklung auf Grund der Einwirkung äusserer Reize und derer Verarbeitung durch das Individuum und seinen Willen, d. h. durch das Gehirn. Die zweiten sind das Produkt der Einwirkung erotischer Reize und der Gewohnheit oder Uebung auf die ersten. An den ersten kann die Pädagogik nichts ändern. Sie sind einmal da und bilden die Grundlage für die Erziehungskunst. Die Aufgabe der letzteren kann also nur die sein, die genannten erblichen sexuellen Anlagen in möglichst zweckmässige, gute und gesunde Bahnen zu leiten. Wenn ganz perverse Anlagen vorhanden sind, wie ausgesprochene homosexuelle Triebe, Sadismus oder dergleichen, wird höchstens die ethische Erziehung im allgemeinen etwas für den Charakter tun und den Trieb etwas lindern können. An seiner Qualität jedoch wird sie nichts ändern. Man darf sich hier keinen Illusionen hingeben. Ueberall da hingegen, wo normale Durchschnittsanlagen vorhanden sind, kann die Erziehung sehr viel dazu tun, dass pathologische Abwege und Gewohnheiten vermieden und der Trieb normal entwickelt und in normale Bahnen gelenkt werde.

Wir haben besonders im Kapitel VII gesehen, dass die Angewöhnung an gewisse Sinneseindrücke die erotische Einwirkung

derselben stetig mindert, und dass umgekehrt der Erotismus, die Libido sexualis, durch ungewohnte Anblicke und sonstige Sinnesreize oder Vorstellungen, die das andere Geschlecht betreffen, besonders angeregt wird. In der Erziehung seiner Kinder pflegt der Mensch immer wieder den gleichen Fehler zu machen, nämlich seine Gefühle (die Gefühle des Erwachsenen) in das Kind hinein zu verlegen. Dasjenige, was einen Erwachsenen sexuell reizt, lässt ein sexuell unreifes Kind vollständig indifferent. Man kann daher in einer gewissen Weise sehr gut mit ihm darüber sprechen, und es ihm bekannt geben, ohne es sexuell zu reizen. Im Gegenteil, dadurch, dass das Kind sich daran gewöhnt, in harmloser Weise sexuelle Verhältnisse und Dinge als etwas Natürliches zu betrachten, werden seine Neugierde und sein Erotismus später viel weniger dadurch erweckt, weil sie den Reiz der Neuheit verloren haben. Ist das Kind an den Anblick des nackten Körpers Erwachsener gewöhnt, so findet es an dessen Geschlechtsorganen nichts besonderes und wird z. B. ganz selbstverständlich finden, wenn es in einem gewissen Alter die sogenannten Schamhaare bekommt. Man sieht dagegen Kinder, die mit grösster Prüderie und in voller Unwissenheit über sexuelle Dinge erzogen wurden, sich über das Wachsen der Schamhaare furchtbar aufregen und schämen, und zugleich dadurch erotisch gereizt werden. In noch erhöhterem Masse gilt dies von dem Eintritt der Menstruation bei den Mädchen und von den ersten Samenentleerungen bei den Knaben. Das Geheimnis, mit dem alle diese Dinge und überhaupt alles umgeben wird, was mit den sexuellen Funktionen einhergeht, ist nicht nur für viele Kinder ein Gegenstand der Angst und der Qual, sondern es reizt ausserdem ihre Neugierde und ihren beginnenden Erotismus, so dass sie schliesslich in den meisten Fällen von sehr unlauterer Seite durch schlechte Menschen oder verdorbene Kinder, durch Beobachtungen von Tierbegattungen, durch schmutzige Bücher u. dgl. m. in höchst ungeeigneter Weise aufgeklärt werden. Das allerschlimmste ist, dass dann diese Aufklärung sehr gewöhnlich mit onanistischen Manipulationen oder gar mit Verführung zur Onanie oder zu sexuellen Perversitäten, oder auch mit der Einführung in die Prostitution einhergeht. Die Unschuld, wie man sie nennt, d. h. die naive Unwissenheit eines reifenden Kindes, besitzt einen besonders anziehenden Reiz für Wollüstlinge beider Geschlechter, indem sie in der Verführung des jungen Wesens einen raffinierten Genuss erster Ordnung finden. Die Eltern sind sich

leider selten der Tragweite ihrer Unterlassungssünde bewusst, wenn sie ihre Kinder mit Ausflüchten, Ausreden und Lügen über ihre naiven Fragen bezüglich sexueller Dinge abspeisen. Ich bin glücklich, hier die Ansicht einer aufgeklärten Familien-Mutter, der Frau Schmid-Jäger (De l'éducation sociale de nos filles, Lausanne, Maison du Peuple, 1904) erwähnen zu können, mit welcher ich vollständig übereinstimme. Im Folgenden gebe ich ungefähr ihren Gedankengang wieder:

Alle, oder wenigstens fast alle Mütter, erziehen ihre Töchter für die Ehe; darf man behaupten, dass sie dieselben so gut wie möglich vorbereiten? Gewiss nicht; heute noch vernachlässigt man die elementarste Kenntnis, die eine zukünftige Gattin und Mutter haben muss, und seit Jahrhunderten heiraten junge Mädchen in mehr oder weniger vollständiger Unwissenheit ihrer natürlichen Funktionen und Pflichten. Freilich lehrt man sie, öfters wenigstens, kochen, nähen und haushalten; aber man sagt ihnen nichts über ihre sexuellen Funktionen und deren Folgen. In Zürich hat man neulich eine Schule für solche Wärterinnen gegründet, die Wöchnerinnen zu pflegen haben. Diese Schule öffnet auch ihre Türen denjenigen Mädchen, die, ohne Wärterinnen werden zu wollen, eine praktische Spitalschule durchzumachen wünschen, um in ihrer Familie die Kranken und speziell die Neugeborenen und Wöchnerinnen pflegen zu können. Das ist eine höchst lobenswerte Neuerung und sollte überall in erweitertem Masse eingeführt werden. Wie ungeschickt, einfältig und unfähig zeigt sich nicht die junge Ehefrau, die von diesen Dingen nichts versteht, und wie teuer muss sie oft diese Unwissenheit bezahlen. So einfach liegen die Dinge heute beim Menschen nicht, wie bei den Tieren, deren Instinkt genügt, um ihre Jungen zu pflegen. Neuerdings hat in Zürich Frau Dr. med. Hilfiker einen viel weiter gehenden Vorschlag entwickelt, der jedoch die Hülfe des Gesetzgebers erfordert. Sie sagt, die Männer besässen zur Trainierung ihrer Muskelkraft die Pflicht des Militärdienstes. Nun sollte man für alle gesunden Mädchen, die noch durch kein Gewerbe daran gehindert werden, als Ersatz für den Militärdienst, nach vollendetem 18. Jahre einen einjährigen Dienst in Spitälern, Asylen, Frauenkliniken, Krippen oder Volksküchen einführen. Man würde dadurch zugleich die Frauen sozial nützlich bilden und den bezüglichen Instituten brauchbare Kräfte zuführen. Warum sollten die Männer allein einen obligatorischen sozialen Dienst verrichten müssen?

Natürlich wird eine so revolutionäre Idee grosse Entrüstung und Opposition hervorrufen. Vor allem werden die Mütter des Bürgertums, in ihren intimsten Gefühlen verletzt, erklären, sie können nicht zugeben, dass ihre Töchter da Dinge zu hören und zu sehen bekommen, die ihnen bis zur Heirat verborgen bleiben müssen. O heilige Einfalt! Warum verbergen? Wäre es nicht logischer, unsere Töchter dadurch zur Ehe vorzubereiten, dass wir ihnen sagen, was die Ehe ist, was sie fordert und wozu sie verpflichtet? Wenn auch ein unbewusstes, ist es doch ein wahres Verbrechen von seiten der Eltern und Pädagogen, sich den sogenannten Aufklärungspflichten zu entziehen. Die jungen Männer wissen eher, was sie tun, wenn sie heiraten. Ebenso grausame, wie unnatürliche Sitten fordern dagegen von unseren jungen Mädchen eine wahnsinnige Unwissenheit, die für ihre ganze Zukunft oft ungeheuer gefährlich ist. Wer mag diese lächerliche und verderbliche Idee zuerst ausgeheckt haben, dass ein reines Mädchen bis zum Augenblick, wo sie sich für ihr ganzes Leben bereits verpflichtet hat ihre sexuellen Pflichten zu erfüllen, rein nichts über ihre bezügliche natürliche Rolle und über ihre bezüglichen Obliegenheiten wissen darf? Das Strafgesetz bestraft diejenigen, die andere Leute überreden, Verpflichtungen auf sich zu nehmen, deren wahre Natur und Konsequenzen sie ihnen absichtlich verheimlichen. Sollte man nicht diejenigen Eltern ähnlich bestrafen, die ihre unwissenden Töchter an Männer vergeben, die sogenannte unschuldige Bräute fordern? Einige Frauen erwidern darauf, die Ehe wäre zu traurig und zu wenig reizend, wenn keine Illusionen vorangingen. Es wäre schlimm genug, wenn man mit zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren keine Illusionen hätte. Man hat in der Jugend immer viel Illusionen in allen Gebieten. Solche, die mit der Natur der Jugend selbst zusammenhängen, sind gesund und gut; nicht dagegen phantastische Träume, die mit der Wirklichkeit in krassem Widerspruch stehen, sodass ihnen eine jähe Enttäuschung folgen muss. Wer in idealen Wolken bis zur Ehe lebt, riskiert in der Regel, arge Erschütterungen zu erfahren. Eine richtigere, mit sexueller Aufklärung verbundene Erziehung würde den jungen, allzu vertrauensseligen Weibern nicht nur plötzliche und grausame Enttäuschungen ersparen, sondern zugleich das ethische Niveau der Ehemänner heben. Weiss die zukünftige Gattin genau, was sie tut, wenn sie heiratet, so wird sie von ihrem Bräutigam festere Zukunftsgarantien resp. Vergangenheitsbelege fordern.

Uebrigens wird alle Opposition gegen die neuen Anschauungen in diesem Gebiete nichts nutzen. Schon jetzt sind unsere jungen Mädchen nicht mehr so blind zu leiten; sie werden selbst sich mehr und mehr zu befreien suchen. Wäre es nicht besser, ihnen hierin entgegenzukommen und sie rechtzeitig zu warnen? Mit unglaublicher Gleichgültigkeit entlassen viele Eltern ihre Töchter weit weg in einen Beruf, ohne weiter daran zu denken, welchem herz- und gewissenlosen Don Juan sie als Beute zufallen können, wenn man sie unwissend und naiv vertrauensselig ziehen lässt. Wir sprechen hier nicht einmal von den Fällen, die durch die Kuppler gestellt werden (siehe Kapitel IX). Ein sexuell aufgeklärtes Mädchen könnte ausserdem um sich herum viel weibliches Unglück lindern. Statt mit hochmütiger Verachtung oder ängstlicher Scheu auf unverheiratete Mütter und ähnliche Unglückliche mehr herabzusehen, würde sie dieselben mit Verständnis trösten und ihnen beistehen; statt mit Illusionen ins Leben zu treten, würde sie die herbe Wirklichkeit durch edlere, soziale Regungen milder zu gestalten suchen.

Womit und wann soll man nun beginnen? Durchaus nicht erst unmittelbar vor der Hochzeit, sondern womöglich in der Kindheit. Theoretisch gibt man zu, dass man die Kinder nicht anlügen darf, wie man will, dass sie ein unerschütterliches Vertrauen zu ihren Eltern haben und selbst die Wahrheit sagen sollen. Selbstverständlich kann man einem kleinen Kinde nicht alle Details der sexuellen Frage erklären, aber man kann seine Fragen seinem Alter entsprechend wahr beantworten und wenn das Kind weiss, dass man so tut, wird es gelegentlich die folgende Antwort gern annehmen: „Du bist noch zu klein, um dies zu begreifen, ich werde es dir sagen, wenn du grösser bist.“

Jedes Kind fragt einmal seine Mutter, wenn es offen mit ihr sprechen darf, wie die Kinder zur Welt kommen. Darauf kann diese um so leichter antworten, als das Kind dies selber bei Haustieren, Insekten etc. zu beobachten Gelegenheit hat. Warum soll ihm nun die Mutter verheimlichen, dass es bei den Menschenkindern sich gleich oder ähnlich verhält wie bei den Tierkindern? Es legt darin keinen der bösen Nebengedanken, die unser Erotismus nachträglich damit verknüpft hat. Die Kinder sehen viel besser, als wir glauben. Ein kleines Mädchen, das man mit der lächerlichen Storchgeschichte abgespeist hatte, sagte einmal zu ihrer Mutter: „Mama, ich freue mich so, Grossmama bekommt gewiss ein Baby.“ Die Mutter erschrak. „Aber ja“, sagte die Kleine,

„sie hat gerade so einen grossen Bauch, wie unsere Katze, wenn sie bald Junge kriegt.“ Frau Schmid garantiert die Authentizität dieses Geschichtchens. Sie fügt hinzu, dass sie mit zehn Jahren durch eine Schulkameradin darüber aufgeklärt wurde, dass ihre damals eben geborene Schwester nicht durch den Storch gebracht, sondern von ihrer Mutter geboren wurde. Diese natürliche Tatsache erregte bei ihr keinen Anstoss, wohl aber wurde ihr Vertrauen zu den Eltern an jenem Tag stark erschüttert.

Zuerst begnügen sich die Kinder damit, zu wissen, woher die kleinen Brüder und Schwestern kommen. Nach und nach aber denken sie nach und fangen an, sich darüber bei Vertrauenspersonen zu erkundigen, wie solche kleinen Wesen sich im Mutterleibe entwickeln können. Nun soll man eine Gelegenheit abwarten, um ihnen so einfach wie möglich die Begattung zu erklären. Frau Schmid erzählt, wie sie ihren eigenen Kindern die erste derartige Erklärung abgab. Ihr achtjähriger Sohn und seine zwei älteren Schwestern stritten lebhaft über den Hühnerhof. Die zwei Mädchen fanden den Hahn sehr bös und vollständig überflüssig, da er keine Eier lege. In seinem männlichen Stolz verletzt, nahm der Knabe den Hahn in Schutz und erklärte, er müsse entschieden zu etwas nützlich sein, nur wisse er nicht wozu. Die Streitfrage wurde nun vor den mütterlichen Gerichtshof gebracht. Die Mutter erklärte alsdann den Kindern ganz offen, dass die Hühner freilich ohne Hahn Eier legen könnten, dass aber diese Eier sich dann nicht entwickeln; der Hahn müsse den Hennen den Samen dazu geben; ohne einen Vater Hahn gäbe es niemals junge Hühnerkinder. Darüber war der Junge sehr stolz und erwiderte sofort mit einfacher und reinster Kinderlogik: „Nicht wahr, Mama, es gäbe auch bei uns keine Kinder ohne Papa?“, was die Mutter natürlich sofort bestätigte. Darauf kehrten die Kinder vergnügt zu ihrem Spiel zurück. Man kann auch die Botanik und die Zoologie zu dieser zweiten Einweihung benutzen, die, wie Frau Schmid zugibt, weniger leicht als die erste ist. Sie meint auch, man könnte den Kindern in der Schule ebensogut über die Fortpflanzung des Menschen sprechen, als über diejenige der Pflanzen und der Tiere. In der Tat wäre das der beste Weg, vorausgesetzt, dass der Lehrer und die Lehrerin dies taktvoll anzugreifen verstehen. Ich füge hinzu, dass die Aufklärung der Kinder über die sexuelle Frage naturgemäss so zu geschehen hat, dass der Vater oder der Lehrer die Knaben und die Mutter oder die Lehrerin die Mädchen auf-

klärt, soweit es wenigstens möglich ist. Mit vollem Recht sagt Frau Schmid, dass die Eltern meistens weniger aus Ueberlegung, als aus feiger Angst vor der Schwierigkeit, sich mit ihren Kindern anständig auseinander zu setzen, davor zurückschrecken, dieselben rechtzeitig aufzuklären. Manche Mütter würden nie mit einem ganz unwissenden Kind davon beginnen, fangen aber sofort an, über sexuelle Dinge mit ihren Kindern und zwar durchaus nicht immer im ernsten und würdigen Tone zu sprechen, sobald sie merken, dass sie bereits mehr oder weniger viel von anderer Seite davon gehört haben.

Es ist zu bedauern, dass so wenig Pädagogen sich mit dieser Frage befasst haben und dass man es den unlautersten Quellen, den Dienstboten, den verdorbenen Kameraden, den schlechten oder pornographischen Büchern etc. überlässt, seine eigenen Kinder über die sexuelle Frage aufzuklären. Dadurch entsteht eine sehr schädliche, das Vertrauen beiderseits erschütternde Entfremdung zwischen Eltern und Pädagogen auf der einen und den Kindern auf der anderen Seite. Auch früh erworbenen sexuellen Perversionen oder frühzeitiger Entfaltung eines ungesunden Sexualtriebes wird man nicht durch Prüderie, vage Moralpredigten, grosse strenge Augen, wenn das Kind irgend etwas davon verrät und dergleichen mehr, sondern nur durch Offenheit und Liebe wirksam entgegenarbeiten. Mit Ausflüchten und sogenannter moralischer Strenge erreicht man nur Entfremdung, Unwahrheit und Heuchelei, und das ist vom Uebel.

Soweit Frau Schmid. Im weiteren aber betont sie, genau wie wir, die Notwendigkeit, die Mädchen arbeiten und sie einen Beruf lernen zu lassen, damit sie den Lebenskampf, komme was wolle, zu bestehen imstande sind und sich nicht blindlings in die erstbeste Ehe oder gar in die Prostitution werfen, um nicht zu darben oder zugrunde zu gehen. Hierbei betont auch sie mit vollem Recht, dass die Haus- und Mutterarbeit einer Ehefrau ebensogut als Erwerbsarbeit taxiert zu werden verdient, wie die speziellere Berufsarbeit des Mannes ausserhalb des Hauses.

Ich brauche nicht zu sagen, dass die sexuelle Aufklärung der Knaben ebenso nötig ist, wie diejenige der Mädchen. Sie laufen zwar nicht wie letztere die Gefahr, infolge ihrer Unwissenheit in schwere Abhängigkeit durch Ehe oder Schwängerung zu geraten. Umso grösser dagegen sind die Versuchungen und Verführungen, die ihnen auf den Weg gelegt werden. Sind sie einmal sexuell,

sei es durch Onanie, sei es auf andere Weise missleitet, so schaden sie sich sehr viel und ist es sehr schwer, sie wieder auf den rechten Weg zu bringen. Deshalb richte ich an alle Väter und Erzieher die gleiche Aufforderung, die Frau Schmid an die Mütter und Erzieherinnen stellt: Seht euch rechtzeitig vor und wartet nicht ab, bis die Knaben von unlauterer Seite aufgeklärt werden oder gar durch erotische Neugierde bereits verleitet und verführt sind. Solche Verführung geschieht meistens durch schlechte Kameraden, nicht selten aber auch durch erwachsene erotische Weiber.

Einige wichtige pädagogische Leitsätze müssen wir noch voranschicken.

Im Gehirn des Menschen sind Intellekt und Gefühle innig verbunden und aus beiden zusammen entstehen die Willensentschlüsse, die wiederum, je nach ihrer Festigkeit und Dauer, gewaltig auf das Gehirnleben zurückwirken. Es ist daher eine schwere Illusion zu glauben, man könne dogmatisch und theoretisch diese drei Hauptgebiete der menschlichen Seele, Intellekt, Gefühl und Wille separat, jeden für sich behandeln. Es ist vor allem ein Fehler, wenn die Schule den Intellekt allein bilden zu können sich einbildet und glaubt, die Pflege des Gemütes und des Willens den Eltern überlassen zu müssen. Es ist ein noch grösserer Unsinn, auf die Gefühle und zwar spezieller auf die ethischen Gefühle, auf das Gewissen, durch sogenannte Moralpredigten und Strafen einwirken zu wollen. O diese Moralpredigten, o dieser theoretische Sittenunterricht; was sind das für Missgeburten. Als ob Gewissen und altruistische Gefühle mittelst abstrakter dogmatischer Sätze dem nur für Konkretes empfänglichen Kindergehirn eingetrichtert werden könnten! Täglich kann man in fast jeder Familie sehen, wie die in ärgerlichem, gereiztem oder auch in pathetischem Tone gehaltenen Vorwürfe, die die Eltern in ewig gleicher Wiederholung des Inhaltes und des Tonfalles ihren Kindern machen, von denselben überhört oder mit verdutzter Miene, eventuell mit Tränen in den Augen entgegengenommen oder öfters noch mit nachgeahmten gereizten Gegenreden beantwortet werden, im übrigen aber spurlos wie der Wind an einer Mauer an ihrer Seele vorüberziehen. Die ganze Sache macht einem guten Beobachter den kläglichen Eindruck einer Drehorgel, deren Melodie sich beiderseits sozusagen automatisch abspielt. Wenn das die Moral sein soll, die auf Kinder einzuwirken hat, kann man sich über ihre Erfolglosigkeit nicht wundern. Was die Eltern dabei nicht merken, ist, dass



sie ihren eigenen Schwächen und Launen unter der Firma „Kinderzanken“ freien Lauf lassen. Die Kinder merken es aber umso besser, bewusst oder unbewusst, und reagieren danach.

Der wahre ethische Unterricht, die wahre ethische Beeinflussung der Kinder, liegt in der ganzen Art und Weise, wie man zu ihnen spricht, wie man mit ihnen verkehrt, wie man sie behandelt. Warmes Gefühl, Wahrhaftigkeit, Ueberzeugung und Festigkeit müssen darin zum Ausdruck kommen, und sie allein können in der kindlichen Seele Sympathie nnd Vertrauen für denjenigen erwecken, der auf sie zu wirken hat. Nicht das kühle moralische Wort, sondern das warme ethische Gefühl, das sich in allem äussern soll, was man spricht und tut, wirken ethisch erziehend auf das Kind. Ein Gelehrter, der in trockenem, langweiligem Ton sehr gründliche und gute Worte herunter leiert, lehrt seine Schüler bekanntlich nichts oder sehr wenig. Sie gähnen und sagen mit Recht, das könnten sie ebenso gut oder besser im Buche lesen oder im Lexikon nachschlagen. Wer dagegen mit Feuer und Ueberzeugung spricht und zu begeistern versteht, fesselt die Aufmerksamkeit und das, was er sagt, prägt sich den Gehirnen ein. Warum? Eben deshalb, weil im ersten Falle die Intelligenz ohne Gefühlsbetonung sich äussert, im zweiten dagegen die suggestive, ansteckende Kraft der Begeisterung die Zuhörer mit fortreisst, sie gewinnt, und dadurch indirekt ihren Intellekt viel mehr und nützlicher bereichert, als wenn ihnen nur tote Wissenschaft geboten wird, die das Gedächtnis füllt, das Herz aber leer lässt. Was nicht vom Herzen kommt, geht nicht zum Herzen, sagt das deutsche Sprichwort. Es geht aber auch viel schwerer in den Kopf. Ganz ähnlich wird der Wille durch die ausdauernde Tätigkeit erzogen. Schon das Kind muss für soziales Wirken begeistert werden; es muss angefeuert werden, uneigennützig, edel, aufopfernd zu handeln, ohne durch Aussicht auf Belohnung oder die Furcht vor Strafe dazu angespornt zu werden. Dieses kann durch ein Erziehungssystem wie dasjenige der Landerziehungsheime, die von Reddie in England zuerst gegründet, von Lietz in Deutschland und neuerdings von Frey und Zuberbühler in der Schweiz eingeführt, endlich die Ideen eines Rousseau, eines Pestalozzi, eines Owen, eines Frœbel praktisch verwirklicht haben. Es ist für den psychologisch gebildeten Pädagogen eine wahre Erquickung, der Erziehungsmethode der Landerziehungsheime in Haubinda (Thüringen) oder in Glarisegg bei Steckborn am Bodensee, beizuwohnen. Die Kinder

begeistern sich für ihre Schule; sie werden die Kameraden und Freunde ihrer Lehrer. Körperliche Abhärtung, Bildung der Vernunft, des Urteils und des Wissens gehen mit der Erziehung des Gemütes und des Willens einher. Nicht trockene Lehrbücher werden den Kindern in die Hand gegeben, sondern mit den Werken unserer grössten Schriftsteller werden sie vertraut gemacht, aus denen sie nicht nur Wissen, sondern gemütliche Anregung und Begeisterung schöpfen. Nicht durch drückende Schulaufgaben und die drohende Aussicht auf Examina wird ihnen die Freude am Leben verkümmert, sondern dadurch erhöht, dass man sie, was sie lernen sollen, so viel wie möglich zugleich erleben lässt. So wird das Gelernte wirklich ihr Eigenes und zu einem lebendigen Teil ihrer Persönlichkeit, anstatt als tote Gelehrsamkeit, als Fremdkörper, vielmehr denn als nützlicher, assimilierter Besitz, Gehirn und Gedächtnis zu belasten. Strafen kommen in den Landerziehungsheimen nur in der Art vor, wie sie sich als natürliche Folge der begangenen Fehler ergeben.

Nackt baden Knaben und Lehrer zusammen. Die sexuelle Frage wird dort anständig, offen, als etwas Natürliches, Selbstverständliches behandelt. Vor allem bildet der vertrauensvolle, offene Verkehr zwischen Knaben und Lehrern in Verbindung mit ungezwungener, körperlicher und geistiger Arbeit bei vollständiger Verbannung der alkoholischen Getränke, das beste und radikalste Heil- uud Vorbeugungsmittel gegen Onanie, sexuelle Frühreife und sonstige sexuelle Perversitäten, sofern sie nicht etwa angeboren sind. Selbstverständlich können auch solche Schulen angeborene, pathologische Sexualtriebe nicht kurieren und angeborene, sexuelle Frühreife nicht verhindern. Immerhin gibt es keine Internate, die in dieser Beziehung gleich günstige Verhältnisse darbieten, denn, wenn ein Knabe eine sexuelle Perversion merken lässt, kommt die Sache bald an den Tag. Ich verweise hier auf das Buch von Wilhelm Frey: Landerziehungsheime (Leipzig 1902 bei Julius Klinkhardt), sowie auf meine Hygiene der Nerven und des Geistes (Stuttgart, bei Ernst Heinrich Moritz 1903), wo ich auch diese Frage besprochen habe.

Was unsere Pädagogie und unser Unterricht bisher nicht verstanden haben, das ist, den Menschen richtig zu werten. Der soziale Wert eines Menschen besteht aus zwei Faktorengruppen: Die erblichen Anlagen (geistige und körperliche) und die anerzogenen oder angelernten Fähig-

keiten. Ohne genügende erbliche Anlage in einem gewissen Gebiet scheitern die bezüglichen Lehr- und Lernbemühungen meistens kläglich. Ohne entsprechenden Unterricht und Uebung verkümmern oft die besten Anlagen, oder tragen wenigstens keineswegs die Früchte, die sie hätten tragen können. Die erblichen Anlagen beziehen sich aber nicht nur auf sogenannte Wissensgebiete, wie die herkömmliche Schulmeisterei oft anzunehmen scheint, sondern auf alle Gebiete des menschlichen Lebens, vor allem der Seele. Gute Anlagen im Gebiet des Willens, des Gefühls, des Urteils, der Phantasie, wie vor allem die Ausdauer, das Pflichtgefühl, die Gewissenhaftigkeit, die Strenge gegen sich selbst, die Fähigkeit, logisch zu denken und das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, die Kombinationsgabe mit Bezug auf Denken und ästhetisches Fühlen bedeuten viel höhere menschliche Werte, als eine rasche, rezeptive Auffassungsgabe und ein gutes Gedächtnis für Worte und Sätze. Letztere sind jedoch nahezu die einzigen Fähigkeiten, welche bei unseren massgebenden Schulprüfungen, von der Primarschule bis zur Hochschule, letztere mit inbegriffen, in Betracht kommen. Soll man sich da wundern, wenn bei einem so grundfalschen resp. einseitigen Massstabe die trockensten Früchte, die gewöhnlichsten Streber, Echogehirne und Autoritätenanbeter alle hohen offiziellen, und auch die meisten hohen nichtoffiziellen Gesellschaftsstellungen erklettern? Mit gutem Gedächtnis und Auffassungstalent kann man dies sogar ohne die Protektion des Senioren-Konvents, des Klerus oder des Freimaurerordens! Ohne die genannten Gaben werden die tüchtigsten und sogar oft die genialsten Menschen auf die Seite geschoben, oder kommen nur auf Umwegen, nach unsäglicher Mühe und Zeitverlust, durch. In den Landerziehungsheimen hat besonders Herr Dr. Hermann Lietz ein wirklich mustergültiges System der sozial-psychologischen Wertung der Schüler eingeführt. Alle Resultate werden zuerst nach zwei Massstäben gewertet: a) individuell: Entsprechen die Leistungen immer und vollkommen den Fähigkeiten des Schülers? b) objektiv: Nach dem menschlichen Normalmassstab, d. h. sind die Leistungen sehr gut, gut, mittelmässig, schlecht? Dann aber werden die verschiedenen Gebiete der Psychologie und der menschlichen Tätigkeit durchgenommen, was in derartigen Schulen möglich ist, denn dort wird der ganze Mensch erzogen:

I. Körperliche Resultate: Gesundheit, Krankheiten, Körpergewicht, Geschicklichkeit, Wandern, Laufen, Schwimmen, Radfahren, Spiel, Ski, Turnen, Ringen.

II. Betragen: Ordnung, Reinlichkeit, Pünktlichkeit; Sauberkeit in den Schulheften. Nach aussen, etc.

III. Ethische und religiöse Resultate:

a) Betragen gegenüber 1. den Eltern (Korrespondenz), 2. den Lehrern, 3. den anderen Schülern, 4. dritten Personen, 5. sich selbst.
b) Wahrheitsliebe; Eifer und Pflichtgefühl: Treue in der Verwaltung seines eigenen und des ihm anvertrauten Eigentums; vertrauenswürdig? gewissenhaft? Gefühle der Solidarität und der Uneigennützigkeit.
c) Kraft: 1. des ethischen Gefühles, 2. des ethischen Verständnisses, 3. des ethischen Willens.

IV. Intellektuelle Resultate:

a) Praktische Arbeiten: Gärtnerei, Landwirtschaft, Tischlerei, Dreherarbeiten, Schlosserei, Schmiedearbeiten.
b) Kunst: Modellierarbeiten, Zeichnen, Schrift, Redefähigkeit, Deklamation, Instrumentalmusik.
c) Kenntnisse: 1. literarisch-humanistische, 2. physikalisch-mathematische und naturwissenschaftliche. (Hier übergehe ich das allbekannte Detail.)

V. Allgemeine Resultate:

a) Kraft: 1. des Charakters, 2. des Körpers, 3. der Intelligenz, 4. der Beobachtungsfähigkeit, 5. der Phantasie, 6. des Urteiles.
b) Wert: 1. der praktischen, 2. der künstlerischen, 3. der wissenschaftlichen Leistungen.

Mit derartigem Massstabe gemessen, gewinnt der menschliche Wert eines Schülers ein total anderes Gepräge als mit demjenigen der üblichen Schulprüfungen. Man wird auch auf solche Weise mit ganz anderer, obwohl noch relativer, Zuversicht voraussagen können, was aus einem Menschen werden wird, möge man auch in einzelnen Punkten das Lietz'sche Schema etwas ändern. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass in den Landerziehungsheimen keine Prüfungen stattfinden, denn das ganze Leben ist dort eine ständige Prüfung.

Erst auf der Basis einer richtigen Wertung der Menschen wird man auch eine richtige bewusste menschliche Zuchtwahl begründen können.

Auf allen Seiten fängt man jetzt auch an, zu begreifen, dass die gemeinschaftliche Erziehung beider Geschlechter in allen Schulen nicht nur nichts schadet, sondern umgekehrt, sexuell wie ethisch von Vorteil ist. In den Hochschulen hat sie sich bereits eingebürgert; in den Kleinkinderschulen und in vielen Primarschulen war sie von jeher üblich; am meisten jedoch sträuben sich die Mittelschulen. In Holland, in Italien, in Winterthur (Schweiz) ist sie jedoch auch in Gymnasien ohne jeden Nachteil, vielmehr mit bestem Erfolg durchgeführt worden. In neuester Zeit hat sich wieder Frl. Maikki Friberg aus Finnland auf Grund guter Erfahrungen jenes Landes sehr warm zugunsten der Coedukation beider Geschlechter ausgesprochen. Man fürchtet sexuelle Reizung. Das ist aber ein Irrtum, denn gerade die Gewöhnung, in tägliche Berührung mit einander zu kommen, neben einander zu sitzen etc., stumpft dieselbe, wie wir sahen, ab. Die verbotene Frucht verliert ihren Reiz, wenn sie nicht mehr verboten zu sein scheint und häufig aus der Nähe gesehen wird.

Selbstverständlich wollen wir damit nicht sagen, dass man Mädchen und Knaben in Internaten in gleichen Räumen schlafen lassen oder zusammen ins Bad führen soll. So weit sind unsere Sitten noch nicht, dass wir auf dem Standpunkt der jungen Indianerin angekommen wären, von der wir im Kapitel VI gesprochen haben und die es als unanständig empfand, vor anderen in Kleidern zu erscheinen, weil sie nackt zu gehen gewohnt war. Es handelt sich jedoch hier nicht um die Internate, sondern um die gemeinsame Erziehung in öffentlichen Schulen.

Wenn man von Coedukation spricht, bekommt man gewöhnlich noch als Antwort, Wesen und Beruf des Weibes seien von denjenigen des Mannes verschieden, weshalb auch der Unterricht ein anderer sein müsse. Darauf ist folgendes zu erwidern: Die Gegenstände der Welt, die Objekte des menschlichen Wissens und Könnens, mit einem Wort, die Lehr- und Lerngegenstände, sind die gleichen. So wenig es eine katholische und eine protestantische Chemie, katholische und protestantische Pflanzen, Tiere, Berge und Seen gibt, so wenig lassen sich diese Gegenstände in solche „für Mädchen“ oder „für Knaben“ einteilen. Was wechselt, ist die Art, wie der Mensch sie aufnimmt oder auffasst und ausnutzt.

In diesem Sinne allein spricht man z. B. von einer katholischen oder französischen Kunst, von einer protestantischen Literatur etc. Auch die Sprachen sind Lernobjekte; ein in Deutschland geborener Franzose wird sich die deutsche Literatur, ein in Paris geborener Deutscher die französische aneignen. Der Lernstoff steht also beiden Geschlechtern einheitlich zur Verfügung. Es ist somit zugleich eine Kraftvergeudung und eine Ungerechtigkeit, eine minderwertige Ausgabe dieses Stoffes und einen ebenso minderwertigen Unterricht für das weibliche Geschlecht zu organisieren.

Für jeden Lernstoff, unbekümmert um die Geschlechter, muss man den Unterricht möglichst gut und adaequat veranstalten. Dies gilt auch für Gegenstände, die man als spezifisch weiblich zu betrachten pflegt, wie Nähen, Damenschneiderei, Küche, Haushaltung u. dgl. Es soll dann jedes Geschlecht den einheitlichen Lernstoff nach seinen spezifischen Fähigkeiten, nach seinem Genius, aufnehmen, verarbeiten und verwerten. Es wird stets ein Teil des Unterrichts, das soziale Minimum, für alle obligatorisch, ein anderer Teil, die weitere individuelle Ausbildung betreffend, fakultativ (je nach Fähigkeiten und Willen) sein und bleiben. Schon im obligatorischen Teil kann man, trotz der Coedukation, gewisse Branchen für das eine Geschlecht obligatorisch und für das andere fakultativ erklären (z. B. das Nähen und die Geometrie). Alles, was überhaupt über den obligatorischen Schulunterricht hinausgeht, bleibt aber fakultativ, und so kann jedes Geschlecht frei wählen, wie heute in der Hochschule. Ganz von selbst, wie in der freien Natur, wird dann jeder Mensch, Mann wie Weib, seinen Weg zu suchen haben, denselben auch finden und die Gegenstände des Wissens nach seinem Genius verarbeiten.

Eine leider bis heute noch sehr verkannte, aber höchst wichtige Seite der sexuellen Pädagogie betrifft die angeborenen sexuellen Perversionen. Die herkömmliche Ansicht, in jeder sexuellen Abnormität ein erworbenes Laster zu sehen, dem man mit grösster sittlicher Entrüstung zu begegnen hat, zieht die allerschlimmsten Folgen nach sich. Sie führt die Jugend zu ganz falschen Begriffen und macht die Eltern wie die Erzieher blind für die Wahrheit. Wir haben uns nicht umsonst in Kapitel VIII über die widerlichen Erscheinungen der sexuellen Pathologie verbreitet. Dieselben sollten alle Erzieher und alle Eltern von Grund aus kennen. Dies genügt aber nicht. Diese Erscheinungen beginnen in der Kindheit. Lange

dauert es, ehe das sexuell perverse Kind zu einer Ahnung davon gelangt, dass seine Liebesneigungen oder seine Triebe von anderen als abnorm oder widernatürlich betrachtet werden. Jene psychischen Ausstrahlungen seines abnormen Triebes bilden oft sein heiligstes ahnungsvolles Gemütsinneres, den Gegenstand dunkler Hoffnungen und Kämpfe, die in Widerspruch mit dem Wesen und den Neigungen seiner Kameraden stehen, weshalb es sich und die Mitwelt in dieser Hinsicht nicht begreift. Seine Neigungen werden verspottet, missverstanden oder mit Ekel zurückgewiesen. Angst und Schamgefühl wechseln bei ihm mit perversen Begierden ab. Erst langsam und später, wenn die Geschlechtsreife eintritt, wird der Perverse seiner Ausnahmestellung in der Welt allmählig gewahr. Er fühlt sich zurückgesetzt, verlassen, zukunftslos, sieht seine Gefühlsideale als lächerliche Zerrbilder und sogar als sträfliche Ungeheuerlichkeiten von den Menschen mit Füssen getreten und muss seine Leidenschaft wie ein Verbrecher verbergen. Da der Charakter sehr häufig bei ihm impulsiv und schwach ist und sich mit einem starken, oft vorzeitigen Sexualtrieb verbindet, gerät er ausserordentlich leicht auf Abwege, besonders, wenn er willige Objekte oder gar gleichgesinnte, perverse Genossen entdeckt. So bilden sich schon in Mittelschulen häufig Gruppen junger Homosexualen; so gelingt es urningischen Mädchen in listiger Weise, in Pensionaten Freundinnen zu verführen und dergleichen mehr. Es genügt, auf diese Erscheinungen aufmerksam zu machen, die sich immer von neuem, bald hier, bald dort wiederholen und zu Schulskandalen führen, um einsichtigen, unvoreingenommenen Menschen klar zu machen, dass auch, und besonders aus diesem Grunde, eine frühzeitige vertrauliche Aufklärung der Kinder über die sexuellen Verhältnisse ein Gebot der Hygiene sowohl, als der Klugheit und der Ethik ist. Es liegt auf der Hand, dass, wenn Eltern und Lehrer ungezwungen und freimütig, wenn auch in geeigneter anständiger Weise mit den Kindern ihre Gedanken in dieser Materie austauschen, sie bald über deren sexuelle Beschaffenheit ins Klare kommen müssen. Man wird hiebei sexuell kalte und gleichgültige Mädchen, sowie andere entdecken, die umgekehrt sehr frühzeitig erotische Gefühle und Neigungen zeigen; man wird selbstverständlich mit beiden verschieden sprechen und verfahren, die ersten ganz ungeniert über alles aufklären, die zweiten dagegen vorsichtig behandeln, vor aller Reizung des Sexualtriebes warnen und besonders auf die Gefahren der venerischen Krankheiten, der unehe-

lichen Kinder, überhaupt der Verführung durch gewissenlose Männer aufmerksam machen. Man wird aber gelegentlich auch einmal hysterische Naturen finden, mit urningischen Neigungen, die sich in andere Mädchen verlieben, vor den Männern dagegen sexuelle Abscheu haben oder gar vielleicht einmal eine Sadistin. Bei Knaben wird man ähnliche Unterschiede in der Intensität und in der zeitlichen Entwicklung des Sexualtriebes entdecken; bei beiden Geschlechtern hat man sein Augenmerk auf die Onanie besonders zu richten. Gar nicht so selten wird endlich ein aufmerksamer Beobachter bei Knaben auf die relativ verbreiteten homosexualen Triebe stossen, seltener auf allerlei andere Perversionen, wie Sadismus, Masochismus, Fetischismus und dergleichen mehr.

Der grosse Vorteil solcher Entdeckungen ist der, dass man sexuell perverse Kinder einer besonderen Aufsicht unterstellen kann und sie vor allem von Internaten fern halten wird, wo sie in der Regel den grössten Versuchungen begegnen. Ein Homosexualer, der sich in einem Internat befindet, gleicht, wie schon gesagt, einem normalen Jüngling, den man im gleichen Zimmer oder im gleichen Bett mit Mädchen schlafen liesse, und an diese Gefahr denkt meistens niemand. Ist eine sexuelle Perversion jedoch einmal erkannt, so muss der Betreffende nicht als Verbrecher oder lasterhafter schlechter Mensch, sondern als abnormer Nervenkranker behandelt werden, der Gefahr für sich selbst und für andere in sich birgt. Man muss ihn in Behandlung nehmen und zugleich verhindern, dass er zum Infektionsherd für andere wird. Was speziell die Homosexualen betrifft, so muss man sie vor allem sorgfältig bis zum erwachsenen Alter behandeln und beaufsichtigen. Alsdann mögen sie eigene Städte bauen, untereinander Ringe austauschen und heiraten, wie sie es so gerne täten; das wäre ziemlich harmlos und man sollte sie gewähren lassen. Erwachsene normale Menschen können sich im ganzen leicht vor ihnen schützen, wenn sie in sexuellen Dingen gewitzigt und aufgeklärt sind. Das Kind dagegen hat das Recht, vor allen sexuellen Perversionen, wie auch vor sexuellen Attentaten jeder Art geschützt zu werden und die Gesellschaft hat die Pflicht, diesen Schutz zu organisieren. Das kann sie aber nicht, wenn sie nicht selbst aufgeklärt ist und die Jugend nicht in der Weise rationell belehrt, wie wir es hier entwickelt haben. Entdeckt man dann bei dieser Gelegenheit gefährliche Perversionen, wie vor allem den Sadismus oder die angeborene Kinderliebe, so sind Schutzmassregeln in be-

sonders hohem Grade nötig und müssen eventuell bis zur dauernden Internierung gehen. Gegen die Onanie gibt es ausser der Suggestion kein besseres Mittel, als gerade die Art der Erziehung, die in den Landerziehungsheimen herrscht, vor allem die unausgesetzte, mit geistiger, anregender Arbeit verbundene körperliche Beschäftigung. Wird dieselbe konsequent von Kindheit an durchgeführt, so treten überhaupt die Aeusserungen des Sexualtriebes später, mässiger und ruhiger auf, was im höchsten Grade wünschenswert ist und das ganze spätere Sexualleben des Menschen glücklicher gestaltet. Bei Besprechung der Onanie im Kapitel VIII sahen wir übrigens, dass sie der Ausdruck sehr verschiedenartiger Zustände sein kann. Danach hat man sich nun bei ihr zu richten.

Ein weiterer Vorteil frühzeitiger sexueller Aufklärung der Kinder ist ihre eigene Beruhigung. Viele Jünglinge und Mädchen verzweifeln förmlich, brüten oder werden melancholisch und weltflüchtig infolge irrtümlicher Gedanken, die sie sich über sexuelle Verhältnisse machen. Einerseits hören sie pornographische Schweinereien, die sie anekeln, während ihre Eltern über das grosse Mysterium schweigen, und anderseits regt sich in ihnen mächtig die sexuelle Begierde, die Befriedigung verlangt. Stellt sich beim Jüngling eine Samenentleerung, sei es von selbst, sei es infolge künstlicher Reizung ein, so werden Angst und Scham wach, wenn nicht gar alle möglichen Schreckgespenster von Krankheiten, lasterhafter Verkommenheit oder weiss Gott was noch hinzutreten. Dem Alleinstehenden, der sich so schämt und sich scheut, mit Eltern oder Freunden darüber zu sprechen, kostet es einen fast heldenmütigen Entschluss, wenn es überhaupt dazu kommt, sich einem Arzte oder gar seinem Vater anzuvertrauen. Derartige Zustände können besonders bei nervösen, etwas melancholischen oder hypochondrischen Naturen bis zum Selbstmord führen.

Ein fernerer Vorzug der Aufklärung der Kinder über die sexuellen Verhältnisse liegt noch darin, dass man sie gleichzeitig über die Vererbungsfrage und über die Gefahren keimverderbender Substanzen, sowie der venerischen Krankheiten aufklären kann. Anderseits muss man sehr darauf Bedacht nehmen, bei diesen Aufklärungen stets den eigenen Erotismus, wie denjenigen des Kindes nicht zu wecken und nicht mehr als nötig sich über sexuelle Dinge zu verbreiten. So nützlich auch die Aufklärung ist, so unnötig und schädlich ist es, sich beständig mit der Sache zu befassen. Man muss im Gegenteil durch anderweitige Interessen und Ar-

beiten die Aufmerksamkeit der Jugend soviel wie möglich von sexuellen Dingen ablenken, bis sie reif zum Heiraten ist. Hierzu gehört natürlich die Bekämpfung der Pornographie, der erotischen Literatur, der Prostitution etc. Leider sind sogar oft fromme Schriften, sogenannte gute Romane und allerlei Theaterstücke, die des Beifalls selbst anständiger Damen ihrer äusserlich dezenten Form wegen sich erfreuen, ganz voll kaum verhüllten Erotismus und reizen den Sexualtrieb viel mehr, wie wir schon sagten und noch im Kapitel XVII erläutern werden, als die rücksichtslosen realistischen Schilderungen eines Zola, eines Brieux und sogar vielleicht eines Guy de Maupassant (die Bilder in manchen illustrierten Ausgaben von Zola und Maupassant abgerechnet).

Ein erfahrener Arzt erzählte mir, wie in seiner Gegend die Bauernkinder, die die Begattung der Tiere beobachten, unter einander beim Baden und sonst oft Begattungsversuche machen. Die Sache ist an sich gewiss nicht empfehlenswert und soll bekämpft werden. Doch sind deshalb diese Bauern weder entarteter noch korrumpierter als Stadtbewohner; im Gegenteil. Eine rechtzeitige Aufklärung und liebevolle Warnung, besonders der Mädchen, wird auch hier die beste Remedur schaffen, besonders wenn unsere Kultur einmal von Alkohol und Klassenausbeutung bis ins Bauernland gereinigt sein wird. Uebrigens lernen die Mädchen gerade durch solche Versuche der Knaben, sich zu wehren. Was wird man aber von jenen österreichischen Richtern sagen, welche vierzehnjährige Knaben mit Gefängnis oder Zuchthaus bestraften, weil sie sich mit gleichalterigen Mädchen begatteten oder solche schwängerten? Hat man da die wirklich Schuldigen getroffen? Oder glaubte man gar, auf solche Weise diese Kinder zu bessern?

Eine pädagogisch sehr böse Rolle im sexuellen Gebiet spielt die Beichte der Katholiken. Mögen auch vornehm fühlende Priester die bereits erwähnten Liguori'schen Vorschriften derart mildern und interpretieren, dass sie den unverdorbenen jungen Leuten nicht oder kaum schaden, so muss doch selbst der gläubigste Katholik zugeben, dass die Priester Menschen und durchaus nicht alle vornehm und taktvoll geartet sind. Dieses genügt aber, um die Beichte zu einem sexuell depravierenden Institut zu gestalten, wenigstens in sehr vielen Fällen. Höchst lehrreich sind in dieser Hinsicht die Erlebnisse des im Kapitel XI schon zitierten genialen und ethisch hochstehenden ehemaligen katholischen Geistlichen, des Paters Chiniqui, der die Abstinenzreform in Kanada zuerst durchführte.

Bezeichnend ist wiederum folgendes Begebnis: Ein prüder Mann sah kleine Kinder beiderlei Geschlechter zusammen baden und sagte zu ihnen, das sei unanständig. Darauf erwiderte naiv ein kleiner Knabe: „Wir wissen ja nicht, wer Knabe und wer Mädchen ist, da wir keine Kleider anhaben." Aus so treffenden Antworten ersieht man deutlich, wie gewisse ethisch sein wollende Warnungen geradezu die Aufmerksamkeit der Jugend auf erotische Fragen zu lenken und die Lüsternheit zu erzeugen geeignet sind.

Eine wichtige Tatsache, die neuerdings aus Anlass furchtbarer Verbrechen die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gelenkt hat, ist die, dass augenscheinlich in manchen Fällen Lehrer und Erzieher in der körperlichen Züchtigung der ihnen anvertrauten Kinder die Befriedigung sadistischer Triebe suchen und finden. Man hat den Fall des Lehrers Dippold nicht vergessen, der aus Sadismus seine zwei jungen Schutzbefohlenen aufs entsetzlichste misshandelte, den einen sogar zu Tode marterte. Die durchaus zuverlässige „Arbeiterzeitung" in Wien veröffentlicht (mit Namennennung) die Tatsache, dass der regierende Fürst eines deutschen Duodezstaates, so oft in seiner Residenz einem Schulkind vom Lehrer eine körperliche Züchtigung diktiert wird, die Züchtigung höchst eigenhändig zu besorgen beliebt. Sie führt diese eigentümliche Liebhaberei des erlauchten Herrn auf sadistische Gelüste zurück. Anderswo wurden viele Kinder längere Jahre hindurch von einem Manne immer wieder geprügelt, der sich fälschlich als Polizeiagenten ausgab und die armen Jungen dadurch einschüchterte, dass er ihnen mit Anzeige und gerichtlicher Strafe drohte, falls sie sich über die erlittenen Misshandlungen beklagten. Endlich jedoch wurde er von einem mutigen Knaben angezeigt und so kam die Sache an den Tag. Der Sadismus braucht sich also durchaus nicht immer als Lustmord kund zu geben. Es sind vielmehr zweifellos mildere Formen desselben, als Prügellust und Trieb zu Misshandlungen aller Art (geistigen wie körperlichen) viel häufiger. Dieselben bilden sozusagen eine Art Komplement zur sexuellen Wollust bei pathologischen Individuen, deren Sexualtrieb nur teilweise pervertiert ist. Diese bisher fast unbeachtete Tatsache dürfte einen Grund mehr zur Abschaffung der Prügelstrafe in allen Schulen geben, denn die Raffiniertheit und Verschlagenheit der sexuell Perversen kennt keine Grenzen. Ihre Perversion versteckt sich unter hunderterlei heuchlerischen Vorwänden, durch welche selbst die tüchtigsten Menschen erfahrungsgemäss sehr lange Zeit getäuscht

werden können, wie man es im Fall Dippold, sowie in den meisten anderen beobachten konnte. Die Prügelstrafe der Schulkinder ist eine nutzlose und direkt schädliche Roheit. Es ist eine Schmach für die Kultur, dass sie noch vielfach aufrecht erhalten wird, zu einer Zeit, wo man sie selbst bei den Zuchthaussträflingen abgeschafft hat. Aber auch von seiten roher Eltern oder Vormünder sind besonders Stiefkinder und uneheliche Kinder oft scheusslichen Misshandlungen ausgesetzt, bei welchen sexuelle Verhältnisse und Alkoholismus eine grosse Rolle spielen. Hier möchten wir wieder, der Kürze halber, auf die neueste Schrift Lydia von Wolfrings aufmerksam machen (Das Recht des Kindes; Vorschläge für eine gesetzliche Regelung. Allgemeine österreichische Gerichtszeitung 1904). Die Verfasserin, die sich den Rechtsschutz der Kinder zur speziellen Aufgabe gesetzt hat, macht folgende Vorschläge gegen alle diejenigen Eltern und Vormünder, welche an ihren Kindern oder Mündeln strafbare Handlungen begehen, dieselben zu strafbaren Handlungen verleiten oder sie gegen dritte Personen nicht zu schützen vermögen, die die Kinder in genannter Weise missbrauchen (letzteres kommt besonders bei Konkubinen, Witwen etc. vor):

1. Aberkennung der elterlichen Gewalt und Bestellung eines (eventuell eines anderen) Vormundes.

2. Eventuell gänzliche Entziehung der Kinder.

3. In allen Fällen, wo die überlebende Ehehälfte, die noch unmündige Kinder hat, eine zweite Ehe oder ein Konkubinat eingeht, Bestellung eines „Mitvormundes“.

4. Entziehung der elterlichen und spezieller der väterlichen Gewalt bei allen Vätern (eventuell Müttern), die die materielle Last der Erziehung ihrer Kinder auf die private oder öffentliche Wohltätigkeit abwälzen, ohne dazu durch Erwerbsunfähigkeit gezwungen zu sein.

Wenn auch nicht direkt hieher gehörend, so bieten diese Vorschläge indirekt einen grossen Schutz gegen den sexuellen Missbrauch der Kinder (man denke nur an die Verleitung derselben zur Prostitution durch gewissenlose Eltern). Was den Vorschlag No. 4 betrifft, erinnere ich an das im Kapitel XII Gesagte. Es müssen später derartige Eltern, trotz der Aberkennung ihrer Gewalt, zu Arbeitsleistungen für den Unterhalt ihrer Kinder gesetzlich gezwungen werden.

Ich muss leider zugeben, dass das hier entworfene Bild einer sexuellen Pädagogik der Zukunft noch herzlich weit von seiner Verwirklichung entfernt ist. Die Landerziehungsheime, die der zukünftigen Staatsschule als Vorbild voranleuchten sollten, sind noch sehr dünn gesäet, und bis Staat und Volk zu einer klareren, vorurteilsloseren Auffassung der sexuellen Frage gelangt sein werden, was noch in weiter Ferne zu liegen scheint, dürfte eine rationelle sexuelle Pädagogik allgemein nicht durchzuführen sein. Einstweilen muss sich somit jeder helfen, wie er eben kann. Die Eltern können aus freiem Entschluss viel tun, auch manche Lehrer vieles erreichen. Vor allem aber müssen junge Leute, denen es ernst ist mit sozialen Reformen, nicht durch leere Phrasen oder aus Pose oder um aufzufallen, sondern aus innerster Ueberzeugung heraus in der Art ihrer sexuellen Verhältnisse, ihrer Verurteilung alter, einer wahren menschlichen Ethik zuwider laufenden Sitten und ihrer Zustimmung für sexuelle Reformen mit Tat und Beispiel vorangehen, d. h. gegen Geldehen, Eheformalismus, Gütergemeinschaft, Prostitution und dergleichen, sowie umgekehrt für richtige Zuchtwahl, Erziehung etc. in dem von uns angedeuteten Sinne durch eigene Tat Stellung nehmen.

Kapitel XVII.

Sexualleben und Kunst.

Die Kunst*) stellt die Bewegungen unseres Gefühlslebens in harmonischer Form dar. In je feinerer Art sie sich mit Elementen der Erkenntnis assoziiert, desto höher wird und wirkt die Kunst. Die Intensität ihrer Wirkung jedoch hängt noch von der Gewalt ab, mit welcher unsere Gefühle in Bewegung gesetzt werden. Die Kunst braucht auch Dissonanzen, nicht nur in der Musik, um durch Kontrastwirkung die Harmonie ihrer Gefühlstöne besser hervortreten zu lassen und zugleich gewaltiger und verschiedenartiger auf das Gemüt einzuwirken. Durch packende Schilderungen des Hässlichen weckt sie die Sehnsucht nach dem Schönen. Die Kunst muss aber spontan, innerlich wahr sein. Man darf ihr nichts Gemachtes, Manieriertes, auch keine intellektuelle oder moralische Schulmeisterei anmerken. Das positive ästhetische Gefühl oder das Gefühl des Schönen ist übrigens sehr relativ und hängt zu einem wesentlichen Teil von der phylogenetischen Anpassung der menschlichen Gefühle und von den Gewohnheiten und Sitten ab. Für einen Mistkäfer sind Mist und Mistgeruch gewiss schön, für uns hässlich. Ein Urning findet den Mann schöner als das

*) Die Phylogenie der Kunst ist noch sehr unklar. Die Ansicht Darwins, nach welcher sie aus der sexuellen Bewerbung abzuleiten wäre, ist im Gegensatz zum sonstigen Scharfsinn des grossen Forschers derart an den Haaren herbeigezogen, dass sie mir nie einleuchten konnte (s. auchLameere: „L'évolution des ornements sexuels", Bruxelles, Hayez, 1904). Schon Aristoteles erkannte in der Kunst die Prinzipien der Darstellung des Schönen und der Nachahmung oder Nachbildung. In einem vortrefflichen Vortrag, in welchem er Darwins Ansicht widerlegt (Die Anfänge der Kunst und die Theorie Darwins, Hessische Blätter für Volkskunde, Band III, Heft 2 und 3), betont Prof. Karl Groos in Giessen noch besonders das Prinzip der Selbstdarstellung, der Objektivierung der eigenen inneren Erregung (bei Tieren z. B. die Freude an der eigenen Stimme). Bewegungsdrang und Spiel mit der Bewegung (solche Spiele finden wir sogar schon bei Ameisen) gehören wohl zu den ersten autonomen Schöpfern der

Weib. Ein Wilder und ein Bauer finden schön, was ein Kulturmensch und ein verfeinerter Städter hässlich finden etc.

Es ist daher kein Wunder, wenn die Saite, deren Klang das Gefühlsleben des Menschen am gewaltigsten beeinflusst, die sexuelle Liebe, in allen Künsten so vielfach angeschlagen wird. Die Musik verleiht den sexuellen Gefühlen und ihren psychischen Ausstrahlungen Ausdruck durch Töne der Sehnsucht, der Leidenschaft, des Jubels, der Traurigkeit, der Enttäuschung und Verzweiflung, der ekstatischen Hingebung und Verzückung usw. In Skulptur und Malerei gibt die Liebe in allen Nuancen das Thema, das nie versagt und nie versiegt. In der schönen Literatur feiert die sexuelle Liebe erst recht ihre Triumphe, nicht selten auch ihre Orgien. Die Romane und die Bühnenstücke, bei welchen sie keine Rolle spielt, sind bald gezählt. Wir meinen hier nicht nur jene banalen Liebesgeschichten und Dramen, die bis zum Ueberdruss sentimentale und abgedroschene Motive wiederholend, doch immer noch die Gefühle der grossen Menge, die einer künstlerischen Kultur entbehrt, in Schwingungen versetzen. Eine höhere Kunst versteht es, ungewöhnlich erhabene und schwere, aber auch raffinierte und verwickelte Konflikte menschlicher sexueller Gefühle und deren Ausstrahlungen darzustellen und dadurch die tiefsten und verborgensten Saiten feinerer Gemüter zum Anklingen zu bringen. Man denke an Dichter wie Shakespeare, Goethe, Musset, Heine, Gotthelf, Maupassant, an Musiker wie Mozart, Beethoven, Wagner, Schumann, Löwe etc., an Maler wie Tizian, Murillo oder Böcklin, an Bildhauer wie die Griechen, wie Thorwaldsen oder die moderne französische Schule. Kunst und Intellekt bilden keine Gegensätze; sie sind mit einander ebenso verbunden, wie das Denken und Fühlen im menschlichen Gehirn, obwohl jedem Gebiet eine gewisse Selbständigkeit

---

Kunst. Speziell beim Menschen schreibt Groos der religiösen Ekstase, der Ekstase überhaupt, eine grosse Rolle für die Entstehung der Kunst zu. „Dass die Kunst, die doch auf Gefühlswirkungen ausgeht, das gefühlreichste Gebiet (das sexuelle Gebiet) von Anbeginn verwertet, ist selbstverständlich“, schreibt Groos. Aber er zeigt zugleich, „dass das Erotische in der höher entwickelten Kunst eine viel umfassendere Bedeutung hat, als in der uns bekannten primitiven“ Darin hat Groos sicher recht, denn die primitive Erotik war zu nackt, zu selbstverständlich, zu sinnlich, zu sehr Tastsinnssache, um das Gemüt so tief und mannigfaltig zu ergreifen, wie bei Kulturmenschen höherer Sorte. Aus diesem Grund allein muss ich schon Groos beipflichten. Die Tatsachen, nämlich der Inhalt der primitiven Kunst, bestätigten es; die primitivste Kunst enthält sehr wenig Erotik.

zukommt. Jede künstlerische Darstellung braucht intellektuelle Elemente als Basis, wie jedes Gefühl sich an Vorstellungen zu knüpfen pflegt.

Der Aussenwelt, dem Leben und Geschehen aller Zeiten, entnimmt der Künstler seinen Stoff; die geistigen Strömungen, Anschauungen und Errungenschaften seiner eigenen Zeit werden in seinen Werken immer anklingen; wissenschaftliche und technische Fortschritte werden gewiss der äusseren Handhabung seiner Kunst zugute kommen. Aber die eigentliche Gestaltung des Stoffes zum abgerundeten Gemälde, zur geschlossenen, einheitlichen Handlung, zum harmonischen Stimmungsbild; die Kunst ferner, den Stoff des Zufälligen, Nebensächlichen zu entkleiden, dagegen das Wesentliche, Notwendige, Typische in ihm zu erkennen und herauszuarbeiten, sodass das einzelne Geschehnis, der besondere Fall, ein Kunstwerk zugleich zum Symbol eines allgemein Menschlichen und allgemein Gültigen wird, das zu jedem Empfänglichen spricht und ihn ergreift, dies alles ist das Werk des schöpferischen künstlerischen Genies, resp. der plastischen Phantasiekraft seines Gefühles.

An und für sich ist die wahre Kunst weder moralisch noch unmoralisch. Hier heisst es omnia pura puris (den Reinen ist alles rein). Im Spiegel eines unreinen Gemütes kann jede Kunstleistung so wie alle hohe ethische Produkte als verzerrte oder pornographische Karrikatur erscheinen, während reine Geister darin eine Verkörperung erhabener Ideale finden. Daran sind nicht die Kunst und ihre Leistungen, sondern die Beschaffenheit und Eigenartigkeit der Auffassung der einzelnen Menschen schuld, und so können die schönsten Kunstwerke in einer schmutzigen erotischen Natur gemeine sexuelle Gefühle hervorrufen, wo bessere Menschen das Gegenteil empfinden.

Nachdem wir jedoch diese fundamentalen Tatsachen vorangestellt haben, müssen wir die folgenden erwähnen, die für uns besonders wichtig sind. Unter der Flagge Kunst segelt eine Menge menschlicher Erzeugnisse, die jenen Namen verzweifelt wenig verdienen. Es gibt wenige wahre hohe Künstler, dafür tausende von Kunstpfuschern. Daran ist nicht zu zweifeln. Viele, denen die Muse nie die Stirne geküsst, die von der hohen Würde und dem Ernste der Kunst weder Gefühl noch Ahnung haben und sie höchstens als Milchkuh betrachten, üben statt der Kunst, die sich ihnen versagt, allerlei minderwertige „Künste“, mit denen sie sich, damit Erfolg und Geld nicht ausbleiben, nicht an die edleren Ge-

fühle der Besseren, sondern an die niedrigen Instinkte der Masse wenden.

Gerade in diesem Gebiet spielt nun die Erotik eine gewaltige und traurige Rolle. Kein Mittel, die niedrige Sinnlichkeit zu kitzeln, ist so schmutzig, dass nicht versucht würde, das Publikum dadurch anzuziehen. Frivole Lieder, schlüpfrige Romane und Theatervorstellungen, unzüchtige Tänze und ähnliche Tingel-Tangel Gerichte, obszöne Bilder etc., alles ohne Spur eines Kunstwertes, entstehen um die Wette und spekulieren auf die gemeinen erotischen Instinkte der Menge, um ihr das Geld aus der Tasche zu locken. Das alles nennt sich pompös „Kunst". Solche Künste verherrlichen das schmutzigste Laster, selbst in seinen pathologischen Auswüchsen. Und das Traurigste dabei ist, dass die grobe Würze dieser Afterkunst den Geschmack des Volkes so verdirbt, dass sie in ihm den Sinn für wahre, höhere Kunst ertötet. Auf die Gefahr hin, als Monomane zu gelten, muss ich hier nochmals wiederholen und betonen, dass man bei näherer Prüfung immer wieder die Geldkorruption und die alkoholische Versumpfung als Nährboden dieser Entartung der Kunstempfindung und der Kunstproduktion auf sexuellem Gebiet findet. Ich sage absichtlich der Kunstempfindung und der Kunstproduktion, denn es genügt nicht, dass wahre Künstler schaffen, sie müssen auch im Volk, im Publikum einen Widerhall finden, das heisst von ihnen verstanden werden. Beides geht Hand in Hand, wie Nachfrage und Angebot. Da, wo die Empfindungsfähigkeit des Volkes für Kunst sinkt, sinkt auch die Qualität der künstlerischen Produktion und umgekehrt. Der angesehene Direktor der Kunstgewerbeschule in Düsseldorf, Prof. Behrens, hat uns bezüglich der verderblichen Alkoholwirkung auf die Kunst seine volle Zustimmung in einem öffentlichen Vortrag gegeben.*) Nachdem wir nun diese Tatsache festgestellt haben, müssen wir auf die Hauptfrage kommen, die zugleich die heikelste ist: Woran soll man die wahre erotische Kunst von der pornographischen Afterkunst unterscheiden? Während gewisse fanatisch-asketische Moralschreier jede erotische Kunstschöpfung als Pornographie in ihrem Eifer am liebsten zertrümmern oder verbrennen würden, sehen wir anderseits gewisse Priester der Entartung jede, auch die schmutzigste Pornographie mit dem Schilde der Kunst decken und verteidigen. Welcher Kunstkritiker soll da entscheiden?

*) Peter Behrens, „Alkohol und Kunst", Verlag von Deutschlands Grossloge II, I. O. G. T.; G. Jepsen, Neustadt 45, Flensburg, Schleswig.

Ich will nur ein paar Beispiele anführen. Als in einer biederen und bigotten Tirolergegend einige nackte, übrigens durchaus harmlose Bildsäulen und Büsten aufgestellt worden waren, wurden dieselben sofort von den Bauern zerschlagen, deren Schamgefühl sich im höchsten Grade dadurch verletzt fühlte, weil sie in der Darstellung des nackten menschlichen Körpers die grossartigste Reizung zur Unzucht fanden (siehe Kapitel XII, S. 397). Man hätte ihnen wohl zurufen mögen: „Ihr gehört zu denjenigen Geistern, die sich über alles Natürliche schämen, weil sie sich nur mit Uebernatürlichem füttern.“ Aehnliches hätte man dem schon (a. a. O.) erwähnten und dadurch seinerzeit berühmt gewordenen Polizeihauptmann in Zürich zurufen müssen, der „Das Spiel der Wellen“ von Böcklin aus einem Schaufenster entfernen liess, weil er in den beiden badenden Najaden eine Gefahr für Tugend und Moral der Bürger Zürichs erblickte.

Umgekehrt unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass ein Ball Nackter oder Halbnackter (bal des quat' z'Arts), den junge Pariser Künstler mit ihren Modellen veranstalteten, zu dem sie Freunde einluden und der zum Teil mit sexuellen Orgien endete, nicht mehr zu den Kunstleistungen, sondern zum korrumpierenden sexuellen Cynismus gehört, dem doch Grenzen zu setzen sind.

Jede, sogar die perverse oder pathologische Pornographie mit dem Wort Kunst beschönigen oder verdecken zu wollen, nenne ich rundweg Schwindel. Man kann und muss es zwar entschuldigen, dass die Künstlernaturen, deren Gefühle übermächtig, sehr oft sogar pathologisch überreizt sind, in sexueller Beziehung merkwürdige Sprünge machen, sowie in der Liebe unbeständig, launenhaft und exzessiv sich zeigen. Das gehört zum Künstlertemperament. Die systematisch gezüchtete Pornographie, sowie förmliche sexuelle Orgien, die sich auf das cynischeste öffentlich breit machen, gehören aber nicht mehr dazu. Am wenigsten verdient all dies noch den Namen Kunst. Man darf die individuellen und pathologischen Schwächen der Künstler und ihre Exzentrizitäten, denen sie selbst vielfach zum Opfer fallen, nicht mit der Kunst selbst und mit ihren Produkten verwechseln, vor allem nicht öffentlich als Lebensnorm taxieren und zur Sitte erheben.

Anderseits finden wir vielfach den Erotismus an Orten versteckt, wo man ihn am wenigsten erwartete, nämlich in frommen Erbauungsbüchern und sogenannten Rosenwasser-Romanen. Und er verfehlt auch da seine Wirkung nicht, obwohl alte Jungfern und

fromme Herrschaften diese Bücher in ihren Bibliotheken stehen haben und sie als Erbauungslektüre empfehlen. Manche derartige Werke reizen den Geschlechtstrieb in viel ungesunderer und stärkerer Weise, als die gepfefferten Gerichte eines Zola und dergleichen.

Ein witziger Kopf bemerkte mir mit Recht: „Dasjenige, was an einer nackten Bildsäule unanständig ist, ist das Feigenblatt und nicht, was darunter steckt.“ Eben jene gemeisselten, gemalten oder auch geschriebenen und gesprochenen Feigenblätter wecken, selbst wenn sie in guter, biederer Absicht angebracht werden, viel mehr die Lüsternheit, als sie sie dämpfen, genau wie vielfach Gaze und Trikot, die, was sie verhüllen zu wollen scheinen, deutlich genug erraten und durchschimmern lassen, die Sinnlichkeit viel mehr entzünden, als die reine, brutale Nacktheit. Der Erotismus, der Verstecken spielt, wirkt mit einem Wort am intensivsten und danach wissen die Veranstalter von Balletten und dergleichen Schaustellungen mit allen ihren Gaze- und Trikot-Effekten sich recht gut einzurichten. Ich habe selbst in der Pariser Weltausstellung dem erotischen Tanz einer Araberin, der sogenannten „danse du ventre“ (Bauchtanz), beigewohnt, bei dem das Weib alle Varietäten der Begattungsbewegungen mit Bauch, Hüften und Lenden derart nachahmte, dass sie sich dabei nahezu den Bauch verrenkte. Ich glaube indessen durchaus nicht, dass diese rohe, cynische Pantomime erotischer wirkt, als die feinen dekolletierten Toiletten unserer Damen auf fashionablen Bällen oder selbst als gewisse religiös-ekstatische Liebesszenen in Wort und Bild (siehe Kapitel XI). Da übrigens die Sache unter der Etikette „Ethnologie“ vor sich ging, wohnten gesittete Damen dem Bauchtanz bei, ohne die Spur von sittlicher Entrüstung zu zeigen.

Wie schwer die Grenzen zwischen Kunst und Pornographie zu ziehen sind, will ich noch an einem Beispiele anführen. Ich habe wiederholt Romane von Guy de Maupassant erwähnt, der vielleicht in der feinen Psychologie der Liebe und des Sexualtriebes das Höchste geleistet hat. Ich bestreite, dass seine Darstellungen (mit wenigen Ausnahmen) als pornographisch bezeichnet werden dürfen, obwohl sie die gewagtesten Darstellungen sexueller Dinge enthalten. Sie sind deshalb nicht pornographisch, weil sie tief menschlich und wahr sind, und weil das Hässliche und Unmoralische darin nicht begehrenswert gemacht, wenn auch nicht moralisierend getadelt wird. Der alte Kniff des scheinheiligen Erotismus besteht gerade darin, dass unter der Mousseline-Maske entrüsteter Worte

oder frommer Phrasen die verbotene sexuelle Frucht im höchsten Grade begehrenswert geschildert wird. Man verdammt wohl das Laster, aber schildert es so, dass dem Leser der Mund dabei wässerig wird. Nichts von dem bei Guy de Maupassant und auch nicht bei Zola. Beide rufen viel eher durch ihre Schilderungen den Ekel und die Traurigkeit des Lesenden über das sexuelle Laster hervor, als dass sie die sexuelle Sinneslust weckten. Ganz anders jedoch hat der Verleger von Guy de Maupassant, dem es vor allem um die Reklame und grossen Absatz zu tun war, die Sache aufgefasst. Er hat die Kunstwerke Maupassant's mit derart pornographischen Illustrationen versehen, dass einem der Autor leid darum tut. Eine andere Gegenüberstellung dürfte die Sache gleichfalls illustrieren. Man möge Heine's erotische Dichtungen mit den Romanen Maupassant's vergleichen. Da muss jeder sofort merken, dass in Heine der pornographische Zug, trotz aller Feinheit seiner Kunst, unvergleichlich stärker ist, weil das ethische Fühlen, das die Werke Maupassant's doch noch durchdringt, bei Heine jeden Augenblick versagt.

Die hohe und feine Kunst der Griechen enthält sehr viel Erotik mit sehr viel Nacktheit, die aber hier durchaus nicht unsittlich wirkt, teils weil sie naiv ist, teils weil sie (dies in der bildenden Kunst vor allem) in reiner Schönheit einhertritt, die meist noch mit Ursprünglichkeit sich paart. Man betrachte nur antike, besonders griechische Bildsäulen; man lese nur in Homer unter anderen die Geschichte von Ares und Aphrodite; man lese nur die Longos'sche Hirtenidylle von Daphnis und Chloe, um sich zu überzeugen. Nicht die Nacktheit, nicht die natürliche Darstellung des Sexuellen, sondern die schmutzige Absicht des Darstellers, seine versteckten, unlauteren, oft venalen Ziele, wirken entsittlichend; endlich kann, es sei nochmals betont, die reinste Kunstschöpfung zum pornographischen Anlass für denjenigen werden, der in alles seine eigene Depravation, seine Unsittlichkeit und seine niedrige, schmutzige Gesinnung hineinzutragen gewohnt ist. Es soll übrigens keineswegs geleugnet werden, dass im Altertum, besonders im späteren Rom, Pornographie und cynische Rohheit in sexuellen Dingen oft geherrscht haben. Die Ruinen Pompeji's und die Geschichte bezeugen es sattsam. Aber solche Erscheinungen pflegen stets mit dem Verfall der bezüglichen Völker einherzugehen.

Wer soll nun richten; wer soll entscheiden, wo die Kunst aufhört und die Pornographie beginnt, oder wie weit der Erotismus

in der Kunst öffentlich gehen darf? Diese Frage ist so heikel, dass ich mir aus Mangel an Kompetenz keine bestimmte Antwort gestatte. Ich glaube nur, dass wenn die Geldherrschaft und die Alkoholtrinksitten einmal niedergekämpft sein werden, die soziale Gefahr der Pornographie sich ungemein, ja fast bis auf Null, reduzieren wird. Anderseits glaube ich, dass man sich hier vor Extremen in beiden Richtungen zu hüten hat. Da, wo die Pornographie nur als von jeder Kunst entblösste, nackte Gemeinheit auftritt, kann und muss die Gesellschaft unbedingt gegen sie einschreiten. Erscheint sie dagegen in künstlerischem Gewand, so muss im Einzelfall der Kunstwert des Werkes gegen seine mehr oder weniger verhüllten unlauteren Tendenzen abgewogen werden, und das relative Mass beider Elemente, verbunden mit allen übrigen Umständen, entscheiden. Es muss ferner die erfahrungsgemäss korrumpierende Wirkung gewisser angeblicher Kunstwerke oder „künstlerischer" Aufführungen und Schaustellungen, wie z. B. vieler Sorten von Tingel-Tangel, auf das Volk sorgfältig mit in Betracht gezogen werden. Ein fernerer Schaden unserer modernen Kunst ist der überhandnehmende pathologische Zug in derselben. Gerade im sexuellen Gebiet ist dieses sehr wichtig. Ich erinnere an das über den französischen Dichter Baudelaire Gesagte. Die erotische Kunst soll nicht ein Spital für sexuell Perverse und Kranke werden und soll nicht in diesen Leuten dadurch, dass sie sie zu Helden und zum Mittelpunkt ihrer Werke macht, die Ueberzeugung züchten, sie seien besonders interessante und wertvolle Vertreter der menschlichen Spezies. Damit befestigt sie sie nur in ihrer Abnormität und steckt die Gesunden zuweilen noch an. Einer grossen Zahl moderner Romane und sogar moderner Gemälde muss entschieden der Vorwurf des Pathologischen gemacht werden. Es werden da als Typen für das Liebes- und Sexualleben und seine psychischen Ausstrahlungen Gestalten geschildert, die man im Nervensanatorium oder gar in der Irrenanstalt trifft, ja selbst solche, die überhaupt nur in dem pathologischen Kopf des Verfassers vorkommen. So wenig die Kunst sich moralisch darf schulmeistern lassen, so wenig dürfen anderseits die Künstler die hohe soziale Mission ihrer Kunst vergessen, die darin besteht, die Menschen zu erheben und sie für ideale Ziele zu begeistern, nicht aber in ungesunde Sümpfe zu führen.

Die Kunst vermag ungeheuer viel, denn die Gefühle leiten den Menschen, ja, wie wir immer wieder betonen müssen, viel stärker und gewaltiger, als alle Vernunftsgründe. Die Kunst soll

gesund sein. Wenn sie keine moralische Rute zu dulden braucht, so hat sie dafür die Pflicht, ihren Flug nach oben zu nehmen und dem Volk, das auf sie hört, den Weg zum Himmel zu weisen, nicht zum Himmel eines Köhlerglaubens, sondern zum Himmel einer besseren, glücklicheren Menschheit. Ihr ewiges Thema der Liebe braucht sie deshalb nicht saft- und kraftlos zu gestalten; sie soll auch der Würze der Erotik nicht entbehren, da wo dies künstlerisch erforderlich ist, aber sie soll sich nicht im Dienste des Schmutzes und der Entartung prostituieren. Wie sie ihre Ziele zu verfolgen hat, ist ihre Sache, d. h. Sache des wahren Künstlers. Ihm haben wir nichts vorzuschreiben. Ich kann mich indessen nicht enthalten, gewissen modernen Künstlern einen Rat zu geben: Wenn sie sozial-ethische, medizinische oder wissenschaftliche Themata zum Gegenstand ihrer Werke machen wollen, sollen sie sich hüten, ihren Stoff in wissenschaftlichen Fachbüchern zu studieren. Sie sollen lieber dem Beispiel Maupassant's folgen und die Dinge erst mitzuerleben suchen, bevor sie daran gehen, sie künstlerisch zu gestalten, sonst verfehlen sie vollständig die künstlerische Wirkung und werden zu Tendenztheoretikern, zu schlechten Gelehrten, Moralisten oder Sozialpolitikern. Maeterlinks „Biene“ ist nicht nur deshalb schön, weil Maeterlink ein vorzüglicher Schriftsteller ist, sondern weil er die Bienen selbst kennt und eigene Anschauung, nicht Kompilation von Büchern seiner Dichtung zugrunde liegt.

Ausser der Bekämpfung des entsittlichenden Einflusses von Geld und Alkohol dürfte die Hebung des Kunstsinnes im Volk wesentlich zur Unterdrückung einer schlechten, pornographischen Aesthetik beitragen. Die dumme, unwahre, unnatürliche, mit erotischer Lüsternheit gewürzte Sentimentalität, die sich in den minderwertigen Machwerken breitmacht, welche dem Volk unter dem Titel „Kunst“ präsentiert werden, erfüllt jeden Menschen, der etwas Kunstsinn besitzt, mit gesundem Ekel. Der Ekel ist hier eine entschieden wohltätige geistige Medizin und wir können die Ansicht der gestrengen asketischen Seelen nicht teilen, die da meinen, die wahre Ethik hätte mit der Kunst nichts zu schaffen, oder gar, alles Moralische müsse kunstlos sein. Diese Leute irren sich vollständig und fördern, ohne es zu wollen, die Pornographie, weil sie die Menschheit durch ihre nüchterne Trockenheit und Oede von sich abstossen und dem entgegengesetzten Pol zutreiben. Aesthetische wie ethische Gefühle müssen mit dem Intellekt und dem Willen harmonisch verbunden zur Hebung des Menschen beitragen.

Man gestatte mir hier zum Schluss eine Bemerkung, die vielleicht nicht genau in dieses Kapitel passt. Man hat die von anderer Seite und auch von mir aus sozialhygienischen und zukunftsethischen Gründen empfohlenen antikonzeptionellen Massregeln zur Regulierung der Zeugung bald als unsittlich, bald als unästhetisch verurteilt. Es verstosse gegen die Poesie der Liebe und gegen die sittlichen Gefühle, auf solche Weise in das Walten der Natur einzugreifen; ausserdem störe man die natürliche Zuchtwahl.

Darauf habe ich Verschiedenes zu erwidern:

Erstens ist es falsch zu behaupten, dass die künstlichen Eingriffe des Menschen in die Lebewelt sich auf die Dauer nicht halten können. Wenn dem so wäre, wäre die Erde heute noch ein Urwald und hätte sich die Tier- und Pflanzenwelt nicht zu einem grossen Teil bereits den Wünschen und dem Eingreifen des Menschen anpassen lassen. Unsere Wiesen und Felder, unsere Gärten und Haustiere würden dahinsiechen und nicht Früchte tragen und sich vermehren, wie sie es in Wirklichkeit tun. Der Naturforscher hegt vielmehr ernste Sorgen für die Zukunft der seltenen und interessanten wilden Tiere und Pflanzen, die Art für Art, Fauna für Fauna und Flora für Flora von der unerbittlichen, selbstsüchtigen menschlichen Hand nacheinander vernichtet werden und von der Erdoberfläche verschwinden. Er sinnt vergebens auf Mittel, um diesem Zerstörungswerk einigermassen entgegenzuarbeiten. Wir haben es bewiesen, oft sogar mit brutaler, rücksichtsloser Hand zum Schaden der Kunst und der Poesie bewiesen, dass wir erfolgreich in das Räderwerk der Natur, auch bei uns selbst, eingreifen können.

Auf die Ethik komme ich nicht zurück. Ich habe im Kapitel XIV genügend gezeigt, auf was für Irrwegen sich unsere landläufige sexuelle Ethik befindet und in Verbindung mit Kapitel XIII bewiesen, dass wir die antikonzeptionellen Mittel für eine wirkliche, soziale sexuelle Ethik heutzutage unbedingt brauchen.

Was dagegen die ästhetischen Bedenken betrifft, so scheint zuerst etwas daran zu sein. Doch man soll über den Geschmack nicht zu sehr streiten. Eine Brille ist sicher nicht besonders ästhetisch; dennoch dürfte die Poesie der Liebe durch die Verwendung von Brillen nicht allzuviel leiden, und man kann die Brille heute nicht mehr entbehren, wenn man kurzsichtig oder fernsichtig ist. Auch grosse Künstler tragen Brillen. Das gleiche gilt von der Kleidung, vom Fahrrad etc. und von hunderterlei anderen künstlichen Hülfs-

mitteln, die der Mensch braucht. Wenn sie neu und ungewohnt sind, verletzen sie das ästhetische Gefühl. Hat man sich an sie gewöhnt, so denkt man gar nicht mehr daran. Man findet sogar das den Brustkorb deformierende Korsett und die spitzigen, den Fuss verunstaltenden Schuhe ästhetisch!! Ich bin überzeugt, dass der erste Mensch, der auf einem Pferd ritt, von seinen Mitmenschen eines unästhetischen Handelns beschuldigt wurde. Die Details des Beischlafes lassen sowieso in ästhetischer Hinsicht manches zu wünschen übrig, und ein tatsächlich so unbedeutender Zusatz, wie ein Condom, dürfte kaum eine ernst zu nehmende ästhetische Verschlimmerung bedeuten. Ich kann mit dem besten Willen die Berechtigung solcher Einwände nicht anerkennen, die ich vor allem dem Vorurteil gegen alles Ungewohnte zuschreibe.

Kapitel XVIII.

Rolle der Suggestion im Sexualleben. Der Liebesrausch.

Die Erklärung der Suggestion oder des Hypnotismus durch Liébeault und Bernheim war für die menschliche Psychologie eine wahre wissenschaftliche Offenbarung. Unglücklicherweise blieb sie sowohl vom Publikum wie leider auch von den meisten Aerzten und Juristen missverstanden. Heute noch fährt man meistens fort, darin nur entweder Zauberei und Mystik oder Aberglauben, Betrug und Schwindel zu erblicken. Dies rührt von der Unfähigkeit der meisten Menschen her, psychologisch und philosophisch zu denken, sich selbst richtig zu beobachten und über das Verhältnis zwischen unserer Seele und unserer Gehirntätigkeit ins Klare zu kommen.*) Ich verweise hier auf mein Buch: „Der Hypnotismus und die suggestive Psychotherapie" (vierte Auflage 1902, Stuttgart bei F. Enke), denn auf die Details kann ich hier nicht eingehen. Immerhin muss ich das Wesen der Suggestionswirkung dem Leser zu erklären suchen, um ihr Verhältnis zu den sexuellen Gefühlen begreiflich zu machen.

Die Suggestion besteht in der Einwirkung von Vorstellungen auf die Tätigkeit unseres Gehirns im allgemeinen und auf einzelne derselben im besonderen. Jede Vorstellung, die in unserem Bewusstsein erscheint, ist zugleich eine Gehirntätigkeit. Ich will das Verhältnis des Spieles unserer bewussten Vorstellungen (unserer Gedankenketten) zu der sogenannten unbewussten Gehirntätigkeit an einem Beispiel erläutern. Aus Gründen, deren Darlegung mich hier zu weit führen würde (siehe mein Buch über Hypnotismus),

*) Ich muss hier auch von einem geläufigen Irrtum vieler heutiger Aerzte warnen, die aus Unkenntnis des Hypnotismus denselben im Gegensatz zur Psychotherapie und Wachsuggestion stellen. Hypnotismus und Wachsuggestion sind ein und dasselbe, aber das, was jene Aerzte dafür halten, ist nichts als ein aus missverstandenen psychologischen Erscheinungen konstruiertes Zerrbild.

nenne ich alles das, was man unbewusst zu nennen pflegt, „unterbewusst“, weil ich behaupte, dass es höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen zweifellos, nichts an sich Unbewusstes in unserer Nerventätigkeit gibt und dass das, was uns unbewusst erscheint, ebenfalls, wenn auch von einer entsprechend untergeordneten Introspektion (d. h. von einem Bewusstsein) begleitet ist. Freilich wird dieselbe von unserer oberen gewöhnlichen Bewusstseinskette, die mit dem Vorgang der Apperzeption (Aufmerksamkeit) einhergeht, meistens nicht erkannt. Dafür besitzen wir eine Fülle Beobachtungen, besonders in den hypnotischen Vorgängen, welche durch Analogieschluss das Vorhandensein eines Unterbewusstseins für scheinbar unbewusste Gehirntätigkeiten beweisen.

Ich denke an meine Frau. Sofort weckt dieser Gedanke denjenigen an eine Reise, die ich in acht Tagen mit ihr unternehmen will und die Vorstellung der Reise weckt ihrerseits gleich darauf diejenige des Reisekoffers, der dazu gewählt werden soll. Fast blitzschnell folgen also nach einander die drei Vorstellungen: 1. meiner Frau, 2. der Reise, 3. des zu wählenden Koffers. Scheinbar, und auch nach der Lehre der Scholastik, wird die Vorstellung der Reise durch diejenige meiner Frau (die mitreisen soll), und die Vorstellung des Koffers durch diejenige der Reise geweckt, somit auch bedingt. Man muss aber bald merken, dass die Reihenfolge unserer bewussten Vorstellungen keineswegs sich so einfach erklärt, denn es tauchen vielfach auch solche Vorstellungen auf, die in keiner logischen Verbindung mit den vorhergehenden stehen oder die überhaupt nicht durch dieselben allein bedingt sein können. Aus Unkenntnis unseres Gehirnes und seiner Tätigkeit hat man denn auch eine frei schwebende Seele, sowie einen freien Willen angenommen, die unabhängig vom Kausalitätsgesetz eine Existenz für sich führen und unser Geistesleben beherrschen sollen. Diese Annahme beruht aber eben auf Unwissenheit. Bleiben wir bei unserem Beispiel:

Warum bedingt die Vorstellung meiner Frau gerade diejenige der Reise? Sie hätte ebensogut andere Gedanken wecken (ekphorieren) können. In Wirklichkeit wirken auf die Entstehung der Vorstellung „Reise“ eine grosse Zahl anderer unterbewusster Vorstellungen, das heisst unterbewusster Tätigkeiten meines Grosshirnes. Diese Reise war ja schon mein Vorsatz, bevor ich in jenem Moment daran dachte, und dieser Vorsatz hatte in meinem Gehirn unterbewusst schlummernde Eindrücke (Engramme) hinterlassen, wie zum

Beispiel das Datum der Abreise, die Dauer der Reise, ihr Ziel und ihr Zweck, die Sorge für das Hauswesen während unserer gemeinsamen Abwesenheit, die Gegenstände, die mitzunehmen waren, die Reisekosten und so fort. In der ungemein kurzen Zeit, wo die Vorstellung „Reise“ zwischen den Vorstellungen „Frau“ und „Koffer“ in meinem Bewusstsein erscheint, kommen mir alle diese Dinge durchaus nicht „zum Bewusstsein“. Dennoch aber stehen sie mit jener Vorstellung in sogenannter assoziativer Verbindung, das heisst sind durch tausend Fäden einer latenten unterbewussten Gehirndynamik in den Gehirnzellen und Fasern mit der Vorstellung „Reise“ verknüpft, rufen eben deshalb dieselbe in das bewusste Feld der Aufmerksamkeit, dämpfen aber zugleich durch ihr verschiedenartiges Eingreifen die Intensität des reinen Reisegefühles und verhindern dadurch, dass alle möglichen direkteren Begleitgefühle und Begleitvorstellungen des Reisens an und für sich stärker zur Geltung kommen. Dasjenige, was überhaupt so blitzschnell in meinem Bewusstsein erscheint, ist vor allem die durch das Wort „Reise“ versinnbildlichte nebelhafte Allgemeinvorstellung meiner Reise. Die Sprache ist es, mit ihren Worten, die mir gestattete, in so abgekürzter, bestimmter Form komplizierte, allgemeine Vorstellungen zusammenzufassen. In Wirklichkeit also ist dieser Hirnblitz „Reise“, der der Vorstellung meiner Frau folgte, keineswegs durch diese Vorstellung allein bedingt; hauptsächlich wurde er vielmehr durch zahlreiche unterbewusste Fäden ans Licht des Oberbewusstseins hervorgezogen und zugleich in seiner Qualität bestimmt. Zugleich aber bestimmen diese unterbewussten Fäden, ohne dass ich es weiss, die besondere Art der folgenden, von der Vorstellung „Reise“ scheinbar allein ausgelösten Vorstellungen des zu wählenden Koffers sehr stark mit. Die Vorstellung „Reise“ hätte ebensogut andere Gedanken auslösen können, wie z. B. die der Bekannten, die ich treffen werde, der Stadt, wohin ich reise etc. Warum gerade die des Koffers? Weil unterbewusst in meinem Kopf die Sorge für die mitzunehmenden Sachen, den Raum, den sie einnehmen werden etc. eine grosse Intensität annahm und daher die anderen Assoziationen augenblicklich niederkämpfte. An diesem einfachen kleinen Beispiel sehen wir nun, dass tatsächlich die drei Vorstellungen „Frau, Reise und Koffer“ viel weniger einander ursächlich bestimmen (obwohl sie einander in meinem Bewusstsein zeitlich folgen), als dass sie vielmehr alle drei unter dem Einfluss unterbewusster Gefühle, Vorstellungen und früherer

Willensentschlüsse entstehen, die selbst wieder durch ganz komplizierte, vorausgegangene, mannigfaltige Tätigkeiten meines Gehirns bedingt waren. Wir wollen die Sache durch einen Vergleich noch etwas konkreter und verständlicher zu machen suchen. Ein Mensch steht in einer bewegten, dichten Volksmenge. Er ruft etwas sehr laut, um die Aufmerksamkeit der Masse auf sich zu lenken. Seine Stimme wird zwar in der nächsten Umgebung vernommen, verhallt aber, ohne weiter zu wirken, in der aufgeregten Menge. Gegen seinen Willen wird dieser Mensch in dem Gewühl, in der Richtung, nach der die Hauptmasse drängt, mitgerissen. Sein Widerstand ist umsonst. Steht aber die Volksmenge still und wird sie ruhig, dann kann der gleiche Mensch sich Gehör verschaffen, sich vielleicht durch die Masse hindurcharbeiten, sie eventuell ganz oder teilweise durch den Eindruck seiner Worte und seiner Stimme mit sich reissen. Aehnlich geht es mit der Einwirkung einer Einzelvorstellung, je nachdem sie in einem stark assoziierten, im tätigen Wachzustand befindlichen oder umgekehrt in einem ruhenden, schlummernden Gehirn entsteht. Das stark assoziierte wachtätige Gehirn gleicht der erregten Menge, die alles in ihrem Getriebe mit sich reisst. Hier mag die Einzelvorstellung (ähnlich dem einzelnen Menschen) so laut schreien, das heisst so intensiv auftreten, wie sie will; wenn sie nicht etwa schon früher über die Menge (das Gehirn) eine grosse Macht besass, die durch Erinnerung von neuem wachgerufen wird und dadurch ihre Wirkung verstärkt, wird sie mitgerissen, das heisst in ihrer Einzelwirkung erstickt. Das ruhende oder gar schlummernde, das heisst schwach assoziierte oder untätige Gehirn gleicht umgekehrt der ruhenden Menge. Darin kann eine Vorstellung, selbst wenn sie neu und noch keine Wurzeln im Gedächtnis der Menge besitzt, tiefer einwirken, sich Bahn brechen und besondere Bewegungen in ihrem Sinne verursachen. Hat sie dagegen, ich wiederhole es, schon früher die Menge (das heisst die Gesamtheit der assoziierten Hirntätigkeiten) oft mit sich gerissen und ist daher diese Menge gewohnt, ihr zu folgen, so wird sie vielleicht imstande sein, sich mitten in der Aufregung bei ihr Gehör zu verschaffen.

Ich verweise noch auf die Anmerkung über die Mneme im Kapitel VII (S. 195—197). Semon's Mnemetheorie klärt auch hier unsere Begriffe sehr ab.

Ich hoffe, man wird diesen Vergleich verstanden haben. Die Aufgabe desjenigen Menschen, der einen anderen suggeriert, das

heisst hypnotisiert, besteht darin, dass er das Gehirn des zu Hypnotisierenden zuerst in geschickter Weise in einen relativen Ruhezustand versetzt, der zum Empfang suggerierender Vorstellungen einen günstigen Boden schafft. Dann sucht er durch vorbereitende Suggestionen den ruhenden schlummer- oder schlafähnlichen Zustand zu verstärken, um die oben bezeichneten Assoziations-Fäden der Wachtätigkeit zu schwächen. Endlich betont er in möglichst imponierender und den Widerspruch ausschliessender Weise diejenige Suggestion (das heisst diejenige Vorstellung), deren Wirkung er im Gehirn des Hypnotisierten hervorrufen will. Dazu muss er alles benutzen: durch ihn selbst geschickt hervorgerufene Assoziationen, angenehme Gefühle oder umgekehrt Ekelgefühle, ferner Willensentschlüsse und dergleichen mehr. Nichts ist imstande, die Wirkung einer Suggestion so sehr zu paralysieren, wie bereits vorhandene Affekte, Gefühle, Neigungen, die ihr entgegenwirken, ganz gleichgültig, ob diese Affekte aus Angst, Verzweiflung, Hass, Traurigkeit, Freude, Liebe oder überhaupt Aufregung bestehen. Das gleiche Gehirn kann allen möglichen Suggestionen sehr zugänglich sein, einer bestimmten aber deshalb nicht, weil es eine tiefe Sympathie für etwas Entgegengesetztes empfindet. Vergebens wird man in der Regel einem verliebten Mädchen Hass und Abneigung gegen ihren Geliebten zu suggerieren sich bemühen, weil das sexuelle Liebesgefühl viel mächtiger ist, als die Wirkung der Fremdsuggestion.

Wie wir aber soeben in unserem Vergleich andeuteten, lässt die einmal erfolgreiche Suggestion eine bleibende Spur im Gehirn zurück. Sie hat einen Bann gebrochen und eine Schwingungsbahn geschaffen, die künftighin viel leichter in Bewegung zu setzen (zu ekphorieren) sein wird. Deshalb braucht es im Anfang eine grosse Gehirnruhe, um einer Suggestion Bahn zu schaffen, während später, manchmal selbst bei einem hohen Grad von Aufregung und mitten in associierter Hirntätigkeit früher erfolgreich gewesene Suggestionen ihre Wirkungen noch entfalten können.*)

Das Charakteristische für eine suggestive Vorstellung ist, dass sie unterbewusste Bahnen durchbricht, sodass ihre Wir-

*) Eine früher von mir hypnotisierte Person kam plötzlich infolge eines furchtbaren Unglückes (Mutter und Schwester in einem Brand umgekommen) in helle Verzweiflung bis zu Selbstmordgedanken. Es gelang mir, sie zu hypnotisieren und sofort derart zu beruhigen, dass sie allein von ihrer Familie kaltblütig blieb und alles zu Hause ordnete.

kung unserem Bewusstsein unerwartet und verblüffend vorkommt. Ich suggeriere einem Menschen, dass es ihn an der Stirn jucken wird. Wenn er das Jucken empfindet, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können, wie aus meiner Prophezeiung ein wirkliches Juckgefühl entstanden ist, ist er darüber sehr erstaunt. Nun glaubt er an meine Macht über ihn, das heisst, sein Gehirn wird meinen Worten gegenüber fügsamer, zugänglicher; es leistet weniger Widerstand in Folge der gemachten Erfahrung, dass die von mir vorausgesagten Wirkungen eintreten, gleichgültig, ob diese Wirkungen seine Gefühle oder seine Bewegungen (eventuell auch seine Blutbewegung, wie beim Erröten und Erblassen, bei suggerierter Menstruation etc.) betreffen. So wird er, wie man sich ausdrückt, mir gegenüber suggestibler; das heisst, sein Gehirn gewöhnt sich daran, den von mir eingegebenen Vorstellungen zu folgen und sie d i s s o z i i e r e n d in seine Tätigkeit eingreifen zu lassen. Dieser G l a u b e, das heisst dieses „s i c h b e e i n f l u s s e n l a s s e n“ durch suggerierte Vorstellungen, steckt durch Beispiel sehr leicht an. Wenn B. durch A. erfolgreich suggeriert wird, und wenn C. D. E. F. G. dies mit ansehen, werden sie selbst um so leichter suggeriert, und so fort. Darin liegt der Schlüssel der Massensuggestion.

Ob das subjektive Gefühl des Schlafes bei der Hypnose mehr oder meniger stark vorhanden ist, ist gleichgültig. Dieses Gefühl hängt der Hauptsache nach nur vom Vorhandensein einer mehr oder weniger starken Amnesie nach dem Erwachen ab. (Amnesie heisst Erinnerungslosigkeit). Die Amnesie beruht aber nur auf dem oft ganz zufälligen und unwichtigen Abreissen der Erinnerungskette im Bewusstsein. Man kann bei stärker suggestiblen Hypnotisierten (sogenannten Somnambülen) ganz nach Belieben durch ein suggeriertes Wort die Amnesie setzen oder aufheben, resp. Vergessenheit oder Erinnerung, wie man will, suggerieren. Ich betone dies, weil, wie gesagt, eine neuere Mode unter den Aerzten dahin geht, zwischen Wachsuggestion und Hypnotismus in dogmatischer Weise einen prinzipiellen Unterschied aufzustellen, der nur auf grobem Missverstehen der ganzen Erscheinungsreihe beruht. Wachsuggestion und Hypnotismus sind, ich kann es nicht genug betonen, ein und dasselbe, das heisst, unterscheiden sich nur durch die Suggestion der Amnesie (resp. des subjektiven Schlafgefühles), oder wenn man lieber will, der subjektiven Schlaferinnerung, im Gegensatz zur Erinnerung wach gewesen zu sein,

was beides sich im übrigen genau auf den gleichen Zustand beziehen kann!

Unter Autosuggestionen versteht man diejenigen Einwirkungen, spontan (d. h. nicht durch den Einfluss anderer Menschen) auftretender Vorstellungen, die denjenigen einer Fremdsuggestion gleichkommen. Eine Autosuggestion entsteht dadurch, dass irgend ein Gedanke oder ein Gefühl eine grosse Macht über unser Gehirn bekommt, alle assoziierten Gegenkräfte, resp. Gegenvorstellungen überwindet, und nach Art der Suggestion gewaltige Wirkungen irgendwo im Nervensystem, das heisst natürlich in bestimmten Richtungen, hervorruft. Die Vorstellung des nicht Schlafenkönnens genügt oft, um zu Schlaflosigkeit zu führen. Die Vorstellung der sexuellen Impotenz kann beim Mann das Glied plötzlich erschlaffen lassen oder das Eintreten der Erektionen verhindern und dadurch den Beischlaf unmöglich machen. Die Vorstellung des Gähnens vermag Gähnen auszulösen, die Vorstellung des Beischlafes Erektionen, eventuell Wollustgefühle zu erzeugen, die Vorstellung der Scham Erröten, die des Entsetzens Erblassen, diejenige des Mitleides Tränen hervorzurufen.

Wenn man aber bedenkt, dass häufig ein Mensch unbewusst, z. B. dadurch, dass er gähnt, einen anderen suggeriert, sodass dieser auch gähnt, ferner, dass man durch den Anblick von Gegenständen oder durch das Hören von Tönen suggeriert zu werden vermag, dass z. B der Anblick eines einem geliebten Mädchen gehörenden Kleidungsstückes genügen kann, um eine Erektion hervorzurufen, dass der Geruch einer Speise, die früher eine Indigestion hervorgerufen hatte, oft hinreicht, um Uebelkeit zu erzeugen, so muss man einräumen, dass es zwischen der Autosuggestion und der Fremdsuggestion eine ganze Reihe von Uebergängen, in Form von Objektsuggestionen und unbeabsichtigten Fremdsuggestionen, gibt, welche die Grenze verwischen. Zum Begriff der eigentlichen oder gewollten Fremdsuggestion gehört die überlegte Absicht, einen anderen Menschen suggestiv zu beeinflussen; das ist das einzige Kriterium. Ob der absichtlich Suggerierende dabei das Wohl (ev. die Heilung) des Suggerierten im Auge hat, oder umgekehrt ihm etwas Uebles zufügen oder ihn als Instrument brauchen will, ist eine ganz andere Frage.

Wichtig für uns ist hauptsächlich die Tatsache, dass es bei der Wirkung der Suggestion ungemein auf die beim Suggerierten geweckten Gefühle des Vertrauens und der Sympathie ankommt.

Wird er von dem Suggerierenden betrogen, so kann er dennoch sich ihm ergeben, solange er den Betrug nicht erkennt und vor allem nicht fühlt. Aber hier ist ein Umstand sehr zu beachten. Der Mensch kann recht wohl mit seiner Vernunft und Logik etwas einsehen; er kann merken, dass es ihm schadet, er kann sogar in seinen Ueberlegungen dieses Etwas verwünschen und dennoch ziehen ihn unterbewusste, instinktive Sympathiegefühle zu diesem Etwas, wie den Schmetterling zum Licht oder wie den Schiffer der Griechen zur Sirene. Zwei Beispiele werden dieses am besten illustrieren und uns zugleich mitten in unser Thema führen:

Ein tüchtiger Schauspieler hatte sich in ein verheiratetes, hysterisches Weib verliebt. Dasselbe betrog nicht nur ihren Mann, sondern auch den Schauspieler und andere. Er war sich dessen völlig bewusst und sehnte sich mit der ganzen Kraft seiner Vernunft danach, aus dem Banne dieser Sirene erlöst zu werden. Doch die Anziehungskraft, die dieselbe auf seinen Sexualtrieb ausübte, war so gewaltig, dass alles nichts half und dass er immer wieder unterlag. In seiner Verzweiflung kam er zu mir und bat mich, ihm diese Liebe mit Hypnotismus zu vertreiben. Ich merkte gleich, wie misslich die Sache war, gab mir aber, wenn schon ohne Hoffnung, alle Mühe, seinem Wunsch zu entsprechen. Doch wurden meine Suggestionen, trotz ihres Bündnisses mit seiner Vernunft, von den aus seinem Sexualtriebe entspringenden Gefühlen, die ihn zu der hysterischen Verführerin zogen, vollständig geschlagen; ich erreichte absolut nichts, denn die suggestive Macht des hysterischen Weibes war den eben bezeichneten, verbündeten Mächten in seinem Gehirn weit überlegen.

Eine hochgebildete, unverheiratete Dame hatte sich in einen ebenfalls hochgebildeten ledigen Mann derart verliebt, dass sie von ihrer Liebe förmlich verzehrt wurde, abmagerte, Schlaf und Appetit verlor etc. Dennoch hatten Vernunft und Ueberlegung sie nach sehr regem geistigen Verkehr mit dem Betreffenden zu der Ueberzeugung gebracht, dass ihre beiden Charaktere zu einander nicht passten und dass bei einer Verheiratung Streit und Unverträglichkeit entstehen müssten. Nun widerstand sie mit aller Energie, kam aber ebenfalls in ihrer Verzweiflung zu mir und bat mich, ihr ihre Liebe auf hypnotischem Wege zu vertreiben. Durch den vorher erwähnten Misserfolg erst recht belehrt, trat ich innerlich an meine Aufgabe allerdings höchst skeptisch heran. Ich bemühte mich jedoch mit Aufwand meiner ganzen Kunst, das gewünschte

Ziel zu erreichen. Mein Fiasko war jedoch ganz gleich, wie bei dem Schauspieler. Wir mussten schliesslich den Versuch aufgeben. Nur die Trennung und eine längere Zeitdauer konnten bei der Dame allmählig das Gleichgewicht wieder herstellen.

Diese beiden Beispiele sind höchst lehrreich. Die Suggestion kann gegen mächtige Gefühle nur dadurch ankämpfen, dass sie kunstgerecht allmählig andere Sympathiegefühle weckt, die durch ihr Wachstum nach und nach die früheren Gefühle überwältigen und dies bringt uns auf eine heikle und schwierige Frage.

Um suggestiv auf andere Menschen einzuwirken, muss man bei ihnen vor allem die suggerierten Vorstellungen mit Sympathiegefühlen zu verknüpfen suchen und in ihnen den Eindruck erwecken, dass sie nach dem Ziel wohin man gelangen möchte nicht nur auf Kommando des Hypnotiseurs streben, sondern, dass er an sich entweder begehrenswert und angenehm, oder wenigstens etwas Unabweisbares sei, dem man sich ergeben müsse. Es liegt nämlich auch eine Art Lustgefühl in der Empfindung des Unterliegenden, der sich auf Gnade und Ungnade dem Sieger ergiebt. Ein solches Gefühl verknüpft sich vielfach mit passiven sexuellen Liebesgefühlen, vor allem beim Weibe, aber auch beim masochistischen Manne. Der hypnotisierende Arzt muss somit Sympathiegefühle des Hypnotisierten wecken, um von ihnen unterstützt, das zu beseitigende Uebel zu bekämpfen. Dieses Bestreben ist in der Regel ungefährlich, wenn Hypnotiseur und Hypnotisierter sexuell einander nicht anziehen, wenn also ein normaler Mann einen anderen normalen Mann, ein normales Weib ein anderes normales Weib, oder auch etwa ein Urning ein urningisches Weib hypnotisiert. Im anderen Falle jedoch birgt es die Gefahr, sexuelle Gefühle hervorzurufen, die nicht mehr so leicht zu beseitigen sind, wenn nicht die nötige Vorsicht angewendet wird. Diese sexuellen Gefühle können den Hypnotisierten, wie den Hypnotiseur betreffen und dann zu fatalen Liebesgeschichten führen. Derartige Liebesgeschichten kamen z. Bsp. im Fall Czinsky vor, wo eine hysterische Baronin, durch Hypnotismus sexuell aufgeregt, unter den Liebesbann des Czinsky geriet. Hier entstand bei der Baronin eine Art suggerierter Liebe, gegen welche ihre Vernunft sich mehr oder weniger wehrte, während der Hypnotiseur, selbst bis über die Ohren verliebt, das Konzept verlor. Man kann in solchen sehr menschlichen Fällen sagen, dass die Suggestion nur diejenigen Gefühle verstärkt, die im gewöhnlichen Leben bei jeder Verliebtheit

vorkommen. Es gibt hier ein Meer von Nuancen, das alle Grenzen zwischen normaler und suggerierter Verliebtheit verwischt. Ein Hypnotiseur kann freilich seine suggestive Macht missbrauchen, um die erzeugte Verliebtheit der Hypnotisierten zum eigenen Vorteil auszunützen. Ich sah auch einen Fall, wo eine alte Spiritistin durch Hypnotisieren einen jungen reichen Mann an sich derart fesselte, dass er seine Familie verliess und sie heiratete. Wie im Fall Czinsky, lag in diesem Falle der Missbrauch auf der Hand. Insofern war er eigentlich noch schlimmer, als bei dem alten Weibe die reinste Geldberechnung vorlag und dass sie, um ihre suggestive Wirkung in der Ehe nicht zu verlieren, ihrem jungen Manne zum sexuellen Genuss junge Weiber selbst zuhielt; es war eine reine Geldspekulation ihrerseits, während Czinsky wenigstens selbst durch Verliebtheit mitgefangen war. Man kann im allgemeinen sagen, dass da, wo eine absichtliche Fremdsuggestion bei der Entstehung eines Liebesrausches stark mitspielt, der in dieser Weise suggestiv Verliebte ein Gefühl des Zwanges empfindet, das er später, bei einem eventuellen Verhör recht charakteristisch schildert. Er fühlt eine Art Zwiespalt in seiner Persönlichkeit. Er merkt, dass die Reizung seines Sexualtriebes und seine Zuneigung etwas Erzwungenes an sich tragen und er sucht sich dagegen zu wehren. Freilich kommt dieses sich wehren oft erst später, nachträglich, wenn die sympathische Wirkung der Suggestion zu verschwinden beginnt. Es giebt auch hier allerlei Nuancen und man muss sich wohl hüten, auch diese Erscheinung zu dogmatisieren, denn, wenn der Hypnotiseur sehr geschickt ist und seine suggestive Absicht nicht merken lässt, kann die subjektive Empfindung des fremden Zwanges völlig fehlen, das heisst, sie kommt nicht zum Bewusstsein. Ist er umgekehrt ungeschickt, und die hypnotisierte Person hysterisch, so kann sich bei letzterer nachträglich, wie so oft bei solchen Kranken, die Liebe in Hass umwandeln, und sie kann post festum durch Autosuggestion ihrer früheren Verliebtheit sich als eines künstlichen Liebeszwanges erinnern und sie so darstellen auch wenn es tatsächlich nicht der Fall war, d. h. wenn sie einfach nach gewöhnlicher hysterischer Art verliebt war.

Wesentlich anders sind die Fälle zu beurteilen, wo ein Hypnotiseur ein hypnotisiertes Weib in tiefen Somnambulismus versetzt und sie dann ohne ihr Wissen sexuell missbraucht. Hier ist das Opfer völlig willens- und resistenzunfähig. Besonders für Juristen sind diese letzteren Fälle leichter zu beurteilen.

Für uns sind aber die ersteren Fälle wichtiger. Die durch die Libido sexualis hervorgerufenen Liebesausstrahlungen wirken wieder auf die Libido fördernd zurück; sie wecken beidseitige Sympathiegefühle und wirken wie magnetische Kräfte, die einander anziehen. Wir haben aber soeben gesehen, dass die Suggestionswirkung auf dem Besiegen stark assoziierter unterbewusster Gegenvorstellungen beruht, und anderseits haben wir die Verwandtschaft zwischen Sexualgefühlen und Sympathiegefühlen kennen gelernt: die letzteren sind ja die teils direkten, teils indirekten phylogenetischen Abkömmlinge der ersten. Man ersieht aus dieser einfachen Nebeneinanderstellung, welche mächtige Verwandtschaft zwischen Suggestion und Liebe besteht. Ich sage Verwandtschaft; man muss sich wohl hüten, diese Verwandtschaft dogmatisch in eine Identität umwandeln zu wollen, denn das wäre sehr falsch. Liebe und Suggestion sind keineswegs gleich. Zum Glück können die meisten Kranken, soweit natürlich sie heilbar sind, recht gut durch Weckung eines leichteren Grades von Sympathiegefühlen und durch das vereinte Bestreben des Hypnotiseurs und des Hypnotisierten, der Krankheitserscheinungen Herr zu werden, Heilung finden, ohne dass etwas anderes als ein gewisses Gefühl von Freundschaft und Dankbarkeit des Hypnotisierten für den Hypnotiseur entsteht. Umgekehrt können zwei Menschen innig sexuell verliebt sein, ohne dass der eine den anderen überhaupt zu hypnotisieren imstande ist; letzteres ist besonders da der Fall, wo zwei Menschen (z. B. Eheleute) seit Jahren einander genau kennen, oder wenn höhere Intelligenzen nicht allzu abhängig von der Libido sexualis, resp. von dem zwischen ihnen stattfindenden sexuellen Verkehr, einander geistig gegenübertreten. Dieses muss unbedingt festgestellt werden, damit man nicht durch falsche, vorschnelle Verallgemeinerungen meine Feststellungen missdeute. Dagegen kann besonders da, wo ein stark assoziiertes Gehirn einem schwächeren Gehirn des anderen Geschlechtes Sympathiegefühle suggeriert und dieselben geschickt mit der Weckung der Libido sexualis verbindet, dadurch eine suggerierte Verliebtheit entstehen, die dem gewöhnlichen, natürlichen Liebesrausch wie ein Ei dem anderen gleicht. Wird dann die suggestive Wirkung beim Hypnotisierten durch die Entdeckung eines Betruges oder eines Machtmissbrauches von seiten des Hypnotiseurs oder auch nur durch die Zeit abgeschwächt oder gar zerstört, dann kommt der Hypnotisierte zur Besinnung. Enttäuschung, Gram, Reue können sogar jetzt die Liebe bei ihm in Hass umwandeln. Oder es entsteht

auch dieser eigentümliche Kampf zwischen Libido und enttäuschter Liebe, der als tragisches Moment gewöhnlicher menschlicher Liebe bekanntlich in so vielen Romanen und Dramen verwertet wird.

Vergleichen wir nun diese Erscheinungen mit denjenigen des gewöhnlichen Lebens, die man kurz und bündig mit dem Ausdruck Liebesrausch bezeichnet. Die Berührungspunkte springen in die Augen. Ein Mann und ein Weib treffen sich und gefallen sich. Die gegenseitige Einwirkung der Blicke, der Worte, der Berührungen, kurz des ganzen Sinnes- und Geistesverkehres wecken bei beiden zugleich Sympathiegefühle und sexuelle Libido, die sich ihrerseits wieder gegenseitig verstärken. Die Libido sexualis versieht jede Handlung und jedes Erscheinen des Geliebten mit einer immer glänzenderen Glorie von Reiz und Herrlichkeit, und diese sexuell-bedingte Färbung verstärkt ihrerseits wieder die Sympathiegefühle. Umgekehrt wirken die Sympathiegefühle mächtig auf die Libido zurück. Dieser Schneeball wächst durch gegenseitige Suggestion und kann die bekannte Höhe „wahnsinniger Verliebtheit" erreichen. Es ist aber dies ein gegenseitiges Blendwerk. Je wahnsinniger, heftiger, unüberlegter, unvorbereiteter eine solche Verliebtheit auftritt und je mehr sie mit gegenseitiger Unkenntnis der Charaktere einhergeht, desto mehr ist sie auf Illusionen gebaut, die bei eintretender Ernüchterung wie ein Kartenhaus zusammenfallen, sodass dann Gleichgültigkeit, Ekel und sogar Hass der „Liebe" auf den Fersen folgen. Hier ist das suggestive Element in der Liebe nicht zu verkennen. Wie ein Hypnotisierter eine rohe Kartoffel für eine Apfelsine mit Wollust verschlingen kann, so kann ein toll Verliebter ein hässliches und böses Mädchen für eine Göttin oder ein toll verliebtes Mädchen einen ekelhaften Don Juan und Egoisten für das Ideal männlicher Kraft und Ritterlichkeit halten.

Aber noch eklatanter ist die Verwandtschaft da, wo die volle Verliebtheit nur auf einer Seite besteht und wo der andere Teil die bekannte Rolle des Verführers spielt, der zwar in der Regel (wenn nicht schmutzige Geldmotive die alleinige Ursache der Verführung bilden), seine eigene Libido sexualis mitspielen lässt, dieselbe jedoch in weiser Berechnung benutzt, indem er sie nicht die Herrschaft über sein ganzes Gehirn, das heisst über seine ganze Seele gewinnen lässt, sondern nur als Mitarbeiterin an dem Verführungswerk missbraucht. In solchen Fällen kann man dann sagen, dass der eine der Verführer und der andere der Verführte ist. Der Verführer spielt hierbei die Rolle des suggerierenden

Elementes, während der Verführte, wenn er sich nicht nur aus Berechnung, Angst, Schwäche oder Gutmütigkeit gibt, der Suggerierte ist. Zwar steht auch der Verführer meistens stark oder wenigstens einigermassen unter erotischer Beeinflussung, aber nie ganz. Der rein suggestiv Verführte dagegen wird völlig zu seinem Objekt und steht in allen Beziehungen unter seiner Macht. Seine Gedanken, seine Gefühle, sein Wille, alles richtet sich nach den vom Verführer inspirierten Impulsen, und diese Macht hat der letztere vielfach mit Hülfe der Libido sexualis und ihrer Suggestivkraft erlangt. Immerhin gibt es Fälle, wo die Liebe und das sich Hingeben rein suggestiv und ohne Libido sexualis erzeugt werden; das sind gerade diejenigen, die die Gesetze nicht vorsehen und die die Juristen nicht verstehen. In der Regel spielt im gewöhnlichen Leben der Mann die Rolle des verführenden Hypnotiseurs. Es ist aber durchaus nicht immer der Fall. So war der römische Triumvir Antonius, als er zu den Füssen der Kleopatra lag und sich deren Pantoffelherrschaft gefallen liess, entschieden der Hypnotisierte. Derartige Antons sehen wir auch heute noch täglich unter uns Immerhin bilden sie weder die Normalität, noch die Regel.

Die soeben geschilderte Rolle der Suggestion in der Liebe ist von grosser Tragweite und erklärt alle Blendwerk-Erscheinungen des Liebesrausches. Ohne der Kunst, die ihn vielfach verherrlicht, und dem Wonnegefühl, mit dem er einhergeht, zu nahe treten zu wollen, müssen wir doch aufrecht erhalten, dass der Liebesrausch mit seinen Suggestionen und Illusionen mehr Gift als Glück in das Menschenleben bringt. Ich will versuchen, dies noch deutlicher zu erklären. Wenn zwei edler angelegte Menschen nach gründlichem ehrlichem Austausch ihrer Gefühle und unter momentaner Zurückdrängung und möglichst objektiver Schätzung des rein Sinnlichen in ihrer Begierde sich genügend kennen gelernt haben, um, soweit dies erreichbar ist, davon überzeugt zu sein, dass sie eine bleibend glückliche Verbindung eingehen können, dürfen sie sich gefahrlos dem Liebesrausch überlassen. Der Umstand, dass er jedem Teil den anderen in der idealsten Beleuchtung erscheinen lässt, wird dann nur dazu dienen, bei ihnen die Sympathiegefühle zu stärken und ihre Dauer lebenslänglich zu gestalten. Umgekehrt können aber auch zwei kühl berechnende Egoisten, selbst wenn sie eine starke Libido sexualis besitzen, welche jedoch mehr auf das Gebiet tierischer Triebe beschränkt bleibt und die besonnene Ueberlegung des Intellektes wenig trübt, auf Grund ruhiger kon-

ventioneller Berechnung eine relativ glückliche Ehe eingehen, bei welcher die Suggestion des Liebesrausches eine sehr geringe oder gar keine Rolle spielt. Ich muss die Häufigkeit dieser letzteren Fälle besonders betonen. Die schöne Literatur, die so häufig in der Schilderung wunderbarer Romangefühle schwelgt und eine besondere Vorliebe für sensationelle, gesuchte, oft pathologische Situationen zeigt, lässt uns zu sehr vergessen, dass vielleicht die meisten Durchschnittsmenschen für den suggestiven Liebesrausch wenig empfänglich sind und sich überlegt, in aller Herzenskühle und Gemütsruhe ihren sexuellen Wollustgefühlen ungefähr in der Weise hingeben, wie ein Feinschmecker den von ihm gesuchten und geliebten Küchengerichten. Das ist zwar sehr wenig poetisch, dafür umso menschlicher und besonders männlicher; übrigens werden auch viele Weiber zu derartigen Feinschmeckern. Von der Poesie des Liebesrausches ist dann freilich in dieser ganzen sexuellen Angelegenheit verzweifelt wenig mehr zu spüren. Das ist nicht mehr Liebe, sondern echt spiessbürgerlicher, den übrigen philiströsen Begierdeobjekten, wie Geld, Stand, Geschäft etc. angepasster sexueller Genuss. Wenn poetische Schwärmer oder Moralprediger mir entrüstet zurufen, es sei dies eine Prostitution der Liebe, so muss ich protestieren. Solange der sexuelle Genuss nicht käuflich ist, handelt es sich nicht um Prostitution. Schliesslich darf der Mensch auf eine gewisse angenehme Befriedigung seines Sexualtriebes, auch ohne weiteren Gefühlsüberschwang, wie auf die Befriedigung seines Hungers und Durstes durch angenehme Speisen Anspruch erheben, solange niemand dabei geschädigt wird. Diese ganze Angelegenheit hat aber, wie gesagt, mit dem Liebesrausch nichts zu tun. Bei letzterem handelt es sich um eine gewaltige Erschütterung, um ein „Mitsichreissen“ des ganzen Seelenlebens, der Hauptströmungen der Grosshirntätigkeit durch Suggestionswirkung, gewöhnlich mit, zuweilen ohne Sexualtrieb.

Der Liebesrausch hat natürlich alle möglichen Intensitätsgrade und Qualitäten, je nach den Menschen, die ihm unterliegen. Er kann gewaltig wie ein Orkan daherbrausen oder sanft wie ein Zephir säuseln; er kann bei einer idealen Natur die feinsten, höchsten Saiten menschlicher Gefühle zum Erklingen bringen und bei einer gemeinen dumm und plump wie ein Stier daher trampeln. Seine Formen haben wir in einem früheren Kapitel schon geschildert; wir sahen, wie vulgär, abgeschmackt und lächerlich manche ungebildete, geistes- und gemütsarme Verliebte sich heute vielleicht gegenseitig

mit den übertriebensten, zum Himmel schreienden Gedichten und sentimentalen Liebesphrasen gegenseitig beweihräuchern und bereits morgen mit den gröbsten und gemeinsten Beleidigungen einander in den Kot zerren. Solche Karikaturen der Liebe habe ich selbst nur zu häufig beobachtet, leider viel häufiger als ihr Gegenteil. Dazwischen liegt eine ganze Skala von Mittelstufen, für welche ich meine Leser auf die übliche und allbekannte Liebesliteratur, besser aber noch auf die alltäglichen Vorkommnisse in ihrer Umgebung verweise.

Die Suggestion wirkt nicht nur auf die sexuellen Gefühle, sondern auf das ganze Seelenleben. Sie übt in der Aesthetik, in der Kunst einen ungeheuren, unwiderstehlichen Einfluss, durch welchen all die wechselnden Modeschwärmereien erzeugt werden. Der Durchschnittskünstler und vor allem der Durchschnittsmensch, der über die Kunst urteilen will, ist der reinste Sklave solcher künstlerischer Modesuggestionen. Gewisse Impressionisten waren imstande, die Leute glauben zu lassen, dass das Pflanzenlaub kobaltblau sei, wie sie es gemalt hatten und dergleichen Ungeheuerlichkeiten mehr. Von einer an sich richtigen Idee über Lichteffekte werden selbst die absurdesten Uebertreibungen dank der Suggestion von urteilslosen, nachahmungssüchtigen oder auch nur stark suggestiblen Menschen akzeptiert und schön gefunden und kann so ihre ganze Geschmacksrichtung verbildet werden. Solche verderblichen Wirkungen der Suggestion können leider recht lange dauern, bis sie schliesslich infolge ihrer Nichtigkeit allmählig und langsam aus den Köpfen verschwinden. Gewöhnlich werden sie dann durch andere Torheiten ersetzt.

Wir verweisen noch auf dasjenige, was wir im Kapitel VIII unter III. 10 über die durch Suggestion und Autosuggestion verursachten sexuellen Abnormitäten und Perversionen sagten. Aus allem geht hervor, dass besonders bei sehr suggestiblen Menschen der Sexualtrieb in jeder Hinsicht beeinflusst, speziell aber durch solche Sinneseindrücke, die perverse Vorstellungen hervorrufen, leicht auf falsche Wege geführt werden kann. So wird z. B. die erotische Phantasie eines sehr suggestiblen Knaben, wenn sie durch den Erotismus eines anderen Knaben indirekt erregt wird, diesen Knaben selbst leicht zum Gegenstande bekommen. Auf solche Weise kann eine homosexuelle Neigung erzeugt und eventuell durch entsprechende Manipulationen, wie mutuelle Onanie, Päderastie und dergl. weiter gezüchtet werden. Von der Macht, mit welcher eine perverse, erotische Vorstellung den Sexualtrieb suggestiv erregt, kann auch ihre Dauer

vielfach abhängen. Das gilt z. B. von der Impotenz, von der Onanie, von der sexuellen Neigung zu Tieren und dergleichen mehr.

Gerade die soeben erwähnten Erscheinungen geben uns einen Fingerzeig, wie anderseits die Suggestion auf Abnormitäten des Sexuallebens heilend oder wenigstens mildernd einwirken kann. So gut sie den Sexualtrieb erregen oder pervertieren kann, so gut ist sie imstande, denselben zu dämpfen oder auf den richtigen Weg zurückzuführen, wenn seine Perversion keine erblich angeborene ist. Man kann zu häufige Samenentleerungen, onanistische Gewohnheiten und perverse Triebe durch Suggestion fast immer bedeutend mildern und nicht so selten ganz beseitigen, was sehr nützlich und wichtig ist Ich erinnere daran, dass die Beseitigung einer zum Teil auf erblicher Prädisposition beruhenden Perversion durch Suggestion uns kein Recht gibt, auf Grund dieses in einem solchen Fall stets prekären Heilerfolges eine Ehe zuzulassen oder gar zu begünstigen (siehe oben). Wie sehr es auf den guten Willen und die Vorsicht des Hypnotiseurs ankommt, wird in folgendem gewiss recht heiklen Fall illustriert, den ich selbst behandelt habe. Ein junges, hübsches, anständiges Mädchen litt an schrecklicher sexueller Reizung. Nicht nur konnte sie der Onanie nicht widerstehen, sondern sie bekam nachts erotische Träume von Männern und Tieren, die auf ihren Geschlechtsteilen lagen, wurde dabei furchtbar erregt und bekam vollständige Wollustempfindungen, wie beim Beischlaf. Es ist nicht zu verkennen, dass die suggestive Behandlung eines solchen Falles durch einen Mann eine schwierige und heikle Sache ist. Dennoch gelang es mir, durch entsprechende Verbal-Suggestion, verbunden mit lokaler Applikation eines Magneten, der gleichfalls natürlich nur suggestiv wirken sollte und konnte, nicht nur die Onanie zu beseitigen, sondern die Arbeitsfähigkeit und die nervöse Erschöpfung des Mädchens nahezu zu heilen, sodass sie ihren Beruf wieder aufnehmen konnte. Mit etwas Geschicklichkeit lassen sich auch solche Fälle mit anderen Leuten zusammen hypnotisieren, eine Regel, von welcher nie abgewichen werden sollte.

Es kann, wie gesagt, hier nicht meine Aufgabe sein, das ausserordentlich grosse Feld der Beziehungen der Suggestion zum Sexualtrieb und zur Liebe im Detail zu bearbeiten. Das Gesagte dürfte genügen, um dem Leser die ganze Frage genügend verständlich zu machen, ihn zum Nachdenken anzuspornen und ihm im konkreten Fall die Wirkungen der Suggestion zu erkennen zu geben.

Kapitel XIX.

Rückblick und Zukunftsperspektive.

Utopien kann man solche ideale soziale Zukunftspläne nennen, die, in der Phantasie eines Menschen ausgeheckt, einer reellen und gesunden Basis entbehren, der menschlichen Natur und den Ergebnissen menschlicher Erfahrung zuwider laufen und daher keine Aussicht auf Erfolg bieten. Die konservativen philiströsen Geister, die von Vorurteil und Autoritätsglauben leben, pflegen jedoch jedes Ideal, das nicht von Alters her durch Gewohnheit, Sitten und Autoritäten beglaubigt und heilig gesprochen worden ist, für utopistisch zu erklären. Das ist ein schwerer Irrtum, der jeden sozialen Fortschritt von vornherein ausschliessen würde, wenn er stets massgebend wäre.

Es gibt realisierbare Zukunftsideale, die die Vergangenheit nicht kannte. Insofern hat Ben Akiba Unrecht, wenn er sagt, es gebe nichts Neues unter der Sonne. Der internationale Weltverkehr, der Weltpostverein, die Abschaffung der Leibeigenschaft, die künstliche Ernährung der Neugeborenen, das Telephon, die drahtlose Telegraphie etc. sind bereits realisierte Fortschritte, welche früher der Menschheit kaum vorschwebten, geschweige als durchführbar erschienen. Warum sollten nun z. B. eine gemeinsame Weltsprache und die Abschaffung des Krieges zwischen zivilisierten Völkern Utopien sein? Die verschiedenartigen Rassen sprechen bereits englisch und alle könnten Esperanto lernen. Innerhalb grösserer Länder, wie Deutschland und Frankreich, haben die früheren Lokalkriege zwischen einzelnen Territorien, Feudalherren etc. (in der kleinen Schweiz sogar zwischen Ständen oder Kantonen) bereits aufgehört. Warum sollte eine noch weitergehende Einigung unter den Menschen unmöglich sein? Nur das Vorurteil kann das behaupten.

Warum sollten ferner auf sozialem Gebiet die Abschaffung narkotischer Substanzen, solcher, welche zur Vergiftung ganzer

Völker führen, wie des Alkohols, des Opiums, des indischen Hanfes und dergleichen, als Genussmittel gebraucht, und warum sollte die von den Sozialisten gewünschte ökonomische Reform durch eine gerechtere (z. B. genossenschaftliche), das heisst volle Belohnung der Arbeit Utopien sein? Ich sehe es nicht ein. Es sind vielmehr alles durchaus menschenmögliche, zu einer natürlichen Weiterentwicklung der Menschheit sogar notwendige Dinge. Nur das auf der Zähigkeit der Gefühle beruhende Vorurteil der alten Sitten stemmt sich dagegen und belächelt sie als Utopien, weil es selbst in seiner Kurzsichtigkeit die veränderten sozialen Verhältnisse der Menschen auf der Erdkugel übersieht oder unterschätzt und von den alten Götzen nicht lassen kann.

Und endlich, warum sollten rationelle Reformen auf dem sexuellen Gebiet grössere Utopien sein, als die bereits so gut durchgeführte künstliche Ernährung solcher Neugeborenen, die ihre Mutter nicht stillen kann, als die heutigen Triumphe der chirurgischen Operationskunst, als die Serotherapie, die Schutzimpfung und dergleichen mehr? So gut, wie Kurzsichtige und Fernsichtige Brillen tragen, so gut zahnlos Gewordene sich künstlicher Gebisse bedienen, können gewiss erblich belastete oder kranke Menschen zur Vermeidung von Nachkommenschaft Condoms beim Beischlaf anziehen und kann die Anwendung der gleichen Mittel den Frauen zwischen ihren Kindbetten die nötige Erholungszeit verschaffen.

Ueberblicken wir nun nochmals die ersten achtzehn Kapitel dieses Buches:

a) In den Kapiteln I bis V haben wir die Naturgeschichte, die Anatomie und Physiologie der Sexualorgane, sowie die normale Psychologie des Sexuallebens kennen gelernt.

b) Im Kapitel VI gaben wir, hauptsächlich nach Westermarck, einen Auszug der Ethnographie und der Geschichte der sexuellen Verhältnisse der menschlichen Völkerschaften.

c) Im Kapitel VII suchten wir einerseits die zoologische Evolution des Sexuallebens (Phylogenie) durch unsere tierische Ahnenreihe hindurch auseinanderzusetzen und anderseits den individuellen Verlauf des menschlichen Sexuallebens von der Geburt bis zum Tode kurz darzustellen. Wir wollten dadurch zugleich die zwei Wurzelgruppen unseres jeweiligen sexuellen Empfindens: die erbliche oder phylogenetische und die individuell erworbene oder angepasste dem Verständnis des Lesers näher bringen.

d) Im Kapitel VIII haben wir die krankhaften Auswüchse des Sexuallebens geschildert, weil dieselben viel tiefer, als man gewöhnlich glaubt, in unsere sozialen Verhältnisse eingreifen.

e) In den Kapiteln IX bis XVIII endlich erläuterten wir die Beziehungen des Geschlechtslebens zu den wichtigsten menschlichen Gefühls- und Interessensphären, zum Geld und Besitz, zu den äusseren Lebensbedingungen, zur Religion, zum Recht, zur Medizin, zur Ethik, zur Politik und Nationalökonomie, zur Pädagogie, zur Kunst und zur Suggestion und richteten unser Augenmerk auf die damit im Zusammenhang stehenden gesellschaftlichen Einrichtungen und Sitten.

Fassen wir unsere Ergebnisse zusammen, so können wir aus denselben eine Reihe Schlüsse ziehen, die wir in zwei Gruppen einteilen können.

A. Negative Aufgaben: Direkte oder indirekte Quellen sexueller Missstände und entsprechender sozialer Unsitten, deren Beseitigung erforderlich ist. Der Sumpf, in welchen eine Halbkultur die Menschheit dadurch geworfen hat, dass sie die Erreichung von Mitteln zur Befriedigung einer leichtsinnigen und grenzenlosen Genusssucht sehr erleichterte, wird eben durch diese Genusssucht selbst unterhalten. Die unbegrenzte Hingebung des Individuums an Vergnügen und Genuss kann sich jedoch mit dem Wohl und dem Bestand der Gesellschaft auf die Dauer nicht vertragen. Hic Rhodus, hic salta! Jener Genusssucht müssen künstliche Grenzen durch eine bessere soziale Organisation gesetzt und die soziale Qualität, das heisst der Altruismus oder der soziale Instinkt der Menschen (ihre ethischen Gefühle) muss erhöht werden. Augenblicklich ist nur das erste zu erreichen. Das zweite kann jedoch, wie wir sahen, für die Zukunft vorbereitet werden, denn wir dürfen keinen der beiden Rettungsfaktoren ausser Auge lassen.

Wir haben nun die wichtigsten Wurzeln der sexuellen Entartung kennen gelernt, die uns die eben genannte Halbkultur beschert hat. Wir sagen Halbkultur, weil in der Tat unsere heutige Kultur noch recht unvollständig ist und vor allem die Volksmasse nur äusserlich beleckt hat Wirklich höhere Kulturmenschen haben die Kinderkrankheiten der Kultur viel besser überwunden, als die ungebildete Menge, und diese Tatsache sollte uns Mut und Vertrauen für eine Zukunft geben, in welcher die wahre höhere Kultur

das Gemeingut aller werden soll. Die aufgedeckten Wurzeln sexueller Entartung sind teils nur indirekt, teils direkt mit dem Geschlechtsleben verbunden. Wir müssen allen einen Vernichtungskampf erklären und mit diesem Kampfe nicht aufhören, ehe wir sie wenigstens zu ihrem ursprünglichen, natürlichen Minimum wieder reduziert haben. Es sind vor allem die folgenden:

1. Die erste Quelle sexueller Entartung lernten wir in der historischen Entwicklung der Menschheit und ihres Geschlechtslebens im Kapitel VI, sowie im Kapitel IX kennen. Sie besteht in der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen in der Gier nach Besitz, Reichtum und Macht, welche die Ursache der Raubehe, der Kaufehe, der Prostitution und aller heutigen Raffiniertheiten, mit welchen dank den Machtmitteln, die das Geld verleiht, die sexuelle Genusssucht gezüchtet wird. Es ist nicht wahr, was die Anbeter des Mammons sagen, nämlich dass ihr Gott, das goldene Kalb, die höchste Triebfeder zur Arbeit und der hauptsächlichste Förderer aller Kultur sei. Wir sehen vielmehr das Gegenteil. Geniale Forscher, Denker, Erfinder und Künstler arbeiten aus wahrem idealem Triebe. Dann kommen aber die auf ihre Entdeckungen und Schöpfungen lauernden Priester des Mammons aus ihren hinterlistigen Verstecken und rauben ihnen nicht nur die Frucht ihrer Arbeit, um mit derselben sich zu bereichern, sondern oft noch dazu die ihrem Verdienst gebührende Ehre, um sich selbst damit zu schmücken. Der geistige Diebstahl kommt zum Gelddiebstahl hinzu; das sind die Heldentaten des „Mammonismus“. Und wie raffiniert verfährt er dabei! Das soll nun der einzige Ansporn zur menschlichen Arbeit und dadurch zur Kultur sein! Wir glauben es nicht. Gewiss treibt die rastlose Konkurrenz aus Gewinnsucht den Menschen zu einer fieberhaften Tätigkeit. Aber dieser meist mit Genusssucht verbundene und fast nur um die Mittel zu ihrer Befriedigung arbeitende Fleiss ist ungesundes Strebertum. Es müssen andere Triebkräfte für die menschliche Arbeit in Aktion treten, und solche gibt es zum Glück. Man muss sie nur suchen und in Bewegung setzen, denn ohne Arbeit gibt es keine Kultur, keinen sozialen Fortschritt und kein Glück.

Der Kultus des goldenen Kalbes, die Benutzung angehäufter Güter als Mittel, um die Arbeit anderer zu egoistischen, individuellen Zwecken auszubeuten, das ist also die erste Hauptwurzel der sexuellen Entartung, der Kaufehen, der Geldehen, der Prostitution und ihres ganzen schmählichen Gefolges. Ohne diese Wurzel

auszureuten, wird die Menschheit niemals gesunde sexuelle Verhältnisse erringen. Der Kampf gegen das moderne Manchestertum, das heisst gegen das gesetzlich zugelassene und zum Missbrauch führende übertriebene Verfügungsrecht der Besitzer des Privatkapitals ist eine erste und wichtigste Aufgabe für die Sanierung unserer sexuellen Verhältnisse, obwohl auf indirektem Weg.

2. Die Sitte, narkotische Gifte, vor allem den Alkohol zu geniessen, führt, wie wir im Kapitel VIII (§ III, 9), aber auch in den Kapiteln IX und X sahen, zu einer schweren physischen und moralischen Entartung der Menschen und zwar nicht nur der narkotisierten Individuen, sondern ihrer Keime und dadurch ihrer Nachkommen. Wir lernten dies als Blastophthorie kennen. Die Blastophthorie ist aber ihrem Wesen nach innig mit den sexuellen Vorgängen verknüpft. Durch dieselbe kann sich die individuelle Einwirkung der Genussgifte auf viele Generationen erstrecken. Da gibt es nur ein radikales Heilmittel, das sich leicht durchführen liesse, wenn die Menschen nicht so einfältige Sklaven ihrer Gewohnheiten und Vorurteile einerseits, sowie des Kapitals und der Genusssucht anderseits wären. Alle narkotischen Mittel und in erster Linie der Alkohol sollten als Genussmittel verschwinden und nur noch allenfalls als Heilmittel in der Apotheke, der Alkohol ausserdem zu Industriezwecken gebraucht werden. Leider versetzt die Gehirnlähmung der Narkose, selbst in ihren anständigsten Formen und mässigsten Graden, wo sie erst die Zunge löst, aber doch schon erwiesenermassen, obwohl unbemerkt, die Gedankenassoziationen stört und oberflächlicher gestaltet, den Menschen in eine momentane angenehme Stimmung, an die er sich rasch gewöhnt, die eine leichtere oder stärkere „Sucht“ nach den narkotischen Mitteln in ihm erzeugen und ihn dadurch veranlassen, in seiner Verblendung und Schwäche immer wieder zu den Berauschungsmitteln zu greifen. Ausserdem pflegen die meisten jener Mittel, vor allem wieder der Alkohol, den Geschlechtstrieb zuerst immer zu reizen, oft in bestialischer Weise, und dadurch, trotz geschwächter Potenz, zu den schmutzigsten und einfältigsten Exzessen zu führen. Ihr Genuss besitzt keinen einzigen wahren Vorteil und hat nur die gewaltigsten individuellen und sozialen Nachteile zur Folge.

Die Abstinenzorganisationen haben den sozialen Vernichtungskampf gegen den Gebrauch aller Genussgifte unternommen, soweit die Erfahrung sie als sozialgefährlich erwiesen hat. Möge es ihnen gelingen, diesen Kampf im Laufe der Jahrzehnte überall siegreich

durchzuführen, wie es ihnen bereits in einigen nordischen Ländern gelungen ist. Dann wird auch eine zweite Hauptwurzel der Entartung des Sexualtriebes und des Sexuallebens überhaupt vernichtet sein.

3. Eine dritte Quelle sexueller Abnormitäten und Unnatürlichkeiten muss dadurch zum Versiegen gebracht werden, dass die Frau dem Manne in ihren Rechten gleichgestellt wird. Bei keinem Tier ist das Weibchen Besitzgegenstand des Männchens. Nirgends in der Natur finden wir sklavische Gesetze, die ein Geschlecht dem anderen unfreiwillig unterordnen. Selbst bei den Ameisen, wo die Männchen, infolge ihrer physiologischen hochgradigen geistigen Minderwertigkeit von den Arbeitern sehr abhängen, sind sie keinem Zwang unterworfen und dürften sich sofort emanzipieren, wenn sie es wollen könnten. Den Einwand, dass der Mann dem Weib geistig überlegen sei, haben wir übrigens bereits früher als faul und nichtig widerlegt. Die Emanzipation der Frauen will nicht aus den Frauen Männer machen, sondern nur ihnen ihre menschlichen, ich möchte sogar fast sagen ihre tierischen Naturrechte zurückgeben. Sie soll keineswegs den Weibern die Arbeit entziehen oder sie davon entwöhnen. Dieselben dürfen so wenig zu verzogenen Schosshündchen, wie zu brutalisierten Lasttieren der Männer gezüchtet werden. Sie sollen die selbständige Stellung, die ihrer natürlichen Aufgabe in der Gesellschaft entspricht, erhalten. Gerade ihre sexuelle Rolle ist eine hochwichtige, ja eine ganz hervorragende und gibt ihnen das Recht zu grossen Ansprüchen im sozialen Leben. Wir wollen hier nicht wiederholen, was wir im Kapitel XII gesagt haben, sondern nur kurz und bündig erklären, dass, wenn die Weiber ihre Rechte und Pflichten (selbstverständlich dem Geschlechtsunterschied entsprechend) gleich den Männern in der Gesellschaft erhalten haben werden, d. h. in ihrer Art und nach ihrem weiblichen Genius ebenso bestimmend auf die Geschicke des Gemeinwesens wie die Männer einwirken werden, eine weitere Hauptwurzel der heutigen sexuellen Missstände beseitigt sein wird. Die völlige Emanzipation des Weibes ist daher unser drittes Hauptpostulat, worin wir mit einem Westermarck und mit einem Charles Secrétan (siehe Anhang) völlig übereinstimmen.

Wie wir in den Kapiteln XII und XVI schon sagten, sollte die Verschiedenheit beider Geschlechter keinen Grund dafür geben, dass der Mann allein die sozialen und politischen Rechte für sich in Anspruch nimmt. Die Aussenwelt und unsere Mitmenschen,

das heisst die Gegenstände, aus welchen und für welche wir ausser uns geistig, wie körperlich leben, sind für beide Geschlechter die gleichen. Selbst wenn alles in allem der Genius des einen Geschlechtes etwas höher als der Genius des anderen steht, gibt es ihm kein Recht, dem letzteren die Freiheit zu verweigern, nach seinem eigenen Genius zu leben und sozial zu wirken. Verschieden sind beide Geschlechter, das steht fest; jede rechtliche und somit künstliche Einschränkung des einen durch den andern bedeutet dagegen eine Beeinträchtigung der freien Entwickelung beider, denn jedes hat das heilige Naturrecht, die Welt frei nach seinem Geiste aufzufassen und zu verarbeiten, und auf diese Weise seine Persönlichkeit zu entwickeln, damit sie nicht verkümmert, wie ein Tier im Stall. Einzig und allein das durch borniertes unbewusstes Vorurteil weiter gezüchtete Recht des Stärkeren kann dieses leugnen oder übersehen.

4. Ein weiterer Feind erhebt sich gegen alle Reformbestrebungen. Derselbe liegt aber leider so tief in der menschlichen Natur, dass man nur von einer langsamen qualitativen Hebung der Menschen seine allmählige Schwächung erhoffen darf: ich meine das Heer der Sittenüberlieferungen, der Vorurteile, des mystischen Aberglaubens, der religiösen Dogmen, der Moden und dergleichen mehr. Wir müssten seitenlange Moralpredigten halten, wenn wir alle Laster aufzählen und bekämpfen wollten, die durch die unglückselige Eigenschaft der Menschen, das Althergebrachte für heilig und unantastbar zu halten, beständig erzeugt und unterhalten werden.

Statt dessen wollen wir Schiller (Wallenstein's Tod, I. Akt, 5. Szene) als Zeuge anrufen:

Wallenstein:

„Ein unsichtbarer Feind ist's, den ich fürchte,
„Der in der Menschen Brust mir widersteht,
„Durch feige Furcht allein mir fürchterlich —
„Nicht was lebendig, kraftvoll sich verkündet,
„Ist das gefährlich Furchtbare. — Das ganz
„Gemeine ist's, das ewig Gestrige,
„Was immer war und immer wiederkehrt,
„Und morgen gilt, weil's heute hat gegolten;
„Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht.
„Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

„Weh dem, der an den würdig alten Hausrat
„Ihm rührt, das teure Erbstück seiner Ahnen!
„Das Jahr übt eine heiligende Kraft;
„Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich.
„Sei im Besitze und du bist im Recht,
„Und heilig wird's die Menge dir bewahren!“

Das Vorurteil und der Autoritätsglaube, das „ewig Gestrige“, die Mystik etc. stellen sich in bewusster oder unbewusster Heuchelei und mit mehr oder weniger durchsichtigen Sophismen in den Dienst der niedrigsten menschlichen Leidenschaften, des Neides, der Hasses, der Eitelkeit, des Geizes, der sexuellen Genusssucht, der Klatschsucht, der Herrschsucht, der Faulheit und tutti quanti, um dieselben mit dem ehrwürdigen Gewand heiliger alter Sitten zu bemänteln und ihre Gemeinheiten gestützt auf alte Autoritäten zu sanktionieren. Es gibt keine Schändlichkeit, die nicht auf solchem Wege gerechtfertigt, verherrlicht, sogar vergöttlicht worden wäre. Ich werde eine Diskussion niemals vergessen, die ich auf einem transatlantischen Steamer tagelang mit katholischen, französischen Adelsherrschaften führte. Diese Herren verteidigten mir gegenüber die schmählichsten sexuellen Exzesse und Unsitten, die grössten Paradoxen und Absurditäten, mit einer unglaublichen Hartnäckigkeit. Ein vorurteilsloser Zuhörer hätte sich zuerst fragen können, ob sie nur Spass trieben. Es war ihnen aber heiliger Ernst, ebenso ernst wie den Anhängern des Duells die Verteidigung ihres absurden Ehren-Codex.

Ich hege die Ueberzeugung, dass einzig und allein die Einführung des wissenschaftlichen Geistes, eines gesunden induktiven und philosophischen Denkens in den Schulen und überhaupt in den Massen der Menschheit dem gedankenlosen Papageienwesen und dem unsinnigen Schlendrian, wie er aus dem Nachbeten blödsinniger Vorurteile und autoritativer Sätze entspringt, einigermassen steuern kann.

Was für Vorurteile und überlebte Sitten wir zunächst auf sexuellem Gebiet zu bekämpfen haben, haben wir bereits zur Genüge besprochen und ich komme hier nicht darauf zurück. Diese ganze Kategorie von Ursachen des Uebels, die ja auch in allen übrigen Kategorien gewaltig mitspielt, kann also nur mit den Waffen wahrer Wissenschaft und freier allseitiger Charaktererziehung der Jugend bekämpft werden. Die Notwendigkeit eines solchen Kampfes

wollte ich hier nur nochmals betonen. Dafür ist es nötig, dass die Gelehrten aus ihrer Studierstube ab und zu heraustreten und in das noch so dunkle Gewühl der menschlichen Gesellschaft mit ihrer Laterne hinein leuchten. Sie müssen an dem sozialen Kampfe teilnehmen, schon um selbst nicht aus lauter Fachgelehrsamkeit das Verständnis für das ewig Menschliche zu verlieren.

Die folgenden Postulate beziehen sich mehr auf partielle oder lokale Gefahren und Auswüchse.

5. Wir haben in den Kapiteln V, IX und XVII die Pornographie besprochen und im Kapitel XVI ihre grosse Gefahr für die Entwicklung eines normalen Sexuallebens bei der Jugend dargelegt. Wenn auch die Pornographie zu einem grossen Teil der Gewinnsucht ihre Entstehung und Entwicklung verdankt, so darf man anderseits nicht verkennen, dass speziell der männliche Erotismus hier der Gewinnsucht sehr entgegenkommt, um die Sache zu fördern. Ohne dass irgendwie der Kunst Schranken gesetzt werden sollen, ist es daher eine soziale Pflicht, den pornographischen Produkten eines ungesunden, gemeinen und schmutzigen Erotismus so gut wie diesem selbst entgegenzutreten. Der Sexualtrieb des Menschen ist so wie so durchschnittlich stark genug, ja sogar im Vergleich zu den sozialen Zeugungsbedürfnissen bedeutend zu stark: er braucht nicht noch künstlich gekitzelt und durch allerlei Mittel gezüchtet und erhöht zu werden. Der Kampf gegen die Pornographie muss also auch als Postulat aufgenommen werden. Immerhin darf man nicht vergessen, dass die Pornographie viel erfolgreicher indirekt durch Erfüllung der vier erst genannten Postulate, sowie durch Hebung der Ideale und des Kunstgefühles, als durch direkte Repressivmassregeln bekämpft wird. Letztere sollen nur ihre schlimmeren Auswüchse treffen.

6. Nur pro Memoria erwähne ich noch, dass selbstverständlich alle politischen Missbräuche des Sexuallebens, sowohl die missbräuchlichen Einflüsse sexueller Faktoren im politischen Gebiet, als besonders jeden Uebergriff resp. jede unnötige Einmischung des Staates in das Sexualleben durch ungerechtfertigte Gesetze und Verordnungen, und andere ähnliche Gewaltakte gegen die natürlichen Bedürfnisse des Menschen in Bezug auf Sexualtrieb, Eheleben etc. bekämpft werden müssen.

7. Ein schwieriger Kampf muss im weiteren gegen die pathologischen Ausartungen des Sexualtriebes und die venerischen

Krankheiten geführt werden. Wir haben in den Kapiteln VIII, XII und XIII uns genügend darüber verbreitet. Hand in Hand mit der Pathologie des Sexualtriebes ist das sexuelle Verbrechen zu behandeln. Es handelt sich da fast überall um Abnormitäten des menschlichen Gehirnes, die man beim Individuum mit einfachen gesetzlichen, administrativen oder strafrechtlichen Massregeln weder bessern, noch beseitigen kann. Hier können, wie gesagt, für die Gegenwart nur Einschränkungsmassregeln, die die Gesellschaft gegen gefährliche, entartete Individuen schützen, und für die Zukunft die möglichste Verhinderung solcher Individuen sich fortzupflanzen, Besserung schaffen.

8. Endlich gibt es eine ausserordentlich schwierige und heikle Frage, die wir schon berührt haben, nämlich diejenige, wie die Kulturmenschheit der Gefahr zu begegnen habe, durch inferiore Menschenrassen infolge deren grosser Fruchtbarkeit überwuchert zu werden. Diese Gefahr darf nicht verkannt werden. Um sie aber richtig zu schätzen, darf man nicht einfach und unterschiedlos alle Wilden und Barbaren auf der einen Seite, allen Zivilisierten auf der anderen gegenüber stellen. Die Frage ist ausserordentlich kompliziert. Viele wilde Völkerschaften sterben infolge von Unfruchtbarkeit aus. Die Europäer haben soviele Unsitten, Branntwein und venerische Krankheiten bei ihnen eingeführt, dass sie daran rasch zu Grunde gehen, weil sie nicht die Kraft besitzen, sich aufzuraffen und dagegen zu wehren; so die Weddahs, die Rothäute Nord-Amerikas, sogar die Malayen u. s. f. Ganz anders jedoch steht es bereits mit den Negern, die ungemein zähe sind, sich stark vermehren, und sich überall der Kultur anschmiegen und anpassen. Utopisten sind jedoch diejenigen, die da glauben, der Neger könne ohne eine phylogenetische Umwandlung, die unzählige Jahrtausende in Anspruch nehmen würde, eine höhere Kulturrasse werden. Ich will in diese Diskussion hier nicht weiter eintreten, meine aber doch, dass in der langen Zeit, während der die Neger in Amerika unter dem Einfluss unserer Kultur standen, sie ihre Fähigkeit, dieselbe selbständig zu erhalten und weiter auszubauen, längst erwiesen haben sollten. Statt dessen sehen wir, wie die früher zivilisierten Neger Haitis, sich selbst überlassen, wieder in die ärgste Barbarei verfallen, wobei sie auch das damals erhaltene Christentum barbarisieren. Wir sehen umgekehrt, mit welcher Schnelligkeit auf Grund seiner jetzigen Keimesenergien allein, ein kulturfähiges Volk, wie die Japaner, sich ohne Christentum unsere

Kultur angeeignet hat, und wie sich auch die vom türkischen Joch befreiten Südslaven relativ rasch zivilisieren.

An der Frucht erkennt man den Wert des Baumes. Die Japaner sind ein Kulturvolk und müssen nun als solches behandelt werden, die Neger aber nicht, das heisst, sie sind von selbst nur zu einer niedrigen Kulturstufe befähigt.

Inwiefern die mongolische Rasse, eventuell auch die jüdische, den indogermanischen Kulturvölkern sich beimischen kann, ohne sie zugleich langsam und friedlich allmählig zu verdrängen und zu vernichten, ist eine weitere Frage, die ich zwar stellen kann, aber nicht zu beantworten imstande bin. Würde es sich nur um die Japaner handeln, so hätte es keine Schwierigkeit; besonders die Chinesen und einige andere Mongolen bilden aber für den Bestand unserer weissen Rasse eine Gefahr, die nur ein Blinder verkennen kann, indem sie mit 2 oder 3 Mal geringerer Nahrung und geringerem Luftraum leben und Vorlieb nehmen, dabei sogar mindestens doppelt soviel Nachkommenschaft und mehr Arbeit erzeugen als wir. Der Zusammenhang dieser Frage mit der sexuellen Frage ist nicht schwer einzusehen. Vielleicht liesse sich rechtzeitig ein Abkommen, ein Modus vivendi mit den Mongolen, speziell mit den Chinesen treffen. Wir haben jedenfalls ihr Blut viel mehr noch als ihre Waffen für uns zu befürchten.

B. Positive Aufgaben. Die Beseitigung der unter A. angeführten Unsitten und Gefahren würde den Boden für eine zugleich idealere und gesundere Gestaltung der sexuellen Verhältnisse in der Zukunft ebnen. Letztere erfordern, dass der blastophthorischen Keimentartung, den pathologischen sexuellen Verhältnissen überhaupt gesteuert werde. Sie erfordern ferner wahre, natürliche, vom Vorurteil und vom Geld unbeeinflusste Liebesneigungen, die den suggestiven Liebesrausch überdauern; und sie erfordern endlich eine humane, natürliche und dem Wohl der Gesellschaft angepasste Regelung der Rechte und Pflichten beider Eltern den von ihnen erzeugten Kindern gegenüber. Wir haben gesehen, dass solche Zustände nicht erreicht werden können, wenn wir nicht unsere Zuflucht zu einem künstlichen Hülfsmittel nehmen, das bis jetzt ziemlich verpönt oder aber zu unrichtigen Zwecken angewendet wurde; wir meinen die prinzipielle und praktisch durchgeführte Unterscheidung zwischen der Befriedigung des Geschlechtstriebes und der Kindererzeugung. So wahr es auch ist, dass beide Dinge bei Pflanzen und Tieren untrennbar verbunden sind, so unzweifel-

haft ist es dennoch, dass die Kultur und die mächtige soziale Entwicklung der Menschheit überall auf dem kleinen Erdball andere Bedingungen und Notwendigkeiten, als die bisherigen entstehen liessen, die heute unverkennbar zu Tage treten. Der rauhe Kampf ums Dasein, wie er zwischen den verschiedenen Tierarten herrscht, existiert für den Menschen so gut, wie nicht mehr. Dieser hat nur noch mit Bakterien und dergleichen kleinsten Lebewesen ernstlich zu kämpfen. Der Kampf der Menschen mit den Menschen, das heisst der Kampf zwischen den einzelnen immer grösser werdenden Nationen, geht gleichfalls seinem Ende entgegen, indem er ad absurdum geführt wird. Sollen wir es nun dem rohen Zufall, der Krankheit, dem Hunger, dem Kindsmord in einem Moment überlassen, unsere zukünftigen Zeugungen quantitativ und qualitativ zu regeln, wo gerade Wissenschaft und Technik Zufallsunglücke, Krankheiten, Kindersterblichkeit und Hungersnot immer erfolgreicher bekämpfen? *Unser gewaltiger Geschlechtstrieb steht mit den Zeugungserfordernissen, mit der Möglichkeit der Ernährung unserer Kinder, und vor allem mit ihrem Anspruch auf ein anständiges, menschenwürdiges Leben in keinem Verhältnis mehr, da sie nicht mehr wie bei den früheren Naturvölkern dem Kindsmord, den Seuchen, den wilden Tieren, der Verwahrlosung oder dem Krieg zum Opfer fallen. Es liegt aber nicht in unserer Macht, diesen Trieb selbst zu ändern, während wir die Regelung der Zeugung in der Hand haben.* Gegen diese einfachen, elementaren Wahrheiten sollten keine Vorurteile, kein Dogma, und keine Redensarten über angeblich unwandelbare Naturgesetze aufkommen. Was wir Naturgesetze zu nennen belieben ist nur dasjenige, was unserem beschränkten Erkenntnisvermögen in der Natur gesetzlich vor sich zu gehen scheint. Wir formulieren es dann zum Gesetz und machen zu leicht daraus einen Götzen, während wir solche „Gesetze“ stets von neuem an Hand neu erkannter Wahrheiten frisch auf ihre Richtigkeit prüfen sollten. Tatsachen sind aber da und schreien laut; das Hilfsmittel liegt in unseren Händen in der Form von Mitteln, die der Zeugung vorbeugen. Wir müssen zugreifen, aber selbstverständlich diese Mittel mit weiser Vorsicht, nur da wo sie nötig sind, anwenden, dazu unter der allerenergischesten Betonung der Notwendigkeit der Zeugung *recht vieler Kinder*, da wo geistige Kraft und ethische Stärke sich mit körperlicher Gesundheit

verbinden. Hierin treten wir den Neomalthusianern entschieden entgegen, die unterschiedslos einfach die Zahl der Zeugungen beschränken wollen.

Die menschliche Zuchtwahl, das ist, wie wir im Kap. XIII sahen, das ferne Ziel, das uns vorzuschweben hat. Nicht durch brutale Gesetze, sondern durch allgemeine Belehrung müssen wir diesem Mittel allmählig Eingang verschaffen. Im Kapitel VI § 8 (geschlechtliche Zuchtwahl) haben wir den Beweis geliefert, dass das Weib viel wählerischer in sexueller Beziehung zu sein pflegt, als der Mann und bei Wilden Stärke und Heldenhaftigkeit bevorzugt. Man kann heute, infolge der veränderten Sitten beobachten, dass unsere intelligenteren Kulturfrauen weniger durch die körperliche Kraft, als durch die geistige Gewandtheit, Ueberlegenheit oder gar Genialität des Mannes angezogen werden. Diese Tatsache gibt uns einen sehr wichtigen Wink für die von uns gewünschte Zuchtwahl und bestätigt die Notwendigkeit einer gründlichen Aufklärung des weiblichen Geschlechtes über die sexuellen Verhältnisse. Aufgeklärte Frauen werden für die sexuelle Zuchtwahl am energischesten und erfolgreichsten eintreten.

Ich wiederhole es, wir bezwecken keineswegs eine neue menschliche Rasse, einen Uebermenschen zu schaffen, sondern nur die defekten Untermenschen allmählig durch die Entfernung der Ursachen der Blastophthorie und durch willkürliche Sterilität der Träger schlechter Keime zu beseitigen, und dafür bessere, sozialere, gesundere und glücklichere Menschen zu einer immer grösseren Vermehrung zu veranlassen. Ein gründliches Studium der Blastophthorie, sowie auch der Erscheinungen der gewöhnlichen Vererbung lässt keine Zweifel mehr darüber obwalten, dass die Sache im Bereich der Möglichkeit liegt. Wie sehr hat sich nicht die Qualität der Hunde gehoben, seitdem man sich bemüht, gute Rassen zu züchten und die schlechten zu beseitigen! Sehen wir nicht auch gewisse Familien und selbst grössere Menschengruppen, die durch die Milde ihres Charakters, ihre Arbeitsamkeit, ihre Intelligenz, ihr ideales Streben sich auszeichnen, weil viele Generationen, Jahrhunderte hindurch, diese Eigenschaften beibehielten, indem sie durch richtige Wahl in der Ehe ihren Familien- oder Rassentypus rein hielten? Sehen wir nicht umgekehrt Schurkerei, Faulheit, Falschheit und Niedertracht sich in anderen Familien und Völkerschaften ebenso hartnäckig erblich fortpflanzen? Wer hiefür einen scharfen und zuverlässigen Beleg will, den verweise ich

auf die jetzt im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie (Berlin S.W. 12, 1905) erscheinende Arbeit von Dr. Jörger über „Die Familie Zero." Die verderblichen Folgen der Blastophthorie und der schlechten Vererbung werden da bei allen den zahlreichen Gliedern einer und derselben Familie während fast zwei Jahrhunderten verfolgt. Man muss durch religiöse Vorurteile verblendet sein, um diese Wahrheiten zu leugnen. Freilich sind unsere Kreuzungen und pathologischen Entartungen so mannigfaltig, dass der Atavismus jeden Augenblick bessere Kinder schlechterer Eltern und schlechtere Kinder besserer Eltern hervorbringt. Wir haben jedoch im Kapitel I und auch später (Kapitel VII, Mneme) den Zusammenhang dieser Erscheinungen erläutert. Dieselben sollen uns also durchaus nicht beirren. Welche Menschentypen sollen wir nun zu produzieren suchen?

Es ist vorerst leichter, hier negativ vorzugehen und diejenigen Typen zu bezeichnen, die sich nicht vermehren sollen. Als solche sind in erster Linie alle Verbrecher, Geisteskranke, Schwachsinnige, vermindert Zurechnungsfähige, boshafte, streitsüchtige, ethisch defekte Menschen zu bezeichnen. Diese bringen weitaus am meisten Unheil und am meisten schlimme Keime in die Gesellschaft. Auch die Narkosesüchtigen (Alkohol, Morphium etc.) schaden durch Blastophthorie, obwohl sie sonst oft tüchtig sind. Hier sollen aber die Narkosesitten geändert vielmehr als die Narkotisierten beseitigt werden.

Eine zweite Kategorie bilden die erblich zu Tuberkulose Neigenden, die körperlich Elenden, die Rhachitischen, Haemophilen, Verbildeten und sonst durch vererbbare Krankheiten oder krankhafte Konstitutionen zur Zeugung eines gesunden Menschenschlages unfähige Individuen.

Zur Vermehrung besonders günstige Objekte sind umgekehrt die sozial nützlichen Menschen, das heisst, diejenigen Menschen, die grosse Freude an Arbeit haben, dabei verträglich und gleichmässigen Humors, gutmütig und gefällig sind. Wenn sie ausserdem einen hellen Verstand und regen Geist, oder gar eine künstlerische oder in anderer Richtung schöpferische Phantasie besitzen, sind sie ganz besonders glückliche und gute Keimträger für die Zukunft! Man kann gewiss in solchen Fällen leichter über einige nicht zu schlimme körperliche Gebrechen hinwegsehen. Die wahre Willensenergie, resp. die Ausdauer bei der Durchführung eigener Entschlüsse (nicht die tyrannische Herrschsucht) gehört auch zu

den vorzüglichsten zu züchtenden Eigenschaften. Die Willensstärke darf ja nicht mit der Impulsivität verwechselt werden, die viel eher ihr Gegenteil ist, aber nicht selten, durch die stürmische Art, mit welcher sie augenblickliche Entschlüsse durchzusetzen sucht, oberflächlichen Beobachtern als starker Eigenwille imponiert.

Leider werden auf Grund eines alten Schlendrians die Fähigkeit und der geistige Wert eines jungen Menschen heute noch meist nach dem Ergebnis von Schulprüfungen gründlich falsch beurteilt. Denn zum guten Bestehen solcher Prüfungen sind fast nur Gedächtnis und leichte Auffassungsgabe, wie wir sahen, massgebend, fallen daher allein ins Gewicht; und so kommen die Lehrerechos, d h. sehr häufig Nullitäten, in die Höhe und werden wahre Geistestiefe, Originalität, schöpferische Anlagen, Ausdauer, Redlichkeit, Verantwortungs- und Pflichtgefühl zurückgesetzt. Für die richtige, soziale Wertung eines Menschen sollte man, wie es in den im Kapitel XVI besprochenen Landerziehungsheimen geschieht, die Eigenschaften seines Willens (Energie und Ausdauer), seines Gefühles (Sympathie- und Pflichtgefühle) und dergleichen mehr höher einschätzen, wie Gedächtnis- und Auffassungs-Gabe, denn im späteren Leben sind jene für die Brauchbarkeit eines Menschen noch wichtiger. Wie wir schon sagten, wertet aber jene Beurteilung nach Examenresultaten sogar die Intelligenz falsch, bei welcher Phantasie, kritisches Vermögen und Kombinationsgabe bedeutend mehr wert sind, als das formale Gedächtnis und die rein rezeptive Auffassungsgabe. Man wundert sich dann sonderbarer Weise darüber, dass der vielversprechende „Primus“ einer Klasse später oft so unbedeutend wird und dass ein scheinbar Unfähiger sich nachmals als Genie entpuppt oder wenigstens zu einem sehr nützlichen Menschen gerät. Und man behauptet dann fatalistisch, „man könne eben niemals wissen, was aus einem Menschen später noch werde“. Das ist ein Fehlschuss, der eben auf die unrichtigen Kriterien zurückzuführen ist, nach denen man die Jugend wertet. Freilich können Krankheiten und andere Zufälle viele gute Anlagen zum Stillstand bringen oder sogar in ihr Gegenteil verkehren. Aber trotzdem würde man viel seltener falsch prophezeien, wenn man zunächst die bezeichneten groben Fehler, in der Art den jungen Menschen einzuschätzen, beseitigen würde. Man sollte ferner umfassende psychologische Studien über die Entwickelung der einzelnen Menschen anstellen und ihre Leistungen im Alter mit den Eigentümlichkeiten ihrer Kindheit vergleichen. Man würde dann ganz

sicher zu immer richtigeren Vorausberechnungen des sozialen Wertes eines jungen Menschen, eines Menschen überhaupt, gelangen.

Man hat der Berechtigung einer menschlichen Zuchtwahl die Schwäche künstlich gezüchteter Pflanzen und Haustiervarietäten entgegengehalten. Letzteres kommt aber daher, dass wir bei jener künstlichen Zuchtwahl keineswegs die Interessen der Pflanzen und Tiere in Hinsicht auf ihren freien Lebenskampf, sondern nur **unsere** Vorteile im Auge haben, dass wir nur für unsere eigenen Zwecke brauchbare Rassen aufzuziehen trachten, wie z. B. dicke, unförmliche, englische Mastschweinrassen, die kaum mehr zu gehen vermögen, und dergl. Umgekehrt wird die menschliche Zuchtwahl den Vorteil des Menschen, sowohl als individuellen wie als sozialen Wesens allein in Betracht ziehen. Es handelt sich da nicht um eine utopistische Hypothese, sondern um Tatsachen, deren Folgen wir täglich in unserer Gesellschaft beobachten können, wenn wir nur die Augen vorurteilslos aufmachen wollen.

In einem Vortrag über die Mittel, die menschliche Rasse unter den heute herrschenden sozialen Bedingungen, Zuständen und Gefühlsrichtungen zu verbessern (Smithsonian Institution, 1902) hat Francis Galton diese Frage besprochen und dabei das Gesetz der Variationen mittelst Wahrscheinlichkeitsrechnung untersucht. Dieses Gesetz, das man überall wiederfindet, gilt freilich nur vom sogenannten Zufalle, d. h. von den tausend kleinen, zum Teil in entgegengesetzter Richtung wirkenden Ursachen, die einander in ihrer resultierenden Gesamtwirkung kompensieren, sodass schliesslich die beiden Extreme durch kleine Zahlen, und der mittlere Durchschnitt durch grosse Zahlen stets vertreten werden. Sobald jedoch grössere einseitig wirkende Kräfte auftreten, wird das Ganze in einer oder der anderen Richtung verschoben. Galton zeigt, dass das Gesetz sowohl für körperliche Grösse, soziale Verhältnisse, wie für den psychischen Wert des Menschen gilt. In einer gegebenen Gesellschaft wird man einige sehr gute, einige sehr schlechte und sehr viele mittelwertige Menschen finden. Wenn aber ein bestimmter starker, allgemeiner Faktor, wie z. B. der Alkoholismus oder die Geldkorruption, alle einzelnen Werte mehr oder weniger herabsetzt, wird das Ganze auf der Tüchtigkeits-Skala nach unten rücken, und umgekehrt. Galton zeigt eben, dass man die Durchschnittswerte dadurch wesentlich erhöhen kann, dass man die höheren Wertkategorien zur sexuellen Vermehrung veranlasst und die niederen davon abhält. Herr Prof. Jules Amann in Lausanne hielt kürzlich

über diese Frage in der Ligue pour l'action morale einen ebenfalls sehr interessanten Vortrag. Er machte z. B. mit Recht darauf aufmerksam, wie sehr die durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes durch Ludwig XIV. (1685) nach der Schweiz und Deutschland erfolgte Auswanderung der Hugenotten, zur Hebung des geistigen Niveau's in jenen Ländern beitrug und noch beiträgt.

Es erfüllt mich immer mit schwermütigen Gefühlen, wenn ich gute und tüchtige, arbeitsame, sozial ungemein brauchbare Menschen, infolge unserer sozialen Vorurteile und Sitten steril bleiben sehe. Derartige Menschen sollten recht jung heiraten und recht viele Kinder zeugen. Will das Unglück, dass in einer Ehe die Sterilität eines Teiles (Sterilitiät ist besonders bei Frauen häufig) dem anderen tüchtigen Teil ebenfalls die Fortpflanzung unmöglich macht, so sollten gesetzlich und durch die Sitten anerkannte Bigamien oder Konkubinate den Schaden wieder gut machen dürfen.*) Ich kann nicht genug betonen, wie nötig es ist, dass die Verhinderung der Zeugung bei elenden, unbrauchbaren Menschen, sowie die Erholung, die man den Frauen zwischen ihren Schwangerschaften schuldig ist, eine Kompensation darin finde, dass man mit aller Kraft die Vermehrung tüchtiger, gesunder und brauchbarer Menschen fördert. Es ist auch ein Jammer, dass heutzutage so viele nette, fleissige und brauchbare Mädchen nur weil sie kein Geld haben, zu alten Jungfern werden, wenn sie sich nicht in die Arme des ersten besten Lumpen werfen mögen. Es wäre wahrhaftig besser, anstatt so viele gute Keime zu Grunde gehen zu lassen, etwas freie Polygamie bei Gleichberechtigung beider Geschlechter zu gestatten, immer natürlich mit den nötigen Kautelen, vor allem unter Vorkehrungen, die wirksam genug wären, um beide Eltern nötigenfalls zur Erhaltung ihrer Kinder zu zwingen, wo sie sich dieser Pflicht zu entziehen suchen sollten, die sie aber auch anderseits in die Lage versetzten, ihr zu genügen, wie wir das alles früher (Kap. XII) entwickelt haben. Man würde ganz sicher in dieser Weise schon im Laufe eines Jahrhunderts eine Besserung der qualitativen Beschaffenheit des Volkes erzielen, wenn die Sache zur konsequent durchgeführten Sitte würde, und nach einigen Jahrhunderten könnten unsere Nachkommen uns aus Dankbarkeit für ihr Glück einige Kränze winden. Sie würden sich zu gleicher Zeit wundern, von solchen barbarischen Vorfahren abzustammen, wie

---

*) Siehe André Couvreur, La Graine (Anhang).

wir sind, d. h., so viele Säufer, Verbrecher und dumme Menschen unter ihren Ahnen zu zählen. Dass die Mystik, unter dem Titel „Religion“, so sehr in das sexuelle Leben eingreifen konnte, dürfte ihnen alsdann ungefähr im gleichen Licht erscheinen, wie uns heute der gröbste Götzenkultus oder die Lehren und Praktiken der Zauberer wilder Völker. Unsere Alkoholtrinksitten, ihre Folgen und unsere heutige Prostitution würden ihnen ferner einen ähnlichen Eindruck machen, wie denjenigen, den wir heute empfangen, wenn wir eine Folterkammer des Mittelalters in einem Museum besichtigen oder von den Heldentaten der Inquisition, der Hexen-Prozesse und ihrer Scheiterhaufen hören. Dieser Vergleich wird den meisten meiner Leser fanatisch und übertrieben vorkommen, weil sie in unserer heutigen Denkungsart befangen sein werden und sich ohne grosse Anstrengung ihrer Phantasie und ohne Zuhülfenahme vieler Erfahrungen und Vergleichsobjekte weder in die Denkungsart der Vergangenheit, noch in diejenige der Zukunft versetzen können. Ich bitte daher denjenigen, der das nicht glauben kann, den „Schlüssel zu Onkel Tom's Hütte“ von Beecher-Stove (nicht den Roman selbst), zu lesen. Dieses Buch enthält viele Dokumente aus der Zeit der Neger-Sklaverei, vor dem amerikanischen Befreiungskrieg. Wer jene damaligen Aktualitäten heute liest und sieht, wie z. B. vorzügliche Spürhunde zum Erhaschen flüchtiger Sklaven in der Weise öffentlich in den Blättern ausgeschrieben wurden, dass in jeder Annonce ein hinter einer laufenden Negerin springender Hund abgebildet wurde, wird mir schliesslich doch recht geben müssen. Was uns heute monströs erscheint, erschien jedem damals ganz selbstverständlich. Selbst fromme Pfarrer verteidigten damals die Leibeigenschaft, wie solche heute die Alkoholtrinksitten in Schutz nehmen.

Ich muss endlich noch kurz die pädagogische Reform, im Sexualgebiet wie in anderen Gebieten (siehe Kapitel XVI), neben der sexuellen Zuchtwahl für die wichtigste der positiven Reformen erklären. Ich bitte hier das Kapitel XVI in Verbindung mit dem Kapitel XII im Auge behalten zu wollen. Bildet die gute Qualität menschlicher Keime eine Hauptbedingung menschlichen Glückes im Sexualgebiet wie in den anderen, so genügt sie doch nicht. So gut wie man aus relativ mangelhaften Keimen relativ bessere und brauchbarere Individuen erziehen kann, so gut kann man umgekehrt und viel leichter noch phylogenetisch gute Keime durch verkehrte schlechte Einflüsse ontogenetisch verderben. Einer richtigen, all-

seitigen körperlichen und geistigen Entwickelung der Kinder muss die ganze Sorgfalt der Gesellschaft gewidmet werden. Harmonisch, nach Prinzipien, wie diejenigen der im Kapitel XVI erwähnten Landerziehungsheime, müssen Intellekt, Gefühle und Willen, Charakter, Altruismus und Aesthetik nach Möglichkeit entwickelt werden. Ein guter erblicher Typus muss durch richtige Erziehung und Arbeit zur vollen Entfaltung gelangen. Bei einem mangelhaften erblichen Typus kann man wenigstens die brauchbareren Anlagen einigermassen entwickeln und sich betätigen lassen, damit die schlechten im Gehirn weniger wuchern. Ich begnüge mich mit dieser allgemeinen Andeutung und verweise auf Kapitel XVI. Mögen unsere Schulen bald dem gegebenen Impuls überall folgen, den Männer wie Rousseau, Pestalozzi, Reddie und Lietz gegeben haben. Doch wird man bei aller Begeisterung für eine rationelle Pädagogik niemals vergessen dürfen, dass sie keineswegs die Zuchtwahl ersetzen kann. Sie dient den unmittelbar nächsten Zielen, der möglichst guten Ausnutzung eines einmal gegebenen, jetzt vorhandenen Menschenmateriales, bessert aber an und für sich nichts an der Qualität der Keime der Zukunft. Immerhin kann sie durch Belehrung der Jugend über den sozialen Wert der Zuchtwahl die praktische Durchführung der letzteren vorbereiten.

Utopische Gedanken über die ideale Zukunftsehe.

Die Vergangenheit sollte nie der tyrannische und starre Kerkermeister unserer Gegenwart und unserer Zukunft sein, sondern ihnen stets nur als fügsame und bereit daliegende Nachschlagebibliothek der Erfahrungen der Menschheit und des eigenen Ich zur Bildung neuer Gedanken und fruchtbarer Entschlüsse dienen.

Die Zukunftsehe setzt Leute voraus, die über die natürlichen sexuellen Verhältnisse, sowie über ihre Gefahren von Kindheit an vollständig unterrichtet worden sind. Sie setzt ferner ohne Alkohol und andere narkotischen Genussmittel erzogene Menschen voraus, die zwar das Recht besitzen, den vollen Ertrag ihrer Arbeit für ihr und ihrer Familie Leben und Unterhalt zu benutzen, aber nicht ihn für sich oder ihre Kinder zu kapitalisieren, d. h. zinstragend zu gestalten und anderen zu vermachen, resp. daraus eine Macht zu gründen behufs Ausbeutung fremder Arbeit zu egoistischen

Interessen. Die Menschen wissen von Kindheit an, dass die Arbeit für jeden Einzelnen Lebensbedingung ist. Mädchen und Knaben sind gemeinsam in vollster Gleichberechtigung erzogen worden, jedoch mit dem Bewusstsein der Verschiedenheit der Lebensaufgaben, wie sie durch die Verschiedenheit der Geschlechter und der Individualitäten bedingt wird. Sie sind in der Volksschule bis zu ihrem 16. Jahre und vielleicht noch länger harmonisch in intellektueller, körperlich-technischer, ästhetischer und sozialer Richtung gebildet worden. Ohne ihnen vor Höllenstrafen bange zu machen, ohne ihnen ein Paradies nach dem Tode zu versprechen, hat man ihnen als Zweck des Lebens das Streben nach rein menschlichen Idealen dargestellt. Man hat sie gelehrt, dass sie wahre und höchste Befriedigung nur in der emsigen Erfüllung der verschiedensten, ihren Anlagen entsprechenden Aufgaben, sowie in der Mitarbeit an dem Wohl der Gesellschaft und ihrer einzelnen Mitmenschen finden können. Man hat ihnen im weiteren gelehrt, nutzlose Spielereien, eitlen Tand und Luxus zu verachten und dem eigenen Besitz keinen Wert beizulegen, dafür ihren Ehrgeiz allein in die Quantität und Qualität der von ihnen geleisteten Arbeit zu setzen.

So vorbereitet, werden sie daran gewöhnt sein, jeden Genuss zu verdienen und nicht einmal ohne etwas dafür geleistet zu haben, Essen und Trinken zu beanspruchen. Nur wird sich bei ihnen, je nach den Individuen in einem verschiedenen Alter, der Geschlechtstrieb einstellen. Von Kindesbeinen an geübt, nicht jedem Triebe nachzugehen, sondern ihre Begierde dem Wohle der Gemeinschaft zu unterordnen, werden sie von selbst nicht sofort nachgeben. Sie wissen ja auch bereits, was die Sache bedeutet. Sie wissen ferner, dass ihre Geduld nicht allzulange auf die Probe gestellt werden wird, dass sie ungezwungen über die Sache mit Lehrern, Eltern, sogar mit dem anderen Geschlechte, sprechen können. Was wird nun die Folge einer solchen Sachlage sein?

Es werden sich frühzeitig Neigungen herausbilden. Statt jedoch, wie heute, allerlei heimliche Berechnungen bezüglich des Geldes, der sozialen Stellung, des Standes etc. anzustellen, und sein Inneres unter konventionellen Höflichkeitsformen zu verbergen, statt einer ehrlichen Erörterung der Hauptsache aus dem Wege zu gehen und höchstens daran herum zu schnüffeln wie die Katz um den heissen Brei, statt vor allem darauf bedacht zu sein, seine Vorzüge glänzen zu lassen, um den Partner dadurch zu blenden,

wird man sich durchschnittlich einer viel grösseren Offenheit befleissen, weil viel weniger Gründe zur Hinterhaltigkeit vorhanden sein werden. Man wird seine Zukunftspläne austauschen; man wird die gegenseitige Beständigkeit und Aufrichtigkeit auf die Probe stellen dürfen, ohne üble Nachrede befürchten zu müssen. Beide Geschlechter werden unter einander ungezwungen, gefahrlos verkehren können, erstens, weil beide über sexuelle Dinge unterrichtet und zweitens, weil die Sitten freier sein werden. Es wird sich bald, selbst ohne eigentlichen geschlechtlichen Verkehr, zeigen, ob die beiden Temperamente sexuell zu einander passen oder nicht. Ferner wird die Brautzeit den beiden Beteiligten ermöglichen, ihre Lebensanschauungen freier gegenseitig auszutauschen, ihren beiderseitigen Charakter näher kennen zu lernen u. s. w, so dass allmählig und frühzeitig genug sich zeigen wird, ob man zu einem dauernden Lebensbund passt oder nicht. Man wird die Frage der Erblichkeit, sowie der Kindererzeugung und -Erziehung in aller Ruhe und Ungeniertheit besprechen. Das wird gewiss moralischer sein, als die Gespräche heutiger „wohlerzogener“ Brautleute, die sich neben allen Nuancen des Süssholzraspelns meistens nur um Aeusserlichkeiten drehen dürfen. Will dann ein junger Mann, der z. B. begabter ist, länger studieren, so wird dies die Ehe keineswegs verhindern. Er mag sogar schon mit 24 Jahren ein 18jähriges Mädchen heiraten und noch bis 26 studieren; das Unglück wird nicht gross sein, denn die Einfachheit der Sitten bedingt die Einfachheit des Haushaltes und schliesslich kann, dank den antikonzeptionellen Mitteln ein Jahr oder zwei oder mehr mit der ersten Kindererzeugung gewartet werden.

Wie wird dann die Ehe selbst sich gestalten? Zunächst wird man allen unnötigen Luxus, alle konventionellen Aeusserlichkeiten auf ein Minimum reduzieren. Mann und Weib werden beide arbeiten, je nach den Umständen jedes für sich oder beide gemeinschaftlich. Ein Teil der Arbeit wird selbstverständlich den Kindern gewidmet. An der persönlichen Kindererziehung kann eventuell, wie heute, auch der Mann sich beteiligen, wenn er bessere Anlagen als das Weib dazu hat. Das kommt nicht selten vor. Die Gleichberechtigung der Frau und das Matriarchat (siehe Kapitel XII, pag. 369 und pag. 536) werden keineswegs das Eheverhältnis weniger innig, sondern höher, weil tiefer wurzelnd, gestalten. Man wird aber weniger Zeit für den äusseren Schein übrig haben. Offizielle Einladungen mit Umständen und Komplikationen wird man nicht

kennen. Das sind Dinge, die nur für reiche Faulenzer passen, welche Zeit und Geld zum Töten haben. Kommt ein Freund, ein Bekannter, so ladet man ihn ohne Förmlichkeiten zum gewöhnlichen Familientisch ein, wenn er genehm und genug Essen vorhanden ist. Auch die Kleidung wird bequem, einfach und hygienisch. Kunstsinn und Aesthetik können dennoch, sowie die grösste Reinlichkeit, überall herrschen. Prunk und Luxus sind keine Kunst, sondern nur Protzentum und nicht selten sogar ekelhaft kunstwidrig. Ich habe höchst bescheidene, kleine Arbeiterheime gesehen und in denselben logiert, wo Reinlichkeit und Kunstsinn nichts zu wünschen übrig liessen. (Siehe übrigens Kapitel V, pag. 103).

Sollte die Art der Beschäftigung der Eheleute, sowie die Zahl ihrer Kinder, weitere menschliche Hülfe — also Dienstboten nach jetziger Auffassung — erfordern, so werden diese dienenden Geister nicht die Stellung unserer heutigen Dienstboten im Haushalt einnehmen. Sozial und der Erziehung nach mit der Familie gleichstehend, werden sie vielmehr die Rolle im Haushalt führen, die heute eine ledige Schwester, eine Tante oder eine Grossmutter spielt. Sie werden nicht nur am Tisch mit den Eheleuten und Kindern essen, sondern Freude und Arbeit mit ihnen als Angehörige derselben Menschenklasse teilen. Keine Arbeit wird im Hause für niedriger, gemeiner als jede andere oder gar für erniedrigend gelten. Sollte die Ehe steril bleiben, so werden die Eheleute Kinder sprossenreicher Familien oder Waisenkinder u. dgl. adoptieren, falls nicht in gewissen, oben erwähnten Fällen, aus sozialen Gründen beiderseits ein Konkubinat vorgezogen wird, das unter solchen geänderten Verhältnissen einer Bigamie gleichkäme. Aber auch da würde alles in offener Uebereinstimmung und nach gegenseitiger Konvenienz entschieden werden. Wer die Eifersucht nicht überwinden kann, wird sich dann scheiden lassen.

Ist eine Ehe dennoch nicht glücklich, stellen sich die Charaktere auf die Länge doch als unvereinbar heraus, so wird unter gesetzlicher Regelung der Kinderverhältnisse, der Pflichten, die beide Eltern ihren Nachkommen gegenüber zu erfüllen haben, die Ehe, resp. die sexuelle Gemeinschaft, geschieden. Beiden Teilen steht es dann frei, ohne weiteres eine andere Ehe einzugehen. Dieses dürfte nicht häufiger als heute geschehen, sondern eher weniger häufig, besonders, wenn Kinder vorhanden sein werden, denn die Ehescheidung ist stets bei vorhandenen Kindern eine missliche und unangenehme Sache.

Die Arbeit, sowie die Verfolgung sozialer Lebensideale, sind und bleiben ferner die gesundeste Ablenkung für den Geschlechtstrieb. Müssiggang, Luxus und grossstädtische Sittenkorruption sind es besonders, die denselben durch einseitige Züchtung als Selbstzweck zur Entartung führen, wie man es bei den Helden beider Geschlechter in modernen Romanen sieht. Ausserdem frischt die Arbeit die Liebe auf und lässt zum Ehestreit wenig Zeit.

Man möge unsere Utopie praktisch zu verwirklichen versuchen, statt sie hochmütig und vorurteilsvoll zu belächeln. Sie lässt sich bei einiger Charakterunabhängigkeit heute schon zum grössten Teil durchführen.

Die Kunst, lange zu lieben. Im 7. Jahrgang, Nr. 30, Seite 240 des „Simplicissimus", finden sich unter dem Titel „die Hausfrau" zwei Karrikaturen aus dem Familienleben. Im ersten Bilde sehen wir die Frau in zerlumptem Morgenkleide, einen Besen in der Hand, schmutzig und verwahrlost; so küsst sie ihren Mann, der nicht gerade davon erbaut scheint und ein Gesicht macht, wie einer, der mit verzweifelter Ueberwindung eine ekelhafte Speise hinunterwürgt. Das Kind daneben sieht ebenso zerlumpt aus, wie die Mutter. Unter dem Bilde ist zu lesen: „So kleidet sie sich für ihren Gatten."

Im zweiten Bild steht die gleiche Frau vor der Türe in vollendetster Toilette, mit künstlich gehobenem Busen, Chignon und allen den sonstigen Kunstmitteln ausgestattet, die das Weib anzuwenden pflegt, um ihre Reize, sei es wirklich, sei es vermeintlich zu erhöhen. Das Kind steht daneben in ähnlichem Aufputz, und eine fremde Dame kommt an. Unter dem Bilde steht: „Und so, wenn Besuch kommt."

In diesen beiden Bildern finden wir einen wichtigen Teil der Liebespsychologie in der Monogamie wieder ein Mal satirisch beleuchtet. Wir sagten, das Ideal der wahren Liebe zeigt sich erst, nachdem der erste Liebesrausch vorbei ist. Wir sahen ferner, dass zur bleibenden harmonischen Liebe vor allem die höheren psychischen Ausstrahlungen inniger Sympathiegefühle, aber auch der Sexualtrieb gehört, mit welchem sie innig verbunden bleiben sollten, solange wenigstens das aktive Sexualleben des Menschen dauert. Nachher genügen die ersteren allein.

Der grosse Fehler, den leider die meisten Menschen in der Ehe begehen, ist, dass sie sich, wenn der Bund durch Pfarrer und Zivilstandesamt geschlossen und die Türe verrammelt ist, darauf

verlassen und sich ohne Selbstzucht ihren trägen Gewohnheiten, Neigungen, Schwächen und Trieben widerstandslos überlassen. Jeder Teil erwartet viel vom andern und gibt ihm möglichst wenig. Er denkt sich, „nun habe ich ihn oder sie", gibt sich somit hier keine weitere Mühe, und verwendet jetzt seine Künste nach aussen. Nach Ablauf des sexuellen Liebesrausches findet dann der Mann keinen Gefallen mehr an seiner Frau, verliebt sich in andere, spart seine Liebenswürdigkeiten für diese und seine üblen Launen für seine Frau auf, während letztere ihre Reize nicht mehr innerhalb ihrer Häuslichkeit zur Geltung zu bringen trachtet und nur noch für die Strasse, für Bälle und Vergnügungen sich reinigt und schmückt, dagegen keine Anstregung mehr macht, ihrem Mann zu gefallen.

Wir geben von vornherein zu, dass der Mensch seine Natur nicht lange verleugnen kann; man ist das, was man durch Vererbung sein kann. Doch gibt es kleine gefällige Künste im Leben, die durch Gewohnheit und Erziehung zu erwerben sind und die selbst arme Ehegatten sich gegenseitig zur Pflicht machen sollten.

Das oben erwähnte Schreckbild des Simplicissimus sollte man vertausendfältigen und jedem jungen Ehepaare zur Hochzeit schenken. Die dauernde sexuelle Anziehung ist, neben dem höheren Liebesgefühl und der wechselseitigen Achtung, ein Band von unschätzbarem Wert, um eine glückliche Gemeinschaft von Mann und Weib in der Ehe auch für die Länge zu garantieren. Zwei Ehegatten sollten daher alles vermeiden, was dieses Band zu lockern oder gar zu zerreissen imstande ist. Statt sich in ihrer Häuslichkeit der Schlamperei und Vernachlässigung ihres Aeusseren zu überlassen, sollte die Frau gerade hier alle die anmutigen, graziösen Künste, die eine unschuldige weibliche Koketterie und die Sympathiegefühle für ihren Gatten sie lehren, spielen lassen. Sie sollte danach trachten, ihrem Mann überall daheim, auch im Hauskleide, als anmutiger Mittelpunkt einer gefällig geordneten Häuslichkeit und in allen ihren Hantierungen bis in die Einzelheiten der Alkove und des intimen ehelichen Liebesgenusses anziehend und reizend zu erscheinen. So wird sie ihn täglich von neuem an sich fesseln. Natürlich hat sie das Ziel weder in brutal sinnlicher Weise, noch mit den Künsten einer perversen Gefallsucht zu verfolgen, sondern mit jenem gesunden feinen Takt- und Zartgefühle, mit jenen Instinkten für das Ziemliche, wie sie in höchster Ausbildung freilich nur als Blüte vornehmster und edelster Weiblichkeit, aber mehr

als ein Erbteil der weiblichen, als der männlichen Natur, sich darstellen.

Der Mann soll sich bemühen, an diesem Liebes- und Lebensspiel der Ehe, wie es in den vier Mauern des Hauses vor sich geht, in erträglicher und guter Art teilzunehmen. Er soll die Ritterlichkeit, deren er sich draussen anderen Frauen gegenüber beflissen zeigt, auch der eignen gegenüber nicht verleugnen: auch er soll sich daheim nicht schlechthin in allen seinen, anderen leicht lästigen Gewohnheiten gehen lassen; er soll für seine Frau geistig und körperlich in der Häuslichkeit mehr sein, als eine gähnende verdriessliche Figur im Schlafrock und Pantoffeln und seine Frau für ihn mehr, als der Blitzableiter des Aergers, den er in seiner äusseren Stellung, in seinem Beruf, erfahren muss und dort vielfach nicht zeigen darf. Das alles wird vermieden, wenn er sich nicht gewöhnt, seine Frau als blosse Haushälterin, daneben höchstens noch als Kindergebärmaschine und als ein Wesen „gut für's Bett", das heisst zur Stillung eines rein tierischen Sexualtriebes, zu betrachten. Eine feile Dirne wäre dann schliesslich ebenso gut, vielleicht noch besser imstande, ihn zu befriedigen, weshalb er auch häufig genug für erlaubt und ganz in der Ordnung hält, zu einer solchen Zuflucht zu nehmen. Wenn nun aber eine solche Auffassung von der Stellung und Bedeutung einer Gattin durchaus unwürdig, wenn auch leider nicht selten ist, und eine wahrhaft glückliche Ehegemeinschaft für beide Teile ausschliesst, so muss doch immer wieder betont werden, dass es auch nicht genügt, wenn der Mann von seinem Weib zwar die höhere Auffassung einer guten, treuen Lebensgefährtin besitzt, sich mit ihr aber nur durch die Bande einer rein geistigen Harmonie verknüpft fühlt.

Sollen Mann und Weib in der Ehe wirklich dauernd die volle Beglückung finden, die sie zu bieten fähig ist, so muss die geistige Liebe von der sexuellen begleitet sein und begleitet b l e i b e n. Namentlich soll der Mann in der Frau, die er wert hält und die ihm durch die Ehe verbunden ist, nicht nur den Inbegriff aller häuslichen und weiblichen Tugenden verehren, sie soll für ihn auch stets mehr oder weniger die Göttin bleiben, als die sie ihm im Beginn seiner Liebe erschien, da sie noch die Reize der Jugend schmückten, und seine Sinne in Wallung versetzten. So soll er auch später noch sich körperlich zu ihr hingezogen und in ihrer lebenswarmen Umarmung beglückt fühlen. Dies aber kann

und wird geschehen, auch nachdem ihre Jugend dahin ist, vorausgesetzt, dass die Sympathiegefühle einer edleren und höheren Liebe vorhanden waren, und erhalten geblieben sind. Dann werden sie, wie die ganze Persönlichkeit, auch die äussere Gestalt einer geliebten Frau verklären und sie wird ihrem Manne die Göttin bleiben, die sie ihm von jeher war. Nur muss sie selber dies wollen, und durch ein Verhalten, wie wir es oben andeuteten, das ihrige dazu beitragen, die billigen und berechtigten ästhetischen Anforderungen des Mannes an ihre Person zu befriedigen. Will sie oder versteht sie dies nicht, dann wird es dem Mann bei seinen polygamischen Anlagen nicht immer leicht, fremden weiblichen Reizen gegenüber unempfindlich zu bleiben und ihnen Widerstand zu leisten, wo er leichtes Entgegenkommen findet. Doch können auch hier Gewohnheit und Phantasie viel tun. Besonders dem Manne (gelegentlich kann zwar auch beim Weib Aehnliches vorkommen) glauben wir Folgendes empfehlen zu dürfen. Wenn seine sinnliche Leidenschaft durch ein fremdes weibliches Wesen errregt wird und Gefahr für ihn besteht, zu unterliegen, so soll er sich bemühen, in seiner Phantasie der eignen Frau die Reize derjenigen zu leihen, die ihn zu verführen droht. Mit etwas gutem Willen wird ihm dies in vielen Fällen mehr oder weniger vollkommen gelingen. Dann wird dadurch seine sexuelle Begierde für die eigene Frau gesteigert, was, wenn diese nur etwas entgegenkommender Natur ist, die ihrige wiederum erhöht. So kann eine Flamme, die das Eheglück zu verzehren drohte, manchmal dazu dienen, dasselbe durch Erwärmung der wechselseitigen Liebesgefühle erst recht und von neuem zu befestigen. Goethe hat zwar solches im ersten Teil seiner Wahlverwandtschaften als geistigen Ehebruch bezeichnet. Wir meinen jedoch, es sei vielmehr der Ausdruck einer geistigen Ehetreue, die man durch sinnliche Substitution zu befestigen sucht.

Ist die Liebe auf beiden Seiten wahr, und ist der Wille auf beiden Seiten gut, so können im Leben derartige Erfahrungen vielfach nur dazu beitragen, das Verhältnis der Ehegatten allmählig immer inniger zu gestalten. So wird ferner nicht nur verirrte Liebesleidenschaft in das Ehebett zurückgeleitet, sondern werden auch umgekehrt Eheverstimmungen gehoben und die Ehegatten in neuem Liebesverlangen und erhöhter Zuneigung einander entgegengeführt. Auf solche Weise kann auch trotz mancher Schwächen ein Eheleben zu einem lebenslänglichen Liebesfrühling werden, in welchem jeder Tag frische Keime, Knospen und Blüten zur Ent-

faltung bringt, während Unkraut und Dornen emsig ausgejätet oder abgebrochen werden. Dazu gehört aber nicht nur eine unausgesetzte Bekämpfung der eigenen Schwächen und Fehler, sondern auch eine beständige aesthetische Arbeit in der Ehe, in welcher der Kultus der Venus niemals erkalten darf.

Das Matriarchat. Mit Bezug auf die Familienverhältnisse bleibt noch ein wichtiger Punkt zu besprechen, den wir schon im Kap. XII (Zivilrechtliche Verhältnisse der Kinder) berührten. Die Gewalt des Mannes und der patriarchalischen Verhältnisse haben die Benennung der Familie nach dem Vater zur Folge gehabt. Dies ist nicht nur unnatürlich, sondern zieht recht missliche Folgen nach sich. Ist es auch wahr, dass an Keimplasma der Mensch im Durchschnitt soviel von seinem Vater, wie von seiner Mutter erbt, so steht ihm doch die Mutter in allen anderen Beziehungen viel näher. Diejenigen Völkerschaften, bei denen in der Familie (nicht nur bezüglich Namengebung, sondern auch in anderen Hinsichten) die Mutter der massgebende Teil ist, das heisst, bei denen das Matriarchat herrscht, haben daher die Stimme der Natur viel richtiger erkannt. Vor allem die Tatsache, dass die Mutter das Kind neun Monate in ihrem Leibe trägt und nach der Geburt noch jahrelang viel inniger mit ihm verbunden bleibt als der Vater, gibt ihr auf dasselbe ein Anrecht, das dem Vater von Natur aus nicht zukommt. Wir sagten also früher schon, die Kinder sollten den Familiennamen der Mutter tragen. Die Regel sollte ferner sein, dass bei etwaiger Ehescheidung die Kinder der Mutter zukommen, wenn nicht besondere ernste Gründe das Gericht zu einer anderen Entscheidung geradezu nötigen.

Es liegt auf der Hand, dass wir bei den heutigen Kulturverhältnissen nicht mehr zu einem Matriarchat im alten Sinne zurückkehren können. So wenig ein alter Patriarch zum Alleingebieter über alle seine Nachkommen werden kann, ohne dass die schwersten Missbräuche daraus entstehen, so wenig darf diese Macht einer alten Grossmutter oder Urgrossmutter zukommen. Wenn wir von Matriarchat sprechen, verstehen wir, abgesehen von der Benennung nach der Mutterlinie, darunter nur, dass das Familienheim und seine Leitung der Ehefrau allein rechtlich gehören sollte, weil sie in der Tat das Familienzentrum ist. Pantoffelehen dürften daraus nicht häufiger als heute entstehen. Der Mann ist und bleibt der Stärkere und hat von der Herrschaft der Frau im Familienheim nichts zu befürchten. Ist er unzufrieden, so zwingt ihn, bei

frei eingerichteten Eheverhältnissen, nichts im Hause wohnen zu bleiben, und die Frau wird sich um so mehr bemühen ihm das Heim angenehm zu machen, als sie sonst ihn zu verscheuchen Gefahr läuft. Seinerseits wird sich der Mann gleichfalls zusammennehmen müssen, wenn er im Hause nicht mehr Herr und Meister ist, und doch für Kinder und Haushalt mit dem Ertrag seiner Arbeit einzustehen hat. Ich möchte, was mir in dieser Sache erforderlich scheint, unmassgeblich in folgenden Postulaten zusammenfassen:

1. Namengebung nach der Mutterlinie.

2. Mit Ausnahme der Fälle, wo infolge von Unfähigkeit, Misshandlungen, Geistesstörungen und dergleichen die Ehefrau ihre Mutterrechte verwirkt, oder ihr dieselben gerichtlich aberkannt werden müssen, soll sie von rechtswegen allein die Oberhoheit und die Vormundschaft über die Kinder besitzen, solange diese es nötig haben.

3. Die Ehefrau soll die Besitzerin und Oberleiterin des Heimes sein. Die von ihr geleistete Hausverwaltung und die Verrichtung ihrer Mutterpflichten sollen entsprechend gewertet werden, d. h. der Frau ebensogut wie seine Berufsarbeit dem Manne Anspruch auf angemessene Entschädigung verleihen.

4. So lange eine Ehe besteht, hat der Ehemann für den Schutz, den er der Familie leiht, für seine Mitarbeit am Haushalt und Kindererziehung, sowie für seine pekuniären Beiträge an die Kosten beider, den Anspruch auf Wohnung, Verpflegung und häusliche Bedienung bei seiner Frau.

5. Mit Ausnahme der zu leistenden Beiträge an der Haushaltung, und sowohl an der Erziehung wie an der Verpflegung der Kinder, gehört im übrigen der Erwerb des Mannes und sein Privatvermögen ihm allein, sogut wie Erwerb und Vermögen der Frau ihr allein zukommen. Bei einer etwaigen Scheidung werden dann auch die Vermögen getrennt. Mit den oben genannten, vom Gericht zu bestimmenden Ausnahmen, gehören dann die Kinder der Mutter. Dagegen bleibt der Vater, solange er lebt und arbeitsfähig ist, verpflichtet, seinen angemessenen Anteil an der Alimentation und Erziehung der von ihm gezeugten noch unmündigen Kinder zu leisten.

Selbstverständlich haben die Bestimmungen 2 bis 5 nur die Bedeutung gesetzlicher Normen für den Fall, dass zwei Eheleute gütlich sich nicht verständigen können, und sie enthalten für solche, die sich in Liebe und Eintracht verstehen, keinerlei Hindernis, ihr

Zusammenleben nach freiwilliger Uebereinkunft und eigenem Gutfinden zu regeln. Eine schwache, friedliche Frau wird sich trotzdem dem Rat und den Ansichten ihres stärkeren und klügeren Mannes unterordnen. Ebenso selbstverständlich wird es bei einer Scheidung oder Teilung, so wenig wie heute, immer einfach und glatt abgehen. Dem Vater wird immer das Recht zustehen, bestimmte Einsprüche geltend zu machen und die Gerichte werden danach, in jedem Einzelfalle, ihr Urteil zu fällen haben. Sind dieselben nicht mehr ausschliesslich in männlichen Händen, so dürfte so wie so das Recht der Frauen genügend gewahrt sein. Es kommen ja nicht so selten Fälle vor, wo eine Mutter unwürdig und ungeeignet ist, ihre eigenen Kinder zu erziehen, und, wo umgekehrt der Vater zu grosser Aufopferung und Hingebung fähig ist. Doch bilden diese Fälle die Ausnahme.

Es steht nicht zu erwarten, dass Wünsche, wie wir sie hier ausgesprochen, bei den trägen konservativen Neigungen und der *vis inertiae* der heute noch herrschenden Mehrheiten bald Anklang finden oder gar von den massgebenden regierenden Körperschaften erfüllt werden. Dagegen frägt es sich, ob nicht die heutigen Gesetzgebungen uns bereits Mittel und Wege in und ausserhalb der Ehe zur Verfügung stellen, um solche Ideale zu verwirklichen. Ich sehe deren vorläufig zwei:

Erstens kann man, wie im Kapitel XII schon erwähnt, Eheverträge schliessen, die die Vermögen vollständig trennen und je nach den bestehenden lokalen Gesetzgebungen könnten dabei noch manche der obigen Postulate bereits erfüllt werden. Eine Frau könnte sich z. B. den Besitz und die Führung des Heimes kontraktlich vorbehalten u. dgl. mehr.

Zweitens aber werden heute überall die ausserehelichen Kinder nach der Mutter genannt. Das ist ja gerade, was wir wünschen! Da, wo das Konkubinat nicht direkt bestraft wird, können somit freie Ehen auf Grund von Privatverträgen, die den obigen Postulaten entsprechen, geschlossen werden. Mut gehört dazu, für anständige Menschen; denn der öffentlichen Meinung zu trotzen, ist nicht Sache eines jeden, der dabei etwas, vor allem einen guten Namen zu verlieren riskiert. Auch werden solche Verbindungen sich des staatlichen Schutzes nicht erfreuen. Doch dürfte einige Energie und Konsequenz es allmählig dazu bringen, dass in solchen Fällen beide freien Ehegatten es zunächst erzwingen, dass die Frau „Frau“ und nicht Fräulein tituliert wird. Es ist ferner nicht aus-

geschlossen, dass derartige Verhältnisse ehrlicher und anständiger Art allmählig häufiger werden und so die Gesellschaft nach und nach zwingen, freie Ehebündnisse als mit den herkömmlichen gleichwertig und gleichberechtigt anzuerkennen und sie mit ihren Sprösslingen in Ehren zu halten. Für die Titulierung lassen sich beide Familiennamen verbinden. Wenn Fräulein (Frau) Müller sich frei mit Herrn Meyer verbindet, kann sie Frau Müller-Meyer und ihr Mann Herr Meyer-Müller heissen.

Will ich etwa behaupten, dass unter derart umgestalteten Verhältnissen, solange namentlich die erbliche Qualität der Menschen noch nicht besser ist als heute, ein paradiesisches Glück und lauter ideale Zustände herrschen werden? Für so naiv wird mich hoffentlich der Leser nicht halten, wenn er mir bis hierher aufmerksam gefolgt ist. Gemeinheiten, Roheiten, Intriguen, Dummheit, Streit, Hass, Neid und Eifersucht, Faulheit, Unordnung, Unreinlichkeit, Klatschsucht, Schlamperei, Launenhaftigkeit, Unverstand und dergleichen mehr werden sich nach wie vor zeigen. Sie werden jedoch weniger tyrannisch auftreten können; man wird sie weniger mit den heute üblichen Ausreden entschuldigen dürfen und die Träger dieser schlimmen Eigenschaften wird man immer mehr als minderwertige oder pathologische Menschen betrachten, deren Varietäten durch zweckmässige Zuchtwahl, verbunden mit passender Hygiene und Erziehung, allmählig möglichst zu beseitigen gesucht werden muss.

Dafür werden sich loyale und höher stehende Menschen viel freier und naturgemässer entwickeln können als heute. Sie werden nicht mehr die Rolle des Aschenbrödels im Dienste der Macht und des Geldes, sowie des Vorurteils und der Sitten-Tyrannei zu spielen haben. Sie werden nicht beständig religiös und sozial heucheln müssen, sondern nach ihrer Ueberzeugung leben, dass heisst sprechen und handeln dürfen. Die rücksichtslosen Streber werden nicht mehr wie heute die ganze Macht an sich ziehen können. Die Ehe oder der Geschlechtsverkehr überhaupt werden sich nicht mehr zu einer konventionellen Lüge gestalten. Die nicht mehr unterdrückten Gefühle werden nur noch dann überreizte und pathologische Bahnen einschlagen, wenn sie auf einer pathologischen Anlage beruhen, denn der Vorwand und besonders das pekuniäre Interesse für schlechte Handlungen und Gewohnheiten wird den Menschen, soweit überhaupt möglich, entzogen sein. Aus dem gleichen Grunde wird die Prostitution, der Verkauf des eigenen Leibes, sozusagen unmöglich und undenkbar. Freie ungezügelte sexuelle Verhältnisse

und Exzesse werden freilich nicht fehlen; doch wird auch diesen die Arbeit, der man nicht ausweichen kann, eine gewisse Grenze setzen.

Die utopischen Gedanken, die wir hier niedergelegt haben, machen keineswegs den Anspruch auf Neuheit. Wir haben nur, an Hand einer Analyse der Tatsachen auf den verschiedensten Gebieten, den Versuch gemacht, herauszufinden, welche unter den vielen zu Tage tretenden Wünschen und Anschauungen das sexuelle Problem am richtigsten und günstigsten für die heutigen sozialen Verhältnisse der Spezies Homo lösen dürften. Jeder gibt schliesslich zu, dass unsere sexuellen Zustände arg viel zu wünschen übrig lassen. Man scheut sich jedoch, an dem morschen Gebäude zu rütteln. Den Lesern und Leserinnen selbst, je nach ihrem Temperament und ihren Anschauungen, aber mit der Bitte, möglichst kühl und vorurteilsfrei zu überlegen und erst dann zu richten, überlasse ich es nun getrost, zu sagen, ob unsere „utopischen" Gedanken wirklich nur Utopie sind.

Anhang.

Einzelne Stimmen über die sexuelle Frage.

Man wird mir vorwerfen, dass ich die vorhandene Literatur sehr ungenügend berücksichtigt habe. Ich wollte jedoch möglichst unbeeinflusst meine gewonnenen Anschauungen darstellen und habe daher mit Absicht verschiedene einschlägige Werke erst nach Abschluss meiner Arbeit gelesen. Einige derselben verdienen eine besondere Berücksichtigung und werden in diesem Anhang besprochen.

I. August Bebel: Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Zürich 1883.

In diesem wichtigen und merkwürdigen Buche liegt die ganze kräftige und bedeutende Persönlichkeit des Autors mit ihren Licht- und Schattenseiten: Eine durchdringende Intelligenz mit scharfem, tiefem Verständnis der sozialen Frage, ein „self-made man" mit starkem Selbstgefühl, und zugleich ein leidenschaftlicher politischer Dogmatiker, der keinen Widerspruch duldet und dessen Ansichten auf Unfehlbarkeit Anspruch erheben. Wenn B. von „seinen Herrn Gegnern" spricht, so fühlt man bereits, wie der Zorn ihm in den Kopf steigt und sein Urteil trübt; denn die Herrn Gegner sind schon durch diese Benennung gerichtet und zum Unrecht verdammt. Will man das Buch gerecht beurteilen, so darf man erstens nicht vergessen, dass es vom Standpunkt eines kämpfenden Parteihauptes aus geschrieben ist. Man muss daher zunächst das Parteipolitische ausschalten, und zweitens berücksichtigen, dass B. die Fähigkeit und die Kenntnisse abgingen, Kritik in der Wahl seiner wissenschaftlichen Quellen zu üben. Drittens endlich darf ein heutiger Kritiker nicht ausser Acht lassen, dass das Buch über 20 Jahre alt ist. Mit diesen Vorbehalten muss dieses Werk als eine bedeutende und vortreffliche Leistung bezeichnet werden, der man der Hauptsache nach unbedingt zustimmen muss.

Die Frauenfrage, sagt B., ist ein Teil der sozialen Frage. Millionen von Frauen sind unfähig, ihren natürlichen Beruf zu erfüllen, andere werden durch die Sklaverei der Ehe angewidert. Mit Recht wirft er den damaligen Emanzipationsvertretern vor, dass sie die Frauenfrage ohne die soziale Frage lösen wollen und damit die Frauen nur in die Konkurrenzmisère hineinwerfen, um letztere noch zu vergrössern. Trotzdem, trotz Frauenstudium und dergl., bleiben die Frauen des Volkes Ehesklaven oder Prostituierte. Die reichen und intelligenten Männer sehen es gern, wenn die Frau dem Mann in niedrigen Berufen Konkurrenz macht, weil sie dadurch billigere Arbeitskräfte erhalten; ungern sehen sie aber, wenn die Frau höhere Berufe ergreift.

Frauen und Arbeiter haben das Gemeinsame, dass sie von jeher unterdrückt wurden und selten zum Bewusstsein davon kamen; die Frau war Sklavin noch vor dem männlichen Arbeiter. Hier fällt B. in den Irrtum der Promiscuitätslehre (s. Kap. VI, § 3) und will das Matriarchat aus der Promiscuität herleiten; er bemüht sich ferner, den Beweis zu liefern, dass die Weiber der Urvölker ebenso stark waren als die Männer und ein ebenso grosses Gehirn besassen als diese. Er begründet diese Ansicht damit, dass bei niederen wilden Völkern der Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Gehirn geringer sei, als bei Kulturvölkern. Diese ganze Ansicht ist aber total falsch. Erstens finden wir einen starken Unterschied in Körper- und Gehirngrösse zugunsten des Männchens bereits bei Orang-Utangs, Gorillen etc. Zweitens aber zeigt die folgende Tabelle, die ich der Liebenswürdigkeit meines Freundes, Professor Dr. Rudolf Martin in Zürich, eines ausserordentlich tüchtigen und gewissenhaften Anthropologen verdanke, dass ein wesentlicher Unterschied zwischen wilden Völkern und Kulturvölkern in dieser Hinsicht nicht existiert und dass überall ungefähr ein mittlerer Unterschied von 150 Gramm zwischen männlicher und und weiblicher Schädelkapazität besteht. Man bekommt zwar zu wenig normale Gehirne, um, besonders bei wilden Völkern, brauchbare Wägungen machen zu können. Man muss sich daher auf die Messung der Schädel-Kapazität beschränken, die nicht völlig gleichwertig ist, aber dennoch ein ungefähr richtiges Verhältnismass liefert. Man kann wohl sagen, nach Professor Martin, dass das Gehirngewicht 87% der Schädel-Kapazität ausmacht (also 87 Hirngewicht entspricht ungefähr 100 Schädel-Kapazität). Selbstverständlich handelt es sich um normale und gesunde Gehirne; bei pathologischer Gehirnschrumpfung wird im Schädel der Verlust von Hirnsubstanz, dem Volumen nach, durch ein entsprechendes Quantum Serumflüssigkeit ersetzt. Ferner messen die verschiedenen Autoren etwas verschieden. Die folgende Tabelle mittlerer Schädel-Kapazität beruht, nach Professor Martin, auf zuverlässigen Zahlen.

Mittlere Schädelkapazität einiger Völkerschaften.

			Männer	Weiber	Differenz
Kulturvölker	Badenser	(48 m. Schädel) (26 w. Schädel)	1513	1330	182
	Bayern	(100 m. Schädel) (100 w. Schädel)	1503	1335	168 (11,2%)
Mittlere Völker	Malayen	(26 m. Schädel) (2 w. Schädel)	1414	1223	191
	Aino	(87 m. Schädel) (64 w. Schädel)	1462	1308	154
Niederste Rasse	Wedda	(22 m. Schädel) (10 w. Schädel)	1277	1139*)	138 (10,8%)

*) Wenn wir das durchschnittliche Verhältnis des Gehirngewichtes zur Schädelkapazität (87%) zu Grunde legen, so finden wir für die Weddas ein durchschnittliches Hirngewicht von 1111 Gramm für die Männer und 991 Gramm für die Weiber. In unserer Rasse kommen derartige Gewichte nur bei Idioten oder infolge von Hirnschrumpfung (progressive Paralyse und Altersblödsinn)

Aus dieser Tabelle geht klar hervor, dass die Differenz bei beiden Geschlechtern überall fast dieselbe ist. Je grösser die absoluten Zahlen sind, um so grösser müssen natürlich auch der absolute (nicht der relative) Unterschied und die Variationsbreite werden. Der absolute Unterschied der W.- und M.-Kapazität ist zwar beim Bayern (168) und beim Wedda (138) recht erheblich, der prozentuale dagegen (11,2 und 10,8) sehr gering. Man kann daher als Durchschnitt die folgende Einteilung aufstellen:

Durchschnittliche Schädelkapazität nach Menschensorten.

	Männer	Weiber
	Schädelkapazität	
Aristencephalen (höchste Gehirne)	über 1450 Gr.	über 1300 Gr.
Euencephalen (mittlere Gehirne)	1300—1450 Gr.	1150—1300 Gr.
Oligencephalen (kleine, schwache Gehirne)	unter 1300 Gr.	unter 1150 Gr.

Professor Martin fügt hinzu, dass er bei seinen Forschungen unter den sehr primitiven Völkern Malacca's in allen Dingen eine ebenso grosse sexuelle Differenz gefunden habe, wie bei uns Europäern.

Ebenso sehr irrt B., wenn er glaubt, dass die Kleidung der Frauen die Folge der männlichen Eifersucht sei, weil das Nackt-Gehen die Lüsternheit errege. Wir sahen im Kap. VI, dass das Gegenteil wahr ist; zudem kleideten sich die Männer vielfach zuerst vollständiger, als die Frauen.

Folgende von B. angeführte Klage der Iphigenie auf Tauris ist dagegen charakteristisch:

In „Iphigenia auf Tauris" klagt Iphigenia: „Der Frauen Zustand ist der „schlimmste von allen Menschen. Will dem Manne das Glück, so herrscht er „und erficht im Felde Ruhm; und haben ihm die Götter Unglück bereitet, „fällt er, der Erstling von den Seinen, in den schönen Tod. Allein des Weibes „Glück ist eng gebunden: sie dankt ihre Wahl stets Andern, öfters Fremden, „und wenn Zerstörung ihr Haus ergreift, führt sie aus rauchenden Trümmern, „durch's Blut erschlagener Liebsten, ein Überwinder fort." . . . .

B. belegt seine Angaben über die Unterdrückung der Frauen im Altertum mit treffenden Beispielen. Er erinnert daran, wie Abraham seine Ehefrau an Kaufleute gab, wie David und Salomo sich ganze Harems hielten, was Jehovah in der Ordnung fand. In Aegypten war es Sitte, dass junge Frauen sich ihre Mitgift durch Prostitution verdienten. Die Töchter des Königs Cheops verdienten durch Prostitution eine Pyramide für ihren Vater. Der weise Solon organisierte die Prostitution in Griechenland, wo die Hetären, wie wir sahen, besser geehrt wurden, als die Ehefrauen, die nur als treue Hunde behandelt und als Kindergebärapparate betrachtet wurden. Plato förderte die Promiscuität

---

vor, sind aber dann auch mit qualitativer Veränderung der Gehirnsubstanz verbunden. Daraus geht deutlich genug hervor, dass die Weddas auf einer tieferen Stufe der Evolution stehen als wir. Bei uns sind Männergehirne unter 1250 Gr. und Weibergehirne unter 1120 Gr. pathologisch, was ich auf Grund meiner eigenen früheren Wägungen in der Irrenanstalt Burghölzli (584 Gehirne) behaupten kann (siehe Allg. Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. 54, 1897, Verlag von Georg Reimer: Brehm Arnold, Über die Todesfälle und Sektionsbefunde der Zürcher Heilanstalt Burghölzli 1879—1896).

und schon die Zuchtwahl, während Sokrates und Aristoteles für die Urningsliebe der Männer schwärmten, und es in Rom noch schlimmer stand. B. polemisiert gegen die schlechte soziale Stellung, die das Christentum der Frau anweist, der es Gehorsam und Dienstbarkeit vorschreibt (bekanntlich sagte der Apostel Paul „Heiraten sei gut, ledig bleiben noch besser"). Während unsere Ahnen einerseits überall in den Städten, vielfach sogar auf Veranlassung der Landesfürsten, Bordelle organisierten, deren Ertrag häufig landesherrliches, selbst kirchliches Regal war, und während sie die Dirnen begünstigten, verfolgten, folterten und töteten sie in grausamster Weise arme gefallene Frauen, besonders solche, die aus Angst und Scham zu Kindsmörderinnen wurden. Beim Empfang Karls des Fünften in Brügge wurde ihm bekanntlich eine Deputation schöner und vornehmer nackter Mädchen entgegengesandt, und auch in der romantischen Zeit der Minnesänger waren die gröbsten Missbräuche und Weiberentführungen Sitte des Adels. Überall weist B. die Sinnenlust des Mannes der herrschenden Stände als massgebend nach, und zeigt, wie er das Weib und das Proletariat unterdrückte. Aus Gewohnheit fügten sich beide und bedurften grosser Anfeuerung, um einen Teil ihrer Ketten zu brechen. Das Mittelalter war aber in sexuellen Dingen offener, unbefangener und weniger heuchlerisch als unsere heutige wohlerzogene Gesellschaft, sei es mit ihren konventionellen Formen, sei es mit ihrer frommen Heuchelei. Folgendes Citat des Autors ist darin charakteristisch und zeugt von der gesunden Auffassung des Reformators Luther.

Luther sagte: „Ein Weib, wo nicht die hohe seltsame Gnade da ist, „kann eines Mannes ebenso wenig entraten, als essen, schlafen, trinken und „andere natürliche Notdurft. Wiederum also auch ein Mann kann eines Weibes „nicht entraten. Ursach ist die: es ist ebenso tief eingepflanzt der Natur „Kinder zu zeugen, als essen und trinken. Darum hat Gott dem Leib die „Glieder, Adern, Flüsse und Alles was dazu dient, gegeben und eingesetzt. „Wer nun diesem wehren will und nicht lassen gehen, wie Natur will und „was tut er anders, denn er will wehren, dass Natur nicht Natur sei, dass „Feuer nicht brenne, Wasser nicht netze, der Mensch nicht esse, noch trinke „noch schlafe?" . . . .

Dafür traten nun die Verfolgungen der freien Liebe und des Konkubinats durch die strenge Bigotterie protestantischer Philister auf. Trotz aller kirchlichen Askese, trotz Kastengeist und Formalismus, wucherten jedoch das Konkubinat und der Missbrauch des Weibes als Arbeitssklavin. Für die Anschauungen gewisser Grössen ist folgender Ausspruch Friedrichs des Grossen typisch: „Ich betrachte die Menschen wie ein Rudel Hirsche im Tiergarten „eines grossen Herrn, denen weiter nichts obliegt, als ihn stark zu bevölkern „und anzufüllen."

B. betont auch, wie der Bauer sich über die Geburt von Kälbern und Schweinen freut, während er sich über diejenige einer eigenen Tochter ärgert.

Schon B. fordert mit Recht Aufklärung der Menschen in der sexuellen Frage. Dagegen übertreibt er ins Ungeheuerliche, auf Grund der Angaben gewisser den Eros zu hoch schätzender Aerzte, die angeblichen direkten schlimmen Folgen der sexuellen Enthaltsamkeit.

Bebel behauptet: „Bei solcher Intensität des Geschlechtstriebes darf es „nicht verwundern, dass geschlechtliche Enthaltsamkeit in reifen Jahren derart

„auf das Nervenleben und den ganzen Organismus des Menschen einwirkt, „dass sie zu den grössten Störungen und Verirrungen, und unter Umständen „zu Wahnsinn und jammervollem Tode führt.“ . . ,

Wir haben gezeigt, wie irrig diese Anschauung ist. B. erwähnt als Beleg die grosse Zahl lediger Geisteskranker. Es ist richtig, dass die Zahl der Unverheirateten diejenige der Verheirateten in der Bevölkerung der Irrenanstalten im Verhältnis etwas übersteigt. Ganz falsch ist es aber, daraus zu folgern, dass das dauernde oder gar das zeitweilige Ledigbleiben als Ursache von Geistesstörungen aufzufassen sei. Man vergisst dabei, dass eine grosse Zahl Menschen eben deshalb ledig bleiben und bleiben müssen, weil sie frühzeitige Erscheinungen geistiger Störungen zeigen. Also post hoc, heisst auch hier nicht propter hoc. Vor allem aber ist bekanntlich „ledig“ mit sexuell enthaltsam keineswegs identisch. Die Strapazen und Misshelligkeiten der bisherigen Ehe bilden ferner eine wohl ebenso grosse Ursache geistiger Störungen da, wo die Anlage vorliegt. B. behauptet ferner, die Nymphomanie und die Hysterie entstünden aus unterdrücktem, sexuellem Trieb, was durchaus irrig ist; beide beruhen auf ererbter Anlage.

Hier möchte ich eine Anzahl vorzüglicher Stellen und Zitate aus Bebels Buch anführen:

„Die Ehe ist die einzige wirkliche Leibeigenschaft, die das Gesetz kennt (John Stuart Mill)“ . . .

Kant sagt: „Mann und Frau bilden erst zusammen den vollen und ganzen Menschen; ein Geschlecht ergänzt das andere.“

Lange vor ihm äusserte Buddah: „Der Geschlechtstrieb ist schärfer, als der Haken, womit man wilde Elephanten zähmt, heisser als Flammen; er ist wie ein Pfeil, der in den Geist des Menschen getrieben wird.“

„Professor Lorenz von Stein schildert eine Frau und eine Ehe, wie unter hundert kaum eine vorhanden ist und vorhanden sein kann. Von den Tausenden unglücklicher Ehen und ihrem Missverhältnis zwischen Müssen und Wollen, von den zahllosen einzelnen Frauen, die in ihrem Leben nie eine Ehe zu schliessen denken können, von den Millionen, die als Lasttiere neben dem Ehegatten von früh bis spät sich sorgen und abrackern müssen, um das elende bischen Brot für den laufenden Tag zu erwerben, davon sieht und weiss der gelehrte Herr nichts. Bei all diesen Armen streift die herbe rauhe Wirklichkeit die poetische Färbung leichter ab als die Hand den Farbenstaub von den Flügeln des Schmetterlings. Ein Blick auf jene würde dem Herrn Professor sein poetisch angehauchtes Gemälde recht arg zerstört und ihm das Konzept verdorben haben“ . . .

„Das Geld gleicht alle Schäden aus und wiegt alle Untugenden auf. Zahlreiche und umfassend organisierte Heiratsbureaux, Kuppler und Kupplerinnen aller Art gehen auf Beute aus und suchen die Kandidaten und Kandidatinnen für „den heiligen Stand der Ehe.“ Solche Geschäfte sind besonders profitabel, wenn sie für die Glieder der höheren Stände „arbeiten.“ So fand 1878 in Wien ein Kriminalprozess wegen Giftmischerei gegen eine Kupplerin statt und endete mit ihrer Verurteilung zu fünfzehn Jahren Zuchthaus, wobei festgestellt wurde, dass der frühere französische Gesandte in Wien, Graf Banneville, diesem Weibe für die Beschaffung seiner Frau 22,000 fl. Kuppellohn bezahlte. Andere Mitglieder der hohen Aristokratie wurden gleichfalls in

diesem Prozess schwer kompromittiert. Augenscheinlich liessen gewisse staatliche Organe Jahre lang das Weib in seinem dunklen und verbrecherischen Treiben gewähren. Weshalb? dürfte nach dem Mitgeteilten nicht zweifelhaft sein." . . .

„So werden Menschen aneinandergekettet; der eine Teil wird zum Sklaven des andern gemacht und gezwungen, sich den intimsten Umarmungen und Liebkosungen des andern Teils aus „ehelicher Pflicht" zu unterwerfen, die er vielleicht mehr verabscheut als Schimpfworte und schlechte Behandlung."

„Und nun frage ich, ist eine solche Ehe — und es giebt deren sehr viele — nicht schlimmer als Prostitution? Die Prostituierte hat wenigstens bis zu einem gewissen Grade noch die Freiheit, sich ihrem schmählichen Gewerbe zu entziehen, und hat, wenn sie nicht in einem öffentlichen Hause lebt, das Recht, den Kauf der Umarmung desjenigen zurückzuweisen, der ihr aus irgend welchen Gründen nicht zusagt. Aber eine verkaufte Ehefrau muss sich die Umarmung ihres Mannes gefallen lassen, wenn sie auch hundert Gründe hat, ihn zu hassen und zu verabscheuen." . . .

„In den besitzenden Kreisen sinkt die Frau nicht selten, ganz wie im alten Griechenland, zum blossen Gebärapparat für legitime Kinder herab, zur Hüterin des Hauses, Pflegerin des kranken Gatten. Der Mann unterhält zu seinem Vergnügen und für sein Liebesbedürfnis Courtisanen und Hetären — bei uns jetzt Maitressen genannt — aus deren eleganten Wohnungen man in allen grösseren Städten die schönsten Stadtviertel zusammenstellen könnte." . . .

„Unser „christlicher" Staat, dessen „Christentum" man überall da vergeblich sucht, wo es angewendet werden sollte, und dort findet, wo es überflüssig oder schädlich ist, dieser christliche Staat . . . hält sich nicht bloss von Gesetzen zurück, welche die Frauenarbeit auf ein normales Mass beschränken, die Kinderarbeit gänzlich verbieten; er selbst gewährt vielen seiner Beamten weder volle Sonntagsruhe, noch eine normale Arbeitszeit und stört so ihr Familienleben." . . .

„Als im Anfang der sechziger Jahre in den englischen Baumwollendistrikten infolge des nordamerikanischen Sklavenbefreiungskrieges viele Tausende von Arbeiterinnen feiern mussten, machten die Aerzte die auffallende Entdeckung, dass trotz der grossen Not der Bevölkerung die Kindersterblichkeit abnahm. Die Ursache war sehr einfach. Die Kinder genossen jetzt eine bessere Pflege und die Nahrung von der Mutter, die sie in den besten Arbeitszeiten nie genossen hatten Und die gleiche Tatsache ist in der Krise der siebenziger Jahre in Nordamerika: New-York, Massachusetts, seitens der Aerzte konstatiert worden. Die allgemeine Arbeitslosigkeit zwang die Frauen zu feiern und liess ihnen Zeit zur Kinderpflege."

„In der Hausindustrie, die romantische Theoretiker gern so idyllisch darstellen, liegen die Verhältnisse für das Familienleben und die Moral um kein Haar besser. Hier ist die Frau neben dem Mann von Früh bis in die Nacht an die Arbeit gekettet, die Kinder werden vom frühesten Alter zu gleichem Werk herangenommen. Zusammengepfercht auf den denkbar kleinsten Raum leben Mann, Frau und Familie, Burschen und Mädchen mitten unter den Arbeitsabfällen, den unangenehmsten Dünsten und Gerüchen, der notwendigsten Reinlichkeit entbehrend. Dem Wohn- und Arbeitslokal entsprechen die Schlafräume. In der Regel dunkle Löcher, ohne Ventilation, nehmen sie für die

Nacht eine Anzahl Menschen auf, die zum vierten Teil darin untergebracht, schon als höchst ungesund gelten müssten. Kurz, es existieren Zustände, die einem an menschenwürdige Existenz Gewöhnten die Haut schaudern machen.“ . . .

„Der zunehmende schwere Kampf ums Dasein zwingt Frauen und Männer oft auch zu Handlungen, Duldungen, die sie sonst verabscheuen würden. So wurde 1877 in München konstatiert, dass unter den polizeilich eingetragenen und überwachten Prostituierten nicht weniger als 203 verheiratete Frauen von Arbeitern und Handwerkern waren. Und wie viele verheiratete Frauen treiben aus Not dieses schmähliche Handwerk, ohne sich der das Schamgefühl und die Menschenwürde aufs tiefste verletzenden polizeilichen Kontrolle zu unterwerfen.“ . . .

Hier erwähnt B. die Findelhäuser, in welchen die unehelichen Kinder der Bourgeois (er vergisst diejenigen der Arbeiter!) erzogen werden, „die nur für ihre ehelichen Kinder Vatergefühle hegen.“ (Siehe weiter unten: Maupassant; hier zeigt sich wieder B.'s Einseitigkeit; für uneheliche Kinder zeigen je nach dem individuellen Charakter Arbeiter wie Bürger Gefühl oder Gefühllosigkeit).

„Der Grundzug der geistigen Ausbildung bei dem Manne richtet sich, kurz gesagt, auf die Klärung des Verstandes, die Schärfung des Denkens, die Erweiterung des realen Wissens, die Festigung der Willenskraft, kurz auf die Ausbildung der Verstandesfunktionen. Bei der Frau hingegen ertreckt sich die Ausbildung, wo sie überhaupt in höherem Masse vorhanden ist, vornehmlich auf die Vertiefung des Gemüts, die rein formale, schöngeistige Bildung, durch welche hauptsächlich die Sensibilität (die Nervenreizbarkeit) und die Phantasie erhöht werden, wie durch Musik, Belletristik, Kunst, Poesie. Das ist die tollste und ungesundeste Richtung, die eingeschlagen werden konnte; sie verrät, dass die Mächte, die das Bildungsmass der Frau zu bestimmen haben, sich nur von ihren eingefleischten Vorurteilen über das Wesen des weiblichen Charakters und die beschränkte Lebensstellung der Frau leiten liessen. Was unsern Frauen fehlt, ist nicht erhöhtes Gemüts- und Phantasieleben, verstärkte Nervosität, oder formales, schöngeistiges Wissen; nach diesen Richtungen ist der weibliche Charakter reichlich entwickelt und verbildet worden; man hat also das Uebel nur vergrössert. Aber wenn die Frau an Stelle überschüssigen Gemüts, das oft recht ungemütlich wird, eine gute Portion geschärften Verstandes, exakter Denkfähigkeit hätte; statt der Nervosität und des verschüchterten Wesens physischen Mut und Nervenstärke; statt des rein formalen, schöngeistigen Wissens, oder des gänzlichen Mangels daran, Kenntnis von Welt und Menschen und natürlichen Kräften, dann würde sie, und unzweifelhaft auch der Mann, sich weit besser dabei befinden.“ . . .

B. schildert dann die Verödung und Vertrocknung des Weibes am Kochherd und in Besengeschäften. Er spricht für eine natürliche Erziehung der Frau auch mit Bezug auf Körperkraft, Mut und Entschlossenheit und erwähnt Sparta, wo beide Geschlechter zusammen nackt erzogen wurden. Die Männer sagt er, seien schuld an den jetzigen Fehlern der Frauen, an der Kleinlichkeit und der Putzsucht, die auch er am Weibe tadelt; er will die weiblichen Charaktereigenschaften aus der Unterdrückung des Weibes durch die männliche

Herrschsucht erklären und verkennt hierbei zum Teil die Macht der phylogenetischen Vererbung. Er betont die Eifersucht der Weiber, die sich gegenseitig überall als Feindinnen ansehen, worin er entschieden übertreibt. Mit Kant und mit vollem Recht aber, fordert er die richtige Ergänzung des Mannes durch das Weib, und umgekehrt des Weibes durch den Mann, zur Bildung richtiger Menschen. Er verurteilt mit ebenso grossem Recht die Rohheit eines Schopenhauers dem Weibe gegenüber und fertigt ihn als alten Junggesellen gebührend ab. Indem er sich gegen die Polygamie wendet, zeigt er, wie 1869 in Algier von 18,282 mohamedanischen Ehe 17,319 monogam, 888 bigam und nur 75 mit mehr als zwei Frauen vorhanden waren. Energisch spricht er sich gegen die Unnatur der Erziehung und für ihre Rückkehr zur Natur aus. Während unsere Mädchen auf Ehemänner Jagd machen, scheuen sich letztere aus Angst vor dem Luxus und den Ausgaben vor dem Ehestand. Der Parteimann B. zeigt sich wieder in der Behauptung, dass nur die heutigen Reichen innerhalb unserer Kultur polygam seien. Tatsächlich herrscht heute bei uns die freie Polygamie und die Prostitution in der Arbeiter-Klasse genau so gut, wie im Bürgertum und bei den Reichen, wenn auch in andern Varianten.

Die Prostitution, sagt B., ist eine notwendige soziale Institution für unsere bürgerlich kapitalistische Welteinrichtung; die Ehe ist der Avers, die Prostitution der Revers der Medaille. Dafür seien aber die Herren um so strenger mit den nicht prostituierten Frauen. B. behauptet, der sexuelle Trieb sei beim Weibe ebenso stark, wie beim Manne und empört sich über die Forderung sexueller Enthaltsamkeit beim Weibe. So sehr wir ihm im letzteren Punkte recht geben, so verweisen wir doch auf unsere Kapitel IV und V, worin klar gezeigt wird, dass man den Sexualtrieb beider Geschlechter nicht als identisch bezeichnen kann.

B. erwähnt den heiligen Augustin, der, trotz seiner Askese, sagt: „Unterdrückt die öffentlichen Dirnen und die Gewalt der Leidenschaft wird alles über den Haufen werfen.“ Mit Recht geisselt er den krassen Egoismus der Männer, indem er das folgende Zitat des Dr. Kühn, Polizeiarzt in Leipzig (die Prostitution im 19ten Jahrhundert) kritisiert: „Die Prostitution ist nicht blos „ein zu duldendes, sondern ein notwendiges Uebel, denn sie schützt die Weiber „vor Untreue und die Tugend vor Angriffen und somit vor dem Falle.“ Also, sagt B., haben nur die Männer das Recht, untreu zu sein und brauchen keine Tugend! Er nimmt in der Prostitutionsfrage durchaus den Standpunkt der Abolitionisten ein. Er erwähnt den sozialen Roman von Hans Wachenhusen „Was die Strasse verschlingt,“ der die Misere der Prostitution schildert und sagt, alle Grossstädte seien die gleichen Babylone welcher Religion sie auch angehören. Folgendes Zitat ist bemerkenswert:

„Ueber die Ursachen, die vorzugsweise die Frauen zur Prostitution treiben, hat der Pariser Arzt Parent-Duchatelet eine interessante Statistik aufgestellt, die über 5000 Prostituierte Auskunft gibt. Unter diesen 5000 befanden sich 1440, die aus Mangel und Elend zu diesem Erwerbe griffen, 1250 waren eltern- oder mittellos, also gleichfalls in Not, 80 prostituierten sich, um arme Eltern zu ernähren, 1400 waren von ihren Liebhabern verlassene Konkubinen, 400 von Offizieren und Soldaten verführte und nach Paris verschleppte Mädchen, 280 waren von ihren Liebhabern im Schwangerschaftszustand Verlassene.“ . . .

Wenn B. die pathologischen sexuellen Erscheinungen ausschliesslich aus der Prostitution erklären will, muss man es ihm verzeihen, denn damals war es die herrschende Ansicht. Tatsächlich sind in sehr vielen Fällen physische Abnormitäten, erbliche Charakterfehler und pathologischer Sexualtrieb mit oder ganz Ursache der Prostitution.

Bezüglich der Erwerbstellung der Frauen zeigt B., wie ihre Anspruchslosigkeit, Fügsamkeit und Untertänigkeit vom Kapitalismus ausgebeutet werden und wie man Frauen Arbeiten zumutet (z. Bsp. Maurerei), die ihnen jede Weiblichkeit nehmen, während man anderseits aus Männern Kellner und Commis macht, bei welchen Beschäftigungen sie ihrer Männlichkeit Abbruch tun. Es sei charakteristisch, wie die gleichen Männer, die den Weibern z. Bsp. höhere Studien (Bischof) verargen wollen, sie die schwersten Arbeiten verrichten lassen. Bei der Diskussion der Verschiedenheit beider Geschlechter sagt B.:

„Es hat keine andere Ungleicheit ein Recht auf Bestand als jene, welche die Natur für die Erreichung des äusserlich Verschiedenartigen, im Wesen gleichartigen Naturzweckes begründete. Die Naturschranke wird aber kein Geschlecht überschreiten, weil es damit seinen eigenen Naturzweck vernichtet."

Hier behauptet B., das Gehirn des Weibes sei im Verhältnis zur Körperlänge grösser, als das männliche. Dieser Trugschluss ist längst widerlegt worden. Bei kleineren Organismen ist das Gehirn stets grösser im Verhältnis zum Körper, weil dieselbe Verschiedenartigkeit der Funktionen, trotz geringerer Körpergrösse, nahezu ebensoviel Nervenelemente, wenigstens im Grosshirn, erfordert, das nicht direkt mit der Muskelmasse und den Sinnesflächen zusammenhängt. Ich verweise übrigens auf das im Kap. III. S. 56 u. ff. über diese Frage Gesagte. B. glaubt ferner, das männliche Gehirn sei durch die Erziehung vergrössert worden (siehe oben). In Wirklichkeit aber war die Zuchtwahl, resp. die mit derselben verbundenen oder unabhängig von ihr wirkenden engraphischen Evolutionsfaktoren, daran schuld. In seiner Auffassung des Darwinismus zeigt sich die Einseitigkeit Bebels, obwohl er recht hat, wenn er ihn demokratisch nennt. Die folgende Stelle enthält eine tiefe, von uns auch stets verteidigte Wahrheit:

„Glücklicherweise aber kommt, ob mit oder ohne Willen dieser Herren Gelehrten, die Menschheit zur Erkenntnis der Gesetze, die ihre Entwickelung bedingen und sie hat also nur nötig, diese Erkenntnis auf ihre politischen, sozialen und religiösen Einrichtungen anzuwenden und diese umzuformen. Der Unterschied also zwischen dem Menschen und dem Tiere ist, dass der Mensch wohl ein denkendes Tier, das Tier aber kein denkender Mensch ist. Das haben die Herren Darwinianer in ihrer Gelehrsamkeit übersehen. Daher der falsche Zirkel, den sie beschreiben." . . .

B. tut freilich damit den Darwinianern schwer Unrecht, welchen er seine bezügliche Weisheit verdankt. Er sollte nicht die Irrtümer Einzelner in Bausch und Bogen als die Irrtümer der Gelehrten bezeichnen. Mit Recht verteidigt er dagegen das Frauenstudium und zitiert tüchtige Aerztinnen.

In seinem Kapitel über die Frauen und das Recht fordert er das Frauenstimmrecht, die Gleichberechtigung beider Geschlechter überhaupt. Er brandmarkt diejenigen, welche schwangere Frauen, die auf der Tribüne erscheinen,

bespötteln, verteidigt überhaupt die Ehre der Schwangerschaft und verhöhnt daneben mit Recht die Schmerbäuche der Männer. Er vergleicht das Ehrenschlachtfeld der Gebärenden in seiner Gefährlichkeit mit dem Risiko der Männer im Kriege und spricht sich für die sexuelle Aufklärung der Kinder aus.

Immer wieder die Vererbungsgesetze verkennend, bildet sich B. ein, man könne durch gute soziale Erziehung alle Verbrecher in nützliche und brauchbare Glieder der Gesellschaft umwandeln. Hier gehen ihm das Verständnis für die jüngste Phylogenie und für die Blastophthorie (siehe Kapitel I, II und VIII) total ab.

Bebels sozialistische Moral, die auch für die sexuellen Verhältnisse gilt, geht aus folgendem Absatz klar hervor:

„Sittlichkeit und Moral haben mit der Religion nichts zu tun; das Gegenteil behaupten Einfältige oder Heuchler. Sittlichkeit und Moral sind der Ausdruck für Begriffe, welche die Beziehungen der Menschen zu einander und ihre Handlungen gegenseitig regeln; die Religion regelt die Beziehungen der Menschen zu übersinnlichen Wesen. Aber wie die Religion, so entspringen auch die Begriffe über die Moral dem jeweiligen Sozialzustand der Menschen. Der Kannibale betrachtet Menschenfresserei als sehr moralisch; als moralisch sahen Griechen und Römer die Sklaverei an, der Feudalherr des Mittelalters die Leibeigenschaft und Hörigkeit, hochmoralisch erscheint dem modernen Kapitalisten das Lohnarbeitsverhältnis, die Schinderei der Frauen durch Nachtarbeit, die Demoralisation der Kinder durch Fabrikarbeit. Vier Gesellschaftsstufen und vier Moralbegriffe, einer höher als der andere, aber keiner der höchste. Der moralisch höchste Zustand ist unzweifelhaft, wo die Menschen sich als Freie, Gleiche gegenüberstehen, wo der höchste Moralgrundsatz: „Was Du nicht willst, das man Dir tu', das füg' auch keinem andern zu", durch den Zustand der Gesellschaft unverletzbare menschliche Beziehung ist. Im Mittelalter galt der Stammbaum des Menschen, in der Gegenwart entscheidet sein Besitz, in der Zukunft gilt der Mensch als Mensch. Und die Zukunft, das ist der verwirklichte Sozialismus." . . .

Er zitiert auch folgenden Passus aus Richard Wagner:

„(Kunst und Revolution): Ist unseren zukünftigen freien Menschen der Gewinn des Lebensunterhalts nicht mehr der Zweck des Lebens, sondern ist durch einen tätig gewordenen neuen Glauben, oder besser Wissen, der Gewinn des Lebensunterhalts gegen eine ihm entsprechende natürliche Tätigkeit uns ausser allen Zweifel gesetzt, kurz, ist die Industrie nicht mehr unsere Herrin, sondern unsere Dienerin, so werden wir den Zweck des Lebens in die Freude am Leben setzen und zu dem wirklichen Genuss dieser Freude unsere Kinder durch Erziehung fähig und tüchtig zu machen streben. Die Erziehung, von der Uebung der Kraft, von der Pflege der körperlichen Schönheit ausgehend, wird schon aus ungestörter Liebe zum Kinde und aus Freude am Gedeihen seiner Schönheit eine rein künstlerische werden und jeder Mensch wird in irgend einem Bezuge in Wahrheit Künstler sein. Die Verschiedenheit der natürlichen Neigungen wird die mannigfachsten Richtungen zu einem ungeahnten Reichtum ausbilden." . . .

B. fordert also für die Frau der Zukunft volle Freiheit und ihre Gleichheit mit dem Manne, mit Berücksichtigung natürlich der Geschlechtsunter-

schiede. Die Ehe soll ein Privatvertrag aus Neigung und die Befriedigung des Geschlechtstriebes Privatsache werden; bei Abneigung sei die Ehe zu lösen. Mit Bezug auf den Geschlechtstrieb fordert er für grosse Frauen die gleichen Rechte, wie für grosse Männer, also für Georges Sand oder Lukretia Floriana, dieselben wie zum Beispiel für Gœthe. Die Zwangsehe sei die Bürgermoral, weil sie legitime Kinder als Erben fordere, also alles an Geld und Kapital anpasst. Hier vergisst B. vollständig die natürlichen Familiengefühle und Instinkte des Menschen, sowie die Rechte der Kinder auf die Familie. Er denkt nicht an die Pflichten, die daraus den Erzeugern von Kindern erwachsen, sowie an die Zuchtwahl, die sich nicht ohne weiteres nach dem Geschlechtstrieb zu richten hat. Das ist eine sehr schwache Seite seiner ganzen Logik. Ich verweise hierfür auf das, was ich in den Kapiteln XII, XIII, XIV und XVI gesagt habe.

Mit Bezug auf die Uebervölkerungsfrage macht B. seine berühmten Berechnungen über Menschenmangel. Er will fünfhundert Millionen Menschen in Kanada, tausend Millionen in den Vereinigten Staaten, Afrika, Brasilien etc. entstehen lassen und zeigt dabei eine bedenkliche Unkenntnis nicht nur der Klima- und Bodenverhältnisse jener Länder, sondern auch und vor allem der Sehnsucht des menschlichen Herzens und der Bedürfnisse des menschlichen Glückes. Es ist ihm nur um Arbeitsprodukte und Fütterung zu tun. Nach dieser Art Rechnung hätten wir das Ideal in China, wo möglichst viele Menschen auf einem möglichst kleinen Erdteil zusammengepfercht leben, d. h. vegetieren. Der kleine Erdball würde dann in lauter Kartoffel- und Getreidefelder umgewandelt. Welche Möglichkeit dann noch übrig bliebe, unseren geistigen Horizont durch Forschungen zu erweitern und was den Menschen hiezu noch anfeuern könnte, sagt uns B. nicht. Weshalb denn eine so kolossale Quantität Menschen nach dem Vorbild einer Kaninchenzucht erzeugen?! Für diesen Sozialismus bedanken wir uns. Zum Glück erweitern sich die Horizonte der Menschen, die eine Sozialreform wünschen, und wir werden noch zur Einsicht gelangen, dass es nicht auf die Erhöhung der Quantität, sondern der Qualität der Menschen ankommt. Mit Unrecht polemisiert somit B. gegen Malthus und Kautzky, wenn auch letztere ebenfalls mehr auf die Quantitäts- als auf die Qualitätsfrage bedacht waren. Einen richtigen Vorwurf macht dagegen B. denjenigen Darwinisten, die die tierischen Gesetze auf den Menschen anwenden, ohne zu berücksichtigen, „dass der Mensch als höchst organisiertes Tier, die Naturgesetze erkennend, sie auch zu lenken und zu benutzen vermag.“ Hier stimme ich B. völlig bei. Ich habe mich in meinen Ausführungen ganz nach diesem seinem Spruch gerichtet, obwohl ich denselben noch nicht kannte. Was wir mit dem Ausdruck „künstlich“ belegen, ist nichts als die Frucht angehäufter Produkte der menschlichen Natur.

Ebenso muss man sich mit den zwei folgenden Schlusssprüchen Bebels durchaus einverstanden erklären:

„In allen bisherigen Epochen handelte die Menschheit in Bezug auf Produktion und Verteilung, wie auf Bevölkerungsvermehrung ohne Kenntnis ihrer Gesetze, also unbewusst; in der neuen Gesellschaft wird sie mit Kenntnis aller Gesetze bewusst und planmässig handeln.“ . . .

„Der Sozialismus ist die mit klarem Bewusstsein und voller Erkenntnis auf alle Gebiete menschlicher Tätigkeit angewandte Wissenschaft.“ . . .

Wenn ich mich auch in der vorstehenden Analyse gegen die Punkte gewendet habe, wo B. nach meiner Ansicht im Unrecht ist, stehe ich dennoch nicht an zu erklären, dass ich der Hauptsache nach seinen Standpunkt teile (was der Leser übrigens selbst gemerkt haben wird), und dass ich seinem Buche als einer bedeutenden Leistung hohe Anerkennung zolle.

II. Charles Secrétan: Le droit de la femme.

(IV. Auflage, Paris Felix Alcan, 1888.)

Ich möchte dieses vorzügliche Werkchen meines rühmlich bekannten Landsmannes Jedem dringend zur Lektüre empfehlen, und ich schätze mich glücklich, auf Grund wissenschaftlicher Tatsachen und sozialer Beobachtungen, mit einem Denker und Philosophen wie Ch S., was die Frauenfrage betrifft, mich in fast völliger Uebereinstimmung zu finden. In seinen alten Tagen hat Secrétan seine frühere christliche Orthodoxie und seine Philosophie der Freiheit zu einem grossen Teil verlassen. Mit seltenem Mut und rühmenswerter Offenheit hat er seine ehemaligen Irrtümer bekannt und abgelegt. Gerade diese, von seinem grossen Geist zeugende Tatsache gibt seinem Urteile um so mehr Gewicht.

Er zeigt in kurzen markigen Zügen die schreiende Ungerechtigkeit der unmündigen sozialen Stellung des Weibes. Man findet zwar die Frau mündig genug, um sie mit Pflichten zu überladen, aber man verweigert ihr die entsprechenden Rechte. Darin liegt die Signatur des Rechtes des Stärkeren. Der Vergleich mit der Unmündigkeit der Kinder hinkt, wie Secrétan vorzüglich zeigt, denn die letzteren sind nur vorübergehend zu Erziehungszwecken unmündig, während die Unmündigkeit des Weibes lebenslänglich bleibt. Wir sahen übrigens, dass auch den Kindern gegenüber die übertriebene elterliche Gewalt arge Missbräuche zeitigt, und dass die Gesellschaft zukünftig die Rechte und die Freiheit der Jugend besser zu schützen haben wird. Wir lassen hier einige Zitate aus Secrétan folgen.

Er zeigt zuerst, wie trotz allen Detailsrechten, die der regierende Mann der Frau zuerkannt hat, dieselbe doch noch solange eine Sklavin bleibt, als sie kein Stimmrecht hat, indem der Mann allein ihr seine Gesetze aufzwingt. Er resümiert sich wie folgt:

„Nous avons voulu rappeler deux vérités très simples, très évidentes, qu'on ne saurait contester directement, mais dont on s'applique à détourner les yeux. La première est un principe, l'autre est un fait:“

„Le principe est: qu'une classe destituée de tout moyen régulier d'exercer une influence sur sa propre condition juridique, n'est pas libre.“

„Le fait est: que les législateurs masculins ont réglé le sort de l'autre sexe dans ce qu'ils croyaient être l'intérêt du leur.“

Wir erwähnen noch als Beispiel folgende Sätze:

„Le suffrage universel promène le rouleau compresseur sur toutes les provinces de notre civilisation défaillante, et, franchement, ne prêterions-nous pas sujet à rire en essayant d'asseoir le droit sur la capacité, dans un pays béni du suffrage universel? L'infériorité cérébrale n'autorise donc pas plus que l'infériorité musculaire à séparer la personnalité juridique de la personnalité morale, pour refuser la première à des êtres élevés par la nature à la

seconde. Si la femme est une personne, elle est juridiquement son propre but: la loi doit la traiter comme telle et lui reconnaître des droits." . . .

„La loi qui régit la femme est établie absolument sans son concours; tous les droits qu'elle possède sous l'empire des législations les plus libérales sont „*à bien plaire*" et des concessions à bien plaire sont précisément l'opposé du droit." . . .

„Nous savons seulement que la justice est impossible dans un ordre fondé sur l'esclavage, et qu'un jour de paix ne luira pas sur l'humanité, tant que l'élément pacifique sera systématiquement éloigné de ses conseils." . . .

„Mais aussi longtemps que le sexe faible reste à l'écart des affaires, le suffrage universel n'existe pas." . . .

„Dans l'humanité, la femme représenterait donc et produirait la continuité, nous, le changement et le rhythme; la femme est l'espèce, le mâle est l'individu; la femme est la synthèse et l'intuition, l'homme l'analyse et le raisonnement; elle est la tradition, lui l'invention, la critique, le progrès; elle verra plus juste et lui plus loin; elle aura le goût et lui le génie. Suivant l'ordre naturel des choses, il agit, elle supporte; il propose, elle juge; il acquiert, elle épargne." . . .

Zum Schluss, in einem Anhang, widerlegt Secrétan die Einwände, die ihm einige Autoren (Naville und Edmond Schérer) gemacht haben. Aus diesem Anhang wollen wir nur folgenden Passus erwähnen:

„La véritable question n'est pas du tout de savoir, comme le veut M. Naville, „„si les deux sexes ne doivent pas avoir, en vue du bien de la société, diverses fonctions résultant de diversités d'aptitudes."" La question est de savoir de quel droit le mâle s'est déclaré compétent pour faire seul le partage de ces fonctions, question que M. Naville élude et que M. Schérer se borne à trancher."

Secrétan räumt ein, dass gesetzliche Bestimmungen zur Erhaltung der Monogamie absolut ohnmächtig sind, und, dass unsere heutige gesetzliche Monogamie Lüge und Schwindel ist. Er sieht durchaus ein, dass ein Ehevertrag vor allem Rücksicht auf die Kinder zu nehmen hätte. Er legt aber, meines Erachtens nach, den Schwierigkeiten der Ermittelung der Vaterschaft, selbst für jetzige Verhältnisse, eine viel zu ausschlaggebende Bedeutung bei.

III. Ellen Key: Ueber Liebe und Ehe.

(Deutsch von F. Maro, dritte Auflage, Berlin S. Fischer 1904).

Ein neues modernes Werk wird uns hier von einer Frau geliefert. Die Uebereinstimmung ihrer Anschauungen mit den unsrigen wird niemandem entgehen und es freut mich dies um so mehr, als zur Beurteilung der sexuellen Frage die Gefühle und Ansichten der beiden Geschlechter nötig sind. Wir empfehlen jedem die Lektüre dieses genial gedachten und geschriebenen Werkes, und können die Verfasserin dazu nur beglückwünschen. Hier wollen wir eine kleine Analyse desselben geben.

Der Mensch ist ein je nach den Individuen ungeheuer verschiedenartiges Wesen. Es lässt sich beweisen, dass die Lebenskraft eines Volkes in erster Linie von der Fähigkeit und der frohen Willigkeit seiner Frauen abhängt, lebenstaugliche Kinder zu gebären und zu erziehen. E. K. stellt fest, dass der

Protestantismus mit Bezug auf die Ehe eine Brücke zwischen dem Katholizismus und der monistischen Weltanschauung geschlagen hat. Sie verdammt den Zwang, die Lieblosigkeit in der Ehe. Die Liebe soll immer mehr zu einer Privatsache, die Kinder hingegen immer mehr zu einer Lebensfrage der Gesellschaft werden. Für denjenigen, der mehr als einmal liebt, kann es keinen anderen sittlichen Massstab geben, als für den, der nur einmal liebt, nämlich den Massstab der Lebenssteigerung. Wer also durch eine zweite Liebe höher wird und mehr wirkt, hat zu dieser Liebe das Recht; wer aber dadurch geringer oder gar schuftiger wird, handelt sittlich schlecht.

E. K. greift sehr energisch und mit vollem Recht die asketischen Anschauungen Tolstoi's an. Dagegen schwärmt sie in echt weiblicher Weise für den raschen Fortschritt; sie sieht zu viel Uebermenschen und zu wenig Untermenschen in unserer Gesellschaft, glaubt irrtümlich (ähnlich wie Bebel) an eine rasche, evolutive Verbesserungsfähigkeit unserer Rasse und glaubt, unsere heutige Generation stehe innerlich viel höher, als die früheren, weil sie den Kulturfortschritt mit der Rassenverbesserung verwechselt. Sie möchte, wie auch wir, Einheitlichkeit zwischen Liebe und Sexualtrieb sehen. Sie übersieht aber dabei zu sehr den polygamischen Trieb des Mannes, der den Weibern den Kopf verdreht und dadurch die glückliche Ehe anderer Paare zerstört.

Die Liebe ist schon bei Tieren vorhanden und wurde nicht erst durch die menschliche Monogamie erzeugt. Sie ist nicht nur eine Sehnsucht nach Begattung, Fortpflanzung und Arbeitskameradschaft, sondern auch nach einer wahren mitfühlenden Seele mitten in der Einsamkeit des Lebens und der Kälte, die dem Individuum von der Gesellschaft auferzwungen wird, nach einer mitfühlenden Seele, die den Schmerz lindert und die „unser Herz von den Fremdlingsgefühlen auf Erden erlöst." Wir suchen die Liebe „einer Seele, vor deren Wärme unsere eigene die Hülle fallen lässt, die die Kälte der Welt ihr aufgezwungen, um sonder Scham ihre Geheimnisse und Herrlichkeiten preiszugeben." E. K. zitiert die Verse Dehmels:

„Liebe ist die Freiheit der Gestalt
Vom Wahn der Welt, vom Bann der eignen Seele."

E. K. kommt auf die Konflikte zwischen Sexualtrieb und höherer Liebe zu sprechen, sowie auf die Masken und Verkleidungen, die die Menschen zur Deckung ihrer Schwächen anwenden. „Darum wird eine gewisse Form des „„Flirts"" der Versuch der erwachenden Liebe zur Demaskierung, zur Ablistung der schützenden Verkleidung, eine Fechtkunst, die auf die Ritzen des dicht anschliessenden Panzers zielt." Die Liebe ist das Versenken in den Geist, in dem unser eigener seinen Halt findet ohne seine Freiheit zu verlieren; sie sucht die Nähe des Herzens, an dem die Unruhe unseres eigenen gestillt wird und bildet dadurch eine Synthese der Begierde mit der Freundschaft. E. K. vergleicht sie mit der Mischung der Luft aus Stickstoff und Sauerstoff. Wie hier die beiden Gase müssen in der Liebe Sinnlichkeit und Sympathie im richtigen Verhältnis zu einander stehen. Sie bekämpft die Freundschaft als Ersatz der Liebe und glaubt, die grosse Liebe werde immer mehr Menschen zu teil werden. Sie erblickt einen Fortschritt darin, dass die Männer beginnen zu erfahren, dass sie erotisch Seele besitzen, sowie darin, dass die Weiber

erfahren, dass sie erotisch Sinne haben. Dadurch wächst die Gegenseitigkeit in der persönlichen Liebe. Aus diesem Grunde suchen die heutigen jungen Männer, mehr wie zuvor, der Frau Individualität zu geben, statt sie zu unterjochen. Rodin verherrlicht die Liebe seiner Liebespaare dadurch, dass jeder Teil durch Einigung höher wird. Die Frauenliebe der Gegenwart unterscheidet sich von der älteren durch die Unermesslichkeit ihrer Ansprüche. Das moderne Weib will geliebkost und zugleich seelisch geliebt werden. E. K. gibt aber zu, dass daraus Enttäuschungen erwachsen, indem die Menschen die Liebe grösser träumen, als sie meistens sein kann. Das frühere Eheglück forderte jedoch Lüge und List, die beide Geschlechter erniedrigte.

„Die neuen Frauen verlangen vom Manne Reinheit. Ob sie aber wohl ahnen, wie ihre Behandlung des schüchternen, unsicheren Jünglings einerseits und des erfahrenen, sicheren Eroberertypus anderseits auf den ersteren wirkt, der vielleicht um seine erotische Reinheit kämpft, in der Hoffnung, dass der Lohn des Sieges das Glückslächeln eines Weibes sein wird, der aber sieht, wie dieses Weib ihn selbst mit hochfahrendem Mitleid behandelt, während es hingegen bewundernd die Flecken des Leoparden betrachtet? Ob wohl alle jungen Frauen, die ihren Abscheu vor der Unreinheit der geschlechtlichen Gewohnheiten des Mannes aussprechen, selbst nur von sanfter, edler Freude am Gefallen geleitet sind? Ob sie sich niemals die verächtlichste aller Falschspielereien erlauben: die der Liebe?“

E. K. geisselt dann das Gefallen an „dem Katzenspiel des Flirtes“, an „dem Stiergefecht der Eifersucht“, mit welchem die Frauen die Exzesse der Männer schüren und behauptet: „Es gibt mehr Männer, die von „reinen“, als von „unreinen“ Frauen verführt sind.“ „Von den sogenannten Frauenhassern kann die Frau am meisten über die Natur des Mannes lernen. Denn der Frauenhasser ist immer ein Mann, der in ausgesprochen männlicher Weise das Weib geliebt hat und in den Ausbrüchen seiner Enttäuschung die innersten Wünsche der Männer verrät.“ Hierbei analysiert E. K. Strindberg und Nietzsche sehr treffend als Frauenhasser und zeigt, welche Lehren die Frauen daraus zu ziehen haben. Nietzsche teilt die Frauen in Katzen, Kühe und Affen ein. Darauf erwidert E. K. mit Recht, das bedeute so viel, wie wenn man die Männer in Füchse, Büffel und Pfauen einteilen würde. Es fehlen nicht nur Nietzsche's eigene Tiere, der Adler und die Schlange, sondern auch andere Arten, wie vor allem der Löwe und der Esel. Sie zeigt wie sehr Nietzsche irrt, wenn er alle Weiber über einen Leisten schlägt und nur beim Manne tief individuelle Eigenschaften anerkennt.

Moderne Frauen wollen entweder vom Manne weibliche Reinheit verlangen oder für die Frau männliche Freiheit fordern. Beides ist unrichtig. Die Literatur wimmelt jetzt von „Reinheitsschriften“, männlichen wie weiblichen, schön- und nichtschön-literarischen.

E. K. möchte hier das Schlechte durch das Gute, durch die gegenseitige Erziehung beider Ehegatten erwirken. „Immerdar zärtlich keusche, feinfühlende und mildweise Gattinen; das dürfte das Seligkeitsmittel für die von der Zersplitterung gequälten Männer sein. Schon eine solche Mutter oder Schwester oder Freundin bringt einem Manne Stärke. Aber siegesgewiss kann nur eine Geliebte bleibende Gattin sein.“ Lou Andreas-Salomé (der Mensch als Weib) sagt treffend, „dass gerade die grössere Sinnlichkeit der Frau sie weniger sinn-

lich macht als den Mann; auf Grund der Mutterschaft — und allem, was damit zusammenhängt — ist sie sozusagen vom Kopf bis zum Fuss das ganze Jahr hindurch sinnlich, der Mann hingegen nur akut und lokal."

Im weiteren schreibt E. K.: „Es ist ohne Zweifel eine weibliche Uebertreibung, dass eine „reine" Frau die Macht der Forderungen ihres Geschlechts nur dann fühlt, wenn sie liebt. Aber der ungeheure Unterschied zwischen ihr und dem Manne liegt darin, dass sie diesen Forderungen nicht willfahren kann, ohne zu lieben. Es ist allerdings wahr, dass eine Frau neben ihrer Liebe eine Lebensaufgabe haben kann. Aber der tiefgehende Unterschied zwischen ihr und dem Manne besteht vorderhand darin, dass er häufiger als Schaffender denn als Liebender sein Bestes giebt, während es bei ihr fast immer umgekehrt ist. Der Mann wertet sich nach seinen Werken, die Frau nach ihrer Liebe. Freilich will das Weib vom Manne auch sinnlich beglückt werden. Aber während diese Sehnsucht nicht selten bei ihr erst erwacht, lange nachdem sie einen Mann schon so liebt, dass sie ihr Leben für ihn opfern wollte, erwacht beim Manne oft das Verlangen, eine Frau zu besitzen, bevor er sie auch nur so liebt, dass er seinen kleinen Finger für sie hingeben würde. Dass die Liebe bei der Frau meistens von der Seele zu den Sinnen geht und manchmal gar nicht so weit kommt; dass sie beim Manne meistens von den Sinnen zur Seele geht und manchmal gar nicht an's Ziel gelangt — das ist von den jetzigen Verschiedenheiten zwischen Mann und Frau die für beide qualvollste."

E. K. wähnt offenbar, diese tiefen Eigenschaften der menschlichen Natur würden sich bald ändern. Von Schweden sprechend, wo im Volke die Liebe sehr frei ist, sagt E. K.: „Eines ist sicher, dass die eheliche Treue in den breiten Volksschichten ebenso gross ist, wie die Freiheit vor der Ehe unbegrenzt. Man braucht nur anderseits im Volke zu sehen, wie schwach und schlaff die Gefühle, wie grob und gierig die Sinne werden, wenn sie die Gewohnheit haben, ihren Hunger zu stillen, bevor der der Seele erwacht ist. Während die Mehrzahl der Arbeiter sich neben der Befriedigung des Triebes mit einem tüchtigen ergebenen Kameraden begnügt, der mit ihm ins gleiche Joch gespannt ist, hat der entwickelte moderne Mensch tiefe erotische Forderungen, die jedoch in der Jugend oft genug durch den Liebesrausch getäuscht werden."

„Die Menschen verfluchen den Zufall, der die Liebenden trennt. Aber man sollte weniger die Zufälle verfluchen, die trennen, als jene, die zu früh vereinen. Das Glück verfehlen kann der Mensch dadurch, dass er zu spät das Wesentliche in sich selbst oder anderen findet; nicht dadurch, dass er sich vor der Entdeckung des Handelns enthält."

E. K. spricht gegen die antikonzeptionellen Mittel aus ästhetischen Gründen und weil sie glaubt, sie helfen nicht; wir sahen, dass sie sich darin irrt. Sie spricht sich gegen zu frühe Ehen (freie oder legitime) aus, weil zuviel Mühe und Lebenssorgen daraus erwachsen, weil die Kinder darunter leiden und weniger gut erzogen werden. Im Norden möchte sie die Frauen nicht vor 20, die Männer nicht vor 25 Jahren heiraten lassen und behauptet, dass kaum ein Weib, das unter 20 geheiratet habe, nicht vor 25 gefunden habe, es sei zu früh gewesen. Man darf nicht vergessen, dass die Autorin in Schweden lebt. „Ohne südländischen Bluteinschlag dauert es viele Jahre, sagt sie, bis die Sinne des nordischen Weibes bewusst erwachen; die Männer werden aber ungeduldig."

Nietzsche sagt, „die Sinnlichkeit übereile oft das Wachstum der Liebe, sodass die Wurzeln schwach bleiben und leicht auszureissen sind." E. K. giebt zu, dass das sich gebende junge Mädchen ethisch höher stehe, als die konventionelle Braut, welche wartet, bis ihr Bräutigam sich zu einer Stelle hinaufgearbeitet hat; aber höher noch stellt sie das Mädchen, das in der Lenzzeit der Liebe ihre Kühle zu bewahren wusste. Eros sei bisher leider von den Männern allein geleitet worden; die Frauen müssen die Leitung übernehmen und durch Trennungen die langen Verlobungen abkürzen. Nach den angegebenen Altersgrenzen möchte sie dagegen Liebe und Ehe freigeben. Je zärtlicher die Frau liebt, desto gewisser wird sie früher oder später ausrufen:

Deine fordernde Sehnsucht wird wohl still,
Wenn ihre Küsse mich herzen —
Aber meine schweigt nicht, — du, ich will
Mutterschmerzen! Marg. Beutler.

Die Frau sehnt sich, oft unbewusst, nach dem Kind. Der Mann missversteht sie leicht und glaubt sie befriedigt, wenn sie erst zu hungern beginnt. „Das Bedürfnis des Weibes für das Geschlecht zu leben und zu leiden, gibt ihrer Liebe eine reinere Glut, eine höhere Flamme, einen tieferen Ewigkeitswillen, eine unerschütterlichere Treue als der des Mannes. Von einer immer heisseren, immer opferwilligeren Zärtlichkeit für den Geliebten, wird die ungestillte Mütterlichkeitssehnsucht ausgelöst. Der Mann hingegen, der immer weniger Anlass hat zu geben, gelangt so dazu, immer weniger zu lieben."

E. K. verficht nicht jede „freie Liebe" und bekämpft den Missbrauch dieses Ausdruckes. Die Blüte der Liebe soll Eigentum der Liebenden und ihr Geheimnis bleiben, ihre Frucht dagegen eine Angelegenheit zwischen ihnen und der Gesellschaft. „Die Poesie hat selten das gesetzlich geweihte, fast immer nur das freie und geheime Liebesverhältnis besungen. Der Freier, der — im Frack — seine Gefühle für die Tochter zuerst dem Vater erklärt, ist bereits ein so veralteter Typus, dass man ihn kaum mehr lächerlich machen kann und der ganze Verlobungs- und Hochzeitsapparat beginnt lächerlich zu werden. „Immer weniger ertragen die Liebenden das Ausspionieren ihrer feinsten Gefühle; immer mehr retten sie sich vor der Zollvisitation der Gesellschaft, vor den Dietrichen der Familie und vor den Taschendiebsfingern des Bekanntenkreises."

„Eltern müssen den Kindern ihre eigenen Wege, sie ihre bitteren Erfahrungen machen lassen, aber ihnen Freunde sein und ihnen mit ihren Erfahrungen dienen. Wenn freilich die Kinder den Zufall für das Schicksal halten, wird alles vergebens sein."

„Es ist gut, Vater und Mutter zu ehren; wichtiger ist doch das Gebot, das Moses vergass: „Sohn und Tochter zu verehren, noch ehe sie geboren sind!" Oft verdankt das Kind seinen Ahnen mehr als seinen Eltern. E. K. möchte sehen, dass die Männer ihr Heim mit 25 Jahren gründen und nach 30 bis 35 Jahren vom Staatsdienst pensioniert werden. „Solange die Staaten so stumpf ihre höchsten Werte hinopfern, wird jede andere Art der Gesellschaftsveränderung ein Penelopegewebe bleiben, wo die Nacht das aufreisst, was der Tag gewirkt hat."

E. K. meint, man sollte nicht mehr als 25 Jahre Altersunterschied zwischen Eheleuten gesetzlich zulassen. Sie möchte der Ehe eine ärztliche Untersuchung vorangehen lassen, ob die betreffenden Leute ehefähig seien. In ihrem Kapitel über Auswahl der Liebe spricht sie ganz gut über die Rassenzüchtung.

Als Erotoplastik bezeichnet E. K. „die Lehre der Liebe als bewusst formender Kunst", im Gegensatz zum blinden Geschlechtstrieb. Sie fordert auch eine freie Zuchtwahl durch Stammesgefühle und dergleichen mehr. Sie möchte Freiheit in der Auswahl der Liebe unter Bedingungen, die der Gattung günstig sind und umgekehrt Begrenzung, nicht der Freiheit der Liebe, wohl aber der Freiheit der Kindererzeugungen unter Bedingungen, die der Gattung ungünstig sind. Dies nennt sie „Lebenslinie". Der Artveredelungswille soll den Liebenden nicht bewusst sein, so wenig wie dem im Sport siegenden die vorhergehende Trainierung; es genügt, dass die Gefühle von solchen unbewussten Motiven durchdrungen werden. Sie spricht sich für die Bigamie aus, im Falle, wo die Unfähigkeit des einen Gattens (z. Bsp. Krankheit) die Kindererzeugung verunmöglicht. Wenn der Artveredelungsgesichtspunkt die ethischen Begriffe der Menschen durchdrungen haben wird, werden folgende Verhältnisse als unsittlich betrachtet:

„1. Jede Elternschaft ohne Liebe.

2. Jede unverantwortliche Elternschaft.

3. Jede Elternschaft unreifer oder entarteter Menschen.

4. Alle freiwillige Unfruchtbarkeit von Ehepaaren, welche für die geschlechtliche Aufgabe geeignet sind.

5. Alle Aeusserungen des Geschlechtslebens, die Gewalt oder Verführung voraussetzen oder das Unvermögen, die geschlechtliche Aufgabe gut zu erfüllen, zeigen."

E. K. muss hier die Gefahren der ersten Versuche zugeben. Sie giebt ebenfalls zu, dass es noch nicht bewiesen sei, dass die Liebe die besten Kinder hervorbringe, aber sie glaubt fest, dass man es einmal beweisen wird.

Man kann hier den Idealismus der Verfasserin zwar bewundern, leider aber kann ihr die objektive Wissenschaft nicht ohne weiteres zustimmen. Ich könnte ihr vielmehr eklatante Beweise des Gegenteils liefern.

E. K. kritisiert die Ansicht Schopenhauers, dass die Liebe durch natürliche Gegensätze angeregt wird. Sie glaubt, die Monogamie wird erst dann überall gut werden, wenn die Auswahl der Liebe jeden Mann und jedes Weib geeignet gemacht haben wird, die Art fortzusetzen.

Mit Bezug auf die grosse, vollkommene Liebe sagt E. K. treffend: „Die tiefste Tragik der Liebe ist, dass viele Menschen, erst nachdem Seele und Sinne aus ihren Irrtümern gelernt haben, für die grosse Liebe reif sind, die aus zwei Wesen ein vollkommeneres schaffen kann. Für die Mehrzahl gelten die Worte des sterbenden Hebbel: „entweder fehlt der Becher oder der Wein."

„Dass so viel mehr unglückliche Ehen bestehen, als aufgelöst werden, dürfte weniger auf dem Pflichtgefühl beruhen, als darauf, dass nur wenige den grossen Gefühlen gewachsen sind. Peer Gynts Symbol — die Zwiebel — versinnbildlicht das erotische Wesen der meisten. Sie blüht willig im Sande wie im Wasser, in der Erde wie im Topfe. Aber hat sich eine Eichel in einen solchen verirrt, dann wird es — infolge der Lebensbedingungen der Eiche — unvermeidlich sein, dass sie eines Tages ihr Gefängnis sprengt oder stirbt."

E. K. wagt es, denjenigen Frauen, die reif geworden und einer hohen Liebe fähig sind, zu raten, Mütter ohne Ehe zu werden. Dieses Wagestück muss mit Willen und Bewusstsein geschehen (nicht wie bei der Schwachen, die ein Kind kriegt), jedoch nur da, wo Ehehindernisse vorliegen. Die neue Frau, sagt sie, „braucht Mut für sich, Mitleid für andere". Wir können uns nicht enthalten, hier E. K., ohne ihr übrigens zu widersprechen, eine Novellette von Alex. L. Kielland (aus dem Norwegischen übersetzt von M. v. Borch), nämlich „Erotik und Idylle" zur Lektüre anzuraten: Aus Liebesbegeisterung empfehlen „ideale weibliche Seelen" zwei Verliebten zu heiraten, obwohl sie nicht die Mittel zur Familienerhaltung haben. Als dann jedes Jahr ein Kind kommt und die Frau infolge der Geldnot alles vernachlässigt, wird ihr dies von den gleichen Freundinnen zum Vorwurf gemacht, besonders von den von „höherer Liebe" schwärmenden Jungfrauen; ihre Liebe sei nicht „echt genug" und so weiter. Die Arme muss aber in der Prosa der Not und der Haussorgen ersticken. Alle wenden sich entrüstet von ihr ab; nur der Herrgott nicht, der ihr alle Jahre einen „goldlockigen Engel" schenkt. Die sich nun von ihr entfernenden unverheirateten Damen entrüsten sich jedoch weiter über sie und ihren Mann: „Und wären ihre Herzen erfüllt gewesen von der wahren, der echten, der rechten Liebe, so würden wir auch gesehen haben, dass ihr Lebensweg sich ganz anders gestaltet hätte." „Sie waren eben alle in ihrem schönen und unerschütterlichen Glauben bestärkt, sagt Kielland, denn sie waren alle unverheiratet." Ob verheiratet oder nicht, ist hier nicht wesentlich. Um die Mittel, die Mühe und Sorge für die Kinder handelt es sich!

Wir kommen auf diesen Punkt am Schluss zurück.

E. K geisselt die Liebe der Hetäre oder der Neugriechin, die nur Genuss, wie eine Cigarette sein will und die Kindererzeugung verschmäht. In ihrer Polyandrie darben solche sterilen Früchte, und lassen einen klagenden Unterton vernehmen, die Dunkelscheu davor, bei sich selbst, tief innen ein leeres schwarzes Loch, den Hass gegen das unruhige Leben der Grossstadt zu finden. E. K. betrauert den Verlust der Zeugungsfreudigkeit bei Frauen. Die allgemeine Menschenliebe als Ersatz nennt sie ein „Dünnbrot für aller Speisung". Ihr Lösungswort ist die Wahl in der Liebe. Sie will nicht die Familie aufheben, sondern das Familienrecht umgestalten, nicht die elterliche Erziehung vermeiden, sondern die Erziehung der Eltern einführen, nicht das Heim abschaffen, sondern die Heimlosigkeit aufhören lassen. Bedingt gibt sie in Ausnahmefällen dem Weibe das Recht, sich der Mutterschaft zu entziehen, aber diese Tat sehe wie diejenige eines Kriegers aus, der sich die Adern öffnet, um sich auf die Schlacht vorzubereiten.

E. K. verhöhnt die Frauenrechtlerinnen, die in einem Kongress herausfanden, „dass die Menschheit unter der Herrschaft des Mannes im dunklen Verbrechen getappt habe und durch das Weib neu geboren werden müsse." Es sei lächerlich, die Kulturfortschritte und die Früchte der Wissenschaft zu verkennen, die die Männer zustande gebracht haben. Dem Weib sei aber folgendes zu verdanken:

„Als die Natur den Geschlechtstrieb schuf, da wandelte ihn die Frau in Liebe um, und als die Notwendigkeit die Wohnstätte hervorrief, da schuf die Frau daraus ein Heim. Ihr Kultureinsatz war die Zärtlichkeit. Darin liegt ihr Gegenwert zu dem Werte des Mannes."

Die Stärke der Frau ist ihre Liebesfähigkeit. E. K. spricht von den Gefahren der Wissenschaft, der Aemter und der Bureaukratie für die Frauenseele, die dann ihre Intuition verliert, trocken, beweissüchtig wird und an Herzenswärme einbüsst. Mit Trauer weist sie auf die Tatsache hin, dass die Mehrzahl der Französinnen gegen Dreyfuss und der Engländerinnen gegen die Boëren waren und sieht darin den Beweis, dass die Mehrzahl der Frauen bezüglich öffentlicher Moral nicht höher als die Männer stehen. Hinter den Verbrechen des Mannes stehe oft das Weib. Sie geisselt unerbittlich die Eitelkeit der Frauenrechtlerinnen, die das Weib überheben.

E. K. will die Ehescheidung freigeben und nur von dem eine gewisse Zeit festgehaltenen Willen des einen Teiles oder beider Teile abhängig machen. Sie wünscht, dass die allgemeine Meinung sich hinsichtlich gelöster Ehen zu jener weiteren Auffassung aufschwingt, die man schon mit Bezug auf die gelöste Verlobung erreicht hat. In der Liebe sei Eigentum Diebstahl.

Am Schluss stellt E. K. einen vollständigen Ehegesetzvorschlag auf, aus dem wir folgendes entnehmen; sie will die Ehe unter folgenden Voraussetzungen erlauben:

Erstens, dass Frau und Mann volljährig sind.

Zweitens, dass keiner der beiden Ehegatten mehr als 25 Jahre älter ist, als der andere.

Drittens, dass keiner in auf- oder absteigender Linie mit dem anderen blutsverwandt ist. Sie will auch, wie nach heutigen Gesetzen, dass die Ehe den angeheirateten Verwandten (Schwägern, angeheirateten Onkeln) verboten werde.

Viertens, dass beide Teile bekräftigen können, dass sie nicht schon in anderer Ehe leben.

Fünftens, dass beide Teile ein ärztliches Zeugnis über ihre Ehefähigkeit vorbringen.

Sie will sowohl Doppelehen, wie homosexualen Verkehr gerichtlich bestrafen.

Anderseits will sie neben den gesetzlichen Ehen freie, aber doch gesetzlich anerkannte Konkubinate (freie Liebe) zulassen. Selbstverständlich tritt sie für vollständige Gütertrennung ein. Ansteckungen mit venerischen Krankheiten will sie ex officio gerichtlich bestraft wissen. Einer Ehescheidung will sie Versöhnungsversuche vorangehen lassen und ein Jahr Wartezeit fordern, bis eine neue Ehe gestattet wird. Sie verlangt Gleichstellung der unehelichen mit den ehelichen Kindern, sowie gleiche Alimentations- und Erziehungspflichten der Eltern den Kindern gegenüber in beiden Fällen.

Bezüglich Eheschliessung schreibt sie folgendes:

„Wer eine Ehe eingehen will, meldet dies bei dem „Heiratsvorsteher“ der Gemeinde an und fügt die erforderlichen Zeugnisse bei. Nachdem dieser einen Monat lang Gelegenheit gehabt hat, die Zeugnisse zu prüfen, und mitgeteilt hat, dass er sie in Ordnung gefunden, finden sich die künftigen Eheleute, jeder mit zwei Zeugen, ein. Ohne Rede oder andere Zeremonien werden sie in das Ehebuch als Eheleute eingeschrieben, was durch ihre eigenen und die Unterschriften der Zeugen bestätigt wird. Wenn sie — aus einem bei der Anmeldung der Ehe angegebenen und dann gutgeheissenen Grunde — dieselbe nicht veröffentlichen wollen, müssen der Heiratsvorsteher und die Zeugen

Schweigen beobachten, bis es sich herausstellt, dass dadurch das Recht eines anderen verletzt wird."

„Diese bürgerliche Trauung ist die gesetzliche; die religiöse ist hingegen freiwillig und entbehrt jeder rechtlichen Wirkung."

E. K. stellt einen vollständigen Ehe- und Familienkodex der Zukunft auf. Es würde uns zu weit führen, denselben hier im Detail wiederzugeben, und wir verweisen auf das Original. Wenn wir ihr auch in manchen Punkten beistimmen müssen, so müssen wir anderseits gestehen, dass hier vielfach das des Rechtes und der Wissenschaft unkundige, nach Gefühlen urteilende Weib sich verrät, was sie übrigens selbst in ihrem Vorwort sagt. In manchen Punkten ist sie viel zu scharf, wie z. B. in der Art, wie sie die Aeusserungen des pathologischen Sexualtriebes auch da bestraft wissen will, wo sie niemanden schaden. In anderen Dingen ist sie vielleicht zu lax oder kopiert einfach ohne weitere Ueberlegung jetztige veraltete, willkürliche Gesetzesbestimmungen (z. B. in der Frage der Verwandtenheirat, des Wartens nach der Ehescheidung etc.). Ich kann diesem „Ehegesetz" den Vorwurf nicht ersparen, dass es durchaus verfrüht ist und viel zu weit ins Detail geht. Wie E. K. am anderen Orte sehr richtig bemerkt, muss die Praxis dem Gesetze und zwar längere Zeit hindurch vorausgehen.

Der Leser wird die Uebereinstimmungen und die Divergenzen zwischen unseren Ausführungen und denjenigen E. K.'s selbst finden. Die Divergenzen beziehen sich mehr nur auf Detailpunkte, vor allem auf E. K.'s Ehekodex. Voll und ganz stimmen wir natürlich dem folgenden schönen Passus bei:

„Immer mehr wertvolles und entwickelungsfähiges Menschenmaterial, dies ist es, was wir in erster Linie schaffen müssen. Die Möglichkeit, es zu erhalten, kann unter festen Formen des Geschlechtslebens im Niedergang begriffen sein, unter freien aber im Aufsteigen, und umgekehrt. Nicht nur, weil die Gegenwart mehr Freiheit verlangt, sind ihre Forderungen verheissungsvoll, sondern weil die Forderungen sich immer mehr dem Mittelpunkt der Frage nähern — der Ueberzeugung, dass die Liebe die vornehmste Bedingung für die Lebenssteigerung der Menschheit und der Einzelnen ist."

„Daraus folgt, dass das neue Ehegesetz zur Freiheit erziehen muss, wenn es auch, um der Freiheit der Frau willen, dem Manne einige seiner jetzigen Rechte nehmen, und, um der Kinder willen, die jetzigen Freiheiten des Mannes wie die der Frau einschränken muss. Aber das eine wie das andere gereicht schliesslich der Liebe zum Gewinn."

E. K. schliesst mit dem Ehegesetz der französischen Revolution „die, die sich lieben, sind Mann und Frau" als Zukunftsideal.

Ich habe mir einige kritische Einwände gestattet. Einen muss ich noch machen. Man merkt der Verfasserin an, dass sie zu den gut situierten Unverheirateten gehört, die die Not und die Sorgen unbemittelter grosser Familien, die Härte des Kampfes ums Dasein nicht gekostet haben, und daher die Liebe mehr im warmen Sonnenschein eines heiteren Himmels, als in der Rauheit kalter, harter Wintertage zu sehen gewöhnt sind. Trotzdem ist sie den Erfordernissen des praktischen Lebens keineswegs verschlossen, und dies muss anerkannt werden. Aber gleichwohl müssen ihre Anschauungen noch das Sieb strengerer Nüchternheit durchpassieren, wie sie dem Menschen nur die persönliche Vertrautheit mit der Härte des Lebenskampfes verschafft, sei es, dass er

sie am eigenen Fleische erfährt, oder wenigstens aus nächster Nähe lange Zeit beobachtet. Dann wird die Verfasserin ihre vortrefflichen Gedanken der rauhen Wirklichkeit noch vollständiger anpassen. Ist es aber wahr, dass der idealen Forderung der Erotoplastik (um mit E. K. zu sprechen) in den schweren Kämpfen und in den trüben Enttäuschungen des Lebens noch vielfach unüberwindliche Schranken entgegenstehen, die die höheren Gefühle des Menschen oft abstumpfen, so ist es nicht weniger wahr, dass derselbe der schönsten und lebendigsten Kraft seines Daseins entsagt, wenn er sein Liebesfeuer verlöschen lässt, statt es stets zu unterhalten.

Dass Ellen Key's Buch von den Anhängern des Alten die herbsten Kritiken erfährt, ist selbstverständlich. Seine Stärke liegt in den vorurteilsfreien, zugleich feinen und tiefen, echt weiblichen Gefühlstönen des Ganzen, sowie in der genialen psychologischen Analyse einzelner Verhältnisse und in der scharfen, klaren, lebendigen Art, wie dieselben zum Ausdruck kommen. Unsere Zitate dürften diese Qualitäten des Buches genügend zur Anschauung gebracht haben.

IV. Ruth Bré: Staatskinder oder Mutterrecht?

(Leipzig, Johannisgasse 3, W. Malende, 1904.)

Die Verfasserin dieses vorwiegend polemischen Buches ereifert sich für eine an und für sich gute Sache, die wir im Kap. XII und am Schlusse unserer Arbeit besprochen haben, leider aber in einem Ton und in einer Art, die derselben wohl mehr schaden als nützen dürfte. Die ausserordentlich scharfe und persönliche, ich möchte sagen oft dreiste und nicht gerade feine, manchmal recht zutreffende, häufiger jedoch durch die Leidenschaft einseitig übertriebene Schreibart des Buches verletzt mehr, als sie überzeugt. R. B. stützt sich zum Teil auf höchst zweifelhafte Autoritäten, um unglaubliche Dinge zu behaupten, die dem Wert ihres Buches in bedenklicher Weise Eintrag tun. Sie behauptet z. B., auf die Angaben eines Dr. Mensinga gestützt, die Mutter besitze 700 Einheiten in der Erbschaftsmasse des Kindes, der Vater dagegen nur eine! Wir haben ja die durchschnittliche Gleichheit der beiden Erbschaftsmassen nachgewiesen und auf unserer Tafel I und II den Grund der Sache erklärt. Es genügt aber der gesunde Menschenverstand eines jeden Bauernweibes, um Fräulein B. zu antworten, dass durchschnittlich die Kinder ihrem Vater ebenso sehr als ihrer Mutter gleichen, was unmöglich sein könnte, wenn der väterliche Samen nur $^1/_{700}$ der Eigenschaften des Kindes liefern würde! Ferner übertreibt auch sie die Folgen der sexuellen Enthaltsamkeit in einer so grellen Weise, dass sie bei jedem ruhig denkenden normalen Menschen nur Achselzucken wecken kann. Auch diese Autorin will von Schutzmitteln gegen die Befruchtung nichts wissen und dichtet denselben nicht vorhandene schädliche Folgen an. Den Gipfel der Absurdität aber leistet sie dadurch, dass sie die meisten Nervenleiden und besonders den Krebs (!) von der sexuellen Enthaltsamkeit und besonders von der Kinderlosigkeit ableiten will. Wir geben ja gern zu, dass Kinderlosigkeit und sexuelle Enthaltsamkeit gelegentlich den Ausbruch gewisser Nervenleiden begünstigen können. Alles Weitere jedoch gehört in das Bereich der Fabel.

Wenn wir trotzdem dieses Buch erwähnen, so geschieht es erstens, weil ein Kapitel desselben: Rechtsschutz den Müttern! oder Damenbewegung, Frauen- und Mutterbewegung, als recht gut und zutreffend bezeichnet werden muss und weil auch wir, wie die Verfasserin, für die Mutterrechte eintreten müssen. Um die Verfasserin unsern Lesern von der besten Seite vorzustellen, geben wir folgenden Passus wieder:

„Darum bekämpft die Mutterbewegung die heutige gesetzliche Ehe, nicht die Ehe an sich. Sie sucht nach einer Ehe, die das Weib als Mutter frei macht, frei, um ihre Kinder zu gebären und zu erziehen. Sie kämpft um ihre Mutterwürde, gleichviel, wie sie erworben."

„Der Weg zur Erlangung dieser Würde, der allererste Schritt heisst Zuchtwahl, von der Frau ausgeübt."

„Junge Liebe, reines Blut, reine Seele muss der Vater ihrem Kinde mitgeben können. Das ist das erste Erfordernis! Keinen Mann, der schon mehr oder weniger in der Gosse gewesen ist. Wenn die Dame sich mit diesem begnügen will: die Frau tut es nicht. Die Frau und die künftige Mutter will den reinen Mann."

„Sie wird sich ihm vermählen, so lange er noch rein ist. Sie will sich nicht nur seine platonische Verehrung gefallen lassen und seine jungen Sinne auf die Dirne verweisen. Sie will ihn nicht in die Unsittlichkeit hineinstossen, wie das seitens der Dame, die sich dem Geliebten versagt, geschieht, sondern die Frau will sich dem Manne ihres Herzens vermählen im vollen Pulsschlag des Lebens."

„Sie wird aber auch ihre Schwester, die Dirne, nicht in die Unsittlichkeit hineinstossen, wie das heute geschieht. Kein Weib kommt als Dirne zur Welt. Durch den Fluch, der auf der Mutterschaft lastet, wird die Dirne erst geschaffen. Einmal auf den Steinstufen liegen in Mutterwehen, einmal nicht wissen, wo ein Kind zur Welt bringen, — einmal und nie wieder. Nie mehr ein Kind, nie mehr einen Geliebten. Nein, — lieber den ersten Besten. Und dann in die Liste der Prostituierten! Das ist die Hauptsache. Da ist man gesetzlich geschützt."

„Nicht mit einem Geliebten zusammenwohnen, mit dem man arbeitet, für den man sorgt, mit dem man sich freut. — Da kommt die Polizei und bestraft das Konkubinat."

„Nein, im Bordell muss man wohnen, eine Nummer nur, für jeden zu haben, der die gierigen Tatzen ausstreckt: so ist man geborgen, das ist erlaubt, das ist nicht unsittlich und nicht strafbar!"

„So schaffen Staat, Gesellschaft und Familie die Dirnen!"

„Und der Mann? Ich darf es sagen: dem bessern Manne ekelt! Und dass ihm ekelt, das beweist mir, dass er zu retten ist, dass die grosse Frauenliebe ihn retten wird. Die Liebe, die ihn nicht in zwei Hälften zerreisst, in eine „geistige" und eine „tierische", wie das Schlagwort lautet, — die Frauenliebe, die ihn nimmt, voll und ganz, und die sich ihm giebt, voll und ganz."

In einer Art Verzweiflung wendet sich R. B. gegen die Ermittelung der Vaterschaft, weil dieselbe doch unmöglich sei. Sie merkt aber offenbar nicht recht, dass sie den Mann dadurch von jeder Verantwortung für die Folgen seiner sexuellen Tat enthebt, der wüstesten Promiscuität Vorschub leistet und vor allem die besseren, edler denkenden Männer den Schwindlern und Don

Juans preisgibt, somit, trotz allem Idealismus, für die schwunghafteste Entartung arbeitet. Sie will den Frauen allein die Zuchtwahl überlassen und scheint nicht zu wissen, wie leicht sich die Frauen durch den Schein und den Schwindel der Männer betören lassen. Nein, beide Geschlechter müssen vereint an einer richtigen sozialen Zuchtwahl arbeiten. Wenn auch die Vaterschaftsermittelung schwer ist, so ist sie **unentbehrlich**, denn ohne Gefühl der Verantwortung kann es keine soziale Erhöhung und Besserung geben. Leichten Herzens und mit wenigen Federstrichen dekretiert jedoch unsere Verfasserin den Männern die Verantwortung im sexuellen Leben weg!

Ferner versteht sie das Matriarchat, das ihr Ideal ist, in einer veralteten, für heutige Zustände wirklich kindisch klingenden Art. Sie preist eine Art Kopie des alten Patriarchats, bei welchem nur die Mutter, Grossmutter, Urgrossmutter zum Matriarchen statt Patriarchen wird. Da hätten wir ja alle tyrannischen Missbräuche von Seiten des Unterrockes, statt von Seiten der Hosen; die Ruthe wäre nur von der männlichen in die weibliche Hand gewandert. Mit rührender Einfalt schildert sie das Leben in einer Familie, in welcher die Grossmutter mit ihren verheirateten Töchtern, Enkeln, Söhnen etc. einen Haushalt führt und rechnet uns dabei die materiellen Ersparnisse vor, die daraus entstehen. Wir zweifeln ja nicht daran, dass der gemeinsame Haushalt verschiedener Familien Ersparnisse nach sich zieht. Aber die ewige, rosige Eintracht, die uns R. B. unter solchen Verhältnissen schildert und prophezeit, ist, im Licht der Wirklichkeit betrachtet, ein Hirngespinst, resp. ein frommer Wunsch. Derartige Vereinigungen können auf Grund freier Vereinbarung von Leuten, die sich vertragen und verstehen, niemals aber allein auf Grund verwandtschaftlicher Bande oder eines gesetzlich erzwungenen Matriarchats erspriesslich werden, das sich früher nur infolge barbarischer Kulturzustände (beständiger Angst und Gefahr) hielt. Das von uns geschilderte, heute noch bestehende Mutterrechtsgesetz der Goajiren-Indianer wäre jedenfalls viel humaner und durchführbarer, als das Matriarchat von R. B. Statt uns auf eine weitere Polemik mit der Verfasserin einzulassen, verweisen wir auf das, was wir im Kapitel XII und im letzten Kapitel XIX über diese Frage erwähnt haben. Die Verfasserin vertritt mit vollem Recht die Interessen des Proletariats, der Armen überhaupt, leider jedoch mit mangelhaften Anwaltskünsten

V. W. Bölsche: Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe.

(Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig 1903—1904, 3 Bde.).

Breit, aber elegant, Witz suchend, im Stil einer Novelle oder eines Romanes geschrieben, schildert dieses Buch die Entwickelung der Fortpflanzung und der Liebe im Tierreich und gibt dabei eine grosse Zahl naturwissenschaftlich sehr richtiger Details-Skizzen, mit vielen amüsanten und pikanten Bemerkungen. Der Autor ist Optimist, worüber wir uns mit ihm freuen; er hat ganz recht. Zu einer Analyse aber eignen sich seine Beschreibungen nicht. Man möge sie im Original lesen. Jedenfalls kennt er die vergleichende Biologie recht gut und weiss dieselbe durchaus salonfähig für Damen zu gestalten. Das sind sehr anerkennenswerte Eigenschaften, die das Buch für alle diejenigen empfehlenswert machen, die die Geschlechts- und Liebesfrage in amüsanter,

aber doch gleichzeitig naturwissenschaftlich-belehrender Darstellung kennen zu lernen wünschen. Als Beispiel wollen wir folgende Stelle zitieren, in welcher Bölsche die gegenseitige, hermaphroditische Liebe der Schnecken schildert:

„Aber unsere Schnecke scheint weit entfernt von solcher, im Sinne des Naturverbots der Selbstbefruchtung zweifellos „perversen“ Handlung. Sie bleibt auf dem Boden der „Moral“, freilich wohl im Sinne einer Moralhandlung nicht so sehr auf Grund des kategorischen Imperativs, sondern mehr aus gewissen Nützlichkeitsgründen. Sie hofft noch etwas Besonderes, das ihr die ganze Selbstbefruchterei offenbar niemals geben würde. Und dieses „andere“ taucht alsbald jetzt wirklich auf — einfach in Gestalt einer anderen Schnecke ihrer Art.“

„Da kommt sie daher durch den nassen Maientag, gravitätisch nach Schneckenbrauch. Gebaut wie ihre Partnerin — die Wort Braut und Bräutigam lassen sich hier nicht anwenden — hat sie auch dieselben Wünsche. Aber man merkt, dass man nicht mehr bei ganz niederen Tieren ist. Es tritt ein seelisches Element hinzu.“

„Die beiden Schnecken gehen nicht gleich aufeinander los. Sie umkreisen einander erst mit einer Art von drolligstem Schneckentanze, ehe sie sich berühren. Dann richten sie sich auf einmal beide ein Stück weit auf, pressen Leibessohle, soweit es die Stellung zulässt, gegen Leibessohle und schnäbeln eine Weile anmutig mit den Fühlhörnern.“

„Steht endlich Geschlechtstor nahe genug dem Geschlechtstor gegenüber, so schnellt auf einmal jeder Liebespartner auf den andern aus seiner Pforte heraus jenes kleine spitze Kalkpfeilchen: den Liebespfeil.“

„Die gute Absicht — die freilich nicht immer im Eifer erreicht wird — ist, genau die Liebespforte des andern mit dem Pfeil zu treffen. Wohl ziemlich sicher handelt es sich dabei um eine besondere geschlechtliche Reizung, deren Detail wir nur mit unserem beschränkten Menschenverstande, der nicht in die Geheimnisse der verliebten Schneckenseele selbst hineinzuschauen vermag, nicht ganz klar zu ergründen vermögen. Ist der Liebespfeil aus seinem Köcher geschnellt, so geht der eigentliche Naturakt des weiteren rasch und glatt von statten. Von beiden Parteien werden die Begattungsglieder gleichzeitig vorgestülpt und je in des Genossen Geschlechtspforte eingesenkt. Jetzt, nachdem die Liebespfeile ihre Tätigkeit bewährt, zeigt sich auch, warum der leere Kessel da drinnen vorhanden war. In ihn greift jetzt das fremde Geschlechtsglied ein und setzt hier jene wohl verpackte Samenpatrone ab, auf dass ihr Inhalt gelegenenfalles auf die vorbeidrängenden Eier wohltätig herabregne und die Befruchtung vollziehe.“

„So empfängt auch hier jede der beiden Schnecken als Weib und gibt zugleich als Mann. Ist der grosse Akt aber vorbei, so bleibt jede zunächst nur noch eins: nämlich Mutter.“

Man ersieht aus diesem Zitat, in welcher Art B. uns zahlreiche Belege, besonders aus dem Tierreich, zum Verständnis der sexuellen Frage verschafft. Im dritten Band beschäftigt er sich mit dem Menschen im gleichen Ton und indem er ethnographische Tatsachen mit modernen Liebesverhältnissen zusammen behandelt. Wir verweisen auf das Original.

VI. Dr. Otto Weininger: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung.

(Dritte Auflage 1904, Wien und Leipzig bei Wilhelm Braumüller.)

Hatten wir es bei Bölsche mit einem Optimisten zu tun, so tritt uns hier der schwärzeste Pessimismus in grinsender Form entgegen. Konsequenz kann man dem Autor nicht absprechen, denn nach Fertigstellung seines Buches hat er sich folgerichtig erschossen.

Das wunderbarste an diesem Buch ist jedenfalls die Tatsache, dass das deutsche Publikum dasselbe als das Werk eines Genies begrüsst und es durch einen grossen Absatz (3 Auflagen in kürzester Zeit) gefeiert hat. Der blutjunge, 22jährige Verfasser bekundet eine für sein Alter riesige Belesenheit und ein fabelhaftes Auffassungsvermögen, daneben jedoch eine nicht weniger vollendete geistige Störung, die, wie so oft, mit pathologischer Frühreife einhergeht. Die Hauptwahnidee von Weininger besteht nämlich darin, dass, weil der Embryo ursprünglich eine undifferenzierte Anlage seiner Sexualorgane besitzt, jeder Mensch aus einem ungleichmässigen Gemisch von weiblichen und männlichen Eigenschaften, resp. Elementen bestehen muss und nach W. auch besteht (Mannweiber, weibliche Männer). Da jedoch für Weininger das männliche Element allein seelisch und göttlich ist, ergibt sich das ganze übrige Hirngespinst des übrigens sehr ideenflüchtigen Verfassers aus dieser zwar furchtbar simplen, aber dafür umso verschrobener gedeuteten Tatsache!

Das Weib ist für W. gar nichts, eine Art seelenloses Tier im Gegensatz zum Mann, der allein eine Seele besitzt. Auch der Jude hat keine Seele. Verfasser will ferner das Gesetz der sexuellen Anziehung mit mathematischen Formeln gefunden haben.

Das Gesetz lautet (wörtlich): „Zur sexuellen Vereinigung trachten immer ein ganzer Mann (M) und ein ganzes Weib (W) zusammenzukommen, wenn auch auf die zwei verschiedenen Individuen in jedem einzelnen Fall in verschiedenem Verhältnisse verteilt."

„Anders ausgedrückt: Wenn $m\mu$ das Männliche, $w\mu$ das Weibliche ist, in irgend einem von der gewöhnlichen Auffassung einfach als „Mann" bezeichneten Individuum μ und $w\omega$ das weibliche, $m\omega$ das Männliche dem Grade nach ausgedrückt in irgend einer sonst oberflächlich schlechtweg als „Weib" gekennzeichneten Person ω, so ist bei jeder vollkommenen Affinität, d. h. im Falle der stärksten sexuellen Attraktion":

„(Ia) $m\mu + m\omega = C$ (onstans), $= M =$ dem idealen Manne

und darum natürlich gleichzeitig auch

(Ib) $w\mu + w\omega = C_2 = W =$ dem idealen Weibe."

Offenbar bewundert das Publikum die „geistreichen" Ausführungen W.'s aus dem Grunde so sehr, weil es sie nicht verstehen kann. Ich gestehe jedoch, aus dem gleichen Grunde, und weil ferner die vollendete Absurdität der Logik des Buches und sein Mangel an Zusammenhang seine höchst interessante und innige Verwandtschaft mit den mir beruflich bekannten Schriftstücken grössenwahnsinniger, verworrener uod erotischer Geisteskranker unverkennbar verrät, dass ich mein Interesse als Irrenarzt mehr dem Autor, als seinen Ausführungen zuwenden muss. Mit rührender Einfalt und fliessendem Stil, sicher und durch

nichts beirrt, stellt er im Tone eines Propheten seine Machtsprüche als Beweise und den barsten Unsinn als Entdeckungen hin, zitiert eine Menge Autoren wie Kraut und Rüben durcheinander und spricht über Wissenschaft, Gelehrte und Psychologie von oben herab, wie ein Mann, der in seinem 22. Lebensjahre die reine Metaphysik mit Haut und Haar erfasst hat. Da wir uns jedoch hier nicht mit Psychiatrie beschäftigen, sondern mit der sexuellen Frage, und ich ausserdem soeben aus einem Zeitungsartikel erfahre, dass bereits einige meiner Spezialkollegen sich über den Geisteszustand W.'s ausgesprochen haben, glaube ich mich hier von einer näheren Analyse seines Werkes dispensieren zu können. Die Frage, ob der Selbstmord des Verfassers auf Geistesstörung oder auf Konsequenz in seinen Lebensanschauungen beruht, dürfte dahin zu lösen sein, dass in seinem bedauernswerten Kopfe beides vereint war. Indessen können wir unseren Lesern einige Proben aus W.'s Buch nicht vorenthalten.

„Die Frage, welche im Eingang dieses zweiten Teiles als sein Hauptproblem formuliert wurde, die Frage nach der Bedeutung des Mann-Seins und Weib-Seins kann jetzt beantwortet werden. Frauen haben keine Existenz und keine Essenz; sie *sind* nicht, sie sind *nichts*. Man *ist* Mann oder man *ist* Weib, je nachdem ob man wer ist oder nicht.“ . . .

„Das Weib kuppelt“ . . . „Das Weib ist verlogen“ . . .

„Das absolute Weib hat kein ich.“ . . .

„Das Weib ist die Schuld des Mannes“ . . .

„Hiemit aus dem höchsten Gesichtspunkte des Frauen- als des Menschheitsproblems, ist die Forderung der Enthaltsamkeit für beide Geschlechter gänzlich begründet“ . . .

„Alle Fécondité ist nur ekelhaft, und kein Mensch fühlt, wenn er sich aufrichtig befragt, es als seine Pflicht, für die dauernde Existenz der menschlichen Gattung zu sorgen. Was man aber nicht als seine Pflicht fühlt, das ist nicht Pflicht“ . . .

„Also widerspricht der Coitus in jedem Falle der Idee der Menschheit; nicht weil Askese Pflicht ist, sondern vor allem, weil das Weib in ihm Objekt, Sache werden will, und der Mann ihm hier wirklich den Gefallen tut, es nur als Ding, nicht als lebenden Menschen, mit inneren psychischen Vorgängen anzusehen. Darum verachtet auch der Mann das Weib augenblicklich, sobald er es besessen hat, und das Weib fühlt, dass es nun verachtet wird, auch wenn es vor zwei Minuten sich noch vergöttert wusste“ . . .

„Wir erschrecken vor dem Gedanken des Todes, wehren uns gegen ihn, klammern uns an das irdische Dasein und beweisen dadurch, dass wir geboren zu werden wünschten, als wir geboren wurden, indem wir noch immer in diese Welt geboren zu werden verlangen“ . . .

„Glücklich sind nur die Frauen. Kein Mann fühlt sich glücklich, denn ein jeder hat eine Beziehung zur Freiheit und ist doch auf Erden immer noch irgendwie unfrei. Glücklich kann sich nur ein gänzlich passives Wesen fühlen, wie das echte Weib, oder ein gänzlich aktives, wie die Gottheit“ . . .

„Für das Weib ist denn auch die Zeit gar nicht gerichtet, sie hat ihr keinen Sinn: es giebt keine Frau, die sich die Frage nach dem Zwecke ihres Lebens stellte“ . . .

„Dass der Jude, nicht erst seit gestern, sondern mehr oder weniger von jeher, staatfremd ist, deutet bereits darauf hin, dass dem Juden wie dem Weibe die Persönlichkeit fehlt“ . . .

„Die Erziehung des Weibes muss dem Weibe, die Erziehung der ganzen Menschheit der Mutter entzogen werden“ . . .

„Wer, wie der Idealismus, die Psyche nicht opfern will, der muss die Psychologie preisgeben; wer die Psychologie aufrichtet, der tötet die Psyche.“

„Stets, von den Wilden bis zur heutigen Naturheilbewegung, von der sich die Juden bezeichnenderweise ferngehalten haben, hatte alle Heilkunst etwas Religiöses, war der Medizinmann der Priester. Die bloss chemische Richtung in der Heilkunde — das ist das Judentum. Sicherlich wird aber niemals das Organische aus dem Unorganischen, sondern höchstens dieses aus jenem zu erklären sein. Es ist kein Zweifel, dass Fechner und Preyer recht haben, die das Tote aus dem Leben, und nicht umgekehrt entstehen lassen u. s. f.“

Wenn die Aufgabe humaner, sozialer Reformen darin besteht, die Menschheit aus den Irrwegen eines mystischen Wahnes und barbarischer Sitten zu befreien, die immer noch so schwer auf ihr lasten, so können wir Weiningers Buch nur als abschreckendes Beispiel, als heilsames Brechmittel empfehlen, dessen Gift durch Abstossung wirken dürfte.

VII. Guy de Maupassant (Romane und Novellen).

Wenn Goethe die Liebespsychologie nicht nur poetisch durchschaut und dargestellt, sondern noch mit philosophischem Geiste ergründet hat, so hat sie Maupassant zunächst einfach in ihrem Formenreichtum naturwissenschaftlich beobachtet, dann aber künstlerisch erfasst und dargestellt. Beide waren grosse Dichter, deren Liebesdichtungen in alle Tiefen der menschlichen Seele hinabsteigen und uns ewige Wahrheiten in vollendetster ergreifendster Kunstform zum Bewusstsein bringen.

M. war eine krankhaft überempfindliche, ziemlich pessimistische Natur. Er starb geisteskrank. Dadurch erklärt es sich, dass einzelne seiner Werke einen durchaus pathologischen, nur für den Irrenarzt verständlichen Charakter tragen. Ich nenne: „Le Horla“, „Qu'est-ce“ und dergleichen mehr.

Neben den vielen frivolen Anwandlungen eines Malers des Eros und eines Priesters der Aphrodite verraten fast alle seine Schöpfungen, und zwar die bedeutendsten nicht am wenigsten, den Lebensschmerz des überempfindlichen Dichters, die Unruhe einer Seele, der die bittere Kehrseite jeden Genusses nie erspart bleibt. Nichtsdestoweniger hat M. mit einem fast erschreckenden Scharfsinn die feinsten und zartesten, wie die gröbsten und gemeinsten Seiten des Gefühllebens aller Menschensorten hell beleuchtet. Wie ein Naturforscher hat er alles durchwühlt, vom niedrigsten Hässlichen bis zum Höchsten und Edelsten im menschlichen Gemüte, von der Ärmlichkeit und dem Schmutz der Proletarier- und Bauernhöhle bis zur raffinierten Eleganz des aristokratischen Salons. Er weiss aber auch die feinste ethische oder ästhetische Faser so gut, wie die blödeste Roheit, unter den Lumpen des Bettlers, wie unter den Spitzen und Diamanten der Reichen, in der schlichten, einfachen Seele der Leute aus dem Volke wie in der komplizierten der gebildeten Welt.

menschen aufzudecken, herauszugreifen und packend künstlerisch darzustellen. Wir wollen das Gesagte an einigen Beispielen illustrieren.

Den Ehebruch mit seinen Folgen in unser heutigen Gesellschaft hat M. wohl am mannigfaltigsten und schärfsten geschildert. In dem Meisterwerk „Une Vie“ sieht man die naiv ideale Liebessehnsucht eines jungen Weibes in ihrer Ehe mit einem ehebrecherischen, egoistischen Roué, der sie in einem fort betrügt und lieblos behandelt, eine schmerzliche Enttäuschung nach der andern erfahren. Sie ist schwach, kann nicht kämpfen und verfällt in bittere Resignation. Zu ihrem Entsetzen entdeckt sie noch nach dem Tode ihrer Mutter, in deren Briefen, dass dieselbe ihrem Vater untreu war. Ihre ganze Liebe wendet sich nun freilich wieder in der Form schwacher, ja ganz willenloser Nachgiebigkeit ihrem einzigen Sohne zu, einem Schwächling und Taugenichts, der sie ruiniert. Der Rest ihres Besitzes wird ihr (als letzter Hohn des Schicksals) durch ihre frühere Magd gerettet, die sie mit ihrem Manne betrogen und von ihm einen unehelichen Sohn gehabt hatte, der sich durch Tüchtigkeit und Fleiss zum braven Mann emporgearbeitet hat.

„Le Testament“ erzählt die Geschichte einer Frau, die von ihrem Manne stets tyrannisiert und roh behandelt wurde, und deren gequältes Herz Trost in der geheimen Liebe eines anderen Mannes suchte. Die Folge war ein Sohn, der beim Beginn der Geschichte bereits das Alter von 18 Jahren erreicht hat und als Sohn des Ehemannes gilt. Das Vermögen der Frau ist gesichert und ihre Rache enthält ihr Testament. Als dasselbe nach ihrem Tode eröffnet wird, findet sich darin die genaue Darstellung ihres Ehebruches und dessen Motive. Den ganzen Teil ihres Vermögens, über den sie verfügen konnte, überlässt sie ihrem Geliebten. Grosser Skandal bei dem Notar, wo das Testament verlesen wird, und dann Duell. Der Mann wird vom Geliebten getötet. Der uneheliche Sohn tritt aber für seine verstorbene Mutter und ihren Geliebten (seinen wahren Vater) ein, zieht mit diesem fort und nimmt dessen Namen an.

In „Les Bijoux“ verliebt sich ein kleiner Beamter in ein Mädchen und heiratet sie. Sie war ihm warm gelobt worden. Die Ehe ist überglücklich. Scheinbar mit nichts, d. h. mit seinem kleinen Gehalt, weiss die liebevolle Gattin den Haushalt brillant und reichlich zu führen. Sie hat nur zwei Schwächen, den „falschen“ Schmuck und das Theater. Das Ehepaar geniesst viele Jahre eines ungetrübten Eheglückes, als die Frau plötzlich an Lungenentzündung stirbt. Der untröstliche Mann kommt, seit er allein ist, mit seinem Gehalt nicht mehr aus. In seiner Not will er endlich den falschen Schmuck seiner Frau, den er bisher pietätvoll aufbewahrt hatte, bei einem Juwelier verkaufen, der ihm fünfzehntausend Francs für ein einziges Diadem bietet. Verblüfft geht er zu einem andern, der ihm achtzehntausend bietet. Nun geht ihm endlich ein Licht auf. Er verzweifelt zuerst über den Betrug seiner Frau. Dann aber tröstet er sich, verkauft den ganzen Schmuck für zweimalhunderttausend Francs, lebt zum erstenmal ausschweifend und .... heiratet nun in zweiter Ehe eine treue, aber böse Frau, die ihn unglücklich macht. Dieser Fall schlägt gewiss der Moral ein Schnippchen. Nichtsdestoweniger ist er aus dem Leben gegriffen. Der Künstler malt nur und moralisiert nicht.

In „Nos Lettres“ entdeckt man in dem Geheimfach eines Bureaus die alte ehebrecherische Liebeskorrespondenz einer verstorbenen Tante mit

einem Geliebten. Darin fordert sie von demselben ihre Liebesbriefe zurück und erklärt ihm, es sei sehr gefährlich, wenn diese in seinen Händen blieben, da er sterben könne und die Sache dann ans Tageslicht käme. Bei ihr dagegen lägen die Briefe gut. Ein geliebtes Weib behalte immer die empfangenen Liebesbriefe und zwar sehr sicher. Wenn ihr Mann jedoch nach ihrem Tode dieselben entdecke, verbrenne er sie und schweige ganz gewiss, denn die betrogenen Ehemänner liessen es zum Skandal und Zweikampf nur kommen, wenn der Betrug während des Lebens ihrer Frau zu Tage trete.

In tragischer Weise schildert M. die Folgen des Ehebruches, wenn er zur Vaterschaft oder Mutterschaft führt.

In „Un Fils" sprechen ein Senator und ein Akademiker über die unbewusste Vaterschaft der Männer, die mit vielleicht zwei- oder dreihundert Weibern in Bordellen, Wirtshäusern etc. verkehrt und ohne es zu wissen, Kinder erzeugt haben. Der eine erzählt, wie er selbst eine Wirtshausmagd in seiner Jugend verführt habe, und wie, als Jahre nachher der Zufall ihn an jenen Ort und in dasselbe Gasthaus brachte, er dort einen in Trunksucht verkommenen Stallknecht gefunden habe, der ihm als Sohn jenes bei der Entbindung gestorbenen Mädchens bezeichnet wurde und bei dem alle Umstände darauf hinwiesen, dass er sein Sohn sei. Doch war derselbe derart verblödet, stumpf und alkoholisiert, dass der Vater nicht einmal etwas zu tun vermochte, um seine Lage zu bessern und ihm so auch der Trost versagt blieb, sein leichtsinniges Jugendverbrechen wenigstens in etwas wieder gut zu machen.

„Le Champ d'oliviers" erzählt uns von einem Edelmann, dessen Maitresse ihn mit einem andern hintergeht und überhaupt einen niedrigen intriganten Charakter besitzt. Sie wird nun schwanger und, über ihre Untreue entrüstet, will der Betrogene sie mit dem Kinde töten. In ihrer Angst schwört sie ihm, das Kind sei von dem andern und nun verstösst er sie einfach. In seiner Verbitterung wird er katholischer Priester und altert später als jovialer, kräftiger, braver Abt. Eines Tages kommt ein verkommener, gemeiner Vagabund daher und stellt sich ihm als sein Sohn vor, indem er die Jugendphotographie des Abtes zeigt, die dem Vagabunden sehr ähnlich sieht. Er galt jahrelang als Sohn des andern, bis die Aehnlichkeit mit seinem wahren Vater ihn verriet und die Mutter ihm auf dem Sterbebett die Wahrheit bekannte. Vom falschen Vater verstossen und gehasst, weil er den schlechten und elenden Charakter der Mutter geerbt hat, stahl er ihm Geld, lebte wie ein Verbrecher und kommt nun zu seinem wahren Vater, um auch von diesem Geld zu erpressen. Der Priester will zuerst Güte walten lassen, gibt seinem Sohn zu essen und zu trinken. Als dann die Gemeinheit des letztern gar zu gross wird, stürzt er sich wütend auf ihn. Die Lampe fällt und löscht aus. In der Dunkelheit verzweifelt der arme Priester und schneidet sich selbst die Kehle ab. Die Polizei schliesst auf Mord durch den Vagabunden und der Sohn wird ins Gefängnis abgeführt.

In „L'Enfant" verliebt sich ein ausschweifender Mann innig in ein braves Mädchen, das er heiratet, und bricht mit allen seinen früheren Gewohnheiten, speziell mit einer langjährigen Maitresse ab. Am Hochzeitsabend bekommt er von letzterer einen Brief, der ihm meldet, dass sie niederkommt und im Sterben liegt. Unter einem Vorwand rennt er hin, wohnt ihrem Todeskampfe bei und schwört ihr auf ihr Flehen hin, das Kind niemals zu verlassen. Toll vor Schmerz

bringt er das Kind seiner eben vermählten Frau. Diese vergibt ihm und sagt: „Nun, wir werden den Kleinen zusammen erziehen“.

In „Histoire vraie“ erzählt ein cynischer alter Edelmann, wie er früher seine Magd geschwängert und dann verstossen, d. h. mit Gewalt und Geld an einen Bauer verheiratet habe, der sie so schlug und misshandelte, dass sie beständig wieder zu ihrem früheren Herrn lief und schliesslich mitsamt dem Kinde starb. Er ist Jäger und erzählt lachend diese Begebenheit, die er sehr drollig findet. Er vergleicht die Geschichte seiner Magd scherzend mit derjenigen einer treuen Hündin, die er besass und später verkaufte. Aus Gram verendete das arme Tier bei den fremden Leuten an der Kette.

„Pierre et Jean“ ist ein Meisterwerk. Ein dummer, ungebildeter Mann hat zwei Söhne. Seine viel intelligentere Frau und beide Söhne behandeln ihn wie eine Null. Der eine, Pierre, ist Arzt, der andere, Jean, ein Advokat, der einer jungen Witwe den Hof macht. Pierre ist finster, leidenschaftlich und argwöhnisch. Ein alter Familienfreund stirbt und hinterlässt sein ganzes Vermögen dem Jean. Infolge der Bemerkungen einer Bierkneipenkellnerin schöpft Pierre Verdacht, dass Jean die Frucht eines früheren Ehebruches der Mutter sei. Er will Gewissheit haben und er fordert ein altes Bild des Hausfreundes, das seit langer Zeit verschwunden war und das die Mutter versteckt hatte. Letztere muss das Bild bringen, das dem Jean ähnlich sieht. Mit unerbittlicher Bosheit verfolgt nun Pierre seine Mutter und quält sie wochenlang, indem er sie immer mehr merken lässt, dass er ihr Geheimnis durchschaut hat. Die Arme leidet Marterqualen. Jean hält die Sache für Neid und Eifersucht seines Bruders darüber, dass er geerbt habe und verlobt sei. Obwohl von Natur gutmütig und lebenslustig, wird er schliesslich empört und schilt Pierre in seinem, an das Schlafgemach der Mutter grenzenden Zimmer, indem er ihm Neid und Roheit vorwirft. Pierre packt nun aus, sagt ihm die Wahrheit und geht in höchster Aufregung weg. Jean verzweifelt, kann aber nicht im Ungewissen bleiben, weiss, dass seine Mutter alles gehört haben muss, und eilt zu ihr. In ihren Bettüchern kauernd, schweigt diese erst, gesteht ihm aber dann die Wahrheit und will fliehen. Es gelingt ihm jedoch, sie zu beruhigen. Er verzeiht ihr alles und bringt dann Pierre dazu, dass er eine Stelle als Schiffsarzt annimmt und vom Hause weggeht. Die Mutter sagt aber noch dem Jean, sie könne an ihren Gefühlen nichts ändern. Ihr wahrer Mann sei ihr Geliebter, sein Vater, gewesen, und sie könne nur dann ruhig werden, wenn er ihr verspreche, selber ihn innerlich als Vater anzuerkennen, ihn zu achten, und auch ihr gegenüber so von ihm zu reden, was er verspricht. Der Ehemann bleibt in Unkenntnis von allem, in seiner gemütlichen, dummen Selbstgefälligkeit. Von Jean sprechend, sagt M.: „Er hatte in gewissen Augenblicken jenes zwingende Bedürfnis nach sofortiger Lösung der Situation, das die ganze Stärke der Schwachen ausmacht, welche unfähig sind, lange zu wollen“.

In „Le Petit“ vergöttert ein Mann seine Ehefrau, die insgeheim einen Nachbar und Hausfreund als Geliebten besitzt. Die Frau stirbt. Nach ihrem Tod wird das Kind vom Vater, wie vom Geliebten furchtbar gehätschelt und verzogen. In ihrem Aerger darüber verrät eines Tages die Magd dem Vater die Wahrheit, die alle Welt wisse, ausser ihm. Er erhängt sich, nachdem er dem Freund, der ihn hintergangen, geschrieben hat: „Ich verlasse Sie und vertraue Ihnen den Kleinen an“.

„L'Abandonné". Während einer langen Abwesenheit ihres Gatten in Indien knüpft eine Frau mit einem anderen verheirateten Mann ein ehebrecherisches Verhältnis an. Die Frucht desselben ist ein Knabe, den der Geliebte bei Bauersleuten am andern Ende Frankreichs aufziehen lässt. Die Frau sah das Kind nur gleich nach ihrer Niederkunft. Ihren Gatten hat sie nie geliebt und nie ein anderes Kind gehabt. Beständig von Gedanken an das einzige Verlassene gequält, reist sie endlich nach Jahren und schon gealtert, mit dem früheren Geliebten, aus dem seither ein Hausfreund geworden, in aller Heimlichkeit zu jenen Bauern, um ihren Sohn zu sehen. Sie findet bei einem Stalle ein verblödetes Individuum mit einem rohen Weib und vernachlässigten Kindern. Es ist ihr Sohn. Die Leute, die keine Ahnung haben, wer sie ist, geben ihr zögernd gegen Geld etwas Milch. Tief enttäuscht und erschüttert geht sie mit dem alten Freund von dannen.

„Le Père" (in Contes du Jour et de la Nuit). Ein Mann verführt ein braves Mädchen, macht sie zur Mutter und verlässt sie feige. Sie heiratet dann einen braven Burschen. Ledig geblieben entdeckt später der Verführer die Sache und wird unglücklich, da er seinen Sohn von dem Ehemann seiner früheren Geliebten angenommen sieht. Er sucht ihn zu sehen, wird aber von der Frau mit Verachtung zurückgewiesen. Der Adoptivvater erlaubt ihm kühl, seinen Sohn einmal zu sehen und zu küssen.

In „Un Parricide" bekommt eine Ehefrau von ihrem Geliebten ein Kind, das sie gern beseitigt hätte, das aber von seiner Amme mütterlich gepflegt und erzogen wird. Der Junge wird Möbelschreiner und Sozialist, dabei ein tüchtiger Arbeiter. Unterdessen stirbt der rechtmässige Gatte und heiratet die Frau ihren früheren Geliebten. Nun entdecken die Eltern ihren Sohn, lassen ihm, ohne sich zu erkennen zu geben, reichliche Arbeit zukommen, sodass er schliesslich dem Geheimnis auf die Spur kommt. Er steht nicht an, es ihnen zu sagen, und verlangt, dass sie ihn anerkennen. Er erzürnt damit die Eltern, die zu leugnen suchen; namentlich der Vater, der eine angesehene Stellung einnimmt, entrüstet sich und droht, den Sohn zu schlagen, den die Bitterkeit über das Benehmen seiner Eltern so ausser sich bringt, dass er im Zorn die Notwehr überschreitet und beide Eltern den Abhang hinunter in den reissenden Strom wirft, wo sie ertrinken. Nun steht er vor dem Schwurgericht und erzählt alles kühl und nüchtern. Wie wird das Urteil werden? So endet die Erzählung.

Gehen wir zu anderen Themata über.

Polyandrie. In „Mouche", einer reizenden, kleinen Erzählung, finden wir fünf lustige, gute Freunde, die auf der Seine den Schifferdienst besorgen und ein fröhliches, ehrliches Leben führen. Es fehlt ihnen aber eine Freundin, und nach manchen Versuchen mit rohen oder verlebten Weibern finden sie ein kleines, heiteres, lustiges, oberflächliches Geschöpf, das fortwährend schwätzt und scherzt und lacht. Diese wird nun als Schiffsmamsell engagiert und schmückt das Schiff mit ihrem roten Sonnenschirm. Sie wird Mouche genannt. Zunächst wird sie scheinbar die Maitresse des einen N., in Wirklichkeit aber ist sie diejenige sämtlicher fünf Gesellen, was eine gewisse Spannung unter ihnen zur Folge hat. N. besitzt sie am Samstag und Sonntag, und die andern je an einem der Wochentage. N. stellt sich erst, als merke er nichts, dann aber wird die Sache offen gestanden und alle sind wieder ein Herz und eine Seele, wie zuvor. Eines Tages wird Mouche zu ihrem Entsetzen schwanger

und fürchtet sich, verlassen zu werden, beruhigt sich jedoch, als ihre fünf Freunde ihr versprechen, solidarisch als Väter zu funktionieren und das Kind zu adoptieren. Doch verletzt sie sich bei einem Sprung und kommt verfrüht mit einem toten Kinde nieder, wobei sie schwer erkrankt. Sie gesundet jedoch. Ihre Freunde haben sie alle lieb und behalten sie. Nun ist sie aber über den Tod des Kindes untröstlich und die fünf Freunde versuchen vergebens, sie zu beruhigen, bis N. auf die geniale Idee kommt: „Wir werden Dir wieder eins machen". „Aber sicher?" frägt Mouche. „Aber sicher", antworten alle fünf.

Un Sage: Der Weise ist der Gemahl eines erotisch unersättlichen Weibes, die den jungen Mann durch ihre unstillbaren Liebesbedürfnisse fast umbringt, so dass er sich nicht anders zu helfen weiss, als einen Freund bei ihr einzuführen, den er stillschweigend zum Liebhaber avancieren lässt. Nun teilen sich die zwei in die Liebesarbeit und alle drei befinden sich trefflich bei dem Régime.

„Yvette" ist die Geschichte der schönen, lebenslustigen, ziemlich ordinären, immerhin bis dahin unverdorbenen Tochter einer high-life Prostituierten oder Courtisane. Die selber noch schöne Mutter war früher Köchin und hat sich durch ihre Schönheit als Maitresse aller möglichen reichen Herrschaften ein Vermögen erworben. Sie nennt sich Marquise und empfängt in ihrem Salon die ganze internationale Gesellschaft bereicherter Lebemänner zweifelhaften Ursprunges, die sich die falschen Titel eines Prinzen, Grafen oder Baronen beilegen und nach Paris kommen, um sich zu amüsieren. Ein Pariser Roué, Serrigny, der Yvette zu seiner Maitresse machen will, führt seinen schönen Freund in den Salon der falschen Marquise ein. Dieser gewinnt sofort ihre Gunst, denn gelegentlich verliebt sie sich wirklich in schöne Männer. Unterdessen sucht Serrigny Yvette zu verführen, die sich zwar mit ihm alles erlaubt, aber zunächst mit ihm ihr Spiel treibt und stets die letzte Gunst verweigert.

An einem Abend jedoch merkt das bis jetzt noch rein gebliebene Mädchen, das vom Vorleben ihrer Mutter nichts wusste, dass letztere sehr verdächtig mit dem schönen Freund verkehrt. Sie will die Wahrheit wissen, versteckt sich im Garten und sieht, wie der Liebhaber in das Schlafzimmer ihrer Mutter eintritt und sie umarmt. Sie gerät in höchste Aufregung, verweigert die Nahrung und spricht sich dann ihrer Mutter gegenüber aus, indem sie ihr die herbsten Vorwürfe macht. Sie will fort und ihr Leben verdienen. Kalt erklärt ihr die Mutter, dass ohne ihr Courtisanenleben sie beide arme Bettlerinnen wären. Daraufhin will sich Yvette töten, kauft in allen Apotheken Chloroform, geht eines Abends, Kopfschmerzen vorschützend, früh zu Bett, trinkt Chloroform und atmet auch davon ein. Man findet die Stille in ihrem Zimmer verdächtig; die Gäste dringen hinein und entdecken das Mädchen halb bewusstlos in Narkose. Serrigny ist verzweifelt, schickt alle weg und sucht sie zu beleben. Das Chloroform hat jedoch die strengen Vorsätze Yvettes und ihre ohnehin für sie schwer durchführbaren asketischen Pläne verscheucht. Langsam aus der Narkose erwachend, umarmt sie Serrigny und sie gibt sich ihm hin.

M. versteht aber auch die reine und schöne Liebe in den verschiedensten Varianten zu schildern.

In „Bonheur" verliebt sich ein junges, edles und schönes Mädchen in einen Husarenoffizier, der sie entführt, und lebt als Bäuerin 50 Jahre lang mit

ihm im tiefsten Glück in einem versteckten Tal Korsika's, wo ein früherer Bekannter sie später zufällig mit ihrem alten, schwerhörig gewordenen Manne findet. Gebildete Damen, die diese Geschichte hören, finden ein solches Weib dumm, weil sie zu wenig Bedürfnis gehabt habe!

In „Une Veuve" verliebt sich ein zwölfjähriger Knabe, der von pathologisch leidenschaftlichen und sentimentalen Ahnen stammt, in ein siebzehnjähriges Mädchen. Man lacht ihn aus und treibt Spass mit ihm. Er schwört ihr, dass er sich töten würde, wenn sie ihn verlässt und tut es auch, als sie sich mit einem anderen verlobt. Verzweifelt bricht das Mädchen ihre Verlobung, behält eine Haarlocke des Jungen, wird zur alten Jungfer und betrachtet sich als Witwe des kleinen Buben bis zu ihrem Tode. Pathologisch ist die Geschichte nur von Seiten des Knaben.

In „Histoire d'une Fille de Ferme" hat ein braves kräftiges Bauernmädchen dem Liebesdrängen eines Lumpen nachgegeben, der sie mit einem Kind im Schosse sitzen lässt und sich davon macht, trotzdem er ihr die Ehe versprochen. Sie kommt heimlich nieder und gibt ihr Kind bei Leuten eines andern Dorfes in Pflege, während sie sich bei ihrem Bauern fast zu Tod arbeitet, um es zu ernähren. Da diesem ihr Fleiss gefällt, will er sie zur Ehefrau nehmen. In der Angst vor ihrer Schmach lehnt sie ab. Er aber macht sie sich mit Gewalt zu Willen und bringt sie schliesslich doch dazu, ihn zu heiraten. Die Ehe bleibt kinderlos und der Mann wird infolgedessen je länger je misslauniger und macht ihr über ihre Kinderlosigkeit rohe Vorwürfe. Endlich, als er droht, sie gar misshandelt, gibt sie in der Verzweiflung ihr Geheimnis preis und schleudert ihm die Worte entgegen: „Oh, ich habe ein Kind gehabt, ich!" Der Mann, derart abgeführt, wird, statt über das Geständnis in Zorn zu geraten, plötzlich ruhig, schreibt nun sich, statt der Frau, die Schuld an der Sterilität zu, küsst sie in hellem Glück und adoptiert das Kind des Anderen.

„Le Papa de Simon". Ein unehelicher Knabe wird in der Schule von den andern geneckt, verhöhnt und verachtet, weil sie gehört, er habe keinen Vater. Der verzweifelte Knabe sucht überall nach einem Vater, will sich umbringen, wird aber von einem braven Schmiedegesellen daran verhindert und heimgebracht. Er klagt ihm seine Not und bittet ihn, sein Vater sein zu wollen. Der Arbeiter bejaht es. Die Mutter ist ein braves, arbeitsames Mädchen, die mutig ihr Unglück trägt. Die Schulknaben fahren aber mit ihrer Neckerei fort und verhöhnen den armen Simon erst recht, als er nun behauptet, einen Vater zu besitzen und der heisse Philipp. „Was für einen Philipp"? fragen sie. Der Schmied hat unterdessen die Bekanntschaft der Mutter gemacht und sich entschlossen, sie zu heiraten und damit dem Jungen wirklich einen Vater zu geben. Letzterer triumphiert nun, als er seinen Mitschülern den vollen Namen seines Vaters und zugleich dessen Drohung mitteilen kann, er werde sie an den Ohren fassen, wenn sie seinen Sohn weiter quälen.

Ebenso rührend sind die Geschichten der „Rempailleuse", eines armen misshandelten Aschenbrödels, das sich als Kind in einen reichen, egoistischen Knaben verliebt, der ihre Liebe verschmäht. Obwohl sie immer schnöder von ihm abgewiesen wird, und er sich später mit einer andern verehelichte, bewahrt das arme Mädchen ihm treue Zuneigung, wird zur alten Jungfer und gibt ihm bis zu ihrem Tode alles, was sie erübrigt. Der gemeine egoistische Mann nimmt von ihr alles, sogar nach ihrem Tode ihre Erbschaft an. „Das

ist die einzige, treue, lebenslängliche Liebe, die ich kenne" — sagt der Erzähler der Geschichte.

„Clochette" wird als Mädchen von einem Feigling verführt, wobei das Paar in Gefahr kommt, überrascht zu werden. Um ihren Verführer vor Entdeckung und dem Verlust seiner Stelle zu bewahren, springt Clochette aus dem Fenster und bricht sich das Bein. Sie schweigt und bleibt bis zu ihrem Tode eine fleissige, von allen Kindern geliebte Näherin.

In „L'Infirme" verzichtet ein Offizier, dem beide Beine durch eine Kanonenkugel weggerissen wurden, auf seine frühere Braut, weil er nicht will, dass sie einen Krüppel als Mann bekomme. Er wird, als die frühere Verlobte nachmals mit einem andern sich vermählt, zum Freunde der Familie, auch ihres Mannes, und bringt ihren Kindern Geschenke.

„Fort comme la Mort" ist eine höchst feine psychologische Studie, die die lange Liebe zweier hochgebildeter Weltleute und die feine Intuition weiblicher Liebe und weiblicher Eifersucht behandelt. Die Handlung ist nebensächlich. Um so lehrreicher dagegen die Schilderung der durch künstlerische und formell gesellschaftliche Bildung bei feinen Anlagen bedingten Verfeinerung des Gefühllebens in der Liebe.

In „L'inutile Beauté" ist ein Ehemann auf seine schöne, ihm widerwillig angetraute Frau eifersüchtig und macht sie in 11 Jahren 7 mal zur Mutter, nur um sie daran zu hindern, andern zu gefallen. Schliesslich hasst sie ihn glühend, weil sie seine Absichten immer mehr durchschaut und lügt ihm vor, eines seiner Kinder gehöre nicht ihm, verweigert aber sowohl das betreffende Kind wie den Geliebten ihm zu nennen. Wütend reist der Mann zunächst fort und beginnt nach seiner Rückkehr ein ausschweifendes Leben. Er berührt seine Frau nicht mehr, hört aber auf, sie zu tyrannisieren. Das Leben voll Qual führt nun er, indem er stets herauszubringen sucht, welches seiner Kinder ihm nicht gehört. Doch bleibt die Frau 6 Jahre lang unerbittlich. Endlich gesteht sie ihm ihre Lüge und nun versöhnen sie sich beide. Bei Gelegenheit dieser Novelle offenbart M. eine geradezu krankhafte Abneigung gegen die Natur und das Natürliche. Er flucht über Gott, der die Erde nur für Tiere und tierische Triebe geschaffen habe. Der Mensch habe sich selbst über diese Gottesschöpfung erhoben, deren Brutalität im Geschlechtsakt und in der ganzen Fortpflanzung hervortrete. Sein Loblied gilt dem Künstlichen, „dem Uebermenschen", derjenigen Frau, die im feinen Geist, Genuss und Glanz und nicht in der Fortpflanzung ihren wahren Beruf erkenne. Hier tritt der pathologische, pessimistische Dekadenzzug des Autors unverhüllt zu Tage, der in krankhafter Sensibilität nur in einer raffiniert künstlichen Ueberverfeinerung des Lebens eine relative Befriedigung finden zu können glaubt, anstatt das Heil im Streben nach einer idealeren Gestaltung des Natürlichen zu suchen.

„Notre Coeur" ist der Roman einer reichen Kokette, die nach kurzer Ehe mit einem im Beginn der Erzählung bereits gestorbenen brutalen Menschen nicht mehr heiraten, sich auch keinem Manne mehr ganz hingeben will, ihr höchstes Gefallen aber darin findet, einen Hof verliebter Männer um sich zu haben und ihrer grenzenlosen Eitelkeit überall schmeicheln zu sehen. Einer tieferen Liebe ist sie unfähig. Bei einem ihrer Anbeter jedoch wird die Liebe so tief und innig, dass auch ihrerseits wärmere Gefühle für ihn sich regen und

sie sich ihm körperlich hingibt, ohne aber ihr Spiel mit den anderen zu lassen. Er fühlt sich darüber so unglücklich, dass er sich aufs Land flüchtet und dort bei einem schlichten Mädchen, deren reine, warme Zuneigung er gewinnt, Trost findet. Am Ende folgt er doch wieder dem Ruf der Circe, von der er sich nicht losmachen kann, nimmt immerhin das Mädchen mit nach Paris, da er sie nicht verstossen will. In offener und zugleich feiner Selbstanalyse gesteht die Kokette ihre Unfähigkeit eines tieferen Liebesgefühls, trotzdem sie ihren Leib ihrem Liebhaber hingibt.

Im geraden Gegensatz dazu lässt M. in „Clair de Lune“ vor der Poesie und elementaren Macht der einfach natürlichen Liebe, wie sie in einem jungen Menschenpaar sich ihm darstellt, einen spröden, asketischen, sittenstrengen Priester die Waffen strecken.

„La Maison Tellier“ ist die Schilderung eines öffentlichen Hauses in einer kleineren Ortschaft. Die Kupplerin, die Dirnen und die Stammgäste des Hauses sind in der Erzählung wunderbar charakterisiert. Den Gipfel der Satire und zugleich psychologischen Wahrheit erreicht M. in der Schilderung eines Ausfluges, den die Patronin mit ihren Mädchen in ein Dorf zu ländlichen Verwandten unternimmt, um der Firmelung von deren Töchterchen beizuwohnen. Während der Zeremonie in der Kirche wird die leichtsinnige Gesellschaft von plötzlicher Rührung derart übermannt, dass sie in Schluchzen ausbricht, die ganze übrige Kirchenversammlung mit ihrem Weinen ansteckt, und dafür von dem alten Dorfpfarrer als erbauliches Exempel belobt und der Gemeinde als frommes Muster hingestellt wird. Sehr fein und wahr ist der Kontrast, wie nachdem die momentane Rührung verflogen, sofort wieder die ordinäre Dirnennatur der Mädchen sich geltend macht, die, einmal heimgekehrt, die wildesten Orgien mit den meist verheirateten Klienten des Hauses feiern. Beim Uebernachten im Dorfe fühlte wiederum eine der Dirnen das Bedürfnis, die junge Konfirmandin in ihr Bett zu nehmen und zu kosen. Die Novelle ist ein prachtvoller Beitrag zur Psychologie der Prostitution und der Kupplerinnen.

In „Les Tombales“ schildert M. eine Spielart von Prostituierten, die auf Gräbern als unglückliche Witwen weinen, um derart Aufmerksamkeit und Mitleid zu erregen und einen Tröster herbeizulocken, den sie dann vollends in ihr Netz zu locken suchen.

Die Roheit und Tyrannei ungebildeter, primitiver Männer (Fischer, Bauern) den Frauen gegenüber, schildert M. sehr realistisch in „Le Noyé“, und auch in „Les Sabots“, obwohl in der letzteren Novelle die Gesinnung des bezüglichen Bauers keine illoyale ist.

„Ce cochon de M.....“ ist eine beissende Satire auf das Urteil der Welt in sexuellen Dingen und auf den zweifelhaften Wert der sittlichen Entrüstung vieler Frauen, wenn ein Mann in taktloser Form ihrer Tugend zu nahe tritt. M., ein Biedermann aus der Provinz, verbringt 14 Tage in Paris. Den Kopf noch wirbelnd und die Sinne erregt von all den üppigen, verführerischen Weibern, die er nur aus der Ferne zu bewundern gewagt hatte, findet er sich bei der Heimreise allein im Coupé mit einem bildschönen jungen Mädchen, die sein Blut in Wallung bringt. Da ihm eine passende Art, mit ihr anzuknüpfen, trotz langer Ueberlegung nicht einfällt, stürzt er sich endlich, ein Lächeln von ihrer Seite als Entgegenkommen missdeutend, dumm und plump auf sie los, um sie zu küssen. Das erschrockene Mädchen ruft um

Hülfe. M. wird verhaftet, zwar dann bald entlassen, aber gegen Bürgschaft mit Aussicht auf eine gerichtliche Klage. Von seiner Frau aufs übelste empfangen, wird er fortan von ihr schlecht behandelt, im ganzen Städtchen verhöhnt und nur noch als „Ce cochon de M." bezeichnet. Zwei Freunde des Unglücklichen nehmen sich insofern seiner an, als sie sich zu dem Versuch bereit erklären, die Familie des Mädchens, die nur noch aus Onkel und Tante besteht, zum Verzicht auf die gerichtliche Klage zu bewegen. Sie reisen hin. Die Tante ist abwesend. Der eine der Freunde bearbeitet nun den Onkel, der andere, ein junger Redakteur, bleibt in der Gesellschaft des Mädchens, die er so kokett und von leichten Grundsätzen findet, dass er — denn er ist hübsch und verwegen — sich alsbald ungestraft Freiheiten bei ihr herausnehmen darf und sie schon in der folgenden Nacht ganz besitzt. Während er ihr zuerst den Hof macht und zugleich für den armen M. plaidiert, frägt er sie: „Und wenn ich Sie jetzt küssen würde, Fräulein, was täten Sie?" — „Oh! bei Ihnen ist es nicht das gleiche". — „Warum?" — „Sie sind nicht so dumm .... und auch nicht so hässlich wie M.!" — Die Klage wird zurückgezogen, aber der arme M. bleibt der „Schweinepelz" und stirbt vor Gram über seine Schande und die schlechte Behandlung seiner Frau schon nach wenigen Jahren, während der Journalist wegen seiner „edlen Tat" in dankbarem Ansehen bleibt. „Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht dasselbe."

„Madame Baptiste" ist die Geschichte eines Mädchens aus guter Familie, das als Kind von einem Stallknecht missbraucht wurde und nun gefehmt und geächtet bleibt. Alle Eltern hüten ängstlich ihre Kinder vor der Berührung mit der armen Besudelten. Sie verbringt eine freudlose, einsame Kindheit und Jugend, wird aber dann die Frau eines braven Mannes, der dem allgemeinen Vorurteil Trotz bietet und an dessen Seite sie aufzuleben, an ein Glück zu glauben, auch rehabilitiert zu werden beginnt, als bei einem Musikfest, bei dem ihr Mann die Preismedaille zu verteilen hat, ein Mitwirkender, aus Verdruss, dass er die erwartete Auszeichnung nicht erhält, mitten in der grossen Festversammlung dem Mann, an der Seite seiner Frau, deren Schande von neuem ins Gesicht schleudert. Dies erträgt letztere nicht; sie geht hin und ertränkt sich.

„L'Inconnu" illustriert die Tatsache, wie ein körperlicher Fehler oder Makel einer Person (in der Novelle ein grosses Muttermal auf dem Rücken eines sonst bildschönen Mädchens), im kritischen Moment unvermutet von deren Liebhaber entdeckt, dessen Begierde plötzlich erkalten und das vorher heiss begehrte Wesen reizlos erscheinen lassen kann.

„Mots d'Amour" bildet eine Art Gegenstück zum Vorigen. Hier wird in typischer Weise gezeigt, wie auf einen feinfühlenden Liebhaber die banalen Koseworte und Liebesgemeinplätze eines hübschen, törichten Mädchens, wie es unter Grisetten namentlich viele gibt, in deren Briefen und mehr noch im zärtlichen tête à tête, abkühlend und ernüchternd wirken können.

„Monsieur Parent" ist ein von seiner Frau sehr schlecht behandelter und betrogener Gatte und bildet das Gras um ein Nebenmotiv aus dem Anfang der Erzählung.

„Marocca" ist eine nur äusserlich kultivierte, noch halb wilde Araberin, die in ihrer rein sinnlichen, bestialischen Liebe alsbald entschlossen ist, ihren

legitimen Mann umzubringen, als bei einem tête à tête mit ihrem Liebhaber einen Moment die Gefahr der Ueberraschung durch denselben droht.

„Aux champs“. Eine reiche, kinderlose Dame wünscht von einer Arbeiterfamilie auf dem Lande ein kleines Kind zu adoptieren. Stolz verweigert es ihr die Mutter, die ihr Kind nicht verkaufen will. Bei der Nachbarsfamilie findet die Dame mehr Gehör; die Mutter tritt ihr ein Kind ab. Von den Nachbarn wird letztere deshalb verurteilt und verachtet, aber bald im Stillen beneidet, da sie von der Dame reichlich mit Geld unterstützt wird, während die andere Familie darben muss. So entsteht Verbitterung zwischen den einst befreundeten Nachbarn. Als nun gar der Adoptivsohn, nach erlangter Volljährigkeit seine Eltern auf dem Lande besucht, da erregt der gebildete, glückliche junge Mann ganz besonders den Neid des Sohnes der Nachbarfamilie, der selbst an jener Stelle hätte sein können, wenn seine Mutter nicht so stolz gewesen wäre, und der nun arm und ungebildet geblieben ist. Er macht seinen Eltern deshalb die bittersten Vorwürfe, dafür, dass sie ihn zu sehr geliebt haben, um sich von ihm zu trennen, und verlässt sie in ihrem Alter.

„Bel ami“ (Roman) ist die Geschichte eines Emporkömmlings durch die Gunst der Frauen. Dieselben verlieben sich alle blindlings in den schönen Mann, der sie in kühler Berechnung zur Förderung seiner egoistischen Pläne ausnutzt, um sie fallen zu lassen, sobald sie ihm hiezu nicht mehr dienlich sind. Er endet seine Carrière, die er als Bettler beinahe auf dem Pariser Trottoir begann, als Millionenerbe und Schwiegersohn eines jüdischen Nabobs. In diesem Roman wird auch der französische Journalismus blutig gegeisselt.

Ausnahmsweise kann M. auch einfach und platt pornographisch sein, so in „Le Crime du Père Boniface“ und eigentlich auch in „Rose“.

Man darf, wie schon gesagt, nicht vergessen, dass M. ein später geisteskrank gewordener Psychopath war.

Die folgenden Fälle beziehen sich auf die Pathologie des Sexualtriebes

„Fou?“ Ein ziemlich leidenschaftliches, etwas perverses Weib erkaltet in ihren Gefühlen ihrem Manne gegenüber, der noch immer glühend nach ihr verlangt, obwohl er sie im Grunde eher hasst. Sie macht nun täglich lange Ausritte und scheint in einer Art erotischen Zärtlichkeit für ihr Pferd Ersatz für die verlorene Zuneigung zu ihrem Manne gefunden zu haben. Dieser wird rasend eifersüchtig auf den Gaul, der seinerseits Zeichen von Eifersucht ihm gegenüber an den Tag legt. Schliesslich lauert er seinem Weib auf einem ihrer Ausritte auf, erschiesst das Pferd und als sie ihn dafür mit der Reitpeitsche gezüchtigt, auch die Frau. „Sagen Sie mir, ob ich verrückt bin?“ fragt er am Schluss der Geschichte.

„Un fou.“ Ein sadistischer Kriminalrichter begeht mehrere raffinierte Morde und gerät in Ekstase beim Anblick des Blutes seiner Opfer. Nach einem seiner Morde fällt der Verdacht auf den unschuldigen Neffen des Getöteten. Der Mörder selbst sitzt über ihn zu Gericht und veranlasst seine Verurteilung. Er wohnt mit Wollust der Hinrichtung durch die Guillotine bei und stirbt später in hohen Ehren. Sein Tagebuch, das nach dem Tode gefunden wird, enthält die Geschichte seines Seelenzustandes und seiner Verbrechen.

„La Femme de Paul“ ist die Schilderung der homosexuellen Liebe einer Gruppe von Cocotten. Es entsteht daraus ein tragischer Konflikt, indem

ein junger gebildeter Mann sich in ein solches, im übrigen dummes und rohes Mädchen ganz sinnlos verliebt. Ueber ihre Gefühllosigkeit, vor allem aber über ihr Verhältnis zu einer älteren dicken Tribade im höchsten Grade unglücklich, aber unfähig, sich loszureissen, folgt er seiner Maitresse nach, als sie zu ihrer Geliebten geht und schliesslich mit ihr verschwindet. Es gelingt ihm, die beiden im Gebüsch bei einer lesbischen Szene zu überraschen und in seiner Verzweiflung ertränkt er sich. Seine Maitresse jedoch wird über den Unglücksfall durch ihre Freundin bald getröstet.

„Un Cas de Divorce" schildert den Gerichtsfall eines jungen Psychopathen, für den die Augen eines schönen Mädchens buchstäblich zum Fetisch werden, in den er sich verliebt. Er heiratet sie, vergöttert sie am Anfang, wird aber bald nachlässig und so grob, dass auf Ehescheidung geklagt wird. Man entdeckt sein Tagebuch, aus welchem sich seine fortschreitende geistig-sexuelle Entartung ergiebt. Ein geringer Mundgeruch aus Anlass eines kurzen Fiebers hatte genügt, um ihm vor seiner Frau vollständig Ekel einzuflössen. Dafür verliebt er sich nun in Blumen und in deren Parfum, die ihm jetzt die weiblichen Augen ersetzen, legt sich Treibhäuser an und bekommt allmählig einen förmlichen Sexualtrieb, besonders für Orchideen. Es handelt sich um einen Fall von mit Geistesstörung verbundenem sexuellem Fetischismus.

Ich habe bis jetzt in der reichhaltigen Sammlung sexueller Motive und Konflikte bei Maupassant einen Fall vermisst, nämlich denjenigen, wo ein Mann sich zu gleicher Zeit in zwei oder mehrere Frauen innig verliebt, ohne dass eine sein Herz allein ganz einnimmt. Der Fall kommt entschieden nicht selten vor, und es ist auch nicht ausgeschlossen, dass gewisse, besonders hysterische Frauen mehrere Männer zugleich lieben können.

Die vorstehende, trockene und mangelhafte Analyse einer Anzahl von M. künstlerisch behandelter Themata soll nur dazu dienen, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände seiner sexuell-psychologischen Studien anzudeuten. Um die Wahrheit und Feinheit seiner Schilderungen zu erfassen, muss man sie selbstverständlich im Original lesen. Dieselben sind meist ebenso kurz, wie packend und von höchster Formvollendung. Im Vorwort (Le Roman) zu Pierre et Jean entwickelt M. in treffender Weise die Art, wie er die Kunst versteht. Hier kann man ihm nur zustimmen und ich empfehle Jedem dieses Buch.

Anderseits wollen wir uns wohl hüten, unsern Lesern zu empfehlen, die sexuelle Frage mit den Augen M.'s zu betrachten. Der unter dem oft frivolen Ton des Dichters sich versteckende bittere Weltschmerz soll für denjenigen, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, im Gegenteil eine warnende Stimme sein. Der Pessimismus M.'s, die Art, wie er die verstecktesten Winkel der menschlichen Seele und ihres Empfindens unbarmherzig durchleuchtet, sollte bei seinen Lesern die gesunde, wenn auch Uebelkeit erregende Nachwirkung einer bittersüssen Arzenei haben. Gewiss ist die Wirklichkeit im menschlichen Geschlechtsleben oft genug tragisch, bitter, roh oder gemein. Doch kann das für den aufgeklärten Optimisten nur ein Grund mehr sein, unermüdlich auch dessen Lichtseiten zu betonen und diesen in unverdrossenem Kampfe immer mehr zum Uebergewicht zu verhelfen. Ferner soll man nicht vergessen, dass M., wie jeder Dichter, um stärker zu wirken und schärfer zu demonstrieren, Situationen bevorzugt, die zu einer besonderen Spannung und Zuspitzung sich eignen und darum nicht alltäglich sind, dass er ferner Seelen-

zustände zu schildern liebt, die, wenigstens der Intensität nach, gleichfalls aus den Bahnen des Gewöhnlichen heraustreten und dass infolgedessen Konflikte bei ihm leicht zu Katastrophen werden, die im Alltagsleben der Wirklichkeit meist einen viel weniger stürmischen Verlauf durchmachen und oft eine ganz banale Lösung finden. Mit einem Wort, das gewöhnliche Liebes- und Eheleben spielt sich viel ruhiger, gleichmässiger und gleichgültiger ab. Doch kann man überall darin Anklänge an M.'s psychologische Schilderungen finden. Ein Detailzug kommt nach meiner Beobachtung viel öfter in der Wirklichkeit vor, als man nach den M.'schen Schilderungen vermuten möchte, nämlich die Roheit, mit der besonders der untreu gewordene, egoistische Mann, aber auch das nicht mehr liebende, egoistische Weib seine betrogene Ehehälfte behandelt (s. Monsieur Parent). Wir haben dieses besprochen; es ist, wie wenn der schuldige Teil die Vorwürfe seines schlechten, wenn überhaupt vorhandenen Gewissens an dem störenden Unschuldigen rächen und ihm seine Abneigung und seinen Hass durch tägliche Qualen fühlen lassen müsste. Da der gewissenlose und dazu reizbare krasse Egoist häufiger ist, als der gute Mensch, ist diese Reaktion die gewöhnlichste. Beim guten Menschen führen die Gewissensbisse zu guten Taten dem von ihm Betrogenen gegenüber, wie er auch sehr gewöhnlich, bei unerlaubter Verliebtheit den Geliebten glücklich zu verheiraten sucht. Beim reinen Egoisten wird das Gewissen durch die Furcht vor der Entdeckung, und durch den Aerger über das, was sich seiner Begierde entgegenstellt, ersetzt.

Soviel über die ethische Seite des Werkes M.'s. Wer bei ihm nur Erotismus oder gar Pornographie sieht, versteht ihn nicht und soll ihn besser nicht lesen. Dass in den Werken M.'s eine gewisse Frivolität nicht fehlt, haben wir übrigens betont.

VIII. André Couvreur: La Graine.

(Paris, Plon 1903.)

Der Verfasser ist Arzt. Sein Buch ist eine soziale These, und zwar die These der menschlichen Zuchtwahl. Obwohl mit grossem Talent und sehr spannend geschrieben, hat dieses Buch, vom rein künstlerischen Standpunkt aus, den grossen Fehler aller solcher Tendenzwerke. Die absichtsvolle Häufung der Ereignisse und die didaktische Sprache der Personen lassen überall die Tendenz zu stark hervortreten. Doch für uns, die wir hier nicht in erster Linie nach Kunst verlangen, sondern auf Grund von Erkenntnissen ein soziales Ideal suchen, ist Couvreurs Werk eine kühne soziale Tat. In einem ereignisreichen Roman hat er das grosse sexuelle Problem der Verbesserung unserer Nachkommen durch die Zuchtwahl und die Hindernisse, denen sie in unserem heutigen Leben begegnet, in so packender, dramatisch wirksamer Weise geschildert, dass er jeden zu tiefem Nachdenken anregen muss. Kommt auch in der Wirklichkeit in einer einzigen Familie und ihrem Bekanntenkreis eine solche Häufung von Dramen, die auf unglücklicher Vererbung u. dergl. beruhen, in so kurzer Zeit kaum vor, so genügt es, dieselben auf etwas mehr Raum und Zeit zu verteilen, um durchaus wahre Bilder von Zuständen zu erkennen, die unser heutiges Geschlecht überall infizieren und unglücklich beeinflussen. Der Held des Buches „Claude“ ist ein unglücklicher, ethisch hochstehender

Schwindsüchtiger, der in der Erkenntnis seiner Unfähigkeit, eine gesunde Familie zu erzeugen, seine Braut, sein Leben und sein Vermögen seinem besten Freunde und der Menschheit opfert. Daneben aber werden bei anderen Personen die mannigfaltigsten verhängnisvollen Folgen der Vererbung, der Blastophthorie, der Ausschweifungen, der Syphilis, der sexuellen Psychopathie, und, nicht zu vergessen, des Schwindels und der Dummheit auf sexuellem Gebiet geschildert. Spritzenkind und Tribade fehlen nicht. Eine kinderlose, durch Kastration ohne ihren Willen völlig steril gewordene Ehefrau veranlasst selbst ihren Mann, mit einem gesunden Bauernmädchen ein Kind zu erzeugen.

Eine Detailanalyse würde uns zu weit führen. Wir empfehlen aber dringend dieses Buch der Lektüre und dem Nachdenken; es ist ein ethisch hochstehendes Werk und die für uns unwesentlichen Fehler seiner Kunstform werden dadurch mehr als wett gemacht.

Der gleiche Autor hat in „La Source Fatale“ in ebenso dramatischer Weise die sozialen Verheerungen des Alkohols geschildert. Seine Werke haben überhaupt eine ethische soziale Tendenz, bei welcher freilich der erotische Zug, wie bei Maupassant, wohl etwas zu stark, und noch mehr als bei ihm hervortritt.

IX. Brieux: Les Avariés.

(Drama in 3 Akten, Paris, Stock.)

Wir haben dieses Werk im Kapitel VIII bei Anlass der venerischen Krankheiten erwähnt. Auch hier handelt es sich um eine soziale These, nämlich um die Gefahren und Folgen der venerischen Krankheiten in der Familie und in der Gesellschaft. Nichts kann die Beschränktheit der Behörden und die blöde Macht des Vorurteils besser illustrieren, als die Tatsache, dass in Frankreich die Aufführung dieses Dramas verboten wurde. Glücklicherweise hat gerade das Verbot zu seiner Verbreitung beigetragen. Man erlaubt alle möglichen unsittlichen, schlüpfrigen Stücke, die das Laster begehrenswert erscheinen lassen und die Menschen zu Tausenden ins Verderben locken. Wenn aber einmal ein Werk erscheint, das unverblümt vor den grössten sozialen Gefahren warnt und dieselben in ihrer abscheulichen Nacktheit schildert, kommen Polizei und Regierung und verbieten es — „aus sittlicher Entrüstung“!

Es handelt sich um einen Syphilitiker, der dem Arzt nicht gehorchen will und heiratet. Hier sieht man den Kampf zwischen Pflicht einerseits und Geldsucht, Standesvorurteil und Erotismus anderseits in einer Weise geschildert, die leider nur zu sehr der täglichen Wirklichkeit entspricht. Auch dieses Werk sei bestens empfohlen.

Als Illustration zu Brieux' „Avariés“ möchte ich folgenden Fall aus Schallmayer (Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Band II, No. 10, Leipzig 1904 bei J. Ambrosius Barth) erwähnen:

„Ich behandelte einen jungen Mann an Syphilis, gleichzeitig mit seiner Maitresse, die er syphilitisch infiziert hatte. Noch während er in meiner erstmaligen Behandlung stand, eröffnete er mir eines Tages, dass er sich verlobt habe und schon sehr bald heiraten werde. Ich hielt ihm entgegen, was er ohnehin wusste, dass er dann mit Sicherheit seine Frau ebenso infizieren werde, wie zuvor seine Maitresse. Seine Erwiderung lautete, er könne mit Rücksicht auf seine finanziellen Verhältnisse auf diese Heirat nicht verzichten und sie

auch nicht verschieben. Ich wies ihm schliesslich die Türe. Das hielt ihn aber nicht ab, seinen Vorsatz auszuführen, und ein halbes Jahr später, als bei seiner Frau syphilitische Erscheinungen auftraten, meine ärztliche Hülfe wieder zu verlangen. — Bei solchen Personen wird jede Aufklärung offenbar unwirksam sein."

Man kann die sonstigen Ausführungen Schallmayers nur begrüssen. Trotzdem wird hier, wie wir ausführten, Belehrung mehr als Gesetze nützen. Immerhin sollte jeder vernünftige Mensch, bevor er sich mit einem anderen ehelich oder ausserehelich geschlechtlich einlässt, eine ärztliche Untersuchung beider Teile, wenigstens auf venerische Krankheiten, fordern. Dieses ist zwar, wie wir sahen, bei der Bordellpromiscuität eine unmögliche Forderung. Umso dringender zu empfehlen und auch durchführbar ist sie dagegen bei einer auf bestimmte längere Zeit geschlossenen geschlechtlichen Verbindung, möge sie Ehe, Konkubinat oder freie Liebe heissen. Einer solchen Forderung kann sich kein intakter vernünftiger Mensch widersetzen, denn eine Weigerung kommt einem Geständnis ausserordentlich nahe. Man braucht nur durch den Usus diese Mode zum selbstverständlichen Ehrengesetz sexueller Verbindungen zu machen; ein solcher Ehrenkodex hätte sicher mehr Existenzberechtigung, als das Duell.

X. Charles Albert: Die freie Liebe

(Aus dem Französischen übersetzt von Therese Schlesinger-Eckstein, Leipzig, Verlag Max Spohr, 1901)

und

Le Dr. Queyrat: La Démoralisation de l'Idée sexuelle.

(Paris, G. Rueff, 1902.)

Ich möchte diese zwei kleinen Schriften, die ganz im neueren reformatorischen Sinne geschrieben sind, noch bestens empfehlen. Sie zeigen, wie man allmählig immer mehr anfängt, einzusehen, dass die bisherigen Bahnen, die man in der sexuellen Frage einschlug, unrichtig waren. Namentlich Queyrat stellt Forderungen auf, die den unsrigen sehr ähnlich sind. Er zitiert einen recht charakteristischen Satz des alten Klassikers Montesquieu, der die Menschenseele recht gut kannte. Dieser Satz scheint zu beweisen, dass unsere Forderungen freierer Ehe sich bereits früher einigermassen erprobt hatten, obwohl wir Montesquieu für seine Behauptung die Verantwortung lassen müssen. In seiner altfranzösischen Orthographie lautet der Spruch wie folgt:

„Ce qui tint les mariages à Rome si longtemps en honneur et sûreté, feut la liberté de les rompre qui voudrait; ils gardaient mieulx leurs femmes d'autant qu'ils les pouvaient perdre; et, en pleine licence du divorce, il se passa cinq cents ans et plus, avant que nul s'en servist."

Auf eine Detailanalyse der beiden Schriften gehe ich nicht ein, um Wiederholungen zu vermeiden.

Pro Memoria erwähne ich noch hier das bekannte Buch von Paolo Mantegazza: „Die Physiologie der Liebe". Nach teilweise überschwenglichen und schöngeschriebenen Dityramben über die Liebe, macht sich der Autor zum warmen Anwalt der reglementierten Prostitution mit denselben Sophismen, die wir schon zur Genüge widerlegt haben.

XI. G. Vacher de Lapouge, Professeur à Montpellier.
Les sélections sociales (Paris, A. Fontemoing 1896).

Dieses Buch kommt mir noch während des Druckes meiner Arbeit zur Kenntnis. Lapouge studiert die darwinistische Zuchtwahl in allen Zweigen der Kultur und kommt zu einem sehr pessimistischen Ergebnis. Er bezeichnet den Glauben, dass das Gehirn unter der Wirkung der Kultur sich vergrössere, wie auch wir, als eine schwere Selbsttäuschung und als ein Vorurteil.

Hier muss ich jedoch das, auch während des Druckes dieses Buches, im Kapitel VII nachträglich kurz erwähnte Werk Semons über die Mneme gegen Lapouge und gegen meine eigenen bisherigen, auch wenig optimistischen Anschauungen einigermassen berücksichtigen. Wenn Semon recht hat, und er dürfte recht haben, wäre die direkte Wirkung der Gehirnarbeit auf die evolutive Gehirnerhöhung resp. Gehirnverbesserung nicht als Null zu betrachten. Freilich darf man diese Wirkung ja nicht überschätzen, denn es wäre ein schwerer Fehler. Sie ist unter allen Umständen nur eine infinitesimale und ungeheuer langsame. Darüber lassen die Tatsachen keinen Zweifel. Die Wirkung der Kreuzungen und der schlechten Zuchtwahl, wie sie durch alkoholische Blastophthorie, Kriege, Religion, Geld, Medizin etc. bewerkstelligt wird, ist eine ungemein viel intensivere und raschere. Die enorm langsam aufsteigende Kurve einer hereditären mnemischen Engraphie der geistigen Arbeit könnte nur, und erst nach Jahrhunderten, einigermassen zur Geltung kommen, wenn unsere Kultur jetzt schon ohne Zögern eine durchgreifende Aenderung der genannten Faktoren im Sinne einer energischen menschlichen Zuchtwahl Hand anlegen würde.

Es würde uns zu weit und zu Wiederholungen führen, wollten wir das Buch Lapouges analysieren. Er schliesst wie folgt:

„Die ganze soziale Evolution wird durch Zuchtwahl beherrscht. Die „ethnischen Elemente vermehren sich oder werden beseitigt je nach ihrer Ge„hirnbeschaffenheit (Gehirnorganisation). Die Ereignisse erzeugen Zucht„wahlbewegungen und die Zuchtwahl erzeugt historische Er„eignisse. Je höher die Kultur, desto schlechter wird die „soziale Zuchtwahl, und je rascher der Fortschritt, desto „rascher die Abnutzung. Für die begabtesten Rassen und für die ganze „Menschheit naht die Periode des Stillstandes und des Rückschrittes. Die „systematische Zuchtwahl scheint das einzige Mittel zu bilden, um einer bal„digen Mediokratie und einem endgültigen Zerfall zu entgehen. So schwer „sie praktisch durchzuführen ist, darf sie nicht als unmöglich betrachtet wer„den. Man darf sich nicht zu sehr durch die Hindernisse stören lassen, die „ihr die augenblicklichen Gedanken entgegenstellen. In der Zukunft, eventuell „bei anders denkenden Rassen, werden diese Hindernisse ganz oder teilweise „verschwinden. Es könnten sich dann für die Menschheit neue Horizonte er„öffnen, von welchen wir noch keinen Begriff haben. Ueberschätzen wir uns „jedoch nicht; ist der Mensch eine werdende Gottheit, so ist dieselbe sterb„lich, und so wenig wir den Zukunftsfortschritt jetzt schon ermessen können, „so sicher ist sein Ende vorauszusagen. Wenn die Sonne aufgehört haben „wird, die Mutter Erde zu befruchten, wird die Stunde geschlagen haben und „wird der Tod den letzten Genius der von der Materie bezwungenen univer„sellen Wissenschaft zerstören."

Ich verweise auf das Original dieses sehr interessanten Buches. Wenn ich auch mit dem Schluss Lapouges übereinstimme, kann ich nicht verhehlen. dass im Detail viele oberflächliche und irrtümliche Ausführungen darin enthalten sind. So verkennt z. B. der Autor den wahren Wert des Alkoholismus und der Blastophthorie in der Zuchtwahl. Dagegen ist das Buch sehr anregend und ideenreich.

XII. Dr. Wilhelm Schallmayer: Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker.

(Jena 1903, Gustav Fischer.)

Es ist unmöglich, hier in eine nähere Analyse dieser vorzüglichen Schrift einzutreten, welche einem dringenden Bedürfnis entspricht und die grösste Verbreitung verdient. Schallmayer steht ganz auf dem Boden der Evolution und vertritt unter Zuziehung eines grossen Tatsachenmaterials wiederum den Standpunkt der menschlichen Zuchtwahl. Er hat ebenfalls die verderbliche Wirkung des Alkohols auf die Rasse erkannt.

Ich selbst hatte 1884 im Jahresbericht des Zürcher Hülfsvereins für Geisteskranke (Warum, wann und wie sperrt man Menschen in Irrenanstalten ein; Geistesstörung, Gesetz, Moral und Strafanstalten), sowie später unter anderem im Juli 1901 in der „Zukunft" (No. 40 und 41: Die Faktoren des Ich) die Frage der Ausmerzung der schlechten Keime und der menschlichen Zuchtwahl berührt. Diese Frage stellt sich entschieden immer mehr und immer dringender in den Vordergrund, seit Darwin ihre Voraussetzung der Menschheit zum Bewusstsein gebracht hat.

Es ist im hohen Grade erfreulich, dass derartige Werke jetzt entstehen. Wir hoffen, dass es ihnen allmählig gelingen wird, die menschliche Zuchtwahlfrage auf die ständige Tagesordnung der massgebenden Kreise unserer Kulturstaaten stellen zu lassen und dadurch einer praktischen Lösung näher zu bringen

Mit Rüdin muss man freilich dem Autor einige Detaileinwände machen. Es ist jedenfalls missverständlich, wie Schallmayer zu behaupten, „dass innerhalb einer jeden menschlichen Rasse die individuellen Variationen sogar stärker von einander abweichen, als durchschnittliche Individuen der zwei verschiedensten Menschenrassen von einander verschieden sind." Freilich ist ein deutscher Zwerg und Kretin von einem Genie wie Goethe, infolge seiner pathologischen Aberration, in gewissen Hinsichten viel „verschiedener", als z. B. ein Durchschnittsdeutscher von einem Durchschnittsneger. Man darf aber diese Art der Verschiedenheit nicht mit den Rassenverschiedenheiten zusammenbringen. Aus Durchschnittsnegern *kann* überhaupt heute niemals ein Durchschnittsdeutscher entstehen, während aus Durchschnittsdeutschen gelegentlich ein Goethe oder ein zwerghafter Kretin entstehen kann. Daraus allein zeigt sich, wo die *tiefere Art* des Unterschiedes liegt.

Es seien noch der letzte Aufsatz Schallmayers „Die soziologische Bedeutung des Nachwuchses der Begabten und die psychische Vererbung" im „Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie" (Berlin SW 12), sowie dieses wichtige Archiv selbst dringend empfohlen.

Bei Gelegenheit der Besprechung des Werkes Schallmayers verweise ich auf meine eigene Arbeit „*Human perfectibility in the Light of Evo-*

lution" in „The International Monthly, Burlington, Vermont (Leipzig, Stechert), August 1901". In dieser Arbeit habe ich betont, wie nötig es ist, die evolutive von der traditionellen und enzyklopädischen (das heisst von der durch die Kultur individuell erworbenen) Vervollkommnungsfähigkeit der Menschen zu unterscheiden.

XIII. Richard Thurnwald: Stadt und Land im Lebensprozess der Rasse.

(Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Berlin, November 1904.)

Als letztes Dokument will ich nach dieser schon zu langen Analyse verschiedener einschlägigen Werke das nichts weniger als erfreuliche Ergebnis der letzten Studie Thurnwalds zitieren. Dasselbe klingt recht trüb und finster, spricht mir aber ganz aus der Seele, denn es stimmt mit allen meinen Lebenserfahrungen und -Gedanken überein. Immerhin lässt es die einzige Rettungsmöglichkeit für die Zukunft unserer Kultur durchblicken, und der Leser wird leicht erkennen, dass dieselbe sich mit unseren Forderungen vollständig deckt:

„Die bunt verwobenen Faktoren, ihre Verschiebungen und Bedingtheiten, aus denen sich die grossen resultierenden Linien zusammensetzen, geben uns heute noch mehr Fragen zu stellen und Probleme zu lösen auf, als die Möglichkeit zu bestimmten Antworten. Und eine unvermeidliche Fehlerquote in dieser Skizze bildet u. a. die Kombination von Erhebungen aus verschiedenen Ländern und Gegenden. Allein nur so war es möglich, den Umgebungsfaktor „Stadt" nach seinen festeren und flüssigeren Elementen zu sondern und, ohne „Bevölkerungsgesetze" aufstellen zu wollen, doch Einblick in Mass und Grad von Bedingtheiten und Abhängigkeiten des Absterbens, der Fortpflanzung, der Volksverschiebungen und Qualitätsänderungen zu gewinnen. Dennoch bleibt als Eindruck dieser Untersuchungen, dass nur wenige vollen Gewinn aus der Kultur ziehen, als deren Träger doch die oberen städtischen Schichten in erster Linie angesehen werden müssen. Wie die geistige Tätigkeit den Stoffwechsel herabsetzt, so scheint bei den vornehmlich geistig tätigen oberen Schichten der städtischen Bevölkerung auch der Lebensrhythmus verlangsamt, und während hier die Kultur das Leben des Einzelnen zwar farbenprächtiger und reicher zu gestalten vermag, scheinen die Kulturblüten doch arm an Samen in ihrem Feuer sich aufzuzehren.*) (Man denke auch an die alten Tempel, das Cölibat im Klosterleben u. dgl.) Während nun diese Kulturschichten einer Aufsaugung entgegenzugehen scheinen, breiten sich die unteren vernachlässigt heranwachsenden Schichten mehr und mehr aus und mit ihnen physische und psychische Uebel. Während im Vergleich gegen das Land die Bedeutung der wirtschaftlichen Stellung der Stadtbevölkerung überhaupt, des intensiven Erwerbslebens, mit ganzer Wucht hervortritt, sieht man, dass gerade mit durchschnittlichem wachsendem Wohlstand die Kinderzahl zurückgeht, ohne dass aber eine allgemeine qualitative Besserung zu erwarten wäre, und zwar sowohl wegen des Schichtenwechsels, wie auch wegen der Art der Auslese und Ausmerze, wie sie sich in der Stadt im Gegensatz zum Lande vollziehen. Die Städte aber besorgen die Siebung derer, die zur Leitung in

*) Diese und die folgenden gesperrten Stellen sind von uns gesperrt.

allen Zweigen der kulturellen Betätigung gelangen. Je schneller der Prozess der Verstadtlichung die Bevölkerung mit sich fortreisst, desto rascher müssen auch die angedeuteten Aenderungen sich einstellen. Ein Zurück in der Gesamtströmung dieser Entwicklung gibt es nicht. Wenn sich die Anzeichen zu einer Abwärtsbewegung von dem Höhepunkt der Kurve erst im Keime bei uns zeigen, so lehrt doch die tausendfache Erfahrung aus der geschichtlichen Betrachtung, dass die herrlichste Kultur zugrunde geht oder zu einer ruinenhaften hohlen Form heruntersinkt, wenn die Menschen ihre Spannkraft verloren oder dahingeschwunden sind, welche sie schufen und welche sie weiterzubilden noch imstande waren. Dem Leben der Städte scheint darin eine verhängnisvolle Rolle seit jeher beschieden gewesen zu sein. Allein es wird sich fragen, wie weit die Folgeerscheinungen des städtischen Lebens mit der kulturellen Entwicklung unabwendbar verknüpft sind, und wie weit es unserer Zeit gelingt, die Erkenntnis der Zusammenhänge kraft ihrer erhöhten Macht über die Natur nutzbringend zu verwerten. Der Massstab für die Blüte eines Gemeinwesens liegt in dem Zusammentreffen des Maximums ihrer wirtschaftlich-politischen und ihrer kulturellen Entwicklung mit der oben (S. 872) gekennzeichneten höchsten Rassenentfaltung. Nach diesem Massstab wird man auch das, was man mit dem vieldeutigen Wort „Fortschritt" bezeichnet, einzuschätzen haben. In der Tat verlaufen die Kurven ja gewöhnlich so, dass die Linie der Rassenentfaltung zuerst sich abwärts neigt; später fällt die ökonomisch-politische Linie; zuletzt erst neigt sich auch die kulturelle. Je längere Zeit eine physio-psychische Gruppe, also in Heiratsgemeinschaft stehende Familien und Geschlechter, Stämme oder Nationen mit gemeinsamen Kulturbesitz, imstande sind, die gedachten drei Maxima in harmonischer Weise auf der grösstmöglichen Höhe zu halten, eine um so stärkere kulturelle Lebenskraft, einen um so tüchtigeren Menschentyp werden sie darstellen. Jede Zeit und jedes Volk hat sich von neuem die Frage zu stellen, wenn sie auf einem Gipfel angelangt ist, ob oder doch wie lange sie mit ihren Machtmitteln gegen diese rassenfeindliche Seite der kulturellen Entwicklung, die in dem Gegensatz von Stadt und Land am meisten in die Augen springt, etwas auszurichten vermag, wie weit sie namentlich vermöge ihrer Erkenntnis der Zusammenhänge durch ihre soziale Organisation den Siebungsprozess, an den die kulturelle Zukunft geknüpft ist, zu beeinflussen versteht."

Schluss.

Bebel hat uns die soziale Seite der sexuellen Frage in seiner grellen Schilderung der gesellschaftlichen Stellung der Frau auseinandergesetzt; Ellen Key macht uns in genialer, echt weiblicher Intuition mit den Gefühlstönen der aufgeklärten modernen Frau angesichts der neuen Beleuchtung der sexuellen Frage durch die Wissenschaft bekannt; Maupassant gibt geniale Kunstbilder der modernen Liebe in ihren feinsten Nuancen mit allen ihren Schatten- und Lichtseiten; Couvreur bringt in drastischer Kunstform das Zukunftsproblem der menschlichen Zuchtwahl als Arzt und Psychologe zugleich zum Ausdruck, während Schallmayer und Thurnwald das Rassenproblem beleuchten und Bölsche

mit pikanten Schilderungen aus der Naturgeschichte der Liebe im Tier- und Menschenreich seine Leser amüsiert. Brieux zeigt uns im Drama die venerische Volksverseuchung mit ihren Folgen. Albert und Queyrat bringen die neue Richtung im allgemeinen zum Ausdruck. Charles Secrétan begründet in klassischer Weise die Rechte der Frau. Ruth Bré beweist deutlich, wie man durch schlechte Verteidigung einer guten Sache, trotz redlichstem Willen, ihr schadet, und die Irrlichter in Weiningers Morast sind ein warnendes Beispiel der Gefahr des modernen Pessimismus als infektiöser Keim und pathologischer Zug zugleich. Sie zeigen, wohin seine Anschauungen führen, oder vielmehr, aus welchen Quellen sie fliessen, denn sie sind in weit höherem Masse Folge, als Ursache des Uebels. Zugleich bestätigt Weininger wieder die bekannte Tatsache, dass geistige Störung mit hohem Talent und gewaltigem Wissen einhergehen kann. Einem gewissen Grad von Pessimismus können wir nur als Vorstufe oder Lehrgeld für einen gesunden Lebensoptimismus Berechtigung zuerkennen.

Ich habe es vorgezogen, einige Werke, die mir besonders wichtig erschienen, zu analysieren, anstatt die unendliche Literatur des Gegenstandes genauer zu verfolgen und zu zitieren. Insbesondere in dem Buch Ellen Key's „Ueber Liebe und Ehe" kann man am Schluss (Anmerkungen) eine grosse Zahl kurzer Literaturangaben finden, auf welche ich hier der Kürze wegen hinweise.

Mögen mir die Nichterwähnten, sowie meine Leser, meine Unterlassungssünden verzeihen.

Vom gleichen Verfasser:

Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen und einiger anderer Insekten. Mit einem Anhang: **Ueber die Eigentümlichkeiten des Geruchsinnes bei jenen Tieren.** Vorträge, gehalten den 13. August 1901 am V. Intern. Zoologen-Kongress zu Berlin. Mit 1 Tafel. 58 Seiten. gr. 8°. **Preis Mk. 1.50.**

Ueber die Zurechnungsfähigkeit des normalen Menschen. Ein Vortrag, gehalten in der Schweizerischen Gesellschaft für Ethische Kultur in Zürich 3. u. 4. Aufl. 1901. 25 S. gr. 8°. **Preis 80 Pfg.**

Der Hypnotismus und die suggestive Psychotherapie. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. 1902. 4. Aufl. **Preis Mk. 5.—.**

Hygiene der Nerven und des Geistes im gesunden und kranken Zustande. Stuttgart, Verlag von Ernst Heinrich Moritz. 1905. 2. Aufl. **Preis** broschiert **Mk. 2.50,** geb. **Mk. 3.—.**

Gehirn und Seele. (Vortrag.) 7. und 8. Aufl. Bonn, Verlag von Emil Strauss. 1902. **Preis Mk. 1.—.**

Die Errichtung von Trinkerasylen und deren Einfügung in die Gesetzgebung. Bremerhaven und Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken. 1892. **Preis 80 Pfg.**

Zur Frage der staatlichen Regulierung der Prostitution. (Aus Tages- und Lebensfragen, von Dr. W. Bode.) Bremerhaven und Leipzig, Verlag von Chr. G. Tienken. 1892. **Preis 50 Pfg.**

Die Trinksitten, ihre hygienische und soziale Bedeutung. Ihre Beziehungen zur akademischen Jugend. (Vortrag.) Basel, Verlag von Friedrich Reinhardt. **Preis 50 Pfg.** Billige Ausgabe 10 Pfg.

Alkohol und Geistesstörungen. (Vortrag.) Basel, Verlag von Friedrich Reinhardt. **Preis 50 Pfg.** Billige Ausgabe 10 Pfg.

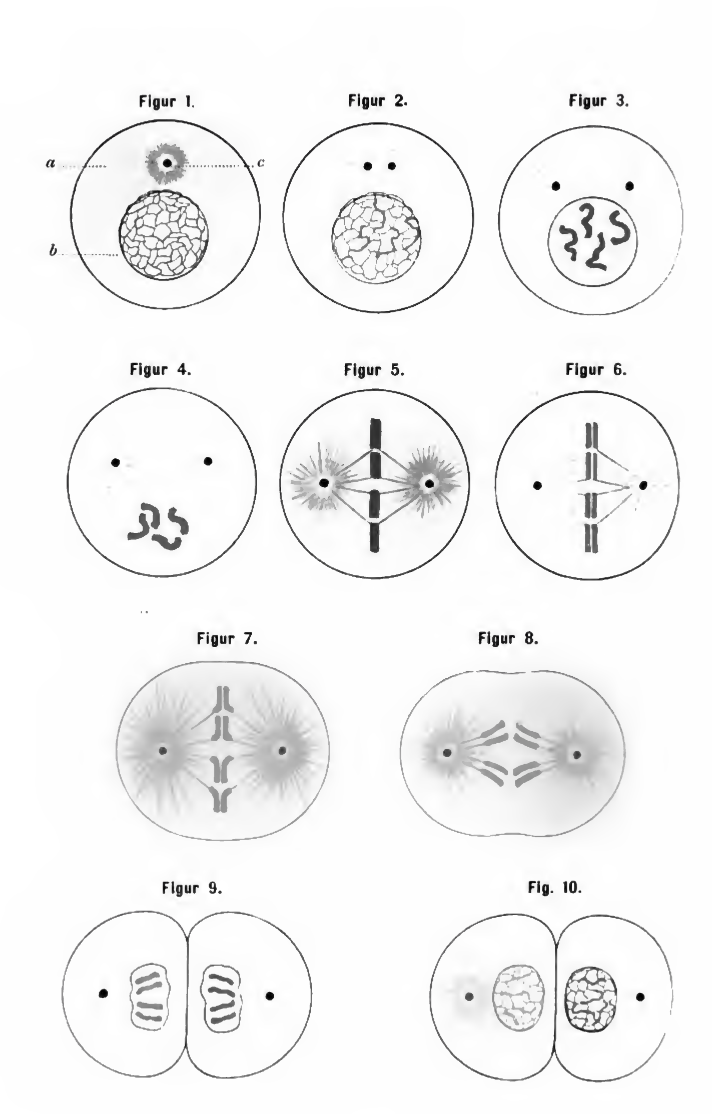
Der Mensch und die Narkose. (Vortrag.) Verlag der Schweizer. Grossloge I. O. G. T. (Gust. Zehnder, Lehrer, Birmenstorf, Aargau). 1903. **Preis 20 Cts.**

Der Guttemplerorden, ein sozialer Reformator. Verlag der Schweizer. Grossloge I. O. G. T. (Gust. Zehnder, Lehrer, Birmenstorf, Aargau). **Preis 20 Cts.**

Crime et anomalies mentales constitutionnelles. La plaie sociale des deséquilibrés à responsabilité diminuée (en collaboration avec le Prof. A. Mahaim). Genève, H. Kündig, Editeur, Corraterie, 11. 1902. **Preis Fr. 5.—.**

Morale hypothétique et morale humaine. (Conférence.) Lausanne, F. Payot et Co. 1903. **Preis 40 Cts.**

NB. Die obigen Schriften sind durch jede Buchhandlung zu beziehen oder, wo keine erreichbar ist, von der Verlagsbuchhandlung **Ernst Reinhardt in München,** Karlstrasse 4, die sie stets vorrätig hat.


Figur 1.
a
c
b
Figur 2.
Figur 3.
Figur 4.
Figur 5.
Figur 6.
Figur 7.
Figur 8.
Figur 9.
Fig. 10.

Figur 11.

B

g

d

f

e

A

a

b

c

Figur 12.

Figur 13.

Figur 14.

Figur 15.

Figur 16.

Figur 17.

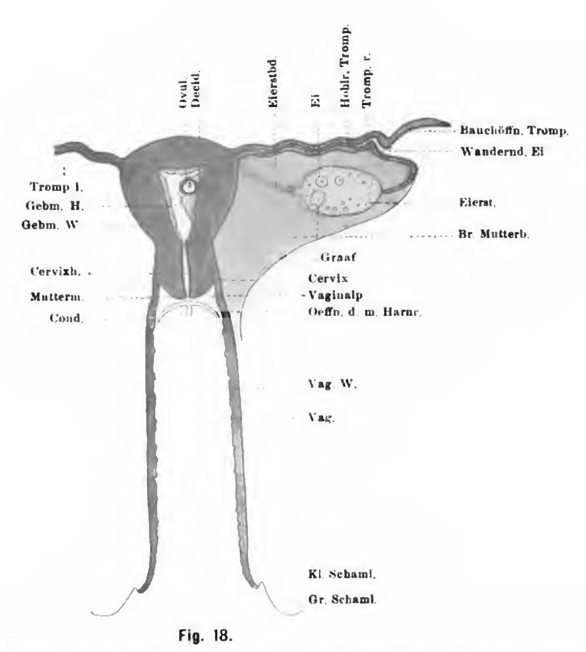


Fig. 18.

Schematischer senkrechter Durchschnitt ½ natürlicher Grösse von rechts nach links durch die weiblichen Geschlechtsorgane. Dieser Durchschnitt ist als idealer dünner Schnitt durch die Mitte aller Organe und ihrer mittleren Höhlungen gedacht, und zeigt zugleich die Lage eines kürzlich ausgestossenen und in der Wanderung begriffenen Eies, sowie diejenige eines bereits fixierten und vergrösserten, von der Decidua eingeschlossenen, befruchteten Eies in der Gebärmutterhöhle.

Eierst. Rechter Eierstock mit Eiern verschiedenen Reifungsgrades in ihren Graaf'schen Follikeln.
Eierstbd. Eierstockband.
Br. Mutterb Breites Mutterband
Ei. Reifendes Ei im Eierstock (in seinem Graaf'schen Follikel).
Graaf Leerer Graaf'scher Follikel kurz nach der Eiausstossung (gelber Körper).
Tromp. r. Die rechtsseitige Muttertrompete.
Tromp. l. Der Anfang der linksseitigen Muttertrompete.
Bauchöffn. Tromp. Durchschnitt durch die Bauchöffnung (Ende) der r. Muttertrompete.
Hohlr. Tromp. Hohlraum der r. Muttertrompete, von ihrer erweiterten Bauchöffnung bis zu ihrer haarfeinen Einmündung in die Gebärmutterhöhle.
Wandernd Ei. Ein kürzlich ausgestossenes wanderndes Ei.
Gebm. W. Die aus dichten glatten Muskeln bestehende Wand der Gebärmutter.
Gebm. H. Gebärmutterhöhle.
Decid. Membrana Decidua, ein wachsendes befruchtetes Ei umhüllend.
Ovul. Fixiertes, wachsendes, befruchtetes Ei (mit dem Beginn des Embryo's). Zur Vereinfachung ist dieses Ei auf der gleichen Figur mit dem wandernden Ei gezeichnet. Beide zugleich kommen in der Wirklichkeit kaum vor.
Cervix. Cervix der Gebärmutter.
Cervixh. Höhle des Cervix (Cervicalkanal).
Vaginalp. Vaginalportion der Gebärmutter.
Mutterm. Muttermund.
Vag. Scheidenhöhle.
Vag. W. Wand der Scheide.
Kl. Schaml. Kleine Schamlippen.
Gr. Schaml. Grosse Schamlippen.
Oeffn. d. m. Harnr. Bezeichnet die Lage der Oeffnung der männlichen Harnröhre bei der Ejaculation des Samens.
Cond. Entsprechende Lage des blinden Endes eines die Befruchtung hindernden Condoms.

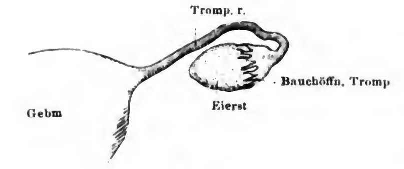


Fig. 19.

Schema der aktiven Anlegung der Bauchöffnung der Muttertrompete (rechts) an den Eierstock im Moment der Ausstossung des Eies. Bezeichnungen wie in Fig. 18.

Menschliches Ei in der zweiten Woche nach der Zeugung, fünf Mal vergrössert.

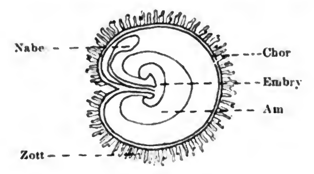


Fig. 20.

Chor = Chorion oder Eihüllen.
Zott = Zotten desselben.
Am = Amnion.
Embry = Embryo.
Nabe = Nabelblase oder Dottersack.

Embryo am Anfang der dritten Woche (vergrössert).

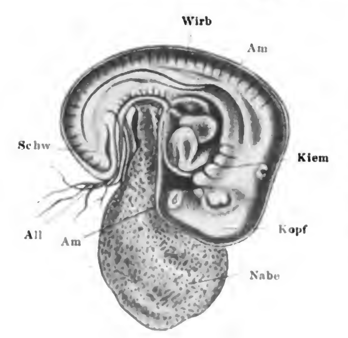


Fig. 21.

Kopf = Kopfende des Embryos.
Schw = Schwanzende des Embryos.
Wirb = Anlage der Wirbelsäule.
Kiem = Kiemenbögen.
Nabe = Nabelblase oder Dottersack.
Am = Amnion.
All = Allantois.

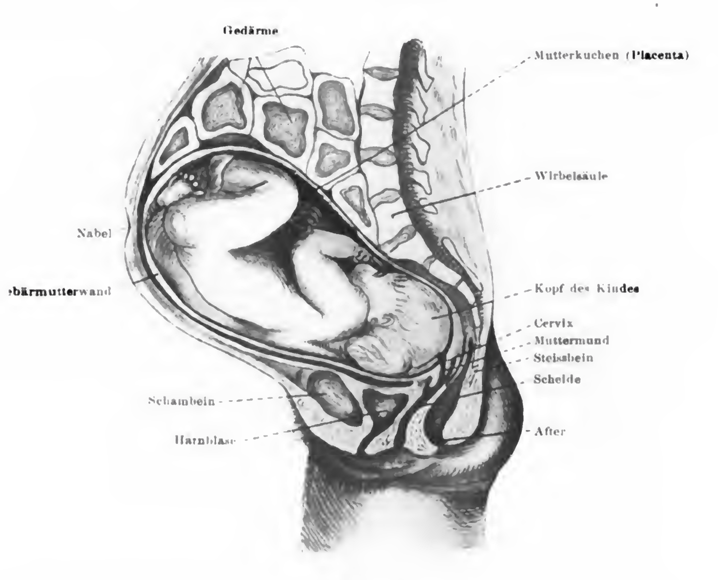


Fig. 22.

Schematischer Durchschnitt durch eine Erstgeschwängerte im letzten Schwangerschaftsmonat (nach K. Schrœder's Lehrbuch der Geburtshilfe).

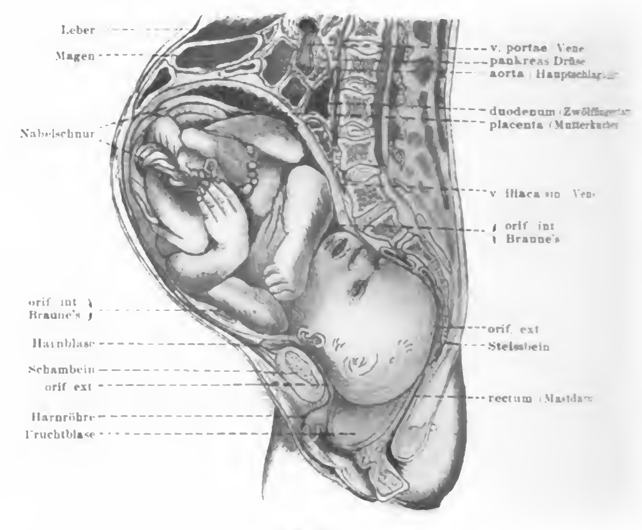


Fig. 23.

Durchschnitt durch die gefrorne Leiche einer Kreissenden während der Austreibungsperiode nach Braune und Schröder

(Unter Fruchtblase versteht man den von den Eihüllen gebildeten, mit Flüssigkeit gefüllten Sack, der das Kind umgibt.)

orif. ext. Muttermund (durch den Kopf des Kindes erweitert und verstrichen.)

orif. int. Braunes. Uebergangsstelle der Höhle des Cervix der Gebärmutter in die eigentliche Gebärmutterhöhle.


NAME
DATE DUE

